Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Kritische Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit

8.1782/1783(1783)

1783

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

736 p Phys
H. L.
23. 15.
B.a-3039(8.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1025698789/phys_0002
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Achter Band.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789/phys_0005
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1025698789/phys_0006
DFG

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Achten Bandes

Erstes Stück.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1782.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789/phys_0007
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1025698789/phys_0008
DFG



I.

Gespräche über natürliche Religion von David Hume; nach der zwoten Englischen Ausgabe. Nebst einem Gespräch über den Atheismus von Ernst Platner. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1781. 8. 396 Seiten.

Ueber das Semlerische sogenannte Magazin für die Religion haben wir im B. 6. St. 4. S. 591 unsre Gedanken gesagt. Eine Nachahmung desselben scheint Hr. E. Platner (Doctor und Professor zu Leipzig) mit diesem Werkgen angefangen zu haben. Die Humischen Gespräche über natürliche Religion zwecken, wo möglich, auf Beförderung des Atheismus ab. Das ist kein lieblos ausgeklaubtes Urtheil, sondern klare Sache. Hr. Pl. ist es so wenig in Abrede, daß er eben deswegen sein beygefügtes Gespräch, darinn der Humische Scepticismus über das Daseyn Gottes widerlegt werden soll, vom Atheismus betitelt hat. Wie kam er aber dazu, diese Humischen Gespräche ins teutsche Publikum zu

bringen? Er sagt in einem kurzen Vorbericht, das Original sey ihm durch eine unbekannte Hand, und so viel er aus dem Postgelde urtheilen könne, von einem nicht nahen Orte her, zugeschickt worden; und da er eingesehen habe, daß die Uebersetzung dieser trostlosen Schrift nicht unterbleiben würde, so habe er gewünscht, die teutsche Ausgabe doch wenigstens mit einigen Anmerkungen begleitet zu sehen — sich dann entschlossen, statt Anmerkungen, ein Gespräch über den Atheismus beyzufügen. Ist das erste nun wahr, so muß die unbekannte Hand ein besonderes Zutrauen zu Hrn. P. gehabt haben; und da sie sich nicht so gar betrogen hat, so könnte nun manche andere unbekannte Hand sich dadurch verleiten lassen, mehr solch trostloses Zeug zuzubereiten oder aus dem Nachlaß der Englischen Freygeister für Teutschland aufzusuchen, und Hrn. P. zum Geburtshelfer zu bestellen, da sie sonst etwa keinen Rath wüßte, ihre faulen Producte und Habseligkeiten ins Publikum abzusetzen. Dazu kommt, wie wir sehen werden, daß das Platnerische Gespräch über den Atheismus nicht eben sonderliche Gründe zur Bestreitung des skeptisirenden Atheismus darreicht. Auch konnte die unbekannte Hand von diesem Philosophen nicht viel befürchten, weil derselbe in seinen **Philosophischen Aphorismen**, die doch statt aller Logik und Metaphysik wenigstens seinen Zuhörern dienen sollen, sich nicht einmal bemühet hat, die Wirklichkeit Gottes zu beweisen.

Hume erzählt eigentlich, und zwar in zwölf Abtheilungen bis S. 254., eine Unterredung, welche Philo, Kleanth und Demea gehalten haben sollen. Philo ist seine Hauptperson, die durch allerley elende Sophistereyen und Machtsprüche alles, und vor allem die Wirklichkeit Gottes ungewiß zu machen sucht. Kleanth und Demea sind jämmerliche Theologen, wie sie seyn müssen, damit Philo den Preis davon trage. Dies mag Hrn. Pl. vornehmlich gefreuet haben, da er am Ende seines Gesprächs gleichfalls einen Doctor Hilarius aufs Theater gebracht hat, wie er vielleicht mehrere zu Katheder bringt, um dem Vortrage zu Zeiten einen höhern Schwung zu geben. Wozu sollte es dienen, die dreusten Faseleyen des Humischen Philo hier zu beleuchten? Wir haben doch keine Leser, die in naher Gefahr stünden, Atheisten zu werden, und die Hauptsache davon wird nachher auch Hr. Pl. beybringen. Doch wenigstens etwas, wie vorläufig, aus diesem bis zur Verwunderung leichtsinnigen und in Wahrheit niederträchtigen Gemenge. Philo beschuldigt uns des Anthropomorphismus, weil wir die Welt von einer wirkenden Ursache herleiten, die ähnlich nach Ideen und Absichten wirksam gewesen sey ꝛc., wie Menschen nach Ideen und Absichten künstliche Werke zu Stande bringen. Er meynt, wenn wir nach einer von der Welt verschiedenen Ursache der Welt fragen wollten, daß wir denn wieder nach der Ursache desjenigen Wesens fragen müßten, welches wir für den Schöpfer der Welt annehmen, oder nach der Ur-

sache der Idealwelt, auf welche wir die materielle zurückführten, die denn wieder, nach eben dem Grunde, auf eine andere Idealwelt, oder auf ein neues verständiges Wesen zurückgeführt werden mußte. Warum wir so weit giengen, wenn wir einmal stille stehen wollten? Warum wir nicht bey der materiellen Welt stehen blieben? Es sey besser, lieber gar nicht über die materielle Welt hinauszublicken. Das klingt denn in verständigen Ohren bey weitem schlechter, als wenn uns Rousseau mit den wilden Schweinen von Eicheln leben lassen wollte, damit unsre Gemächlichkeit nicht verloren gienge, da doch die Niedlichkeit und Behaglichkeit der Speisen für jeden Menschen nur bis auf ein gewisses wie weit und non plus ultra gebracht werden könne. „Wenn wir an„nehmen, sagt Philo, daß die Welt den Grund „ihrer Einrichtung in sich selbst enthält, so be„haupten wir in der That, daß sie die Gottheit „ist, und je geschwinder wir dies göttliche Wesen „finden, desto besser ist es.“ Das heißt doch wohl die Verleugnung der Vernunft für eine Kleinigkeit achten? Eben so leichtsinnig schließt er nachher, die Welt sey ein Thier, die Gottheit sey die Seele der Welt, die sie regieret und von ihr regieret werde. Ein Sceptiker bestreitet nur alle Gewißheit durch entgegengesetzte vermeynte Möglichkeiten, fragt also nichts danach, ob diese der Gewißheit entgegengesetzte seynsollende Möglichkeiten untereinander zusammenstimmen oder nicht. Philo also sagt auch weiter, wenn er verbunden wäre, irgend ein Lehrgebäude dieser

Art

Art zu vertheidigen, so halte er keines für so scheinbar, als das, welches der Welt eine ewige, innere Grundkraft der Ordnung zuschreibe, wenn diese gleich mit großen und immerwährenden Veränderungen verbunden sey. — Eben so fertig aber ist er, mit einiger Veränderung die Epikurische Vorstellung anzunehmen, ewige Bewegung der Materie, die endlich einmal von Ungefähr die gegenwärtige Einrichtung habe herbeyführen können. Doch hievon redet nachmals Hr. Platner. Insbesondere bestreitet Philo die moralischen Eigenschaften Gottes, nämlich die Gerechtigkeit, Güte, Barmherzigkeit, und, wie sie hier heißt, Tugendliebe — weil so viel Uebel in der Welt ist; und darüber wird gar von Kleanth sein edler Hang zum Widerspruch gelobt. Nichts bleibt vor seiner Bestreitung sicher, und er meistert mehr als skeptisch die ganze Einrichtung der Welt, so weit seine Augen auf Gottes Erdboden reichen. Es ist abscheulich, dies zweymal zu lesen — wie viel mehr, es zu übersetzen und herauszugeben? Bey dem allen sagt der Humische Philo S. 218. „daß ohngeachtet der Freyheit „seiner Unterredung und seiner Liebe zu besondern „Behauptungen, niemand ein innigeres Gefühl „für Religion in seiner Seele unterhalte, oder mit „tieferer Anbetung das göttliche Wesen verehre, „in wiefern es sich der Vernunft in den unerklär„baren Anlagen und kunstreichen Aeußerungen der „Natur entdecke — Zweck, Absicht und Plan „müsse überall auch dem sorglosesten Beobachter „und dem blödesten Denker in die Augen fallen;

„und niemand könne sich durch ungereimte Syste„me so verhärtet haben, diß zu aller Zeit zu leug„nen — Aber, fährt er fort, so groß meine Ver„ehrung für wahre Religion ist, so groß ist auch „mein Abscheu für gemeinen Aberglauben. Und „ich gestehe, daß ich in mir oft ein besonderes Ver„gnügen empfinde, dergleichen Grundsätze bald „bis zu Abgeschmacktheiten, bald bis zu gottlosen „Behauptungen zu treiben.“ Wenn es denn nun so unter einander hergehen dürfte (und noch nachher blickt immer wieder die Verachtung der Religion niederträchtig durch), so müßten wir schweigen, wenn mehrere unsrer Theologen und Philosophen, ob sie wohl keine Atheisten seyn wollen, nicht weniger krausbunt reden und schreiben, bald naturalistisch, bald christlich, in Einer Stunde und auf Einem Bogen. Hume darf nur auch dieser Gespräche wegen doch wenigstens als ein scharfsinniger Philosoph, der immer ein gutes Herz und edle Absichten gehabt habe, wie so viele andre verwirrte Autoren, in gewissen gelehrten Zeitungen, Journalen und Bibliotheken gerühmt werden, so kann er bald eine Menge Nachfolger finden.

Hr. Platner nennt die Humischen Gespräche trostlos, und hienach möchte mancher hoffen, desto mehr Trost in dem Platnerischen Gespräch zu finden. Dennoch haben wir sehr wenig gehofft, weil wir den Hrn. Verfasser aus seiner Anthropologie, (Krit. Samml. B. 2. St. 2. S. 249 —) und aus seinen Philosophischen Aphorismen (Ebend. B. 4. S. 590.) kennen, und

und haben auch wenig Trost in diesen Gesprächen gefunden. Ein anderer Gelehrter, der nicht mehr für die bey allen verständigen Menschen unbezweifelte Wirklichkeit Gottes wider den atheistischen Skepticismus zu sagen wüßte, würde lieber kein Publikum, auch keinen metaphysischen Hörsaal, darüber belehren wollen, und noch weniger die Humischen Gespräche unter das teutsche Volk hingeworfen haben. Lang genug ist das Platnerische Gespräch, da es von S. 259 angeht, und Hr. P. hat dabey, wie er in jenem Vorbericht sagt, die Nebenabsicht gehabt, seinen Zuhörern einige Hauptbegriffe, die in die natürliche Theologie einschlagen, deutlich aus einander zu setzen, vielleicht, weil er sich dazu in seinen Aphorismen zu wenig Gelegenheit gemacht hatte. Wir wollen sehen, was diese Zuhörer daraus lernen sollen. Es unterreden sich Theophil und Philaleth; der erstre ist Professor, aber auch Philaleth ist ein ehrwürdiger Mann, wie schon sein Name giebt. Sie reden erst ziemlich aphoristisch, wenn Gedankenstriche Aphorismen anzeigen; da aber das in die Länge nicht auszustehen wäre, so sprechen sie, wie andre Menschen, freylich aber zum Theil seraphische Weisheit. Theophil lehrt vor allem, daß der Skepticismus nur eine abwechselnde Laune des menschlichen Verstandes, nichts anders als eine besondre Richtung des philosophischen Genies, eine eigne Stimmung der Urtheilskräfte, eine Art von Gemüthsbewegung sey. Der Atheismus sey nichts anders — und wenn man nicht alles Figürliche in der menschlichen

Rede verwerfen wolle, so müsse man gestehen, daß es dem Sinne nach ganz einerley sey, ob ich sage: der Skepticismus ist eine Art von Gemüthsbewegung, oder ob ich sage: er entstehet aus einer gewissen Bewegung des Gemüths. Vorher war Philaleth sehr undankbar dagegen, daß Theophil sagte, der Skepticismus lasse sich nicht mit Gründen bestreiten — wenigstens nicht unmittelbar. Da derselbe aber nachher das Wort Grund nicht mehr so genau nehmen will, und sich vernehmen läßt, unter allen Gründen gegen den Skepticismus sey der stärkste der, welcher von seinem affectartigen Zustande hergenommen werden könne — so ist endlich Philaleth ganz einstimmig. Das war billig. Denn Theophil gedenkt auch ehrerbietig des großen Rousseau. Was sollten wir hier streiten? Es scheint ohnehin, daß Theophil seine Gedanken nicht gut auszudrücken wisse, weil ihn die Platnerschen Aphorismen an dem Sprachgebrauche irre gemacht haben. Ein Skeptiker stimmt mit sich selbst nicht überein, weil er wenigstens im gemeinen Leben nicht Skeptiker seyn kann. Nur dies wollte vielleicht der Professor sagen, und das meynt er auch, wie man sieht. Weil er aber gewöhnlich sehr affectartig docirt, so ergriff er die Worte Affect, Gemüthsbewegung, Laune ꝛc. um dem Dinge einen Namen zu geben. Und uerba ualent, sicut nummi, besonders bey jungen Leuten. Ueber die Aphorismen lesen, heißt ja auch Logik und Metaphysik lehren. Von da geht denn das Gespräch zu dem Atheismus über,

der

der entweder selbst Skepticismus oder doch, wie dieser, eine Art von Gemüthsbewegung sey. Ein neuer Act aber kann nicht so schlechthin nur forttönen. Philaleth also eröffnet ihn mit einem Selbstgespräch: „Ewigkeit — in einem Punkte „der Gegenwart — ohne Vergangenheit und Zu„kunft — und dennoch unaufhörliches Daseyn „und Wirken — O Gottheit! O höchstes We„sen! Welch ein Gedanke bist du! —“ Theophil kömmt darüber zu, erklärt es für tadelhaft, daß sein Freund gerade bey dem unwesentlichsten Theile der natürlichen Theologie zuerst stehen bleibe; und da derselbe sich vornehmlich daran stößt, daß Gott von Ewigkeit her gewesen seyn solle ohne Veränderung des innern Zustandes, so erinnert ihn Theophil, daß er nicht gerade diese Vorstellungsart von der göttlichen Ewigkeit annehmen müsse, wenn ihms auch sein Professor gesagt hätte: dieser Begriff von Ewigkeit werde nicht einmal von den christlichen Theologen ohne Ausnahme angenommen. Clarke, Tillotson, und selbst Crusius, spricht Theophil, erklären sich für die sogenannte æternitatem successionis, so wie in den ältern Zeiten die Gnostiker und dann die Socinianer gethan haben. Lieber Theophil! schämst du dich nicht, von Dingen zu reden, die du nie recht eingenommen hast, und immer auch in der neuesten philosophischen Geschichte so hinzustolpern? selbst in den Stücken, darüber dir wenigstens 30 Magisters in Leipzig Nachricht hätten geben können, wenn du nicht fähig oder aufgelegt wareſt, die Crusische Metaphysik zu verstehen?

hen? Die Philosophischen Aphorismen, wo Hr. Pl. unversehens ähnliche Fehler gemacht hat, sollten dir hier kein Muster gegeben haben. Von den Gnostikern und Socinianern gar nicht zu reden, die du vielleicht nicht einmal in ehrlicher Absicht erwähnst, so ist zwar wahr, daß der sel. Crusius die Ewigkeit auf eine successionem temporis infinitam ankommen läßt, aber nicht auf eine Folge von Begebenheiten oder Veränderungen des innern Zustands der Gottheit, als welche auch Klarke und Tillotson, unsers Wissens (und man sieht wohl, daß du es nicht besser weißt, da auch Klarke nachher bey dir mit sich selbst in Widerspruch kommt) nicht haben behaupten wollen. Wie nun das zu verstehen sey, dies hier zu erklären, leidet der Raum nicht. Es ist dir also nicht anders zu helfen, als daß du den Crusius mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit nachlesest oder einen Nachbar fragst. Damit aber Niemand denke, als hätte Recensent dich nicht recht verstanden, so mögt ihr einmal selbst weiter reden: (S. 277.)

„Philaleth. Wenn ich nun aber auch die „andre Meynung vorziehen dürfte, wie soll ich „mir eine ewige Reihe von Zuständen in einem „Geiste auf einander folgend denken?

„Theophil. Ist eine ewige Aufeinander„folge in der Materie leichter zu begreifen, als „eine ewige Reihe von Zuständen in einem Geiste?

„Philaleth. Ja — wenn Sie wollen.

„Theophil. Die Fälle sind einander ganz „völlig gleich.“

Und

Und siehe da! Philaleth fragt nun weiter, ob sich eine ewige Bewegung der Materie, also denn destomehr die Ewigkeit der Materie selbst, annehmen lasse? Theophil will keins von beyden von Philosophen verneint wissen. Er erklärt es für ganz und gar unmöglich, daß der Mensch in dem Daseyn wirklicher Dinge Nothwendigkeit oder Zufälligkeit finden solle, und führt an (es steht jedem frey, wie ers nehmen will S. 278.), die Atheisten hätten tausendmal geantwortet, daß sie ihres Orts sich das Nichtseyn der Gottheit, nicht aber das Nichtseyn der Materie denken könnten, daß also die Materie das nothwendige Wesen sey. So könne denn, meynt Theophil, in Ewigkeit nicht entschieden werden, welche von beyden Denkungsarten für die rechte gehalten werden solle. Ob dieser Skepticismus doch auch eine Gemüthsbewegung seyn mag? und ob wohl am Ende dieses Gesprächs der lächerliche D. Hilarius die Vernunft mehr beschimpft hat, als hiemit der Platnerische Theophil thut? Uebrigens verwahrt sich Theophil hier durch Berufung auf Mosheim, welcher gegen den Cudworth und gegen den Bischof Huet gezeigt habe, daß die Schöpfung aus nichts eine christliche Lehre, nicht aber ein reinphilosophischer Begriff sey, daß kein heidnischer Philosoph je daran gedacht habe ꝛc. Aus diesem Grunde aber folgt ja nichts. Denn die heidnischen Philosophen haben an vieles nicht gedacht, woran sich wohl hätte denken lassen; und Mosheim wird nicht geglaubt haben, daß christliche Philosophen eine ewige Bewegung der Materie

so

so leicht denken könnten, weil dieser Gedanke, eine ewige Aufeinanderfolge von Bewegungen (denn in der mehrern Zahl müßte man sie denken), einen Widerspruch in sich faßt, und dem gesunden Verstande, wenn er nicht etwa Launen hat, sogleich widerlich auffällt. Schon hierinn an sich selbst, nicht bloß im Ungefähr, liegt der Grund, weswegen die Epikurische Vorstellung vom Ursprung der Welt alsbald so viele Widerwärtigkeiten auch zu Athen erfuhr. In dem Beweise für die Wirklichkeit Gottes, welcher von der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe von Ursachen und Wirkungen hergenommen wird, sieht Theophil nicht nur Schwierigkeit, sondern auch Gefährlichkeit. Das ist in Wahrheit viel, daß uns so gar der Satz vom Widerspruche, welcher sich eben wider die unendliche Reihe von Ursachen und Wirkungen erklärt, sogar in Gefährlichkeit verwickeln soll. Wenn aber Theophil selbst den Atheisten nicht nur so viel nachgiebt und einräumt, sondern auch mit aller Zuversicht behaupten hilft, worauf werden endlich seine Beweise für die Wirklichkeit Gottes ankommen, und welchen Beweisgrund läßt er übrig? Erst ziemlich weiter hin kömmt das Gespräch auf die Ordnung und Regelmäßigkeit der Welt, und diese ist es einzig, worauf er die große Wahrheit stützen will. Philaleth hat im Voraus viel gewonnen, und er muß sich am Ende nur fügen, wie der Poet des Stücks will, ohne seine Einwendungen zureichend nothdürftig beantwortet zu sehen. Er sagt S. 329. „Ich bitte Sie, denken Sie doch an

die

„die ewige Wirksamkeit der Natur — in dem un-
„ermeßlichen Umfang von Zeit und Raum.
„Mußten nicht daraus unendlich viele und unend-
„lich mannichfaltige Zusammensetzungen der Ma-
„terie entstehen? Mußten nicht, wenn auf diese
„Weise alle mögliche Verhältnisse der Lage, Figur,
„Schwere und der Action zur Wirklichkeit ka-
„men, auch endlich hie und da solche Zusammen-
„setzungen werden, als die sind, die wir in den
„thierischen Körpern vorfinden? ꝛc. ꝛc. An sich giebt zwar Theophil hierauf ganz richtige Antworten, daß sich nicht annehmen lasse, die von keinem verständigen Wesen regierte Bewegung der Materie könne je solche Kunstwerke zu Stande bringen u. s. w., aber auch hier ist weit zu wenig Auseinandersetzung, als daß nicht immer der einmal in der Irre schwebende Verstand dahin zurückfliehen sollte, eine schon von Ewigkeit her in Bewegung gewesene Materie habe endlich einmal in solche Zusammensetzung von selbst kommen können. Denn Theophil unterscheidet nicht einmal die Möglichkeit, die auf bloße Denklichkeit der Sache an sich ankömmt, von der wahren Möglichkeit außer den Gedanken, welche solche Kräfte voraussetzt, die fähig und mächtig genug sind, die Sache zu bewirken. Philalerth muß endlich so gut seyn, sich selbst zurecht zu finden. Er nimmt sich S. 339 noch einmal zusammen, und bringt seine und Theophils Ewigkeit wieder: „— Aber wenn nun die Materie
„durch alle Ewigkeit hindurch arbeitete — erst
„tausendmal Fehl- und Misgeburten hervorbrach-

„le? —“ Weil Theophil nicht einmal so viel zu antworten wußte, daß die dumme, verstandlose Materie durch begangene Fehler (wenn ein Ding Fehler machen kann, das keine Absichten hat) und vorherige Mißgeburten nicht klüger werden könne, um nachher besser zu arbeiten u. s. w. so stellt sich Philaleth selbst in Ordnung und fährt fort: „Aber diese Einförmigkeit — dieses „Ebenmaas der einander gegenüberstehenden „Knochen! Diese passende schickliche Zusammen„fügung aller der hunderterley Gelenke — Nein „Theophil es ist unmöglich — ich gestehe es ih„nen — schlechterdings ungedenklich, daß bey „dem allen keine geistige Kraft wirksam gewesen „wäre.“ Nur haben beyde vergessen, da Hr. Platner einmal sie nicht besser unterrichten konnte, daß zu diesem Beweise des Daseyns Gottes nothwendig der Vordersatz gehöre, daß diese Einrichtung der Dinge nicht von Ewigkeit her sey; und wie steht dieser Vordersatz zu beweisen, wenn, wie diese Elenden beyde glauben, sich ein ewiges Daseyn der Materie, ewige Bewegungen derselben und eine unendliche Reihe von Ursachen und Wirkungen mit Vernunft annehmen läßt? Auch haben sie ihre eignen Seelen entweder auch vergessen, und die Frage: ob die Geister gleichfalls von Ewigkeit her innerhalb der sich bewegenden Materie immer mit herumgeschmissen seyn mögen, oder sie zählen ihre Seelen ebenfalls zur Materie. Denn immer reden sie nur von Materie, vielleicht weil die Philosophischen Aphorismen schon nahe zum Materialismus hinführen. Genug es

ist

ist ganz klar, daß durch diese und jene Platnersche Bemühungen junge Denker leichter sehr gefährlich zum Atheismus hin, als davon abgeleitet werden können. Dazu kömmt noch, wie wir hernach sehen werden, daß der des Namens ganz unwerthe Theophil den Glauben an einen vorhandenen Gott von Philaleth beynahe für entbehrlich, und den Atheismus für einen unschuldigen Irrthum erklären läßt. Noch vorher aber giebt es in diesem Gespräche einige Platnerische sich auszeichnende Besonderheiten. Schon die Philosophischen Aphorismen wollen von keinem Unterschiede der Endursachen und wirkenden Ursachen etwas wissen, gleich als ob den Acker bauen und Brodt essen einerley wäre, da doch das erste um des letzten willen geschiehet. Das hat nun auch Theophil noch fest im Sinne und lehrt es S. 315 — umständlich. Philaleth capirt es endlich, und sagt S. 318. „Das „leuchtet mir ein und ich verstehe nun ganz die „Anwendung, die Sie davon auf unsre gegenwär„tige Untersuchung machen wollen. Wenn ge„sagt wird, göttliche Absichten oder Endursachen „haben das Universum angeordnet, so soll das so „viel heißen: die Ideen des unendlichen Geistes „haben ihre Thätigkeit in die Materie ergossen; „dadurch ist die Materie verändert und in die vor„handenen Formen gebracht worden. Und Theophil antwortet: „Ja! eben das will ich „sagen.“ Ist das nicht schön und naiv? Philaleth meynt, daß hiemit aus der Gottheit eine Weltseele werde. Theophil klagt dagegen zwar

über Consequenzmacherey, will aber doch auch eine solche Vorstellungsart auf gewisse Weise zulassen, und scheint nahe dahin zu führen (wir können nichts dafür, daß es uns so vorkömmt), daß Gott mit der Materie ewig und nothwendig verbunden sey, welches er für die Stoische Meynung ausgiebt. S. Krit. Samml. B. 6. St. 4. S. 513. Hiebey eifert er fast wider den Sprachgebrauch, welcher Welt und Natur für einerley angebe, und das, was Gott wirke, übernatürlich nenne, da doch Gott selbst nothwendig auch eine Natur habe, deren Wirkungen denn eben so gut natürlich wären, und es also sehr unnöthig sey, den Atheisten eben damit die Wirkungen Gottes übel zu empfehlen, daß man sie übernatürlich nenne, weil damit denn lauter Wunder angedeutet würden, welches bey den Atheisten so viel sey, als unmögliche Wirkungen. Soll das mehr, als Wortstreit seyn, so muß wohl ein mehreres darunter verborgen liegen, als wir errathen können. Weiter unten redet Theophil von der Unendlichkeit Gottes, und scheint sie geradehin auf eine Unermeßlichkeit der Welt gründen zu wollen, wie dieselbe schon nach den Philosophischen Aphorismen unermeßlich und unendlich seyn soll; auch eine Folge davon, daß Hr. Pl. nicht einmal den lieben Satz von Widerspruch nahe genug kennt. Doch bald kommt er auf die Güte Gottes, wider welche der Humische Philo so viele Einwendungen gemacht hat, die sich von dem vielen und mannichfaltigen Uebel in der Welt mußten hernehmen lassen. Die mora-

li-

lische Güte der Gottheit nennen beyde Unterredner das Wollen der Glückseligkeit und auch der Tugend, weil das Wollen der Tugend in dem höchsten Wesen nichts anders seyn könne, als ein Theil des Wollens der Glückseligkeit. Was mag nun das Wort moralisch hiebey sagen? Das Uebel in der Welt wird aus dem Gesichtspunkt der besten Welt beurtheilt, und fern von dem Gedanken abgeführt, daß das physikalische Uebel eine Beziehung auf das durch Verschuldung der freyen Geschöpfe vorhandene moralische Böse habe, so wenig auch ohne Hülfe dieses Lehrsatzes irgend eine vernünftige Theodicee gedenklich ist. Und so muß es nothwendig hier eine Menge modischer Sophismen geben. Immer sieht man, daß muntre Menschen, die nicht viel Hoffnung auf eine künftige Glückseligkeit setzen, in ihrer Philosophie die gegenwärtige Verfassung der Welt, vornehmlich der Menschen unter einander, besser finden, als sie ist. Und warum nicht Hr. Platner? Man höre Theophils Definition vom Schmerz: „Der Schmerz, sowohl der körperliche, „als auch der, den wir geistigen Schmerz nen„nen, ist nichts anders, als ein Gefühl von ei„ner gegenwärtigen Einschränkung und bevorste„henden Verminderung der thierischen Kraft.“ Glück zu — dem Philosophen, der so erhaben denken kann! Wir eilen ans Ende. Philaleth spricht endlich: — „Aber seyn Sie so gerecht, „Theophil, als ich redlich bin, und gestehen Sie, „daß der Atheismus am Ende doch nichts anders „ist, als ein speculativer Irrthum, der in einem

„denkenden Manne mit der größten und aufrich-
„tigsten Tugend vereinigt seyn kann.“ Wir müßtens lügen, wenn wir sagen sollten, daß der Platnerische Theophil sich nur ernstliche Mühe gäbe, seinem Freunde diesen wirklich praktischen Atheismus, der desto abscheulicher ist, weil er gerechtfertigt seyn will, auszureden. Er antwortet: „Tugend entstehet in einem selbstdenkenden „Menschen allerdings mehr aus freyen Bewe-„gungsgründen des Verstandes, als aus zwingen-„der Verbindlichkeit gegen anerkannte Majestäts-„rechte eines heiligen Gesetzgebers u. s. w. Wie wird der Mann zwingende Verbindlichkeit definiren, der eben den Schmerz so erhaben definirte? Und giebt es nun denn keine Verbindlichkeit zur Tugend, die sich auf einen gebietenden Willen Gottes gründet? Wie weit wollen heutige Philosophen, beynahe der Oppositionsparthey in England gleich, die Freyheit treiben? Genug er meynt, der Ursprung der wahren Tugend sey ein Bestreben, der Gottheit ähnlich zu werden — und die Tugend selbst sey ein Enthusiasmus für Gottheit, Glückseligkeit und Menschengeschlecht. Philalerth will noch seine letzte Behauptung nicht gar aufgeben, und sagt schon allein das Mitleiden — könne unendlich viel Tugend in dem Menschen hervorbringen. Theophil, nun endlich erschöpft, giebt hierauf nicht mehr Antwort, als: „Viele Tugenden wollen Sie vielleicht sagen — „Aber wer kommt?“ Es ist der Doctor Hilarius, der sich auf Hrn. Pl. Geheiß noch zum Besten haben lassen muß, ehe der Vorhang zufällt.

Ob

Ob doch wohl Enthusiasmus etwas mehr als affectartiger Zustand und Gemüthsbewegung ist? Also denn auch die Platnerische Tugend? So wäre ja die Platnerische Tugend eben so nichtig, als der affectartige Skepticismus und Atheismus. So müssen wenigstens die denken, die die Worte in unpoetischer und unenthusiastischer Bedeutung nehmen.

2.

Johann Georg Zierleins, Professors am vereinigten Berlinschen und Cöllnischen Gymnasium Briefe über die Frage: Sagt denn die Vernunft in der That so viel über Gott und seine Eigenschaften, als die Bibel? Berlin und Stralsund, dem Königl. Schlosse gegen über 1781. 8. 205 Seiten.

Durch diese Briefe sind schon mehrere Philosophen in Verlegenheit gekommen, wenn anders alle Recensenten einer philosophischen Schrift Philosophen sind. Am meisten müssen sich diejenigen Religionsverwandten dadurch bedrückt fühlen, die zeither bey weit getriebner Verachtung der heil. Schrift nur nach dem Licht der Natur Gottesverehrer seyn wollten, und doch, wie man leicht sieht, kaum je mit Ernst daran gedacht haben, wie viel oder wie wenig Gotteslehre sich durch die sich selbst überlassene Vernunft mit Gewißheit erkennen und aus der Betrachtung der Welt

beweisen lasse. Aber auch wahrhaftig christlichen Gottesgelehrten kann es nicht gleichgültig seyn, die natürliche Erkenntniß Gottes so gar tief herabgesetzt zu sehen, als in diesen Briefen geschiehet, durch eine Betrachtungsart, deren Unstatthaftigkeit zwar viele fühlen, aber wenige scharf genug zu beurtheilen im Stande seyn werden. Wir wollen also das hauptsächlichste darüber anmerken.

Die Frage überhaupt, die Hr. Z. zum Titel seiner Briefe gemacht hat, wird jeder christliche Theologe in irgend einem und mehrerm Betracht mit Nein beantworten. Und wenn er im Br. 1. nach eben dieser Frage fortfährt: „Sollten Sie „dann, wenn Sie mit kaltem Blut alles überlegt „hätten, meine Meynung noch ungegründet finden, da ich jetzt so gern der Bibel den Vorzug „vor der Vernunft einräume ꝛc.“ so sind wir nicht nur den Vorzug der Bibel vor der Vernunft vollkommen zufrieden, sondern gewohnt, die Vernunft gegen die Bibel recht sehr weit herabzusetzen, und keinen Menschen im geringsten zu entschuldigen, der anstatt des hellen Sonnenlichts der heil. Schrift lieber die trübe Lampe der Vernunft brauchen und sich damit begnügen will. Diese kann auch mit aller ihrer Gewißheit und Wahrscheinlichkeit keine wirkliche Beruhigung geben, weil sie mehrere der wichtigsten Fragen ganz im Finstern, ohne alle Beantwortung, läßt. Hierüber ist unter christlichen Philosophen und Theologen, die des Namens werth sind, kein Streit. Für Hrn. Z. aber scheint das engbegränzte und minder helle

Licht

Licht der Vernunft beynahe verlöschen zu wollen, und wir können nicht wünschen, daß es bey mehrern so weit verlöschen möchte. Uebrigens redet dieser erste Brief von den Grundsätzen in der bloßen Vernunftlehre von Gott, die nichts willkührliches an sich haben und auch nicht aus der Bibel entlehnt seyn sollen. Die Grundsätze sollen entweder auf dem reinen Gefühl von Wahrheit oder auf Erfahrungen beruhen, und der Hr. V. erkennt ganz wohl, daß zuletzt alle wahre Gewißheit sich auf Gefühl stützt, und daß es Axiome gebe, die eben daran den vollständigsten Beweis ihrer Wahrheit haben, daß wir bey Ueberdenkung derselben, dem Inhalte der darinn verbundenen Ideen nach, uns genöthigt fühlen, sie für wahr anzuerkennen. Eben so macht er hier noch andere brauchbare Anmerkungen. Doch kömmt darunter S. 11. auch schon eine Abrathung der uiæ eminentiæ zur Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften, so lange wir nicht gezwungen wären, mit vor. Die 3 folgenden Briefe reden von den Beweisen für die Wirklichkeit Gottes. Der 2. nemlich fertigt den angeblichen Beweis a priori aus dem Begriffe des vollkommensten oder höchsten Wesens ab. Hier und dort möchte man nur den Ausdruck des Hrn. V. mehr berichtigt wünschen, und nachher findet sich, daß er hiemit allein auch dargethan zu haben meyne, daß die Vernunft keinen Grund habe, dem auf andre Art vollkommen als vorhanden bewiesenen Gott die höchste Vollkommenheit beyzulegen. Der Br. 3. beurtheilt den Wolfischen Beweis aus der Zufäl-

ligkeit. Daß in der Wolfischen Vorstellungsart nicht alles so richtig sey, haben schon andre bemerkt. Hr. Z. aber erklärt auch selbst den Begriff zufällig für willkührlich, und noch mehr das dabey angenommene Kennzeichen der Zufälligkeit, nämlich die Veränderlichkeit, als willkührlich angenommen, weil auch Gott, wie es hier S. 21. heißt, nicht ganz ohne innerliche Veränderungen sey. Wir lassen das Kennzeichen der Zufälligkeit nicht auf die bloße Veränderlichkeit ankommen, und erkennen auch Dinge für zufällig, an denen wir die Veränderlichkeit nicht für bekannt annehmen, z. B. einfache Substanzen der Materie, bey welchen sie nicht zu erweisen steht, oder erst aus der schon erkannten Zufälligkeit zu erweisen ist. Wie aber können die sogenannten analoga modorum in Gott, die so viele anerkannt haben, und die hier eben gemeynt werden, mit dieser Veränderlichkeit der Dinge, woraus die Welt besteht, und die ganz offenbar bey zusammengesetzten Dingen nicht weniger als ihr Wesen selbst betrifft, in Vergleichung kommen? Nachher aber zeigt sich auch, daß bey dem Hrn. V. die bloße Vernunft nicht im geringsten weniger Veränderlichkeit in Ansehung Gottes befürchtet. Auch wird S. 23. der geglaubten Stufenfolge der Dinge erwähnt, wodurch man auf die wahrscheinliche Meynung komme, daß vielleicht an dem höchsten der Dinge ein Geist stehen müsse, welcher jenem an Macht und Weisheit nicht viel nachgebe. Gleichwohl schreibt doch nachher die Vernunft auch bey Hrn. Z. diesem höchsten der

Din-

Dinge, und zwar nur diesem einzigen, ein Daseyn von Ewigkeit mit aller Gewißheit zu — Zu unsrer nicht geringen Verwunderung will er daraus in Absicht auf die Vollkommenheit desselben nichts weiter schließen. Es mag seyn, daß viele bey der Beweisart für das Daseyn Gottes aus den Reihen von Zeugungen, Ursachen und Wirkungen, die nicht unendlich seyn können, die nöthige Auseinandersetzung und Aufklärung nicht geleistet oder für überflüssig angesehen haben. Ein Mann aber von Hrn. Z. Untersuchungsgeist sollte sich doch darüber leicht zurecht gefunden haben. Er meynt, es sey unsrer Seele nur ungemein schwer, bey diesen Reihen bis ins Unendliche zurück zu denken. Es liegt ja aber in einer solchen unendlichen Reihe ein wahrer Widerspruch, weil sie schon jedesmal aus einer unendlichen Menge von Gliedern bestehen müßte, und doch größer geworden ist, werden kann und wird. Er wendet, ohne dieses Widerspruchs zu gedenken S. 26. den unendlichen Raum und die ewige Dauer Gottes ein, welche letztre, deutlich gedacht, nichts anders sey, als eine in die Vor- und Nachwelt ins Unendliche fortlaufende Reihe von Stunden, und nimmt hiebey den allerdings natürlichen Begriff von Raum und Zeit an. Hier aber ist zu merken, daß weder der Raum noch die Zeit aus mehrern einzelnen Theilen, deren jeder für sich etwas besonderes sey, bestehe. Beym Raume kann sichs ohnehin Niemand einfallen lassen; und die Ewigkeit ist in so fern Einer ohne Unterbrechung in Einem hin fortgehenden Bewegung

zu vergleichen, die nur durch ein willkührliches Maaß zu messen ist, nicht aber deswegen ihrer Natur nach aus von einander absonderlichen Theilen oder Stücken besteht. In jenen Reihen hingegen ist eine wirkliche Mehr- und Vielheit von einander ihrer Natur nach besonderer Glieder. Und so kann kein Schluß, dessen Hauptbegriff auf Mehrheit ankommt, von hier dorthin übergetragen werden. Indessen will der Hr. V. hiemit nicht etwa einen keiner Vernunft sich empfehlenden Traum von unendlicher Reihe solcher Art aufbringen oder in Schutz nehmen. Er meynt, alle Philosophen hätten einen richtigen Grund dawider gefühlt, da sie fast alle von einem fehlenden Grund redeten; die Sache sey diese, daß z. B. kein einziger Vater der ganzen angenommenen Reihe von Zeugungen den zureichenden Grund von seinem Sohne in sich enthalte. Eben das führt der folgende Brief in Absicht auf Menschen, Thiere und Gewächse weiter aus — und macht klar, daß man ein oder mehrere selbstständige Dinge annehmen müsse, von welchen alles übrige sein Daseyn habe, oder, wie Hr. Z. sich mehrmals ausdrückt, woraus das Daseyn aller übrigen, wie aus Quellen, floß. Im Br. 5. wird die Lehre von der Einheit Gottes philosophisch beurtheilt. Sie hat bey dem Hrn. V. für einen tiefsinnigen Kopf große Schwierigkeiten, und ihm kommt es nicht wunderbar vor, wenn Mond und Sonne und andre Gestirne von alten Philosophen zu Göttern gemacht werden ꝛc. Das ist doch noch mehr, als nur Vielheit von Göttern. Denn wie

wür-

würden der Mond, die Sonne ꝛc. zu Göttern? Da er nun seinen Glauben an einen einzigen Gott vornehmlich auf die heilige Schrift gründet, so muß es uns wunderbar vorkommen, wie er die heidnische Vielgötterey so weit entschuldigen könne, ungeachtet eben die heilige Schrift dieselben den heidnischen Völkern zum größten Vorwurf macht. Doch von dieser Abstimmung von der heil. Schrift, welche die natürliche Erkenntniß des wahren Gottes für eine unschwere Sache erklärt, haben wir nachher zu reden. Verschiedene erklügelte Beweise für die Einheit Gottes finden wir in diesem Briefe sattsam abgefertigt, doch auch zu beklagen, daß dem Hrn. V. beynahe nichts recht ist, was andre gedacht und geschrieben haben. Bey ihm sind auch die andern Beweise nicht viel besser, womit, wie er sagt, sich oft große Köpfe beruhigen. S. 45. „Wir brauchen, heißt es „oft, nicht mehr denn einen Gott, um das Daseyn „der Welt zu erklären. Also ist nur einer. Erst„lich, denk ich, sagt man damit, es hat schon ein „Gott diese Welt schaffen können, schließt das „aber das Daseyn mehrerer aus? Wenn jemand „nur einen großen Künstler zur Errichtung eines „Werks genutzt hätte, und nun schließen wollte, „also ist nicht mehr als Einer, wer hätte den „Schluß gut heißen wollen? Zweytens ists ja „falsch, daß uns die Welt den Satz aufdringe: „es hat schon ein Gott diese Welt hervorbringen „können ꝛc.“ Hierauf wird mancher Philosoph bey sich antworten, daß, wer nicht einmal eingestehen wolle, daß schon Ein Gott diese Welt habe hervor-

hervorbringen können, immerhin mit sich selbst streiten möge. Denn wenn auch noch so viele Götter an dieser Welt ihren Antheil hätten, so müßte doch jeder schon undeutlich vollkommner seyn, als menschliche Künstler — und so könne desto weniger mit Ueberlegung geleugnet werden, daß auch ein einziger alle die Vollkommenheit besitzen könne, die zur Hervorbringung der ganzen Welt erforderlich war. Gäb es aber ja mehrere so hoch vollkommne Wesen, die doch an der Schöpfung und Besorgung der Welt keinen Antheil hätten, so giengen uns diese gar nichts an, weil wir ihnen nichts schuldig wären, wie wir der übrigen Künstler entbehren können, wenn wir nur eines bedürfen. Ist denn nun aber nicht mehr, als Ein Gott erwiesen, weil es, nach aller unsrer Vernunft, nicht mehr als Eines zur Schöpfung der ganzen Welt, als von welcher her nur wir, als Philosophen, Beweise für das Daseyn von Gottheit führen können, so werden mehrere Götter ohne allen Beweis angenommen, und haben also aufs wenigste eben so viel wider sich, als die vorgeblichen Vögel Phönix und Greif, deren Daseyn wir eben deswegen mit aller Zuversicht leugnen, weil sichs mit nichts beweisen läßt, da wir vermuthen müssen, es könne an Beweisen nicht so gar fehlen, wenn diese Wesen vorhanden wären. Ein negativer Existenzialsatz läßt sich nicht wohl anders beweisen. Auf mehrere angebliche Götter paßt dies noch vielmehr, weil uns ihr Daseyn und ihre Theilnehmung an der Welt moralisch nicht gleichgültig seyn könnte. Der

einzig erwiesene Gott will, wie unser Gewissen bezeugt, erkannt und verehrt seyn, und sind nicht mehrere erwiesen, so kanns ihm nicht gleichgültig seyn, wenn wir, allemal zu seiner Verkleinerung, mehrere dennoch uns einbilden und verehren wollten, als welches schon den Namen eines Verbrechens verdient. Doch Hr. Z. hält ja selbst die Einheit Gottes für philosophisch erweislich und erweiset sie. Durch welchen Beweis? Er sagt S. 48. unsre ganze Seele stimme für den Satz: alles hat den Grund seines Daseyns außer sich. Davon dürften wir denn so wenig Ausnahmen machen, als möglich — einmal aber würden wir wenigstens dazu gezwungen, weil sich das Daseyn der Welt nicht erklären lasse, wenn wir gar kein selbstständiges Wesen annähmen. Das ist der ganze Beweis. Ist er nun ein anderer, als der, den er vorhin verwarf? Denn auch wir meynen ja, daß unsre ganze Seele bey guter Ueberlegung dahin stimme, nicht mehrere Götter anzunehmen, da wir bey Setzung eines einzigen den Ursprung der Welt erklären können, also nur gezwungen werden, einen einzigen anzunehmen. Und wir haben schon noch mehr gesagt. Der Br. 6 handelt von der Ewigkeit Gottes. Wider die angebliche Ewigkeit der Materie wendet der Hr. V. eben den Satz: alles hat den Grund seines Daseyns außer sich, an, und behauptet also die Schöpfung aus Nichts. Wir sind es zufrieden; wenn auch Hr. Platner eine Action dawider anstellen sollte. Doch bald sieht man, daß Hr. Z. eben bey der Ewigkeit Gottes

von

von der philosophischen Alt- und Rechtgläubigkeit abzugehen den Anfang macht. Daß Gott keinen Anfang genommen habe, erklärt er für so metaphysisch gewiß und so klar, daß es auch Kinder begreifen könnten. Aber mit der ewigen Dauer dieses Urquells, sagt er S. 52, werden wir nicht so leicht fertig, wir treiben es damit nicht zur völligen Gewißheit. Er sagt, der Gemeinplatz alter Philosophen; was keinen Anfang hat, das hat auch kein Ende, sey weder aus der Erfahrung zu beweisen, noch erhelle das Prädicat schon aus dem Subjecte. Wie aber, wenn unsre Seele kein von Ewigkeit her vorhandenes Ding denken könnte, welches irgend einmal ein Ende nehmen sollte? So wäre ja der Satz ein Axiom, so gut als: jede Größe ist sich selbst gleich — welches letztere der Hr. V. im Br. 1. selbst z. B. anführt, um zu erläutern, daß die Axiome unmittelbar durch unser Gefühl für wahr erklärt würden. Wenn er auch versichert, alles, was er hier schreibt, seit 6 bis 7 Jahren sehr fleißig überdacht zu haben, so müssen wir doch zweifeln, daß er diesen Satz und mehrere andere, ohne schon in seinem Verstande herrschendes Vorurtheil, scharf genug unter sein Nachdenken gezogen habe; so wahr es ist, daß wir philosophisches Genie in ihm erkennen, so aufrichtig müssen wir daran zweifeln. Daseyn von Ewigkeit her, ohne Anfang — ist nothwendig auch ein endloses Daseyn, läßt kein Ende befürchten — fractus illabatur orbis; oder man denkt nicht, was Daseyn von Ewigkeit her sey. Ich halte gar keine Auseinander-

se-

setzung der Begriffe hiebey nöthig, die ich geben könnte. Der Hr. V. will also die ohne Ende fortgehende Dauer Gottes bloß aus der heil. Schrift erkannt wissen. Aber auch eben die heil. Schrift und zwar Röm. 1, 20. bezeugt, daß die ewige (ἀΐδιος) Kraft und Vortrefflichkeit Gottes aus der erschaffenen Welt ersichtlich sey, und meynt unter dem Ausdruck ewig gewiß nicht bloß das Daseyn von jeher, sondern auch die endlose Dauer Gottes, die Ewigkeit Gottes von beyden Seiten, wie sie sonst in der heil. Schrift je bezeichnet seyn mag. Man muß sich aufs höchste wundern, wie Hr. Z. weder an diesem Orte noch anderswo dieser so bekannten Stelle gedenkt. Hat er etwa eine besondre Auslegung derselben im Sinn, so hätte dieselbe mit beygebracht werden müssen. Hienach läßt sich erachten, wie der Br. 7. über die Macht Gottes philosophiren werde. Daß man nicht unmittelbar aus der Menge und Größe der erschaffenen Dinge und ihrer Kräfte an sich betrachtet auf Allmacht des Schöpfers schließen könne, wie der Hr. V. zu zeigen sucht und noch kürzer hätte darthun können, ist keine neue Bemerkung, und wenigstens Recensent pflegt sie, seitdem er den männlichen Jahren nur nahe gekommen war, zu machen. Die Welt mit allem ihren Zubehör ist nothwendig endlich und nothwendig ein endlicher Effect. Also erhellet aus derselben nicht geradehin, daß die wirkende Ursache derselben von unendlicher Kraft in eigentlichem Verstande sey. Aber keineswegs ist es nun schon richtig, daß die Allmacht Gottes durch die

bloße Vernunft nicht erkannt werden könne, und am wenigsten sollte ein Philosoph dreust so viel behaupten, welcher aus der Vernunft die Schöpfung aus Nichts erkennt, also auch nur Gotte ein Daseyn von Ewigkeit her beylegt. Denn hieraus folgt, daß er auf keine Weise wie unus de multis quantumuis eximius betrachtet werden dürfe, wie diejenigen Ihn betrachten, die auf der willkührlich angenommenen Leiter oder Stufenfolge der Dinge bis zu Gott aufsteigen wollen, sondern daß er ganz anderer Art und Natur seyn müsse, und daß seine Vortrefflichkeit eben so wenig gegen die Vollkommenheit der erschaffenen Dinge gemessen werden könne, als sein unabhängiges Daseyn und seine Ewigkeit mit dem Seyn von gestern her der erschaffenen Dinge durch ein Zahlenverhältniß gedenkbar ist. Eben der Fehler herrscht in mehrern folgenden Briefen des Hrn. V. Er nimmt für zuverlässig an, daß das Prädicat der unendlichen Vollkommenheit für Gott in der Philosophie sich schlechthin von dem geglaubten Beweise a priori für die Wirklichkeit Gottes herschreibe; und weil er dessen Unstatthaftigkeit dargethan hat, so meynt er, schon hiemit auch die Unerweislichkeit dieses Prädicats in der Philosophie gezeigt zu haben. Dies aber sollte für einen aufmerksamen Denker auch nicht einmal scheinbar gewesen seyn. Denn wie hätte man nur füglich auf den Einfall gerathen können, die Wirklichkeit Gottes aus dem Begriffe des höchst vollkommensten Wesens erweisen zu wollen, wenn die unendliche Vollkommenheit nicht schon vorher

als ein Prädicat von Gott recipirt gewesen wäre? Es nehmen ja dasselbe nun auch von jeher diejenigen Philosophen an, die jenen Beweis a priori verwerfen. Sollten sie alle so unaufmerksam gewesen seyn, daß sie gar nicht daran dachten, auf welchen Grund es zu bauen stünde? Die heil. Schrift mag immerhin darauf geholfen haben, welches doch der Hr. V. nicht einmal zu glauben scheint, so kann die Philosophie doch immer guten Grund dazu finden, und sie findet ihn in der zuerst erwiesenen Ewigkeit Gottes. Daß Gott durch seinen bloßen Willen außer sich wirke, und die Welt in Einem Augenblick geschaffen haben könne, soll nun natürlicher Weise eben so zweifelhaft seyn, als die Allmacht Gottes. Er gedenkt auch oft der seynsollenden philosophischen Möglichkeit, daß Gott etwa nicht selbst der Schöpfer der Welt sey, sondern dieselbe vielleicht durch vorher von ihm erschaffene Wesen könne haben schaffen lassen, und gedenkt derselben so, daß er die Träume der alten Philosophen von einem oder mehrern selbst nicht von Ewigkeit gewesenen Weltschöpfern nicht für vernunftwidrig, obgleich, wie sich versteht, mit der heil. Schrift unreimbar, zu halten scheint. Wir gestehen, daß es nicht jedes Philosophen Sache seyn werde, dies Angeben durch vorgelegte Gründe zu widerlegen. Jeder aber, der sein Gewissen nur lebhaft wirken läßt, wenn er auch von keiner Bibel wüßte, wird es wenigstens noch leicht genug fühlen können, daß dieser Traum unstatthaft sey; und daß er jenen alten Philosophen als vernunftwidrige Verkehrt-

heit von Gott angerechnet werde, dürfen wir aus Röm. 1, 25. behaupten. Was insbesondre die Schöpfung aus Nichts betrifft, über welche, wie wir nur sagen wollen, sich der Hr. V. in Ansehung seiner angeblich vernunftmäßigen Mittelschöpfer nicht erklärt, so wär es allemal durchaus vernunftwidrig, sie einem selbst erst erschaffenen Wesen beyzulegen, weil sie für unsre Vernunft etwas schlechterdings unbegreifliches ist, dergleichen mit Vernunftmäßigkeit keinem Wesen als möglich beygelegt werden kann, als nur demjenigen, von dem es durch gute Gründe bewiesen ist. Es wäre auch damit aufs mindeste nicht weniger gesagt, als wenn ich denken sollte, eine große Mühle könnte Baumeisterin einer kleinern oder minder vollkommnen Mühle, etwa eine Papier-Mühle könnte Baumeisterin einer Walk-Mühle seyn. Bey Hr. Z. aber ließ auch, nach Voraussetzung der schon erschaffenen Materie, die gesunde Vernunft zu denken übrig, daß selbst das ganze Menschengeschlecht —, den Leibern so wohl als den sogenannten Seelen nach, als von Mittelschöpfern geschaffen angenommen werden, oder die Schöpfung aller Menschen und Thiere, als nur von dem ewigen Gott bewirkt, wenigstens mit Recht bezweifelt werden könnte. Denn weder die Bibel noch die Vernunft lehrt ihn eine einfache immaterielle Seele kennen; und die folgenden Briefe behaupten auch, daß die Vernunft für sich nicht einmal gewiß seyn könne, daß Gott von dem allen, was die Mittelschöpfer gemacht und hervorgebracht haben könnten, und was nun

seit-

seitdem in der Welt vorgehe, genaue Wissenschaft gehabt haben oder immerfort haben müsse. Hiemit wäre denn gar sehr viel heidnischer abscheulicher gemeiner und philosophischer Aberglaube mit vielen daraus sich herschreibenden praktischen Abscheulichkeiten wenigstens entschuldigt — Wir müssen uns abermals wundern, daß hiebey das allen Menschen eingepflanzte Gewissen, welches mit aufrichtigem Bestreben befolgt, neben den von der Vernunft ganz leicht erkennbaren Wahrheiten, gerade zu auf Einen höchsten und wahren Gott, von dem Alles in allem Betracht einzig abhange, leitet — daß das Gewissen, als Erkenntniß- und für uns in Absicht auf andere als Beweisgrund in solchen Dingen, von Hrn. Zierlein, der sich doch so leicht durch die von ihm verehrte heilige Schrift daran hätte erinnern lassen können, in allen diesen Betrachtungen vergessen worden sey. Erst nachher, bey der Betrachtung der Heiligkeit Gottes, kommt er darauf; aber so viele andere von ihm als der Vernunft nicht ungemäße angegebene Meynungen, sind den von da ausgehenden Schlüssen in den Weg gekommen. Einer ewigen Bestimmung und Glückseligkeit fähige Wesen soll keine Vernunft dafür ansehen, daß sie etwa von selbst erst erschaffenen Wesen ihren Ursprung haben möchten. Zum Theil ist nun auch schon gesagt, wie unerwartet in den folgenden Briefen 8 bis 12., welche von der Erkenntniß in Gott handeln, philosophirt werde. Doch haben wir in denselben auch einige Aufheiterung gefunden. Freylich kann er nach dieser einförmigen Betrach-

tungsart, als Philosoph, Gotte nicht einmal uneingeschränkte Erkenntniß alles Gegenwärtigen, und denn eben so wenig die Zukunftserkenntniß in bloß physikalischen Dingen, geschweige denn die Vorhersehung dessen, was von der Freyheit vernünftiger Geschöpfe herkommt, mit einiger Sicherheit zutrauen, vorausgesetzt, daß er von der wahren, und nicht von einer bloßen Namen-Freyheit, wie so viele mit und ohne Wissen, rede. Er erkennt und behauptet aber die wahre Freyheit und Moralität, also auch, daß sich aus dem vorhergehenden Zustande der Welt die Zukunft, so weit sie von freyen Handlungen der Geschöpfe abhangt, vermöge der Natur der Sache durch kein noch so hohes Erkenntnißvermögen mit sichrer Gewißheit vorhersehen lasse. Doch erklärt er nicht deswegen schon dies Vorhersehen für unmöglich und noch weniger der Moralität für nachtheilig. Ob es in der reinen Philosophie Gott zuzuschreiben sey, hangt davon ab, ob dieselbe mit Recht unendliche, d. h. so hohe Vollkommenheit, daß auch keine höhere an sich betrachtet denklich seyn kann, in Gott setze oder nicht. Weil es aber sehr leicht dafür angesehen werden könnte, daß unserm Verstande das Vorhererkennen künftiger freyer jetzt gar noch nicht beschlossener Handlungen auch an sich undenklich sey, so leugnen wir nicht, daß die Vernunft allein für sich hier schwerlich weiter, als nur bis zu unsicherer Vermuthung gelangen würde. Die Sache ist ganz von der Art, daß die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu zweifeln Ursache finden

kann,

kann, ob ein solches Vorhersehen für irgend einen Geist, auch von der höchsten Vollkommenheit, denklich und an sich möglich sey, so wenig auch zu behaupten steht, daß es einen Widerspruch inbegreife. Die heil. Schrift hingegen läßt auch in dieser Sache für einen gelehrigen Schüler keinen Zweifel, wie der Hr. V. darzulegen sucht, und noch vielfacher hätte zeigen können. Die Briefe 13. bis 16. haben es mit den sogenannten moralischen Eigenschaften Gottes zu thun, welche genau genommen deswegen moralische heißen, weil eben danach die moralische Beschaffenheit der Handlungen vernünftiger Geschöpfe zu beurtheilen ist. Wir würden in ein zu weites Feld gerathen, wenn wir uns hier weiter, als auf einige Stücke einlassen wollten. Gleich im Br. 13. da die Heiligkeit Gottes in Untersuchung gezogen werden soll, treten wieder, und zwar in einem mitgetheilten Briefe eines Freundes, die Mittelschöpfer auf, und so lange diese noch für eine nicht verwerfliche Möglichkeit gelten sollen, muß es freylich um die Heiligkeit Gottes in der Philosophie stockfinster aussehen. Der Freund schreibt, ein jeder, der eine Zeitlang bloß seinen Verstand bey dieser Sache wirken lasse, und seinem Herzen verbiete, seine Stimme zu geben, werde finden, daß hier nur Wahrscheinlichkeit herauszubringen sey. Warum aber soll denn nicht auch das Herz (wenn es nämlich auch noch nicht christlich wäre, wofür dieser Freund das seinige angiebt,) eine Stimme mitgeben? Ist denn das, was Herz genennt wird, nur bloß eine Sa-

che, die sich die Menschen selbst beliebig angeschafft haben? Warum soll der Verstand über das Herz, mit Inbegriff des Gewissens, welches doch zum Herzen gehört, wegsehen? Wer hat die Philosophen berechtigt, die Leitung desselben zu verachten, wenn sie fragen, ob ein Gott sey, und welche Eigenschaften er habe? Soll ihnen das nur die äußere Welt sagen, und nicht auch ihr Herz und der innere moralische Sinn, der doch, nach aller vernünftigen Präsumtion, überhaupt genommen, keines andern Ursprungs ist, als die äußere Welt und unser Körper nebst der Seele und ihrem wesentlichen Zubehör? Doch sogleich nachher redet dieser Freund auch von dem Gewissen, und zwar in einem gewissen Wiefern, darauf wir uns hier nicht einlassen können, und immer etwas dunkel. Daß es nicht vernünftig sey, zu bezweifeln, ob dem Gewissen eine Stimme gebühre, so sehr auch von vielen Philosophen die Rechte desselben beeinträchtigt sind, sollte wenigbens der Christ aus der heil. Schrift wissen. Wir führen wieder an Röm. 1. und dazu 2, 15. 16. Redet aber Paulus hier wahr, so ist eine solche Bezweiflung nothwendig vernunftwidrig. Es kann also für christliche Philosophen kein Verdienst seyn, die Vernunftwidrigkeit der Zurücksetzung der Stimme des Gewissens in der Philosophie in Zweifel zu bringen, wie es überhaupt kein philosophisches Verdienst seyn kann, dasjenige zu leugnen oder zu bezweifeln, was der Gemeinsinn ohne Philosophiren, dafern er nur nicht durch Unterdrückung und Schwächung des Gewissens er-

erstickt wird, alle Menschen lehrt und zu lehren stark genug ist. Endlich erst zu Anfang des Br. 14. will Hr. Z. den eigentlichen Begriff der Heiligkeit angeben: „Ich brauche Ihnen, schreibt „er, nicht erst zu sagen, daß die Heiligkeit in der „Uebereinstimmung der Neigungen mit der Be„schaffenheit dessen, was wir wollen, bestehe, „und daß sie sich von dem Bösen zurück ziehe, und „mit dem Guten vereinige. Es sind alles zu be„kannte Sachen.“ Hier hätten wir vielmehr eine genaue Auseinandersetzung gewünscht. Einen concreten Begriff von der Heiligkeit hat leicht jeder; hingegen ist eine gute und besonders auf die Heiligkeit Gottes passende Definition, die nicht einen Zirkelweg macht, eine wahre Rarität. Die Heiligkeit Gottes muß auch aus einem ziemlich anderm Gesichtspunkt betrachtet werden, als die der vernünftigen Geschöpfe. Den ersten größern Theil der hier gegebenen Definition verstehen wir gar nicht, so lange wir glauben, daß sie mit Bedacht abgefaßt sey. Was den Schluß derselben betrifft, so fragen wir: was ist Gut und was ist Böse? als welches wir nicht definirt gefunden haben. Wir haben Grund zu hoffen, daß Hr. Z. an diesem Orte, wo von der Heiligkeit Gottes im Verhältniß gegen die freyen Handlungen der Geschöpfe geredet werden soll, nicht die Begriffe Gut und Nützlich, Böse und Schädlich, an sich für einerley ansehen, und noch eben so gut, als die honetten Philosophen des Alterthums das honestum vom utili unterscheiden werde, wenn gleich jetzt beynahe die ganze philosophi-

sche Welt die Epikurischen Grundbegriffe in der Moral gut heißen will. Was aber ist sodenn Gut und Böse? Ich würde so zu definiren anfangen, daß ich fürs erste einen Begriff von der Heiligkeit Gottes vorausschickte, der zwar noch unbestimmt aber doch genau treffend wäre: Die Heiligkeit Gottes besteht darinn, daß ihm die freyen Handlungen und die Handlungsart der vernünftigen Geschöpfe nicht gleichgültig seyn kann, daß er nothwendig vielmehr diese, als eine andere Gesinnung von ihnen begehrt, vielmehr so als anders gehandelt wissen will. Nähere Bestimmungen, wie Er von uns gehandelt wissen wolle, giebt die Betrachtung des Verhältnisses, in welchem wir zu ihm, zu unsern Mitmenschen und der ganzen Welt, so weit wir sie kennen, stehen. Das Gewissen dringt uns das Urtheil auf, daß wir von einer höhern Macht, die alles wisse und wahrnehme, durchaus abhängig sind, den Willen derselben in Ansehung unsrer Handlungen für ein unverletzliches Gesetz anzunehmen haben, und giebt uns auch den Inhalt dieses Gesetzes vielfach zu erkennen. Was dieser Vorschrift gemäß ist, ist gut ꝛc. Hiemit verträgt sich der Traum von Mittelschöpfern nicht, als welchen wir keine solche nothwendige Heiligkeit zuschreiben können, die auch, was sie gemacht hätten, etwa bloß zum Zeitvertreibe gemacht haben könnten; und unser Gewissen kann ohne Leichtsinn sich nicht beruhigen, ohne uns bis zu dem höchsten Herrn selbst hingetrieben zu haben, von dem ohne Ausnahme alles abhängt, und dessen gnädiger Wille uns wider

alle

alle andre Macht vollkommen schützen kann. Menschen, die auf das alles nicht geachtet haben, mit ihrem Gewissen bey der ersten Empfindung stehen geblieben sind, es gar betäubt haben — wenn ihrer auch von jeher noch so viele gewesen wären — können uns keinen Zweifel hierüber beybringen. Sehr viele vernachlässigen ja auch ihr zeitliches Wohl, welches doch alle wünschen, verderben es augenscheinlich durch eigne Schuld, und verachten die Regeln des Verfahrens, die alle Vernunft vorschreibt. Folgt etwa daraus, daß der Vernunft auch in so fern nicht zu trauen sey, weil wir doch so viel Elend nicht auf die vermeidliche Schuld der Menschen selbst schreiben könnten? Was der Hr. V. von der Wahrhaftigkeit und Güte Gottes sagt, müssen wir übergehen. Bey der Gerechtigkeit Gottes, glaubten wir, würde er doch vornehmlich wieder an die Heiligkeit zurückgedacht haben, da der Begriff der Gerechtigkeit Gottes eben aus Vergleichung der Heiligkeit mit den wirklich geschehenen freyen Handlungen der Geschöpfe entspringt, und der Heilige auch hinterher in Absicht auf gethanes Gute und Böse sich nicht gleichgültig verhalten kann, also nothwendig schon seiner Heiligkeit wegen ein Vergelter ist. Dennoch aber finden wir hier den aus der Leibnitzischen Philosophie her herrschend gewordenen Begriff der Gerechtigkeit. Von der Freyheit Gottes haben wir gar nichts angemerkt gefunden. Der Br. 17. betrachtet die göttliche Vorsehung auf eine Art, die man aus dem vorhergehenden vermuthen kann.

Un-

Ungeachtet der Hr. V. die Schöpfung aus Nichts aus philosophischen Gründen glaubt, so will er doch keine göttliche Erhaltung, weder der Substanzen an sich, noch der Welt im Großen, aus Vernunftgründen erkennen. Wir würden nicht Ursache finden, was wir auch philosophisch für wahr erkennen, hierüber für das Mal zu streiten, wenn wir nicht nöthig fänden, solchen Einwendungen auch mehrmals entgegen zu kommen, als wir wider den zeitherigen philosophischen Glauben von ihm gemacht finden. Es ist nämlich das gewöhnliche auch von ihm dawider beygebracht, daß ja menschliche Künstler und Meister, ihre Werke und Gebäude nicht zu erhalten nöthig hätten. Wir antworten: diese Werke erhalten sich ja vermöge der sogenannten Kraft der Trägheit d. i. jeder Theil derselben bleibt in Ruhe, also auch in der Verbindung mit andern, bis positive Ursachen eine Zerstöhrung anrichten. Ruhe ist eine negative Sache und bedarf keiner positiven Kraft und Thätigkeit, von der sie erhalten werde, wo nicht einer bewegenden Kraft zu widerstehen ist. Die Fortdauer der Substanzen aber, die durch eine thätige Kraft erst einmal zur Wirklichkeit gekommen sind, kann nicht eben so gut für etwas negatives angesehen werden; sondern Nichtseyn und Aufhören ist das der Existenz und Fortdauer entgegengesetzte negative. So scheint es denn allerdings, daß die Fortdauer des zufälligen Seyns eben so gut und auf so lange, als sie bestehen soll, einer positiven wirkenden Ursache bedürfe, als die Bewegung eines Din-

ges,

ges, so lange sie anhalten soll. Diese Fortdauer des Seyns aber wird bey den Theilen unsrer Werke schon vorausgesetzt, die sich freylich selbst, d. h. durch die absolute oder relative Ruhe ihrer Theile erhalten, bis sie durch positive Ursachen plötzlich oder nach und nach zerstört werden. Im letzten oder 18. Briefe endlich bestreitet der Hr. V. die Gewißheit der Einfachheit der Substanz Gottes; und die Immaterialität der Seele scheint er ganz zu verwerfen. Ueber die erstre läßt sich nicht kurz genug das nöthige sagen, und die letztre betreffend, glauben wir, daß nicht sattsam an das so leicht einleuchtende Axiom: Ideen und alle Gedanken und eben so alle Volitionen sind wesentlich von Bewegung unterschieden — und an die Gründe für die Einfachheit der Seele aus dem Bewußtseyn gedacht worden sey.

Hr. Prof. Zierlein giebt übrigens zu erkennen, daß er vordem die Bibel nicht im geringsten der Vernunft vorgezogen, nun aber in der heil. Schrift die vorher vergeblich bey der Vernunft gesuchte Beruhigung gefunden habe. Wir müßten sehr unchristlich gesinnt seyn, wenn uns dies nicht freuen sollte. Doch finden wir auch, außer dem vorhin angemerkten, daß er noch etwas entfernt davon sey, die Belehrung der heil. Schrift durchaus ohne Verkünstlung anzunehmen, sondern an mehrern Orten geglaubter philosophischen Einsichten wegen sich dieser Belehrung entziehe. Wie besteht dies bey einem Gelehrten, der übrigens die Vernunft so tief herunter setzt?

3.

Jo. Christiani Biel, Past. quond. ad D. Vlric. et Joan. Brunsvic. Nouus Thesaurus Philologicus; siue Lexicon in LXX et alios Interpretes et Scriptores Apocryphos Veteris Testamenti. Ex B. Autoris Mscto edidit ac præfatus est E. H. Mutzenbecher. V. D. M. Eccl. Luth. Haganæ. Pars prima A — E. Hagæ comitum, sumtibus J. A. Bouvink MDCCLXXIX. gr. 8. 690 Seiten. Pars secunda Z — O. eod. 466 Seiten. Pars tertia Π — Ω. MDCCLXXX. 640 Seiten. Papier und Sauberkeit des Drucks sind des Holländischen Namens werth.

Der gelehrte Verfasser dieses Werks ist schon im J. 1745 verstorben, nachdem er dasselbe ganz, wie es nun endlich ans Licht gekommen ist, zubereitet hatte. Kein teutscher Buchhändler wollte wagen, es in Verlag zu nehmen, und so hat es liegen müssen, bis Herr Mutzenbecher von Göttingen nach Haag berufen wurde, und daselbst durch den dortigen Professor der Theologie und Prediger, Herrn Nic. Barkey, einen Verleger fand, der sich sehr wohl dabey stehen wird. Der letzte Theil ist erst seit kurzem in Teutschland zu haben gewesen; daher unsre Leser diese Anzeige des Werks nicht für verspätet ansehen dürfen.

In

In Wahrheit verdient es ein Thesaurus philologicus genannt zu werden. Es ist ein Lexikon, und nicht etwa nur eine Concordanz. Ungeachtet seiner Größe aber macht es die Trommischen Concordantias Græc. in LXX &c. bey weitem nicht überflüßig, und so könnte man wünschen, daß es um ein merkliches kleiner und wohlfeiler seyn möchte, wie es unwidersprechlich seyn könnte, ohne eine einzige taugliche und bedeutende Zeile weniger zu haben. Mehrere Gelehrte haben schon gewünscht, daß Herr Mutzenbecher etwas mehr dabey gethan haben möchte, als nur das alte Manuscript herauszugeben. Sie scheinen aber mehr Zusätze, als Abkürzungen gewünscht zu haben. So hat es auch Hr. M. verstanden, und ruft deswegen in einer kurzen Vorrede zum Th. 3. die Teutschen und Holländischen Philologen auf, beliebige Beyträge an ihn zu senden, weil der Verleger, wegen des schon bey den erstern Theilen erfahrnen guten Abgangs, bereit sey, etwa binnen einigen Jahren, einen Nachtrag zu liefern. Ueberhaupt sind auch wir das gern zufrieden. Nur wünschen wir, daß darinn nicht weiter die Trommische Concordanz ausgeschrieben werde, wenn sie einmal nicht überflüßig gemacht werden soll, (so wahr es auch ist, daß der sel. Biel weit mehr philologische Anmerkungen liefert, als aus dem Trommischen Werke zu schöpfen waren) und daß man nicht so viel schönes Papier mit philologischer Waare belegen möge, die entweder ganz unnütz oder doch längst überall auf Löschpapier gedruckt zu haben ist. Damit wird auch der Gelehrsamkeit in Wahrheit nicht aufgeholfen, weil schätz-

bare

bare Bücher vornehmlich eben dadurch in so hohe Preise kommen, daß viele würdige Gelehrte ihrer ganz entbehren müssen. Wir wollen hiemit die Bielsche Arbeit nicht im geringsten herabsetzen, da wir selbst schon sie sehr brauchbar gefunden haben. Wir wünschten aber, daß unsre sich vielwissende Philologen, die vielleicht noch nicht so weit sind, als der sel. Biel war, endlich einmal mehr praktisches Gefühl annehmen, merklicher an wahrer Beurtheilungskraft wachsen, und denn beydes bey der jüngern Nachwelt befördern möchten. Eben hiezu suchen wir durch Beurtheilung des Bielschen Werks etwas beyzutragen.

Durchaus liegt dabey die Trommische Concordanz zum Grunde. Bey jedem Griechischen Worte sind alle in derselben bemerkte Hebr. Worte, an deren Stelle die Griechischen in den alten Uebersetzungen zu stehen gekommen sind, herübergetragen, und von der oft sehr großen Menge in dem Trommischen Werke angeführter Stellen eine, einige oder auch mehrere nicht nur citirt, sondern auch einem großen Theile nach herüber geschrieben, und denn allemal zugleich (welches mit Recht in dem ohnehin schon sehr großen Trommischen Buche nicht geschehen ist) mit lateinischer Uebersetzung versehen. Wozu doch dies? Das Bielsche Lexikon kann ja für keine Anfänger gehören. Durch Weglassung der ganz entbehrlichen und überflüssigen Lat. Uebersetzungen (an einigen Orten war sie freylich nöthig) und durch Weglassung von $\frac{2}{3}$ der nicht nur citirten, sondern auch herüber geschriebenen Stellen, würde der

Biel-

Bielsche Thesaurus nicht viel mehr, als eine halb so starke Masse machen, und denn ziemlich um die Hälfte des Preises zu haben seyn. Dies Verdienst um dasselbe hätte sich Hr. Mutzenbecher ohne große Mühe, und ohne die Arbeit des verstorbenen Verfassers im geringsten zu verunstalten, machen, Hr. R. Michaelis hätte dazu rathen, und Hr. Vicepräs. Jerusalem, den man so gern für einen Kenner in allen Fachen ansieht, hätte diesen Einfall schon vor 30 Jahren haben können, da es denn nicht in Teutschland an einem Verleger gefehlt haben würde. Hat man den würdigen Glassius temporibus nostris accommodirt, so hätte auch wohl der gelehrte Biel, ohne allen Nachtheil für seine Ehre, abgekürzt werden mögen. Doch vielleicht wäre er damit nicht temporibus nostris accommodatus geworden, sondern nur durch Hineintragung einer Menge philologischen Unraths. Wenn die Herren Buchhändler nur halbe Gelehrte wären, so würden viele schätzbare große Bücher kleiner und um wohlfeilern Preis zu haben, und viel nützliche Gelehrsamkeit würde weiter ausgebreitet seyn. Freylich verkaufen viele Buchhändler auch gern viel bedrucktes Papier, wo es nur gehen will; aber viele Gelehrte verkaufen auch gern viel beschriebenes Papier, und so viel würden denn die Buchhändler nicht kaufen wollen, weil sie meynen dürften, selbst vieles beschreiben und für die Leser unnütze Erweiterungen machen zu können. Es läßt sich noch weit mehr unnützes, als wir schon zu verstehen gegeben haben, in der im Ganzen allemal

schätzbaren Bielschen Arbeit bemerken, welches ohne sattsame Ueberlegung aus der Trommischen Concordanz herüber genommen ist. An vielen Orten haben besonders die Alexandriner sehr willkührlich, oder unleugbar ein quid pro quo übersetzt, oder man hat an sehr vielen Orten für ganz sicher anzunehmen, daß diese Uebersetzung durch die Abschreiber verwahrloset oder durch elende Besserwisserey verhunzt worden sey. Ueberhaupt betrachtet ist dies auch historisch erweisliche und erwiesene Sache. In einem Wörterbuche nun sollte doch wohl hierauf vielfache Rücksicht genommen, und nicht voraus gesetzt werden, als ob jene Uebersetzer überall sorgfältig treue und pünktliche Uebersetzer gewesen wären, und als ob wir, höchstens nur einige wenige Stellen ausgenommen, ihre Uebersetzung bis jetzt noch ächt und unverdorben hätten. Bis auf den heutigen Tag aber erkennen die neuen Kritiker jenen historischen Satz ohne Widerrede an, dürfen sich auch dessen nicht weigern. Hingegen kritisiren sie über den Hebr. Text nach ihren Lüsten, auch aus der Alex. Uebersetzung her, gerade so, als ob kaum an irgend einem Orte an der pünktlichen Accurateſſe und Treue jener Uebersetzer zu zweifeln, und als ob ihre Uebersetzung kaum irgendwo eine Verwahrlosung und Verderbniß erlitten hätte. Und auf eben den sandigen Grund bauet man vielfach Hebräische und Hellenistische Philologie. Hiezu hat auch die Trommische Concordanz mannichfaltige Gelegenheit gegeben, und der sel. Biel hat ziemlich alle solche Trommische Fehler abgeschrieben.

Wenn

Wenn Hr. Mutzenbecher aus einer bessern kritischen Schule gekommen wäre, so würde es ihm kaum möglich gewesen seyn, einen bloßen nur die Correctur besorgenden Herausgeber bey dem Bielschen Werke abzugeben, wenn ihm auch sein orientalischer Lehrer selbst den Rath gegeben hätte. Für die größere Anzahl derer, die dies Lexikon brauchen wollen, möchte es doch wenigstens sehr nützlich und nöthig gewesen seyn, viele Stellen mit einem Origenischen Spieße bezeichnet zu finden. Wir wollen nur einige Beyspiele hersetzen. Biel merkt an bey Ἄγγελος — אנשים Gen XIX, 16. War das wohl der Mühe werth, da bloß der Zusammenhang die Alexandriner veranlaßt hat, hier noch einmal ἄγγελοι zu schreiben, wo nach dem Original ἄνδρες zu setzen gewesen wäre. Wie, wenn Jemand in einer Teutschen Concordanz bey den Wörtern Küster und Kuhhirt auch mit anmerkte Männer? Und doch findet sich wohl nun bald ein philologischer Jüngling, der auch aus dieser Stelle beweiset, daß die Hellenisten überall gern an Engel gedacht hätten. Ebendaselbst — חרב gladius durch ἄγγελος übersetzt Job. 40, 14. (19.) ein sonderbares quid pro quo, welches in keiner Philologie, worauf es doch abgesehen ist, etwas nützen kann. Ἀγρεύω, capio. גאה, extollo me Job. X, 16. ist eine bloße Uebereilung des Trommius, weil im Griechischen und Hebräischen diese Worte den Vers anfangen. Es sollte angesetzt seyn עוד, welches nachher folgt. Sollte es den Philologen nicht Wunder nehmen,

bey den LXX. anstatt jenes Hebr. Worts dies Griechische zu finden, daß er sich denn etwas mehr umsähe? Freylich ist von den Alexandrinern auch dieser Vers nur auf blindes Gerathewohl übersetzt, weil darinn jenes Hebr. Wort gar nicht bedacht worden ist. Das aber ist auch nichts seltenes, und doch noch nicht so träumerisch, als anstatt גאה ἀγρευω. Man sehe weiter, was uns gleich vorkommt, da wir nur bloß handgreifliche Dinge anführen. Ἀδύνατος, impotens — אבור potens, robustus Job. XXIV, 22. XXXIV, 20. Das ist nun gar ganz widersprechend, und doch nicht das geringste dabey angemerkt. Was für philologische Köpfe können nicht aus solchen Stellen eines neuen Lexikons geboren werden? Bey Job. 24, 22. läßt sich kaum zweifeln, daß irgend eine Irrung aus δυνατες gemacht habe ἀδυνατες. Job. 34, 20. ist wieder ein unerklärliches quid pro quo. Was soll nun heydes hier? Αιτέω et in med. Αιτέομαι, ᾶμαι, peto, postulo — נתן do Jos. 14, 12. ist nicht weniger ganz unleidlich, und gewisser Maßen noch unleidlicher, als das vorige. Caleb sagt im Original: — gieb mir dies Gebirge — und in der Alex. Uebersetzung spricht er: — ich bitte dich um dies Gebirge. Ist nun denn נתן durch αἰτεῖσθαι übersetzt? Welche philologische und kritische Abentheuer werden daraus folgen? Ἄνθρωπος, homo, uir aliquis, unus quisque, seruus — 2 Paral. XXIV, 6. ubi ἀνθρωπος respondet Hebr. עבד. Das wird vielleicht alle neue philologische Welt gut heißen, und doch taugt es nicht. Bloß der zusammengesetzte Ausdruck

druck ἀνθρωπος τε θεε gilt dem zusammengesetzten עבר יהוה nach dem Sprachgebrauche gleich. Weiter Ἀνθρωπος — בן filius 3 Reg. 4, 30. ist eben so fehlerhaft. Nie würde ein Griechischer Uebersetzer dies Hebräische Wort einzeln für sich so übersetzt haben. Aber בניקדם haben die Alex. übersetzt durch ἀρχαιοι ἀνθρωποι. Nachher folgt gar noch ἀνθρωπος — יתד, clauus, paxillus Es. XXII, 25. מים aqua Num. XXIV, 7. etc. עיניחי, oculi uiuentis Job. XXVIII, 21. פניאיש facies uiri Job. XXXII, 21. Solcher Angaben giebt es eine unzählige Menge in diesem Werke, wie in der Trommischen Concordanz. Wir würden davon noch weniger gesagt haben, um nicht den Verdacht zu veranlassen, als wollten wir dem sel. Biel seinen verdienten Ruhm mißgönnen, wenn sich nicht klar genug zu erkennen gäbe, daß unsre neuen gepriesenen Philologen eben so rasche Bedeutungsmacher sind. Denn es ist nichts besseres, wenn viele z. B. für unwiedersprechliche Sache angeben, daß χριστος öfters so viel als ἐυαγγελιον heiße, weil doch Paulus κηρύσσειν τον χριστον und κηρυσσειν το ἐυαγγελιον in einerley Verstande sage. Wer wird das letzte leugnen? Wenn aber ὁ χριστος auf eine andere Art Object des Zeitworts κηρυσσειν ist, als το ἐυαγγελιον, so folgt daraus nicht, was man als Folge angiebt. Was sollte aus unserm jetzt gangbaren teutschen Sprachgebrauche werden, wenn darüber ähnlich philosophirt werden sollte? Doch um nicht in Einem hin zu tadeln, bemerken wir demnächst, was dem Bielschen Werke allemal zur Empfehlung dienen muß.

Außer einer Menge der brauchbarsten philologischen Angaben, die man anderswo vergeblich sucht, und in der Trommischen Concordanz gar nicht suchen darf, weil sie eine bloße Concordanz ist, findet man darinn überall die Worterklärungen der alten Glossatoren, mit der Lateinischen Uebersetzung (die auch hier meistens sehr entbehrlich gewesen wäre), dieselben auch mit sicherer Gewißheit oder nach wahrscheinlicher Muthmaßung von vielen eingeschlichenen und aus Hand in Hand fortgetragenen Fehlern gereinigt, ja nicht nur die Erklärungen aus den gedruckten Glossarien z. B. des Hesychius und Suidas, sondern auch aus zweyen der noch nur in Handschriften vorhandenen Wörterbücher des Cyrillus, nämlich aus dem zu Oxford in der Bodl. Bibliothek unter den Baroccianischen Manuscripten, und aus einem andern in der Bremischen Rathsbibliothek befindlichen. Freylich laufen dabey auch öfters Schwachheiten mit unter, die wenige unsrer bekannten Philologen dafür erkennen werden. Und doch kömmt etwas darauf an. Wir setzen z. B. her, was er bey Ἁγιάζω angemerkt hat: — Joel II, 15. III, 9. Κηρύξατε ταῦτα ἐν τοῖς ἔθνεσιν, ἁγιάστε πόλεμον. Inde *Hesychius*: Ἁγιάσατε, κηρύξατε. Et *Suidas*: Ἁγιάσατε, προευτρεπίσατε, κηρύξατε. Ἁγιάσατε, præparate, proclamate. Et certe ἁγιάζειν locc. citt. idem esse ac κηρύσσειν, *proclamare*, et unum per alterum exponi, manifestum ex 4 Reg. X, 70. (20.) καὶ εἶπεν Ἰὼ, ἁγιάσατε ἱερείαν τῷ Βάαλ· καὶ ἐκήρυξαν. Et *dixit Jehu: Sanctificate sacrificium Baal.*

Et

Et proclamarunt. Wer wollte so übereilt verfahren? Wir meynen nicht, daß ἁγιάζειν eben das sage, was κηρύσσειν. Des Hesychius und Suidas Ansehen kann hier nichts gelten, und aus der zuletzt angeführten Stelle kann nichts bewiesen werden. Suidas scheint auch noch etwas gerochen zu haben. Dort bey Joel heißt ἁγιάζειν ungefähr so viel, als beschließen, festsetzen, worauf denn Joel 2, 15. das κηρύσσειν erst folgen sollte. Und mit der letzten Stelle 2 Kön. 10, 20. darf man nur z. B. 2 Mos. 19, 14. 15. vergleichen, um wahrzunehmen, daß Jehu sagen wollte, sie sollten sich geziemend anschicken, welches denn entweder mit lautem Aufruf beantwortet, oder überall umher ausgerufen wurde. In einem Lexikon über die alten Griechischen Uebersetzungen des A. T. sollte es allemal Hauptsache seyn, besonders die in den Büchern des N. T. vorkommenden noch etwas dunkeln oder mißverstandnen Wörter und Redensarten mehr aufzuklären, damit um so mehr die Philologie nicht selbst, wie von vielen geschieht, zum Zweck gemacht werde, sondern einen höhern Zweck befördre. Nun sehen wir zwar, daß der sel. Biel darauf umgegangen sey. Er macht auch an mehrern Orten ganz gute hieher gehörige Bemerkungen. Doch würde er gewiß mehrere gemacht haben, wenn ihm bey jeder guten Gelegenheit die Sprache des N. T. lebhaft genug ins Andenken gekommen wäre, oder wenn er das Neue Testament neben diesen Sachen immerfort mit studirt hätte. Eben das aber meynen wir ver-

missen zu dürfen, und bey welchem Griechischen Philologen, er mache sich vornehmlich mit den alten Griechenländern oder mit den alten Uebersetzern zu thun, wird man diesen Defect nicht bemerken können? Sehr gut finden wir im Bielschen Thesaurus z. B. Hebr. 2, 1. und Sprüchw. 3, 21. μὴ παραῤῥύῃς, μὴ παραῤῥυῶμεν erklärt. Die Glossen des Hesychius: Μὴ παραρυῇς (scrib. παραῤῥυῇς) μὴ ἐκπέσῃς. ἐκ μεταφορᾶς τῶν ὑδάτων — ne excidas, metaphora desumta ab aquis: ingleichen παραρυῇς, πετεωρισθῇς, παραπέσῃς, — fluctues, præterlabaris: des Lex. *Cyrilli* MS. Brem. Μη παραῤῥυῇς, μὴ ἐκπέσῃς ἢ παρασυρῇς — *ne excidas, uel distraharis*, uel *auellaris* — ingleichen παραῤῥυῶμεν bey Hesychius ἐξολισθῶμεν, pereamus, bey Suidas παραπέσωμεν, præterlabamur — diese Glossen alle thun dem Verf. mit Recht nicht genug. Er sagt: Proprie locus ille, quem præfluit (præterfluit wird es heißen sollen) amnis, dicitur παραῤῥυεῖσθαι (sollte wohl heißen παραῤῥύεσθαι, denn παραῤῥυῇς ist aor. 2 pass. conj.) Metaphorice autem in genere dicitur res, quæ prætermittitur et ex incuria omittitur. Dies ist nicht ganz wohl ausgedruckt, und nach dem Zusammenhange muß es etwas anders gedacht werden. Wir würden sagen: Metaphorice autem dicitur παραῤῥύεσθαι (quasi *passive*) in genere is, qui aliquid prætermittit, quasi præterfluere ex incuria patitur. Damit stimmt das folgende überein: In specie παραῤῥυεῖσθαι dicuntur auditores uel discipuli, quos dicta ac dogmata doctorum aquæ fluuii ad instar prælabuntur (præterlabun-

buntur) quorum aures ea præterfluunt, siue qui ex incuria et securitate monita præterfluere sinunt. So könnte also Hebr. 2, 1. μήποτε παραῤῥυωμεν zu übersetzen seyn: damit wir nicht des Leichtsinns dagegen schuldig werden. Die Partikeln und besonders die Präpositionen, welche doch zum Theil in der Hellenistischen Mundart sehr viel eigenes haben, hat der sel. Biel nicht eben sehr sorgfältig behandelt. Doch findet man hier und dort bey ihm etwas, das zu gebrauchen ist, wenn er auch selbst keinen Vortheil daraus gezogen oder gewiesen hat. Bey ἐπι merkt er erstlich nur überhaupt an, daß es auch præter (d. i. ad, wo es additamentum anzeigt) bedeute. Das ist ohnehin bekannt. Nachher aber bringt er bey 3 Macc. 3, 28. ἐφ' ᾧ τὴν οὐσίαν τῦ ἐμπίπτοντος ὑπὸ τὴν ἐυθύναν λήψεται, *præterea quod* (oder præterquam quod) *facultates eius, qui in poenam incidet, accipiet*; und setzt hinzu: *Suidas*: Ἐφ' ᾧ, ἐπὶ τύτῳ. Ἐφ' ᾧ *præterea*. Male ἐπὶ τύτῳ ibi uulgo uertitur *ea conditione*. (Es ist freylich übel genug, daß bey den Philologen auch die alten Glossen vor Mißdeutungen nicht sicher sind, die sie doch eben für Wegweiser brauchen wollen.) Et uerba Polybii, quæ Suidas addit, pariter male explicantur. Sic et *Aelianus* Var. L. II. c. 13. ἐπι τύτοις. *Hesychius*: Ἐπι τύτοις, πρὸς τύτοις — *præter hæc*. Dies letztre bedurfte in Wahrheit keines Aelians und keiner Autorität des Hesychius. Denn wem ist nicht ἐπι τύτοις, ἐπι πασι τύτοις bekannt? auch aus dem Neuen Testament z. B. Luc. 16, 26. Aber bey ἐφ' ᾧ ist an diese Bedeutung des ἐπὶ

kaum von Jemand gedacht worden, und so hat man auch des Svidas Glosse umgedeutet. Gewiß aber gebührt diese Bedeutung dem so vielfach zermarterten ἐφ' ᾧ Röm. 5, 12. wo propterea quod, welches nun überall für gültig angenommen wird, weder in den Zusammenhang, genau überdacht, paßt, noch überhaupt als sonstige Bedeutung des ἐφ' ᾧ für erwiesen angenommen werden darf. Denn so gut auch hier und dort επι durch propter übersetzt werden kann, so folgt daraus für ἐφ' ᾧ noch nicht propterea quod oder quoniam, sondern nur *propter quod*, welches doch nicht passen würde. Man sehe Hrn. D. J. P. A. Müllers Disp. in Rom. V. 12. 13. 14. Halæ 1767. mit welcher der sel. Biel gewiß nicht colludirte, wie er auch dabey weder an Röm. 5, 12. noch an eine andere schwere Stelle des N. T. gedacht hat. Bey επι hat er aber nicht angemerkt, daß es an der Stelle des Hebr. עַל auch cum bedeute z. B. 1 Mos. 32, 11. Διὰ bedeutet nach seiner Angabe auch iuxta, apud; er hätte hinzusetzen können cum: hat aber nicht einmal jene Bedeutungen mit Citationen belegt, so nöthig es auch für die Auslegung des N. T. gewesen wäre. Statt dessen hat er aus dem Trommius angesetzt, daß es auch die Stelle des Hebr. אַחֲרֵי einnehme Hiob 42, 9. Ganz sonderbar! Denn es leuchtet in die Augen, daß die Alex. hier den Sinn der ganzen Redensart ausgelegt, nicht aber die Worte übersetzt haben. Bey Ἐν ist die Trommische Con-

Concordanz zur Verwunderung sehr arm. Der sel. Biel hat doch aber nicht vergessen, daß ἐν an der Stelle des Hebr. ב auch cum, ja auch propter bedeute. Für die letzte Bedeutung führt er an Deut. XXIV, 16. ἕκαστος ἐν τῇ ἑαυτοῦ ἁμαρτίᾳ ἀποθανεῖται, *unusquisque propter suum ipsius peccatum morietur.* Er hätte hinzusetzen können (in die Hebr. Wörterbücher bey ב gehört hieher 1 Mos. 19, 15. 4 Mos. 27, 3. wo die Alex. haben διὰ ἁμαρτίαν αὐτοῦ al.) Jer. 31, 30. Ezech. 18, (4) 17. 18. (20.) 22. 26. 2 Chron. 25, 4. Es ist eine feyerliche Redensart, formula solennis, die nirgends überhaupt anders verstanden werden darf, als in der durch den Sprachgebrauch festgesetzten Bedeutung. Hieraus aber folgt denn, wenn gleich für die meisten Philologen unerwartet, daß Joh. 8, 21. 24. ἐν τῇ ἁμαρτίᾳ ὑμῶν ἀποθανεῖσθε — ἀποθανεῖσθε ἐν ταῖς ἁμαρτίαις ὑμῶν ohne Widerrede zu übersetzen sey: eurer Sünde wegen werdet ihr sterben — ihr werdet sterben eurer Sünden wegen — oder sterben müssen; wie im Gegentheil Christus nachher v. 51. denen, welche sich an sein Wort halten würden, verheißet, daß sie den Tod niemals sehen d. i. nicht sterben sollten. Daß ἐν auch die Bedeutung des Lat. cum, mit habe, sehen wir hier nur durch Eine Stelle, nämlich Psalm XLIV. 14. (Ps. 45, 13.) ἐνδώροις, cum muneribus, belegt. Es giebt ihrer aber sehr viele z. B. Ps. 66, 13. 68, 31. 105, 37. 1 Mos.

32,

32, 10. Richt. 15, 1. 1 Sam. 1, 24. Diese Bedeutung ist für mehrere Stellen des N. T. z. B. Hebr. 13, 20. wichtig, kann aber freylich schon aus dem N. T. vollkommen dargethan werden. Besonders hätte der besondere hellenistische Gebrauch der Präp. Ἀπὸ etwas mehr in einem so ganz hellenistischen Lexikon bemerkt und erläutert werden sollen. Der sel. Biel hätte z. B. nur daran denken dürfen, daß die Ausleger an sehr vielen Orten des N. T., z. B. 1 Joh. 2, 28. ἀπὸ bey uerbis passiuis als für ὑπὸ gesetzt annehmen, welches doch so meistens ohne Grund ist, wie man aus Hebr. Jes. 20, 5. Jer. 10. 14. Hos. 10, 6. und noch mehr aus Hebr. und Aler. Jer. 2, 36. 12, 13. wo im Original nicht einmal ein uerbum passiuum vorkommt, ersehen kann. Der Artikel ὁ, ἡ, τὸ ist in diesem Thesaurus mit zwey Zeilen abgefertigt. Gleichwohl wäre darüber so manches anzumerken gewesen, das doch denn diejenigen Gelehrten, die etwa Zusätze an Hrn. Mutzenbecher schicken wollen, als woran kein Mangel seyn wird, nicht vergessen mögen. Dahin gehört unter andern eine Erläuterung des τὸ vor dem infinitiuo nach einem vorhergehenden uerbo. Der gewöhnliche tropus prædias, der gern von Ellipsen und Pleonasmen gleich oft redet, sagt, eine kecke Ellipse habe dabey allemal ἕνεκα oder χάριν ausgelassen; und bis jetzt hat man in so aufgeklärten Zeiten wenig supra Lambertum Bos sapere gelernt, desto weniger, je mehr man auf der an-

andern Seite die Pleonasmen zu vermehren sehr sorgfältig beflissen gewesen ist. Das Neue Testament leidet freylich mehr dabey, als die alten Griechischen Uebersetzer. Diese aber studirt man ja vornehmlich, um die Sprache, wie sie in jenem da ist, genauer verstehen zu lernen. Unsre Meynung über dies sonderbare τὸ ist kurz diese. Es stehet (nur nicht allemal) an der Stelle des hebräischen ל vor dem Infinitivo. Das ל überhaupt ist bekanntlich, wie die Grammatiker reden, sehr oft nota genitivi. Wo es nun die Hellenisten in ihrem Hebräisch gedachten Griechisch vor einem Infinitivo nicht gar übergehen wollten, oder nicht füglich konnten, da setzten sie mehrmals den Artikel τὸ an dessen Stelle, und das wurde Sprachgebrauch. Sie meynten auch wohl gar, recht klug daran zu thun, weil die Griechen einmal das von einem andern regierte substantivum in genitivo setzten. So brauchten sie denn auch τὸ μὴ vor dem Infinitivo anstatt des hebräischen לבלתי, z. B. 1 Mos. 4, 15. ꝛc. Ein andermal drückten sie dies ל durch εἰς, durch πρὸς, durch ἵνα aus, und oft ließen sie es auch unausgedruckt. Das ist, unsers Ermessens, die ganze Weisheit, und es bedarf bey τὸ eben so wenig einer Ellipse, als bey εἰς und πρὸς. Aufgetriebene Stellen, wo ἕνεκα oder χαριν dabey stehet, beweisen nicht, daß übrigens ein ἕνεκα oder χαριν stillschweigend dabey gedacht worden sey. Und oft würde es abentheuerlich seyn, ein ἕνεκα oder χαριν einzwingen zu wollen, wo doch Hebräisch

nichts

nichts anderes steht und zu denken ist, als ל, z. B. Luc. 17, 1. 24, 25. Ein ähnliches Urtheil verdient über eine große Menge vorgeblicher Ellipsen gesprochen zu werden, welche auch in diesem Bielschen Werke aufgestellt sind, und von neuaufgeklärten Philologen noch fortgepflanzt werden. Noch einiges andere, um zu erkennen zu geben, wie viel in der biblischen philologischen Auslegung noch zu leisten sey, und denken zu lassen, ob von unserm Zeitalter viel wahre und bedeutende Aufklärung zu erwarten stehe. Der Artikel Ἀκούω ist nicht eben allzulang gerathen, und von der Redensart ἀκουειν της φωνης τινος ist bloß die einzige Stelle 1 Mos. 3, 8. angeführt, die gar nicht einmal denjenigen Sinn hat, welchen sonst gewöhnlich diese Redensart zu denken giebt. Meistens nämlich steht sie an der Stelle des Hebr. שמעבקול, facere, quod alius a nobis fieri uult, obsequi, obtemperare illi: 1 Mos. 3, 8. aber ist sie, vielleicht nicht einmal von der ersten Hand, gesetzt anstatt des Hebr. שמע את קול, welches nicht mehr bedeutet, als audire uocem, Stimme hören, und sonst übersetzt wird durch ἀκουειν την φωνην. Gleichwohl kommt viel darauf an, jene Bedeutung, besonders im N. T. nicht zu übersehen. Wäre sie nicht zu leicht übersehen worden, so würde man längst einige Mißverständnisse, z. B. bey Ps. 95, 7. 8. Hebr. 3, 7. folg. weniger haben. Weil Paulus den Psalm anführt von den Worten an: σημερον, ἐαν της φωνης &c. so meynt man nothwendig

wendig übersetzen zu müssen: heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht ꝛc. und mit Recht zu glauben, daß im Ps. 95. die Construction aus V. 7. in V. 8. übergehe. Hiewieder aber streitet dennoch, nicht nur die sonstige Bedeutung der bemerkten Redensart, sondern auch das Heute, welches man auch zu versetzen nicht berechtigt ist, ingleichen ἐὰν hebr. אִם, welches keine Zeit- sondern Bedingungs-Partikel ist. Das Hören an sich wird auch offenbar schon vorausgesetzt; und zudem redet Ps. 95. der Psalmist in seinem Namen bis zu Ende des V. 7. und hingegen V. 8. 9 — führt er Gott selbst redend ein. V. 7. also kann durchaus keinen Vordersatz für einen angeblich V. 8. folgenden Nachsatz haben. Diese Verse also stehen nicht in Constructionsverbindung mit einander, sondern am Ende des V. 7. schließt sich eine ganze Periode, und הַיּוֹם, σημερον, heute, steht mit dem vorhergehenden auf eine bedeutende Art in Verbindung. Der Psalm sagt: heute (jetzt nun) ist er (oder beweiset sich als) unser Gott, und wir sind Volk seiner Weide, und Schafe seiner Hand, so (si, si tamen) ihr seiner Stimme Gehör gebt, d. i. ihm Folge leistet. So weit wird in der dritten Person von Gott geredet. Nachher V. 8. folg. redet der HErr selbst in der ersten Person zu dem Volk. Wie man nun dies mit dem Vortrage des Apostels Hebr. 3, 7 — vereinigen könne, scheint Recensenten nicht sogar schwer zu seyn. Mit aller Sicher-

heit

heit trennt er eben so und aus den angegebenen Gründen den V. 7. in der Construction ganz von dem Folgenden. Zwischen V. 7. und dem Vorhergehenden aber ist eine ähnliche Verbindung, als in dem Psalm selbst, nur daß der Allegationsausdruck dazwischen kömmt. Man denke zusammen, was zusammen gehört V. 6. 7. ὃ οἶκος ἐσμεν ἡμεις, εαν περ σημερον, ἐαν της Φωνης αὐτε ἀκεσητε. Nun besonders; obgleich in Gedankenverbindung mit dem vorhergehenden: Μη σκληρυνητε — Mehr Weitläuftigkeit kann an diesem Orte nicht statthaft seyn. Bey Επιλαμβάνομαι hat der Verfasser ganz unbemerkt gelassen, daß es auch in der Bedeutung des sonstigen ἀντιλαμβανομαι, adiuuo, subleuo, succurro nicht ungebräuchlich sey, vielleicht, weil man damals noch nicht erkennen wollte, daß keine andere Bedeutung, als eben diese, Hebr. 2, 16. gelten könne. Gleichwohl hat er mit angeführt Sir. IV. 12. ἐπιλαμβάνεται τῶν ζητέντων αὐτὴν, nämlich ἡ σοφία übersetzt es aber prehendit illum, qui quærit illam; ingleichen daß Theodotion Prou. XI, 16. ἐπιλήψονται an die Stelle des Hebr. יתמכו gesetzt, welches, wie mehreres von Biel herbeygebrachte, die Trommische Concordanz nicht auflegt. Nun noch eins. Ἱλαστήριον übersetzt er durch operculum propitiatorium. Wie gefällt das unsern neuen so viel Bewegung machenden Philologen? Und wenn sie denn in Vergleichung mit Röm. 3. 25. nicht den Deckel der Bundeslade für ein

Vor-

Vorbild annehmen, noch bey demselben etwas versöhnendes denken wollen, welch philologisches Rad soll gedrehet werden, um von dem Worte ἱλαστήριον, wo es diesen Deckel bedeutet (und nur selten bedeutet es etwas ganz von einem Deckel verschiedenes), den Begriff der Versöhnung wegzuschaffen. In Wahrheit! wenn die philologische Kunst noch nicht weiter getrieben ist, als ich bis jetzt sehe, so können die Orthodoxen auf dies einzige Wort schon recht stark pochen, und sie verstehen oft nur ihren Vortheil nicht recht. So gut ich ihn aber hier einzusehen meyne, will ich doch nicht auf dies Wort pochen. Ich behalte die unwiderleglich schriftmäßige Lehre von Vorbildern, nur ist mir nicht gerade alles ein Vorbild, was man dafür angesehen hat, und manches sehe ich dafür an, was die sonstigen Orthodoxen nicht dafür erkannten. Ich kann im Allgemeinen kein freyeres Bekenntniß über die Vorbilder ablegen, und gedenke dabey mit dem besten Grunde zu bleiben. So aber bekenne ich denn auch, daß mirs sehr schwer fällt, den Deckel der Bundeslade als ein Vorbild auf Christum zu denken. In wiefern er die Lade und die darinn befindlichen Gesetztafeln bedeckte, möchte an sich noch wohl eine Vergleichung mit Christo, der die Handschrift auslöscht, die wider uns war, statt finden. Aber zu geschweigen, daß am großen Versöhntage auch dieser Deckel mit Blut besprengt und versöhnt werden mußte 3 Mos. 16, 15. 16. so stunden auf diesem Deckel, und waren mit ihm aus Einem Goldstück ausgearbeitet, die zwey

Cherubs, Abbildungen himmlischer Geschöpfe (freylich keine Donnerpferde), über deren ausgebreiteten Flügeln der Jehovah wie wohnbar zu seyn, d. h. von hier aus seine wirksame und sich offenbarende Gegenwart zu beweisen, verheißen hatte. Hier versuche man einmal, den Sohn Gottes an die Stelle des Deckels der Bundeslade zu setzen, und erachte denn, ob etwas schickliches herauszudenken sey. Christus sollte auf den Thron Gottes erhoben werden, nicht aber der Thron Gottes gleichsam auf Ihm zu stehen kommen. Ich suche der Sache durch eine Muthmaßung zu helfen, die schon, wie sie darf, voraussetzt, daß die Hellenistische Sprache oft auf sehr sonderbare Art aus dem Hebr. Sprachgebrauche nicht nur ihre Stimmung, sondern auch viele Bedeutungen für einzelne Wörter erhalten habe. Das Hebr. כפר heißt bedecken, zudecken, und Piel davon wird metaphorisch gebraucht von Versöhnung, d. i. gleichsam Verdeckung der Sünde, und dies Piel mit dieser Bedeutung kömmt am häufigsten vor. So brauchten denn die Hellenisten in der gemeinen Rede gewöhnlich dafür ἱλάσκεσθαι, und nun gieng es bald damit so weit, daß dies Griechische Wort, und das von ihm abstammende ἱλαστήριον, auch mit der eigentlichen unmetaphorischen Bedeutung des Hebr. Stammworts in Gang kam. Was nun einmal Sprachgebrauch geworden ist, dawider darf auch Priscian nichts einwenden. So hieß denn auf diesem Wege ἱλαστήριον ein Deckel, wie כפרת in eigentlichem Verstande ein Deckel heißt, da doch ἱλαστήριον

nach

nach eigentlicher Bedeutung ein Versöhnmittel, Versöhnursache anzeigt. Röm. 3, 25. hat es diese seine eigentliche Griechische Bedeutung, Hebr. 9, 5. bedeutet es den Deckel der Bundeslade; und die eine dieser Stellen ist für die andere ganz gleichgültig. Freylich aber wird im Folgenden Hebr. 9. von der Versöhnung der Sünde ꝛc. geredet. Nur hat man nicht deswegen den Deckel der Bundeslade als einen Versöhndeckel zu denken. Recensent hätte Lust genug, noch manche andre Sprachanmerkung, besonders auch über das liebe Hellenistische οτι mitzutheilen. Er darf aber die Geduld der Leser nicht mißbrauchen, führt also nur noch kurzhin Klage über die große Menge von Holländischen Druckfehlern, die der Hr. Herausgeber unverbessert gelassen, und nicht einmal die wichtigsten am Ende angezeigt hat.

Litterarische Nachrichten.

I.) Gottesgelahrtheit.

Hr. Consist. Rath und Generalsup. Jacobi zu Zelle hat die reelle Freude erlebt, alle seine Schriften zum zweyten Mal herausgeben zu können, weil sie, gewiß zum großen Verdruß der heutigen Reformatoren, gesucht werden, und die

Verlagshandlung sich gut dabey zu stehen hofft. Ein guter Theil der Jacobischen Schriften ist bekanntlich nicht nur vorzüglich, sondern ganz ausnehmend schätzbar und wichtig, und mehrere derselben thun ihrem Titel so überflüssig Genüge, daß man sich wundern muß, wie der Hr. Verfasser, allemal unwidersprechlich ein Gelehrter vom ersten Range, in seinen Ankündigungen so gar bescheiden und demüthig habe seyn können. Auch sind sie von solcher Beschaffenheit, daß die wahre Gemeinnützigkeit nicht leicht weiter wird getrieben werden können, und daß der ernsthafte Hofmann sich eben so wenig zu schämen hat, sie zu seiner Belehrung zu brauchen, als der gelehrteste und gründliche Theologe, daraus Rath zu holen. Leser derselben, die Kenner zugleich sind und den christlichen Herzensglauben haben, dürfen glauben, daß an jenem Tage diese Jacobischen Schriften die richtende Gerechtigkeit Gottes über die Verkehrtheit unsrer Zeiten gewiß verherrlichen helfen, und die Verdammniß vieler seynwollenden Religionsverbesserer vergrößern werden. Und wer will jetzt Hrn. Jacobi, einen Mann, der ehedem selbst mit dem Skepticismus gerungen und seine auserlesenen Kenntnisse auf dem unverdächtigsten Wege gesucht und gefunden hat, beschuldigen, daß er irgend ein tadelhaftes Vorurtheil des Ansehens der Väter bey sich etwas gelten lasse? Mit besonderm Vergnügen also zeigen wir an die Sämmtlichen Schriften von Johann Friedrich Jacobi; Ersten Theils erste Abtheilung. Hannover in der Helwingschen Hof-

Hofbuchhandlung 1781. gr. 8. 318 Seiten, nebst Vorbericht XXVI Seiten. Diese Abtheilung enthält zwey der vortrefflichsten, lehrreichsten und ermunterndsten Stücke, bey welchen eintrifft, was wir sagten, daß der Hr. V. bey weitem mehr geleistet habe, als sein Titel versprach, nämlich I. Sollte Gott auch wohl verdienen, daß ein Mensch Achtung und Ehrerbietung für ihn hätte und selbige öffentlich an den Tag legte? II. Gedanken über die herrschende Mode großmüthig zu sterben, nebst einer Anleitung zu einer Christlichen Gemüthsverfassung wider die Schrecken des Todes. Num. I. ist bekanntlich nicht nur überhaupt allem rohen Betragen der Menschen gegen Gott, besonders der Vornehmern, entgegengesetzt, sondern giebt auch vornehmlich viel Aufklärung über die Pflicht und Erhörlichkeit des Gebets, und leider immer noch treffende scharfe Erinnerungen wider den kläglichen Mißbrauch der Eidschwüre, besonders der versprechenden Eide. Num. II. aber ist die herrlichste Anweisung zur ganzen Führung des wahren Christenthums, legt auch mehrere geistliche Lieder des Freyherrn von Canitz zur Erweckung vor, und Nachrichten von dessen Leben und Ende, noch mehr aber einen kurzen Lebenslauf des heilig zu nennenden großen Arzneygelehrten Boerhave, nebenher auch von dem Kayserl. General Gottfried Ernst Freyherrn von Wutgenau, so viel der Hr. Verf. aus glaubwürdigen Berichten von dem Charakter dieses Kriegsmanns wußte. Der Vorbericht zu dieser neuen Auflage zeu-

get abermals eben so ernsthaft als sanft wider die neue Reformation, und antwortet aufs beste auf den dem Hrn. Consist. R. in einer witzigen Schrift gemachten Vorwurf, daß sein Glaube noch über die Vernunft gehe. Sollte es nicht gut seyn, wenn dafür gesorgt würde, daß, wo nicht alle, doch wenigstens die wichtigsten Jacobischen Schriften auch einzeln immerfort noch zu haben wären? Die Herren Buchhändler wissen sonst wohl, ohne das Ganze zu zerreißen, und ohne eben besondere Kosten damit zu übernehmen, auch die Vereinzelung zu bewerkstelligen.

Hr. Consistorialrath D. Christ. Albr. Döderlein zu Bützow hat im J. 1778 angefangen, Theologische Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion in einzelnen Stücken gr. 8. herauszugeben. Die Berger- und Bödnersche Buchhandlung hatte dieses ins Große gehende Werk auf Pränumeration, daran es auch nicht fehlte, übernommen, und vornehmlich durch die Veränderung, welche die Verlagshandlung betraf, die nun aber eine vortheilhafte Wendung bekommen hat, blieb es etwas zurück. Es sind davon bis zur letzten Michaels-Messe erschienen, und in der Bödnerschen Buchhandlung zu haben, der Erste Band, bestehend aus 3 Stücken, jedes mit dem ganzen Titel, zusammen 748 Seiten, und des Zweyten Bandes erstes und zweytes Stück 564 Seiten. Das ganze Werk ist auf 3 Haupttheile angelegt. Der Erste Haupttheil handelt, besage der Vorrede des Hrn. V., von der Erkenntniß Gottes nach dem Licht der Natur,

von

von der moralischen Natur des Menschen ꝛc. von der Bedürfniß und den Kennzeichen einer nähern göttlichen Offenbarung ꝛc. trägt nachher die ganze Lehre von der heiligen Schrift, ihrem göttlichen Ursprung und Ansehen vor, mit Beurtheilung so wohl der ältern als neuern und zeitherigen Angriffe auf dieselbe, entwirft den allgemeinen Charakter und die Eigenschaften der christlichen Religion, legt einen kurzen Grundriß ihrer wesentlichen Lehren dar, und giebt endlich eine kurze hinlängliche historische Nachricht von den verschiedenen Partheyen der Christenheit. Im zweyten Haupttheile sollen ausführliche Abhandlungen von einer jeden einzelnen Grundlehre des Christenthums folgen, und im dritten eben so die praktischen Lehrsätze abgehandelt, und überall sowohl die Geschichte der Lehren, als die Vertheidigung derselben gegen die gemachten Einwürfe und gegenseitiges Vorbringen mitgenommen werden, und zwar so, daß über Mangel an anständiger Bescheidenheit und Mäßigung Niemand mit Recht klagen könne. Hierüber, meynen wir, werde auch, die vor uns liegenden Stücke dieser Abhandlungen betreffend, keine Klage zu erheben stehen, es müßte denn seyn, daß jetzt lebende Atheisten und andere Verwirrungsmacher die möglichste Modestie auch schlechterdings gegen ihre schon vor vielen Jahren und Jahrhunderten verstorbene Brüder bewiesen wissen wollten, welches doch allemal auch eine undankbare Bemühung wäre. Diese 5 Stücke handeln umständlich von Gott nach dem Lichte der Natur,

nämlich nicht nur dogmatisch, sondern auch historisch, mit Anführung auch der neuesten Schriftsteller, und polemisch. Das St. 2. des B. 2. scheint zu versprechen, daß dieser erste Abschnitt nicht über das nächstfolgende Stück hinauslaufen werde. Vornehmlich die Abhandlung der moralischen Eigenschaften (doch nicht auch der Freyheit, von welcher schon im St. 2. des B. 2. ausführlich gehandelt ist) und der Einheit Gottes ist noch übrig. Nachher werden denn die fernern für den Ersten Haupttheil bestimmten Abhandlungen zu erwarten seyn. Wenn wir uns auch einer eigentlichen Beurtheilung dieses Werks, so weit es da ist, aus bekannten Ursachen billig enthalten, so dürfen wir doch sagen, daß die darinn vorkommenden historischen Stücke gewiß für Jedermann, höchst angenehm und bestens brauchbar seyn werden. So haben wir z. B. im St. 3. des B. 1. die bey Gelegenheit der Widerlegung der Epikurischen albernen Vorstellungen vom Ursprung der Welt mitgetheilten Nachrichten sonderlich von den neuesten Meynungen großer Philosophen und Aerzte über die Erzeugung der thierischen Körper mit nicht geringem Vergnügen gelesen. Die bedeutendsten Männer nämlich, wenn sie nicht sonst schon wegen nie zu billigender Abweichungen von dem, was das gesunde Gefühl der Wahrheit lehrt, bekannt sind, erklären sich allemal und bis jetzt für die Präformation und was dem ähnlich ist. Vor allem aber das Urtheil, ob die Ausführlichkeit der Abhandlungen zu groß sey und das Werk zu sehr ins Weite führe,

als

als worüber schon so mancher Recensent seine Meynung hat sagen wollen, glauben wir bloß dem Herrn Verfasser selbst, der Verlagshandlung und denen, die dasselbe von Anfang durch ihre Pränumeration befördert haben, überlassen zu müssen. Freylich würden zwey Drittheile der neuen gelehrten Welt z. B. von Hrn. Jerusalem gern wer weiß wie viele unendliche Betrachtungen mit Jauchzen entgegen genommen haben. Doch ist auch klar genug, welchen Grund dies hat, und daß derselbe keineswegs einzig in der großen Beredsamkeit und am wenigsten in der Gründlichkeit und Schärfe der Vorstellungsart liege.

Der gelehrte und wirksame Hr. M. D. J. Cleß, nun Special-Superattendent zu Wildberg, hat sein Geistliches Magazin von Wörtern und Redensarten, deren richtige Erklärung zum thätigen Christenthum nüzlich und nötig ist, mit dem VIten Theile 8. 432 Seiten samt einem Register über alle Theile; Tübingen bey J. F. Heerbrandt 1781 beschlossen. Wir haben zugleich den Vten Theil, welcher 473 Seiten beträgt, vor uns, und haben diese Theile mit nicht minderm Vergnügen gelesen, als die erstern. Jener fängt an mit Schwermut, dieser mit Vater-Unser und beschließt mit Zweck. Wir wünschen dieses in seiner Art vortreffliche Werk besonders recht vielen Herren Predigern in die Hände, und versprechen ihnen, daß sie daran eine reiche Vorrathskammer, wo alles sehr gut geordnet und aufs leichteste zu finden ist, haben werden. Es ist darinn für die Glaubens- und Le-

benslehre gleich gut gesorgt, und man darf nur einige Theile dieses Magazins durchgesehen haben, um mit vollkommner Gewißheit erachten zu können, wie mager, dürr und trostlos die Religion derer seyn müsse, die nun beynahe die ganze christliche Lehre auf eine bloße Moral zurückführen wollen. An Toleranz im Urtheilen, so weit sie je Grund für sich haben kann, fehlt es dabey dem Hrn. Verf. gar nicht, und mancher wird sich berechtigt halten, zu glauben, daß er dieselbe, wenigstens in Ansehung eines gewissen Punkts zu weit treibe, wo auch wir sie so weit nicht zu treiben wissen. Mit dem allen sagen wir nicht, daß wir übrigens durchaus mit dem wackern Hrn. Cleß einverstanden wären. Mehrere Artikel in diesen letzten Theilen, z. B. Seele, Sonntag, Teufel, Theopneustie, Tod, Verstockung u. a. hätten uns viel Stoff zu einer weitläuftigen Unterhaltung unserer Leser geben können. Ueberall aber ist Hr. C. auf einem solchen Wege, der zu keiner Mißlichkeit oder Gefährlichkeit führen kann, und meistens sind wir nur an solchen (nicht aber an allen den) Orten anderer Meynung, wo er mehr Aufklärung sucht, und wo auch wir uns an dem Gewöhnlichen nicht begnügen. Genug, wir halten uns verpflichtet, dies Geistliche Magazin aufs höchste zu empfehlen.

Eben desselben Hrn. Cleß Erstes Pastoral-Schreiben eines neuen Superintendenten an seine Amtsbrüder — den 8. Febr. 1781. aus eben dem Verlag 1 Bogen in 4. kleinen und engen Drucks, verdient allgemein gelesen zu werden.

Wüß-

Wüßten doch alle geistliche Vorsteher gegen ihre untergebenen Amtsbrüder sich so wahrhaftig brüderlich ohne Erhebung zu bezeigen, als Hr. C. hier thut, und alle Lehrer gegen die geringsten ihrer Gemeinen gleichfalls ein so demüthig liebreiches Betragen ohne alles Vornehmthun zu beweisen, als hier empfohlen ist! Leicht aber versteht sich, daß dies nicht der einzige oder der mehreste Inhalt dieses Schreibens sey.

Auf die beste Art übertrafen unsre Erwartung Christliche Betrachtungen. I. Geist des Christenthums. II. Gedanken über die Quellen des Unglaubens in Absicht auf Religion. III. Unterhaltungen mit sich und mit Gott. Aus dem Englischen. Von dem Verfasser der Freundschaft mit Gott. Berlin und Leipzig bey G. J. Decker 1782. 8. 534 Seiten feinen und engen Drucks. Wir kennen den Verfasser der Freundschaft mit Gott nicht. Diese Uebersetzungen aber sind ein sehr gutes Werk. Alle drey Stücke sind von verschiedenen Englischen Verfassern. Num. I. Geist des Christenthums ist das wichtigste und schönste und reicht bis S. 364. Voran stehet die Geschichte dieses Buchs, die allerdings ihr Besonderes hat, das wir doch nur in abgebrochener Kürze sagen können. Es ist nämlich ein Auszug aus Johann Evans praktischen Reden über die christliche Sittenlehre, von einem Ungenannten für einen Mann von hohem Stande, an dem man, wie hier gesagt wird, einen großen Staatsmann verehren würde, wenn er genannt werden dürfte, verfertigt.

Der-

Derselbe Minister hat diesen Auszug aus Evans Reden mehrere Jahre lang, bevor er gedruckt wurde, im Stillen für sich in seinem Cabinet gebraucht — wo, wie er selbst schreibt, die Leute meynten, daß er sich zu seinen Amtsverrichtungen durch ganz andere Sachen zubereite — und auf dessen Begehren ist er endlich durch den Druck gemeinnützig gemacht worden. Nach dem Ausdruck, dessen sich dieser Staatsmann selbst in einem Briefe bedient, könnte man fast glauben, er habe seine christliche Gesinnung aus Klugheitsgründen ganz verborgen zu halten gesucht (welches man doch mit der Bekenntnißpflicht nicht zu reimen wüßte), ob dieselbe gleich seine Handlungen regierte. Genug aber dieser Auszug aus Evans Reden ist eine der vortrefflichsten und schönsten praktischen Schriften, und wie ganz dazu gemacht, daß man es Jahre lang zu einem täglichen Erbauungsbuch brauchen könne. Ueberaus viele Sachen im kürzesten und eindringendsten Ausdruck zusammen gefaßt, in viele ungekünstelte Abtheilungen zergliedert, und auf der Seite zum Nachschlagen überall angezeichnete Schriftstellen führend, kann es den Namen eines kleinen neuen Arndt verdienen, der sich gegen die jetzige gefällige Mundart nicht verstecken darf. Freylich setzt es schon guten Unterricht in der christlichen Lehre und Kenntniß des Inhalts der heiligen Schrift voraus, und unsere nächsten Glaubensgenossen müssen bey dem, was darinn kurz auch von der heiligen Taufe und dem heiligen Abendmahl gesagt ist, ein mehreres hinzu denken. Num. II. Gedanken über die Quel-

Quellen des Unglaubens ꝛc. schreibt sich in einem Vorbericht von einem berühmten Rechtsgelehrten her, ist gleichfalls, mit einiger Ausnahme, voll gegründeter Reflexionen, die nur, besonders vorn herein, weniger munter und zum Theil zu schwerfällig vorgetragen sind. Ohnehin ist es eine unvollendete Schrift, nach des Verfassers Tode herausgegeben. Das Statt der Vorrede bey Num. III. Unterhaltungen ꝛc. ist so übertrieben witzig, daß man mit genauer Noth erräth, was dieses Statt der Vorrede von der Herkunft dieses Stücks für Nachricht geben wolle. Haben wir recht verstanden, so ist es das Werkgen eines blinden Schottländischen Geistlichen, Richard Lucas. Andere Recensenten werden es freylich in die Zeiten des vorigen Jahrhunderts zurückweisen, und besonders die darinn zur schreckenden Warnung vorgebildete Hölle wird den Theologen nach der Mode unausstehlich seyn. Doch ist es im geringsten nicht zu verachten, ob es gleich sehr gesetzlich predigt, und vornehmlich würde mans ehrbaren Leuten dieser Welt, die sich etwa schon für Christen halten, zum Bußwecker in die Hände geben können. Und wie? Durch die Hölle, und zwar besonders durch die Unaufhörlichkeit ihrer Strafen, sollen sich, nach der untrüglichen Anweisung Jesu Christi Marc. 9, 43 — 50., auch wahre Christen warnen lassen.

Meyer in Breslau hat verlegt Entscheidende Gründe wider das Steinbartische System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums von Johann Leon-

Leonhard Frisch, Conrector der Stadtschule zu Grünberg. 1781. gr. 8. 192 Seiten. Hr. Steinbart, der bey ganz roher Verachtung der ganzen heiligen Schrift nicht Ein Hauptstück von D. Luthers Katechismus widerlegt hatte, schreibt dennoch triumphirend in der zweyten Auflage seines eben genannten Buchs, daß sein System noch auf keinerley Weise in seinem Innern zweifelhaft gemacht, und noch weniger widerlegt worden sey. Hiemit konnte er nun wohl keinen Schriftsteller wider sich aufreizen. Es giebt jetzt gar zu viele elende und alles verwirrende Bücher, die man widerlegen müßte, wenn besondere Widerlegungen des Steinbartischen Vorbringens für sehr nöthig angesehen werden sollten. Dippel und Edelmann, wenn sie wieder aufstünden, würden jetzt ganz sicher in eigner Person ihren Kram zur Messe bringen und ihr Geld ohne alles Aufheben lösen dürfen. Sie möchten auch Triumph rufen; wer würde sie eben widerlegen wollen? Herr Frisch zeigt zu gut, daß er die jetzige Welt kenne, als daß er eine besondere Ehre darinn zu suchen gewußt hätte, sich nochmals wider Herrn Steinbart aufzumachen. Auch hat ihn die erwähnte Großsprecherey des Philosophen nicht erst dazu bewogen. Seine Schrift war schon zubereitet, als die zweyte Auflage des Steinbartschen seynsollenden Systems erschien, daher er dieser zweyten Auflage erst am Ende gedenkt, und das behufige darüber noch anmerkt. Vielleicht aber hat ihn denn eben die Steinbart-

sche

sche Ruhmredigkeit bewogen, seiner Widerlegung einen desto passendern Titel zu geben. Sie beweiset durch ihre Gründlichkeit vollkommen, daß er auch einem weit würdigern Feinde gewachsen sey; und aufs wenigste so viel müssen wir zu seinem Lobe sagen, weil es weit zu wenig Lob wäre, nur einen solchen Mißvergnügten, als Hr. St. ist, in seiner Blöße und Ohnmacht dargestellt zu haben. Sie ist auch in überaus gutem Tone geschrieben, zwar mit einigem Witz gesalzen, allemal aber bey gesetztem Ernst. Der gänzlichen Verachtung eines solchen Werks, wie dies Steinbartische ist, ungeachtet, als deren sich kein noch halbchristlicher Gelehrter wird enthalten können, bleibt Herr Fr. vollkommen bey Gelassenheit; und Recensenten, die etwa das Gegentheil möchten sagen wollen, werden damit nur verrathen können, daß sie entweder ohne sattsame Kenntniß der Sache, oder daß sie, Hrn. Steinbart nicht unähnlich, gleichfalls Malcontenten sind. Denn in einer christlichen Streitschrift wider einen solchen Gegner ist es unvermeidlich, mehrmals sehr bedeutende Worte zu gebrauchen. Wenn also Herr Fr. sagt: „das ist ungereimt „— Lästerung — schändliches Vorgeben — „offenbare Unwahrheiten, deren man sich schä„men solle — seltsame Dreustigkeit ꝛc.“ so erforderte es die Sache, so zu reden, wenn sie nothdürftig genügsam ausgedruckt werden sollte. Viel wahren Ekel hat der Herr Verf. dabey nothwendig überwinden müssen. Alle seine verständigen und billigen Leser werden so urtheilen.

Auf

Auf einige Sachen hätte er doch auch nicht nöthig gehabt, sich so weit einzulassen, z. B. auf die Zurechnung der Uebertretung Adams. Röm. 5, 12. lehrt nur so viel klar, daß von Adam her angeerbtes großes Verderbniß der menschlichen Natur alle seine Nachkommen vor Gott untüchtig und verwerflich gemacht, und in das große Uebel des Todes, in welchem sie auch ohne göttliche Hülfe auf ewig geblieben seyn würden, gebracht habe. Vermuthlich Ueberdruß und Ekel hat ihn auch verleitet, S. 114. eine nicht unbedeutende Irrung zu begehen, die er vielleicht schon von selbst eingesehen hat. Jedermann wird ihm zugestehen (ob wohl ein althergebrachter dogmatischer nicht ganz bedachtsam ausgedrückter Satz das Gegentheil zu sagen scheint, aber denn offenbar mit andern ganz orthodoxen Sätzen nicht bestehen könnte) daß alle Menschen wirklich öfters schlechter denken und handeln, als sie, ungeachtet ihrer angebornen Naturtriebe, dennoch könnten — daß sie in manchen Fällen besser hätten handeln können — daß sie also mit Freyheit gefehlt und gesündigt haben. Aber, wie konnte Hr. Fr. so weit gehen, auch zu behaupten, das angeborne Verderben mache keine einzige Sünde nothwendig? Er behauptet doch selbst, daß nach dem Fall alle natürliche Menschen unfähig sind, dem Gesetze Gottes wahren und genügsamen Gehorsam zu leisten; und schon dies kann ihn von einer solchen Irrung heilen. Uebrigens hat er in eben der Disputation sehr schön gezeigt, daß es bey Leugnung der göttlichen Gnadenhülfe weit unverdaulicher

licher sey, das unleugbare große Verderben der Menschen bloß von schlechter Erziehung, an welcher an sich jeder unschuldig ist, herzuleiten, als für Pelagianer die biblische Lehre von der angebornen Verderbniß, in Verbindung mit der Lehre von der göttlichen Gnadenhülfe, bey mäßiger Ueberlegung je seyn könne. Und so macht er mehrere andere sehr brauchbare Anmerkungen.

Mit nicht geringem Vergnügen haben wir uns nun vollkommen überzeugt, wie großes und unleugbares Unrecht Hr. Consist. Rath Coners zu Esens in Ostfriesland, nebst einem ungenannten Gehülfen, seinem Gegner, Hrn. Prediger Jani zu Funnix gethan habe. Es ist uns nämlich des letztern Kurze Schluß-Antwort auf die im Auszuge der Theologischen Briefe des Herrn Consistorialrath Coners vorkommenden Einwürfe und Beschuldigungen; nebst einem Anhange, die in desselben christlichen Anthropologie enthaltene Vorstellungsart des natürlichen Verderbens betreffend — Bremen verlegt von J. H. Cramer 1781. 8. 138 Seiten, in die Hände gekommen. Wer mit christlicher Sanftmuth und theologischer Wohlanständigkeit über wichtige Wahrheiten mit solchen Gegnern als Hr. C. und jetzt so viele andre sind, streiten lernen will, lese diese Schrift; und wer vorher Conersche Streitschriften gelesen hat, etwa in der Meynung, daß darinn doch Hr. J. nicht so gar fehlsam (so wollen wirs nur nennen) geschildert seyn werde, muß hier auf die angenehmste Art überrascht werden, das gänzliche Widerspiel von

dem Manne zu finden, den Hr. C. in seinen Schriften unter dem Namen des Hrn. Predigers Jani beschreibt. Und wie muß man denn über Hrn. C. R. Coners urtheilen? Das wollen wir nicht einmal sagen. Seinen Auszug theologischer Briefe hatten wir gesehen. Es verdroß uns aber, ihn nur durchzulesen, geschweige denn eine Anzeige davon zu geben. Unwillige Malevolie gegen Hrn. Jani war darinn so sichtbar, und dasjenige, was derselbe geschrieben haben sollte, so übel abgebrochen und so gehässig vorgestellt, daß wir leicht sahen, daß sich daraus nur zum Theil über des Briefstellers Neuerungs- und Reformirsucht, über Hrn. Jani's Gegenschriften aber gar nichts urtheilen lasse. Auf die Conersche Anthropologie hingegen ließen wir uns desto leichter ein, weil der Hr. Verf. wenigstens nicht wollte, daß man sie für eine Streitschrift ansähe, so sehr sie es auch ist. Aus der im vorhergehenden Stück unsers Journals gegebenen Beurtheilung dieser Anthropologie wissen unsre Leser schon, welches die Hauptpunkte sind, über welche zwischen Hrn. C. und J. gestritten wird. In dieser Janischen Schlußantwort wird das hauptsächlichste der Conerschen Angaben auf die beste Art und sehr gründlich beleuchtet. Man sieht darinn, daß Hr. C. auch die Lehre von der Versöhnung der Sünde durch Christum sehr übel verunstaltet habe. Ueberhaupt aber ist er in seinen Behauptungen so unbeständig und wandelbar, daß man nicht zweifeln kann, er sey mit sich selbst in den Artikeln nicht einig, die er reformiren will.

Eben

Eben so steht es bey ihm in Ansehung der Erbsünde, über welche Hr. J. sehr schöne Anmerkungen macht. Da Hr. Jani so gute und jetzt fast seltne Kenntniß der christlichen Glaubenslehre zeigt, auch einer ganz gefälligen Schreibart mächtig genug ist, so würde er gewiß durch anderweitige Schriften unter göttlicher Gnade in unsern Zeiten manchen Nutzen stiften können. Wir sagen damit immer noch nicht, daß wir überall seiner Meynung sind. Unsers Erachtens bedarf es auch der Verbeugungen nicht, die hier und dort solchen Männern gemacht werden, die die Wahrheit des Evangelii verkehren ꝛc. Könnte es nach der Sittenlehre der heiligen Schrift in irgend einigen Fällen noch statthaft seyn, so würde doch pflichtmäßige Klugheit anrathen, lieber alle Gelegenheit dazu möglichst zu vermeiden, als durch äußerliche Zeichen eine Achtung vorzugeben, die wir doch, bey wahrer und zärtlicher Liebe zu Jesu Christo und seinem Evangelium, nicht im Herzen haben können. Wir vermögen auch nicht zu glauben, daß Hr. J. sie habe. Hr. Geh. Kirchenrath Seiler aber giebt desfalls ein sehr schlechtes und verderbliches Beyspiel, dessen er doch zeither nicht froh geworden ist.

Mit neuen Uebersetzungen der heiligen Schrift, besonders des Neuen Testaments, hätten wir zeither unsere Leser oft genug speisen können. Wir hielten es aber beynahe für unnütz, da wir ohnehin immer streitbar seyn müssen, auch mit sich überall aufthuenden Uebersetzern der Bibel zu streiten. Auch Männer, die nach jetziger Weise sich viel Lob, oder gar einen großen Namen erworben

haben, treten als neue Uebersetzer wenigstens einzelner Theile der göttlichen Schriften auf, und folgen doch darinn, wenigstens überhaupt, nur dem Strome, der alles, was nicht fest zu stehen weiß, mit sich dahin nimmt. Mancher meynt es nicht böse, trifft's aber nicht schon vermöge seiner Absicht (die doch selbst wohl bey einigen vornehmlich auf Finanzen geht) auch gut, da nun einmal alles ganz frey, d. h., an keine Regel gebunden — seyn will. Die heutigen Bibel-Uebersetzer richten gewöhnlich ihre Hauptabsicht auf die vorgebliche Reinigkeit der lieben Muttersprache; und damit diese Absicht vor der Beschuldigung einer bloßen Eitelkeit (denn viel so genannter Patriotismus ist sehr eitel) einiger Maßen gesichert sey, wollen sie geglaubt wissen, daß nur das angeblich reine Teutsch teutschen Ohren sattsam verständlich sey. Ohne hier in tiefe Raisonnements eingehen zu wollen, geben wir verständigen Männern nur zu bedenken, ob die Bücher des Neuen Testaments zu den Zeiten ihrer Verfasser und nachher für Griechenland und Kleinasien reineres Griechisch enthalten haben, als D. Luthers Uebersetzung für Teutschland reines Teutsch? ob denn etwa gleich in den erstern christlichen Zeiten gelehrte zum Christenthum bekehrte Griechen die göttlichen Schriften der Apostel aus der für die eigentlichen Griechen so barbarischen hellenistischen Sprachart in die reine Griechische Mundart, und wo nicht in den Attischen Dialect, doch mit Attischer Eleganz, hätten übersetzen sollen? oder ob es für den hohen Zweck der wahren Religion besser und sicherer gewe-

wesen sey, selbst die feinen Griechen in Ansehung der ganzen Religion an die hellenistische Sprachart zu gewöhnen, und auf diesem Wege zum verständigen Gebrauch der hellenistisch geschriebenen göttlichen Urkunden anzuleiten? Wir reden mit Theologen, die sich nicht so kindisch anstellen dürfen, wenn darauf angetragen wird, gesundes Korn zur Nahrung der Menschen angelegentlich zu bauen, sollten darüber auch weniger Attische Feigenbäume angepflanzt, und weniger kützelnde Feinheit aus Athen auf die Nachkommen vererbt werden — und sollten darüber auch die Franzosen noch immer Franzosen mit allem Vorzug der belles lettres bleiben, da sie unterdessen wahre Idioten in der Erklärung der biblischen Bücher sind. Unser Eifer ist auch diesorts im geringsten nicht blind. Ein Uebersetzer der göttlichen Schriften darf nicht meynen, schon damit Schritt vor Schritt sein Geschäft in der Hauptsache recht gut zu verrichten, wenn er nur den nach seiner Einsicht oder öfters bloßen Vermuthung richtigen Sinn des Texts verständlich in unserer Muttersprache zu lesen giebt, da er denn freylich immerhin glauben möchte, so weit er durch reinen Mutterausdruck es leisten könne, hiezu verbunden zu seyn. Der Uebersetzer, der nichts weiter bedenkt, versteht in Wahrheit seine Sache sehr schlecht. Mit welcher Ueberlegung kann er glauben, daß verständige, des Originals unkundige Leser, seiner Einsicht bis dahin trauen wollen? und mit welcher Vernunftmäßigkeit können sie derselben bis dahin trauen, da die Rede nicht von einem neuen

Französischen oder Englischen Roman, sondern von den göttlichen Schriften ist? Für solche Leser, die den Einsichten irgend eines Uebersetzers so viel zutrauen wollten, verdienen sie gar nicht von Neuem übersetzt zu werden. Verständige Christen müssen begehren, daß der Uebersetzer überall eine wörtliche Uebersetzung liefere, so weit die wörtliche Uebersetzung noch verständlich ist, und nicht schlechterdings unleidlich ausfällt. Werden dabey auch, so viel als die Sache leidet, einerley Worte und Ausdrücke allemal durch einerley Worte und Ausdrücke wieder gegeben, so wird der Leser der Uebersetzung in den Stand gesetzt, auch ohne alle eigne Kenntniß der Originalsprachen in einem nicht ganz verächtlichem Grade Ausleger zu werden, und lernt vielleicht manche wichtige Stelle richtiger erklären, als der Uebersetzer selbst sie je verstanden hat. Es sollte nicht schwer seyn, dies durch Beyspiele zu erläutern und zu bestärken. Im Gegentheil entzieht die freye Uebersetzung ihrem Leser beynahe alle solche Urtheilsangaben; und er soll sich bey ihr nicht nur auf die Treue und Sprachkenntniß des Uebersetzers, so weit sie sattsam zuverlässig ist, sondern zugleich auf angeblich tiefschauende Einsicht, ja selbst auf seine ihm selbst mislichen Muthmaßungen verlassen. Und warum soll denn eine Uebersetzung der heil. Schrift in die Muttersprache schlechterdings in einem ganz andern Verhältniß gegen diese Sprache stehen, als das Verhältniß der Originalien des N. T. gegen die eigentlich Griechische Sprache ist? Warum? fragen wir desto

dreu-

dreuster, da es ohne wahre Gewaltthätigkeit nie zu leisten steht. In unsern neuesten Zeiten geselet sich zu dieser Tyranney noch gar auch leicht ein seltsamer Geschmack, der, weit gefehlt, mit dem teutschen Ton zufrieden zu seyn, wie man ihn aus Mosheim, Gellert und den wahren Verbesserern des teutschen Geschmacks lernen kann, eine elende Empfindsamkeit, mißverstandene Popularität, und damit zugleich die auffallendsten Sprünge und Grimassen affectirt. Denn eben das ist es nun, was man unter dem Namen des Modernen lobt. Wollen aber einmal dennoch mehrere Männer, studirte Theologen oder andere Gelehrte oder auch unstudirte und doch aufgeklärte Vorsteher der ungelehrten Welt eine moderne Uebersetzung des N. T. lesen, so empfehlen wir die Geschichte Jesu, unsers Herrn und seiner Gesandten. Fünf Bücher, aus dem Griechischen übersetzt. Zürich bey Joh. Caspar Füßli Sohn 1780. 8. 508 Seiten. Es mag dies Werk eine gemeinschaftliche Arbeit der Herren Lavater und Pfenninger oder Hrn. Toblers seyn (die übrige schriftstellerische Geistlichkeit zu Zürch ist so ziemlich für gut Semlerisch bekannt, und auch Hr. Tobler ist an ausschweifenden Meynungen sehr reich) so ist es allemal eine der bessern modernen Uebersetzungen. So weit die Modernität, da sie hier aus der Feder der Apostel fließen soll und Jesu Christo selbst in den Mund gegeben ist, erträglich gemacht werden kann, so weit ist es geschehen, und weit lieber haben wir diese Uebersetzung gelesen, als z. B. die bekannte Hessische

Geschichte Jesu. Immer aber ist sie, auch bey Zurücksetzung unsrer obigen Anmerkungen, an sehr vielen Orten für jedes unverwöhnte Gefühl (bey denen nämlich, die noch Gefühl haben) etwas äußerst widerliches. Die Evangelien und die Apostelgeschichte haben folgende Titel erhalten: Matthäus Geschichte Jesu, des göttlichen Königs ꝛc. Geschichte der Gesandten Jesus Messias (von Lucas.) Die Unbeständigkeit in Jesu — Jesus — gehört auch zur Modernität. Denn sie muß regellos seyn. Ohne allen Grund ändert sie längst das hergebrachte ab. Denn Willkühr ist ihr erstes Gesetz. Matthäus fängt an: „Geschlechtsregister Jesus Messias, des „Sohns Davids, des Sohns Abrahams. Abra„ham zeugte Isak; dieser den Jakob. Jakob „zeugte Judas ꝛc. ꝛc. den Aram; dieser den Ami„nadab; dieser — dieser — dieser ꝛc. bis: dieser „den Josef, den Mann Mariens.“ Die öftere Wiederholung des dieser muß also in modernen Ohren wohl angenehmer klingen, als die einmalige jedes dieser Namen. Man kann für ganz gewiß annehmen, daß, wenn D. Luthers Uebersetzung den — den — den ꝛc. und dieser — dieser — dieser ꝛc. gesetzt, und das widerholte zeugete — weggelassen hätte, auch sodenn diese Uebersetzung das Widerspiel machen würde. Denn Hauptsache war es, daß sie modern wäre. In Wahrheit aber würden wir ihr großes Unrecht thun, wenn wir hiemit abbrächen. Meistens läßt sie sich ohne große Widerlichkeit, und an vielen Orten, wenn man jene Anmerkungen zurücksetzt,

seßt, mit Vergnügen lesen. Nirgends, wo wir gelesen haben (und wir haben im Matthäus und Johannes nicht viel überschlagen) hat uns Verdacht aufstoßen können, als ob irgend ein christlicher Lehrsatz, z. B. die Gottheit Christi, seine Wunder, oder die Besessenen betreffend, darinn hätte versteckt werden sollen. Nur sagen wir hiemit nicht, daß nicht dennoch, gewiß ohne alle solche Absicht, manche richtige Sache versteckt, entrückt oder verunstaltet wäre, und zwar durch eben die Modernität, in wiefern sie aus Vorneigung fürs neue und aus Abneigung von dem Alten sich klüger dünkt, als die Väter waren. So übersetzt sie Matth. 5, 6. Selig sind, die nach Recht und Wahrheit hungern und dürsten — gleich als ob es kein in Aufrichtigkeit bedrücktes Gewissen, das sich nach Vergebung der Sünden und der Versicherung davon sehnt, gäbe, und als ob nicht eben denen, die dieselbe von Gott erhalten haben, nach der biblischen Vorstellungsart, die Gerechtigkeit, als nun erlangt, zugeschrieben würde. Wäre hier die Gerechtigkeit gelassen worden, so stünde es jedem frey, noch selbst auch Recht und Wahrheit zugleich mitzudenken. Ein andermal übersetzt sie δικαιοσυνην durch Rechtschaffenheit. Ebend. 5, 22. 29. 30. giebt sie γεεννα durch Feuerstrafe und Feuer, hingegen Marc. 9, 43. 45. durch Hölle, und 47. γεεννα τϑ πυρος durch Feuerschlund. Hätten nicht diese letztern Stellen die Uebersetzung bey Matth. 5. anders zu stimmen dienen sollen. Doch auch Variationen will die Modernität noth-

wendig haben. Auch Jesus selbst muß modern in seinen Reden sein variiren. Ebend. übersetzt sie das ἐγω δε λεγω υμιν v. 27. 31. ich aber lehre euch v. 34. ich aber untersage euch alles Schwören v. 38. ich aber sage euch 44. ich aber fordre von euch. Nicht doch! Jesus bedurfte dieser Variationen gar nicht. Anstatt Versuchung steht Luc. 22, 44. Gefahr. Nicht doch! in Gefahr sollten die Apostel unabbittlich kommen. Aber beten sollten sie, daß die Gefahr ihnen nicht zur in Vergehung oder Verleugnung stürzenden Versuchung würde. Marc. 16, 19. ist übersetzt: — und setzte sich allernächst beym Throne Gottes. Wie ist das zu verzeihen? Wir brauchen gar keine Stelle zu citiren. Jeder muß von selbst wissen, daß nach mehrern ausdrücklich so viel sagenden Orten Jesus auf den Thron Gottes erhöhet sey. Und Luc. 22, 69. hat diese moderne Uebersetzung die mehrern Worte gegeben: zur Rechten der Allmacht Gottes. Sollte nicht jeder Uebersetzer, keinen modernen im geringsten ausgenommen, die pünktlichste Accurateſſe zu beweisen suchen, sich dazu auch recht viel Zeit nehmen. Das aber war nur wenig von vielem, was wir sagen könnten.

Seinem Zwecke ganz wohl angemessen ist M. Johann Gustav Herrmanns, Predigers in Frankfurt an der Oder, griechisch-deutsches Wörterbuch des Neuen Testaments. Mit Churfürstl. Sächs. gnäd. Privilegio. Frankfurt an der Oder, bey Strauß 1781. gr. 8. 422 Seiten nebst einem Register zur Auf-

fin-

findung der schwersten Wörter. Die Absicht des Hrn. Verf. ist auf Anfänger gerichtet gewesen, und das Buch soll nur dienen, das Neue Testament dem Wortverstande nach verstehen zu lernen. Wenn doch Knollius überhaupt außer Gebrauch gesetzt werden könnte, und auch z. B. anstatt des Schöttgenschen Lexikons, welches so manchen Unrath enthält, lieber dieses Herrmannische gewählt werden möchte. Es enthält zwar die Exegese nicht mit, welche man in jenem an so vielen Orten hat einschalten wollen; eben damit aber führt es denn auch junge Leute nicht zu früh in ein zu weites Feld —. Bey den uerbis ist von jedem vorkommenden tempore die erste Person angegeben. Die Wörter folgen ganz in alphabethischer Ordnung auf einander, wie bey Schöttgen. Viele neuere Philologen, sonderlich einer gewissen Schule, werden zwar sehr unzufrieden mit Hrn. H. seyn, weil er die ganz neue philologische Weisheit nicht sehr goutirt zu haben scheint, und auch wir wüßten wohl einige gute Erinnerungen zu machen. Doch kann damit dem Werthe seiner Arbeit nichts benommen werden, die, so weit ihr Zweck geht, viel Lob und alle Empfehlung verdient.

Ein gleichfalls, wenigstens überhaupt, bloß auf die Beförderung der Sprachkenntniß abzielendes Werk sind die Hypomnemata in Nouum Testamentum, quibus Græcitas eius explicatur, et scholiis, quæ ex scriptis recentiorum quorundam magni nominis philologorum, præsertim S. V. Jo. Aug. Ernesti, excerpta sunt, illustratur, edita a Christiano Gottfried Küttnero, A. M. et Ecclesiæ Limb.

Limb. in Variscis Pastore Lipsiæ apud J. G. J. Breitkopf MDCCLXXX. gr. 8. 836 Seiten, nebst XLIV. Seiten vorangeschickten Zubehörs. Die Absicht des Herrn Verfassers ist gewesen, jungen Leuten, die, nach erlangten Anfangsgründen der griechischen Sprache, nun das N. T. nicht ohne Beyhülfe lesen wollen oder können, zu statten zu kommen. Allerdings muß man den sauren Fleiß bewundern, der dazu gehörte, aus den Schriften der bekannten großen Sprachgelehrten, Ernesti, Fischer, Krebs, Bauer, ingleichen Thalemann, Schmid, Rehkopf ꝛc. ein so starkes Buch, mehrentheils aus ganz kurzen Anmerkungen bestehend, zusammenzutragen. Ob wir gleich nicht glauben, daß es wirklich für diejenige Jugend, die noch nicht weiter ist, als daß sie nun anfangen will, das Neue Testament wörtlich verstehen zu lernen, brauchbar genug sey, so wird doch nicht schon deswegen diese Küttnersche Arbeit vergeblich seyn. Für so unerfahrne Jünglinge hat es auf einer Seite zu wenig, auf der andern Seite zu viel Gehalt, obgleich äußerst wenig Sacherklärung. Die gesammten Hypomnemata über die Evangelien und Apostelgeschichte nehmen, bey nicht eben engem und feinem Druck, nicht mehr, als 210 Seiten ein. Und wir dürften nur einige derselben hier abschreiben, um zu zeigen, daß sie zu kurz und unverständlich für die Fähigkeit solcher Schüler oder Studenten seyn würden. Gar wohl aber wird das Buch Schullehrern dienlich seyn können, die das N. T. philologisch zu erklären haben, und doch nicht viel dazu gehöriges in ihrem Busen auf-

aufgreifen können. Nur werden doch auch diese wünschen, daß die hypomnemata nicht oft gar zu kurz, und etwas seltner nicht bloßen Machtsprüchen gleich seyn möchten. Freylich verweiset Hr. K. auf seine Autoren. Wozu aber kann das helfen, besonders wenn wir an Jünglinge denken, die jetzt das N. T. in der Originalsprache verstehen lernen wollen? Weil das Werk nicht auf die Erklärung der Sachen, sondern vornehmlich der Worte angelegt war, so sind auch keine Prolegomena weder über die ganze Sammlung dieser heiligen Bücher, noch über jedes einzelne vorangeschickt worden. Doch hat Hr. K. wenigstens diejenigen, welche in ältern oder neuern Zeiten einigen Zweifel ausgesetzt worden sind, damit versehen wollen, nämlich den Brief an die Hebräer, Jacobi, den zweyten Petri, den 2. und 3. Johannis, Judä und die Offenbarung. Wir haben besonders die der Offenbarung vorgesetzten mit Vergnügen gelesen, und auch daraus hinlänglich ersehen, daß Hrn. D. Semlers noch immer unermüdete Bewegungen und unwitzige Dichtungen gegen dies schon durch sich selbst sattsam vertheidigte Buch um ein großes weniger Erfolg haben, als er sich verspricht. Ueber die Zeit und den Ort, wenn und wo der Brief an die Hebräer geschrieben sey, ist Hr. K. zwischen der alten durchaus wohl gegründeten Behauptung und einer neuern Meynung, die wenn sie richtig wäre, schon die Meynung aller Griechischen Kirchenväter seyn müßte, ohne alle Ursache ungewiß. Denn ob οἱ ἀπο της Ιταλιας Hebr. 13, 24. nothwendig von Italien hergekommene

mene und jetzt anderswo befindliche bedeute, oder ob dabey überhaupt Italiener zu denken sind, hätten die Griechen schon vermöge ihrer Empfindung des Sprachgebrauchs wissen müssen. Lazarus απο Βηθανιας Joh. 11, 1. war ja doch damals, als er krank war und starb, nicht in der Fremde, sondern ungeachtet des απο zu Bethanien selbst. Nach dieser neuen Meynung wär auch der Brief an die Hebräer eigentlich der erste Brief Pauli an die Thessalonicher, so, daß man 3 Briefe an die Thessalonicher zu zählen hätte. Dawider streitet alles, besonders Hebr. 5, 12. und auch Herr K. hat ja unsern zeitherigen Ersten Brief Pauli an diese Gemeine in den kurzen Vorerinnerungen zu demselben mit Recht für den Ersten aller vorhandenen Briefe Pauli ohne alle Zweifelhaftigkeit erklärt.

Vor vielen andern Schriften über das Berlinsche Gesangbuch verdient gelesen zu werden ein Unmaßgebliches Bedenken über das Neue Preußische Gesangbuch. Frankfurt und Leipzig. 1781. 8. 62 Seiten. Der Herr Verf. holt zwar weit aus, und giebt zuerst bis S. 34. Nachricht von den Socinianern und dem Lehrbegriffe derselben. Eben dieses Stück aber wird gewiß allen denen sehr willkommen seyn, welche die Socinianer oft erwähnt hören und lesen, ohne den Ursprung derselben, oder doch ohne den Lehrbegriff derselben in einigem Umfange zu kennen. Was nun das an diesem Orte solle, fragen die begeisterten Verehrer des Neuen Gesangbuchs. Auch wir wollen nicht leugnen, daß der Herr Verf. bey aller

seiner

seiner ganz sanften Sprache demselben in etwas zu viel thue. Es fehlt aber sehr viel, daß er so ganz oder großentheils unrecht haben sollte. Er scheint nur nicht bedacht zu haben, daß nicht alle die Männer, welche ihre Beyträge zu demselben geliefert haben, Socinianer oder doch nicht in gleichem Grade Socinianer gewesen sind, oder daß nicht einer eben so sehr, als der andere, seinen Socinianismus in dem Neuen Gesangbuche habe leuchten lassen wollen. Allerdings aber hat er mehr Socinianische Erscheinungen daraus aufgelegt, als wir selbst St. 3. des vorigen Bandes gezeigt haben, Socinianische Erscheinungen besonders in den so großentheils ohne allen richtigen und tauglichen, ja öfters ohne allen Grund umgeänderten alten Liedern. Sehr viel wird eben nicht mangeln, so dürfte die letzte Hälfte einer seiner Anmerkungen S. 60. wahr seyn. Diese Anmerkung lautet also: „Wer noch „in der reinen Lehre unserer Religion unterrichtet „ist, wird noch den Worten nach die Artikel „derselben in dem Gesangbuche größten Theils (doch aber, wie wir hinzufügen, die Lehren von der heiligen Taufe, vom heiligen Abendmahl, und vom Teufel ganz, und so manches andere halb oder guten Theils ausgenommen) „antreffen: allein, „wer nun nach dem neuen socinianischen Lehrsystem „unterrichtet ist, und weiter keine Wahrheiten zu „hören bekömmt, als welche in dem neuen preußischen Gesangbuche enthalten sind, der wird auch „gewiß weiter nichts lernen und wissen, als was „die Socinianer lehren.“ Wäre denn das dennoch

noch zu viel gesagt, so hätten gewiß die Herren Besorger des Gesangbuchs mehr Schuld an diesem Mißverständniß, als die vielen, die das Gesangbuch so bezüchtigen. Wer mehrmals Lügen oder minder aufrichtig geredet hat, dem glaubt man auch nicht, wenn er wahr redet, oder legt alle seine Worte auf die Wage.

Auch ihrer Absicht nach noch nicht so gut, als das neue Berlinsche Gesangbuch, sind die Gottesverehrungen gehalten im Betsale des Dessauischen Philanthropins von Christian Gotthilf Salzmann. Dessau, 1781. zu finden in der philanthropinischen Buchhandlung (ist nicht die Buchhandlung der Gelehrten) und in Commission bey S. L. Crusius in Leipzig. Die sogenannten Gottesverehrungen der Basedowischen Schulanstalt zu Dessau sollen bekanntlich, nach der weitaussehenden Absicht ihres Stifters, für alle christliche Religionspartheyen gleich gut seyn. An sich ist das nun freylich eine unmögliche Sache, wie auch nach ihrer Absicht verwerflich. Denn wenn sie nicht mehr christliches umfassen, als was die Socinianer Christenthum nennen, wie können damit die christlichen Religionspartheyen zufrieden seyn, welche den Sohn Gottes, Jesum Christum, da Er selbst es begehrt, geehrt wissen wollen, wie man den Vater ehrt? Inzwischen besteht einmal Hr. Basedow darauf, alle christliche Partheyen zu vereinigen, und das Philanthropin soll eine Erziehungsanstalt für alle Welt seyn. Er findet auch jetzt immer solcher Leute genug, die so viel vorgeblich christlichen

Glau-

Glauben in Wahrheit noch nicht einmal haben, als die Socinianer, daher wir sie auch nicht einmal Socinianer nennen; und sehr viele derer, die noch zu uns sich zählen, sind einmal weder kalt noch warm, lassen sich daher auch alles, so widerwärtig es auch seiner Natur nach ist, leicht gefallen, nur daß sie nicht alle Geld genug haben, oder auszuspenden bereitwillig genug sind, ihre Söhne ins Philanthropin zu schicken. Herr Salzmann war Prediger zu Erfurt, und nur erst im vorigen Jahr als philanthropischer Professor nach Dessau gekommen. Man sieht leicht, daß wirklich evangelische Amtsbrüder in Erfurt mit ihm nicht haben harmoniren können, und wenn hinterher auch alle Zeitungen ihm zum Besten über Intoleranz Klage führen wollten, daß jene Amtsbrüder sichs zur Pflicht haben machen müssen, seinethalben nicht so ruhig zu bleiben, wie von Seiten der neuen Reformanten und Helfer auf alle solche Fälle begehrt wird. In der Vorrede schreibt Herr S. von Reformation der Liturgie, die nach seinen Vorschlägen so spielend werden müßte, als viele Basedowische Einfälle sind. Sowohl das Ablesen als das Absingen der Evangelien misfällt ihm, weil wir eine andere Philosophie, andre Lectüre, andern Geschmack, als unsre Urgroßväter hätten. Die Wahrheiten sollen versinnlicht werden (das gerade Gegentheil von dem, worauf so viele andere antragen, die z. B. eine Menge biblischer Ausdrücke, freylich mit den Sachen zugleich, wegwerfen, weil sie metaphorisch sind, oder dafür angesehen werden) und aus dem Vortrage wünscht er

weg, alles, was zu weit über unsern Erkenntniß-kreis erhaben sey, als daß es versinnlicht und für das Herz wirksam gemacht werden könne — alle nähere Bestimmungen der uns unbegreiflichen Lehren des Christenthums; und so soll, nach Herrn S. zuversichtlichem Erachten, in Ansehung unsers Erlösers aufs allerhöchste gelehrt werden, daß er eine Person sey, die von Gott hinlängliche Macht und Weisheit empfangen habe, der Menschen-familie Heil in Zeit und Ewigkeit zu befördern; weil alles, was weiter hinaufgehe, unsre Vorstell-kraft übersteige. Wer solch Geschreibe recensiren soll und nicht selbst verwahrloset ist, kömmt in Verlegenheit. Wie soll man hierauf antworten, wie sich wohl gebührt, ohne nach nun herrschen-dem Geschmack für unfein und ungeschliffen aus-geschryen zu werden? Daß doch Jesus Christus selbst und seine Apostel so unweise gewesen sind, daß sie, wenn sie jetzt noch auf der Erde wandelten, hohe Ursache hätten, im Philanthropin bey Herrn S. erst noch Unterricht und guten Rath anzuneh-men! Denn davon redet der Mann hier gar nicht, was die heilige Schrift lehre, fragt also da-nach nichts, oder weiß es noch nicht oder denkt nicht daran, was doch die Ursache sey, weswegen wir uns nicht weniger, als die Urgroßväter, ver-pflichtet achten, von Jesu Christo etwas höheres zu glauben und zu lehren. Doch das sey genug über die Vorrede. Die Gottesverehrungen heißen aus der Ursache Verehrungen, weil es nicht bloße Vorträge sind. In dem philanthro-pinischen Verehrungssale wechseln die Vorträge, da-

damit nicht zu viel Anstrengung der Aufmerksamkeit nöthig sey, mit singenden Responsorien ab. Der Liturg redet eine Weile, darauf singt entweder das Chor, oder die Gemeine, oder die Zöglinge, oder auch nur Eine Stimme, einen oder einige Verse; der Liturg redet weiter, und nun folgt wieder eine solche Veränderung ꝛc. und zuletzt beschließt eine ganz kurzstrophische Collecte. In diesem Bändchen findet man zwölf solche Gottesverehrungen. Herr Salzmann hat eine sehr schmeichelhafte Sprache in der Gewalt, beynahe so empfindsam, als des Dichters Jacobi seine je war. Aus der heiligen Schrift bringt er nur hier und dort einmal eine einzelne Stelle vor, die nicht selten ganz abgebrochen und übel gedeutet ist. Uebrigens wird natürlicher Weise moralisirt, oder auch nicht einmal moralisirt, sondern vergnügend betrachtet. Gewiß wird aus solchen Verehrungen kein Philanthropist nur nothdürftig die wichtigsten Hauptstücke dessen lernen, worüber alle christliche Religionspartheyen einstimmig denken, z. B. beynahe nichts von der biblischen Geschichte — und Stücke aus der Bibel, wie dürften die vorgelesen werden? Die dritte Verehrung, am Himmelfahrts-Feste gehalten, will mit Christo bekannt machen, „diesem Manne, nach dessen Namen wir „uns Christen nennen, dessen Verheißungen zu „glauben, dessen Lehren zu befolgen wir uns gleich „bey unserm Eintritt in die Welt verbindlich ge„macht haben.“ In dieser Verehrung ist gar selbst Muhammed, den wir nach der Geschichte und Geographie dafür ansahen, daß durch ihn

das Christenthum überaus viel gelitten habe, und von ihm her bis jetzt äußerst bedrückt in seinem Lauf aufgehalten, und wo es in jenen Gegenden noch ist, durch erbärmlichen Aberglauben verfinstert werde, dieser **Muhammed** ist bey Hrn. S. ein großer Beförderer des Christenthums geworden. Man höre, wie das zugegangen sey S. 40. „Um die Zeit, da die Lehre Jesu in den aufgeklär„testen Theilen Europens Wurzel geschlagen hatte, „fieng auf einer andern Seite ein andrer Mann „an, sie auch solchen Nationen bekannt zu machen, „die noch roh und gleichsam im Stande der Wild„heit waren. Dieser Mann war Muhammed. „Es ist wahr, er hat diese herrliche Lehre durch „viele Zusätze verdunkelt, durch Erdichtungen und „Verstümmelungen verunstaltet. Aber er hat doch „aus dem Religionsbegriffe, den Christus den „Menschen mittheilte, drey der vorzüglichsten „Wahrheiten beybehalten: die Einigkeit Gottes, „die Vorsehung Gottes und die Unsterblichkeit des „Menschen. Und so ist durch diesen Weg mit den „Hauptwahrheiten der christlichen Lehre fast ganz „Asien und Afrika angefüllet worden.“ Das ist die Umwandlung des Muhammed ganz; und muß das nicht für philanthropischen Unterricht gelten? Die Philanthropisten werden auch in diesen Verehrungen nicht wenig stolz auf ihre besondere Wissenschaft und auch auf ihre Tugend gemacht, auch eben da, wo sie erinnert werden, sich auf die erste nichts einzubilden S. 78. 80. Sie singen S. 86. wie sie Menschenliebe üben wollen, und der Liturg antwortet ihnen: „Daran zweifle im ge„ring-

„ringsten nicht.“ Eine große Angelegenheit wird daraus gemacht, ihnen Toleranz gegen alle Religionen beyzubringen; aber wie könnte dies von einem Philanthropen anders als auf Unkosten der Wahrheit und aller vernünftigen und christlichen Pflicht gegen dieselbe geschehen? In der sechsten Verehrung sind gar alle Vergehungen Folgen des Irrthums, verstehe: eines unverschuldeten. Denn besser erklärt sich der Liturg nicht, wußte vielleicht auch nicht auf bessere Art einzuschärfen, daß man die Menschen ihrer Vergehungen wegen nicht hassen solle. Jesus soll auch nur aus diesem Gesichtspunkt über Jerusalem geweint haben, weil er die Vergehungen der Juden als Elend, als beklagenswerthes Elend betrachtete. Wie konnte er ihnen denn doch so große Strafen androhen, und sagen, von ihnen werde alles vergoßne unschuldige Blut gefordert werden? Doch in solchen Gottesverehrungen geht es einmal sehr übel über alle moralische Grundsätze her. Die Nächsten-Liebe ist bey Herrn S. ein sehr eng eingeschränktes Ding. In der achten Verehrung haben es die Philanthropisten gelernt S. 139. folg. Herrn S. Nächster nämlich sind, nächst seinen Verwandten, das liebe Philanthropin, seine Mitarbeiter und die lieben Zöglinge; und der Philanthropisten Nächster ist, außer ihren Aeltern oder Versorgern, ihre Lehrer und alle die lieben Gesellschafter. Wir brechen das nicht aus dem Zusammenhange, der etwa ein mehreres sagte. Vorher war gesagt: „Liebe deinen Nächsten, der zunächst bey dir ist, „mit dem du in besonderer Verbindung stehest,

„den liebe als dich selbst.“ Das ist doch eine etymologische Erklärung nach der lieben Mutterspra-che und nach dem Griechischen ὁ πλησιον. Gewiß aber glaubte der Moralist Luc. 10, 29. mehrere Nächsten zu haben, als Hr. S. und Jesus schob ihm doch noch weit mehrere zu, auch die Sama-riter, mit denen er in keiner besondern Verbindung war. Sollte man von einem seynwollenden Phi-lanthropen (er muß noch nie an die Etymologie bey diesem Worte gedacht haben), und noch mehr, von einem gewesenen Prediger unsrer Kirche solche moralische Sätze erwarten? Die Eilfte Vereh-rung hat zu Anfang eine Anmerkung bey sich, in welcher Nachricht gegeben wird, daß Gott im Philanthropin bisweilen bloß nach der Erkenntniß verehrt werde, die wir aus der Natur haben, da-mit auch Juden daran Antheil nehmen könnten, und die gegenwärtige Gottesverehrung sey ein Exempel davon. Die Juden aber könnten ja auch aus den Büchern des Alten Testaments unterhal-ten werden. Davon ist gar tiefes Stillschweigen, wenn es anders immer beym Stillschweigen bleibt. Was mögen die Juden sich umgesehen haben, da der Liturg diese Verehrung anfieng: „Der Früh-„ling ist dahin. Die Veilchen, Schlüsselblumen, „Hyacinthen, Narcissen und Tulpen sind verblüht, „das hochgrüne Kleid der Natur ist dunkel worden ꝛc. Diese vergnügende Betrachtung geht weit fort. Von der Bekehrung zu Gott aber ist weder hier noch sonst die Rede. Desto weniger ist zu zweifeln, daß diese Gottesverehrungen von vielen Recensenten sehr großes Lob erhalten werden.

2.) Philosophie und Naturgeschichte.

Als eins der interessantesten Werke kündigt sich an die Naturgeschichte des Niederdeutschlandes und anderer Gegenden, nebst häufigen neuen Entdeckungen und Beobachtungen verschiedener seltenen, merkwürdigen und wenig bekannten Naturwerke von Joh. Wilh. Karl Adolph Freyherrn von Hüpsch, Herrn zu Krickelshausen ꝛc. wovon im vorigen Jahre der Erste Theil nebst 7 ausgemahlten Kupfertafeln zu Nürnberg bey Raspe in gr. 4. starkes Regalpapier auf 44 Seiten herausgekommen ist. Der Freyh. von H. hat sich schon seit mehrern Jahren durch Schriften für dieses Fach bekannt gemacht. Wär er aber auch bis hieher unbekannt gewesen, so würde doch dieser Erste Theil eines größern Werks schon Aufmerksamkeit genug erregen können. Derselbe enthält wenig bekannte und neu entdeckte Versteinerungen, und handelt im Kap 1. von einigen versteinerten Muscheln, im Kap. 2. von einigen versteinerten Schnecken, im Kap. 3. von einem versteinerten Wurmköcher, im Kap. 4. von einer versteinerten zweyungleichschaaligen Muschel, und im Kap. 5. von einigen Theilen versteinerter Thierpflanzen. Den Kap. 3. beschriebenen Wurmköcher giebt der Hr. Verf. insbesondere für ein noch einziges und bisher unbekanntes Stück in seiner Art an. In der Abbildung ist es eine wahre Schön-

heit; eine aus gelblichem Sande und Meertoph gebildete Schaale, einem kurz gedrungenen Widderhorn ähnlich, bestehend aus einer einzigen Windung, von außen rauh und mit warzenförmigen Knöpfchen und Ringelchen geziert. Hr. von Hüpsch ist, wie viele sehr für die Meynung eingenommen, daß unser trocknes Land vormals Meeresgrund gewesen sey, und daß, bey der Zurücktretung des Meers ganze Geschlechter solcher lebendigen Geschöpfe, dergleichen bis jetzt nirgends mehr haben entdeckt werden können, vielleicht untergegangen, nämlich auf ihrem alten Wohnplatze zurückgeblieben und nachher bloß Mitbürger der Versteinerungen geworden wären. Hiemit würde denn doch aber fast nothwendig, nicht eine allmälige, sondern eine binnen kurzer Zeit geschehene große Zurücktretung des Meers vorausgesetzt. Und wie viel ist in der großen offenbaren Weltsee und in den mancherley Gegenden und Klimaten derselben nach solchen Gegenständen gesucht worden, oder wie viel hat auf dem Grunde des tiefen Meers, weit vom Lande, nachgesucht werden, oder sich den Menschen ungesucht entdecken können, daß wir uns nur wundern dürften, so manche dieser Seegeschöpfe im Original noch nicht gefunden zu haben, wenn sie noch da wären? Freylich lassen sich diese und viele andere Erscheinungen ohne große Erdrevolution, die vornehmlich eine ungeheure Ueberschwemmung herbeyführte, nicht erklären. Für eben so unbekannt, als jenen Wurmköcher, giebt der Hr. V. die Kap. 4. beschriebene Muschel an. Der sämtlichen Figuren auf den

7 Kupfertafeln sind 34 und alle sehr fein gestochen von dem Kupferstecher Hrn. Nußbiegel zu Nürnberg, und nicht weniger fein ausgemahlt.

Nach einer modernen Sitte, die alles philosophisch nennt, was nicht ohne Fleiß und Nachdenken hervorgebracht werden konnte, setzen wir einmal unter diese Rubrik ein Buch sehr vermischten Inhalts, welches aller Aufmerksamkeit werth ist, und ohnehin durch seinen Titel, wohl gar zu seinem Nachtheil, leicht täuschen kann: Nichts ohne Absicht und Nutzen, eine gemeinnützige Zeitschrift, oder Abhandlungen und Aufsätze aus der Oekonomie, Naturlehre, Naturgeschichte, Menschenkenntniß und allen dahin gehörigen Wissenschaften. Herausgegeben von Johann Christoph Heppe, der Weltweisheit, Naturkunde und Oekonomie Beflissenen. Erstes Stück. Nürnberg und Altdorf bey G. P. Monath 1781. 8. 300 Seiten. Die Absicht geht nicht eben dahin, zu zeigen, daß in der Natur nichts ohne Absicht und Nutzen sey, sondern die Meynung des Hrn. Herausgebers scheint zu seyn, unter diesem Titel nichts ohne Absicht und abgezielten, auch gewiß zu hoffenden, Nutzen der Leser mitzutheilen. Die meisten dies erste Stück ausmachenden Abhandlungen sind vollkommen lehrreich, und sehr praktisch. Ja nicht oft haben wir eine Schrift in die Hände bekommen, die in dem besten Tone so viel wichtiges und brauchbares auf einer so mäßigen Bogenzahl enthielte. Wenn Hr. Heppe so fortfährt, so verdient seine Zeitschrift (wir finden nirgends an-

gemerkt, wie viel Zwischenzeit von einem Stück bis zum andern verfließen solle) aufs allerwenigste in jeder Landbibliothek eine der vorzüglichsten Stellen. Wir zeigen den Inhalt kurz näher an: Versuch einer allgemeinen Betrachtung über die Lebensordnung der Menschen — der Anfang einer in den folgenden Stücken weiter auszuführenden Diätetik, überaus schön, weder übertrieben oder frostig witzig, noch an Unterhaltung dürftig. Des Herrn Abt Boisier de Souvage Beobachtungen über den Ursprung des Honigs; aus dem Journal des Sçavans 1773. mit mehrern berichtigenden Anmerkungen. Abhandlung vom braunen Winterkohl, nach Anleitung der Briefe über die Bestellung eines Küchengartens — Von der Freundschaft; aus dem Englischen. Versuch eines Verzeichnisses der in Teutschland wildwachsenden Bäume, Stauden und Gesträuche — weiter fortzusetzen, mit vielen lesenswerthen Bemerkungen. Betrachtung über die Natur; aus dem Französischen des Grafen von Büffon — großentheils reizend unterrichtend, obgleich nicht ganz gesund. Abhandlung von der Schafzucht — desgleichen von der Buche, sowohl von der Anbauung derselben, als von ihren andern Eigenschaften, nach Anleitung des Hrn. D. du Roi — überaus lehrreich und praktische Kenntnisse verbreitend. Den Beschluß machen Gedanken über die Gewitter aus den Berlin. Mannigfaltigkeiten gezogen.

Von

Von der Steinbartschen Anleitung des menschlichen Verstandes zum regelmäßigen Bestreben nach möglichst vollkommener Erkenntniß ist noch im v. J. der Andere Theil zu Züllichau gr. 8. 268 Seiten herausgekommen. Was wir (B. 6. St. 4. S. 551 —) über den Ersten gesagt haben, trifft so ziemlich auch diesen, nur daß er, vornehmlich durch das beynahe ängstlich tabellarische Methodenwesen, um ein merkliches ermüdender ist. Dennoch darf man nicht denken, daß etwa in allem Betracht die äußerliche Accuratesse übertrieben wäre. Der Hr. V. scheint in einem Fache zu arbeiten, zu dem ihn sein Naturell nicht bestimmte, und ist vielleicht eben deswegen desto methodischer und systematischer, auch wo er so gern populair und für Cameralisten und Kriegsleute nicht weniger, als für Studenten, schreiben will. Er sagt hier in der Vorrede, das Buch habe in einzelnen abgebrochenen Stunden zum Druck bearbeitet werden müssen, und fordert aus diesem Grunde Verzeihung, wenn manches mit mehr Worten gesagt, anderes mit zu wenigen vorgetragen scheine. Welcher Drang aber war es, der ihn die einzelnen Bogen aus den Händen und Augen geben hieß, bevor das Ganze fertig war, oder wenigstens im vollständigen Entwurf da lag? Man schließe aus folgender Erscheinung, ob sie gleich nur etwas äußerliches ist, was es mit mancher Schriftstellerey für eine Bewandniß haben möge. Dieser Theil enthält 2 Hauptstücke, nämlich das Vierte: von Erkenntniß aus dem Unterricht, besonders durch

Glau-

Glauben, und das Fünfte: von der Gelehrsamkeit und der Gelahrtheit. Beyde Hauptstücke sind wieder in mehreren vorgezählten und betitelten Abschnitten abgehandelt. Vielleicht aber hat der Hr. V. bis auf den heutigen Tag noch nicht wahrgenommen, wie viel Abschnitte sein Viertes Hauptstück habe. Der letzte ist, der Angabe nach, der Fünfte, und so hätte dies Vierte Hauptstück 5 Abschnitte. Dennoch aber hat es in Wahrheit 7 ausdrückliche Abschnitte, nach ganz richtiger Addition. Nach dem Vierten S. 39. angehenden Abschnitt folgt von Neuem S. 61. ein Dritter, S. 72. ein nochmaliger Vierter und endlich S. 96. der Fünfte Abschnitt. Druckfehler dieser Art kann es nie geben, man müßte denn dem Setzer die Beysetzung der Zahlwörter überlassen. Sonst liefert Hr. D. Semler viel ähnliche Erscheinungen, nur mit dem Unterschied, daß derselbe, als ein vollgefüllter Kopf, der nicht durchs Methodische beweisen will, er sey gelehrt, vollkommen unmethodisch ist. An dieser Bemerkung haben die Leser wenigstens den Beweis, daß ich die Steinbartische Logik nicht unaufmerksam durchgeblättert habe, aufmerksamer, als der Hr. Verf. selbst sein fertiges Manuscript und die Aushängebogen. Ob ichs aber gleich nicht an Durchblättern habe genug seyn lassen, so verdrießt michs doch, die Inhaltsanzeigen der vielen Abschnitte herzusetzen, ohne hoffen zu können, daß Jemanden damit gedient seyn werde. Erinnerungen ließen sich sehr viele machen. Ich begnüge mich aber an wenigen. Erst im letzten

Haupt-

Hauptstück verbreitet sich Hr. St. über alle Wissenschaften, jede einzeln, namentlich aus, und so sollte Jedermann glauben, daß er vorher nur ins Allgemeinere habe dociren wollen. Dennoch findet mans in etwas anders. Was er von Zeugen und auf Zeugnisse gegründeter Erkenntniß erst überhaupt sagt, scheint mehr auf Skepticismus, als auf vernünftige Vorsicht, zu führen. Ueberall schlägt die Besorgniß vor, daß man leicht betrogen werden könne; nirgends aber ist gehörig bemerkt, daß, wie wir der Zeugenerkenntniß nicht entbehren können, es auch unter gewissen Umständen wahre Pflicht sey, die Aussage und Nachrichten unverdächtiger und wohl gar über allen vernünftigen Verdacht weggesetzter Zeugen für wahr anzunehmen. Man sieht leicht, welche, auch in diesem Buche nicht sogar versteckte, Hinsichten den seynwollenden Philosophen dabey regiert haben. Doch bald kömmt er zu einer nähern Entwicklung dessen, was zur Prüfung der Zeugen und Zeugnisse erfordert wird; und ziemlich diese ganze sehr ausführliche Auseinandersetzung sieht offenbar auf die Gerichtsstuben hin. Da Hr. St. bey dem Ersten Theile selbst bekannt hat, daß er vieles aus Locke und Reimarus herüber getragen habe, so wird man sich kaum erwehren können, hier gleichfalls auf wahre Compilation zu muthmaßen, desto mehr, weil eine Abhandlung über gerichtliche Zeugnisse insbesondere sonst ganz anderswo, als in einer Logik, zu suchen ist. Doch muß sie von einem gesetzt denkenden Autor her

seyn,

seyn, und, gewiß wider die Steinbartische Absicht, kann sehr vieles davon auch zur Beurtheilung der alten, besonders der biblischen, historischen Documente bestens gebraucht werden. Will denn aber der Mann nicht auch in diesem Buche durchaus die Religion reformiren? Dazu ist der Trieb bey ihm desto unwiderstehlicher, weil sonst nicht wohl abzusehen stünde, wozu er ein Theolog wäre. Leichter noch könnte es Hr. D. Semler bleiben lassen, weil er wenigstens ein Historiker und Kritiker ꝛc. ist. Hr. St. empfiehlt zwar die Täuschung in Ansehung der Religion. Für seine Person aber glaubt er derselben nicht zu bedürfen. Er thut den Ausspruch S. 120. der große Haufe der Menschen, dessen Vernunft nicht hinlänglich kultivirt sey, um selbst prüfen zu können, müsse schlechthin auf die Autorität seiner Lehrer verwiesen werden — Das Principium bey dem Volk bleibt immer mit dem Principium der Kinder einerley, nämlich crede et pare. Freylich! wie kann ein Mensch vernünftiger denken, der einmal auf keine heilige Schrift etwas achtet, und also es auch nicht denklich finden kann, daß auch jeder Volksmann sehr vernünftig von der Göttlichkeit derselben überzeugt werden, und denn nach derselben seine Lehrer prüfen könne? Steinbarte müssen allerdings dabey sehr zu kurz kommen. Gleichwohl will eben der Mann, daß schon die Jugend dasjenige bezweifeln lernen soll, was ihre Lehrer als Wahrheit vortragen, und zwar, wie wir ihn verstehen müssen, alle schon zweifeln könnende, nicht bloß die akademische Jugend

gend S. 98. Er sagt es auch auf solche Art, daß man mit der noch guten Fügung zufrieden seyn muß, die ihn bis hieher noch zu keinem Generalsuperintendenten bestellt hat. Was würde ein so rascher und zuversichtlicher Kopf bey Kirchenvisitationen nicht anrichten? Nun werden doch nicht eben Pächter und Verwalter, Cameralisten und Acciseinnehmer ꝛc. seine Logik lesen, ob er sie gleich zu so allgemeinem Gebrauch in jenen einzelnen abgebrochnen Stunden geschrieben hat. Doch nichts mehr von dieser Art. Ueber den Titel des Fünften Hauptstücks: — Gelehrsamkeit und Gelahrtheit haben sich vielleicht einige unsrer Leser gewundert. Sie mögen also wissen, daß Hr. Steinbart, der unter andern durch Abwürdigung der theologischen Kunstwörter zu reformiren anfieng, seinen Kopf gern mit philosophischen Kunstwörtern beschäftigte und seine Logik reichlich damit ausgeziert habe. So hat er sorgfältig bedacht, daß Gelehrsamkeit gesagt werde von gelehrsam, und deswegen heißt bey ihm Gelehrsamkeit so viel als Gelehrigkeit, gelehrig aber derjenige, welcher leicht und gern lernt; oder in ordentlicher Definition: „die Gelehr„samkeit (eruditio) ist eine Fertigkeit, die besten „vorhandenen Quellen der menschlichen Erkennt„niß (in jedem Fach) aufzusuchen und regel„mäßig zu benutzen S. 123. folg. Das lasse man denn Sprachgelahrtheit seyn, von welcher nachher auch vieles gesagt wird. Herrn St. Schreibart ist bekanntlich im Ganzen noch so ziemlich unaffectirt. Aber ein Mann, der einmal

mal aus der Sprache so viel macht, will dennoch sein eignes haben. Besonders bemerken wir einige Steinbartische nach Belieben brauchbare Wörter. Weil er so gar gern den Politiker macht, so lieset man in dieser zum Theil politischen Logik beynahe eine Seite um die andere das Wort ausmitteln. Herr St. mittelt die Grade der Glaubwürdigkeit aus, er mittelt in der Auslegung den richtigen Verstand der Worte aus, er mittelt den Zweck der Schriftsteller aus ꝛc. Ein anderer, doch seltener bey ihm vorkommender Ausdruck ist beahnden, Beahndung, unbeahndet. Etwas beahnden heißt bey ihm ungefähr so viel als die Aufmerksamkeit darauf richten. Das neue Wort ist allerdings kürzer; aber wie kommt dieser Begriff zum Wort beahnden? Herr St. muß nicht gewußt haben, daß in einigen Gegenden der eingeführte Advocaten-Stil denselben Begriff durch das Wort beachten bezeichnet. Ohne Zweifel würde ihm beachten besser gefallen haben, als beahnden, und unstreitig ist es auch besser. Das unleidlichste von der Art aber bey ihm ist ein elendes Stückchen Nachahmung des Französischen que — ne nach dem comparatino, womit er sich selbst ausnehmend gefällt. Er sagt z. B. dazu gehört mehr Zeit, als wir darauf nicht verwenden können; und zwar ist dies sein Ausdruck nicht etwa Einmal, wie von Ungefähr, etwa aus gewohntem Parliren, sondern diese Art französischteutsch zu reden gehört schon zu seinen Sprachfertigkeiten. Eben so schreibt er:

anders, als — nicht z. B. wie mancher hat etwas anderes gesagt, als er nicht sagen wollen? Auch an diesem Mantel erkennt man einen Philosophen. Das Französische que ist ja nicht schon an sich von gleicher Bedeutung mit dem teutschen als. So viel aber kann man vielleicht modernen Sprachforschern und Philosophen nicht verständlich machen.

Alle unsere Erwartung übertraf ein Buch unter folgendem wenig versprechenden Titel: Skizze der Lehre von der menschlichen Natur. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen von Dr. W. G. Plouquet. Tübingen bey Heerbrandt. 1782. 8. 284 Seiten kleinern Drucks, zertheilt in 23 Hauptstücke und in 1141 Sphen. Nach der Absicht des Hrn. V. soll es eine populaire Physiologie, d. i. gemeinverständliche Lehre von dem menschlichen Körper nach allen seinen Theilen und deren Verrichtungen, wobey freylich der Seele zugleich mit gedacht werden mußte, und nicht eben bloß für akademische Zuhörer bestimmt seyn. Die Ausführung entspricht auch der Absicht überaus wohl, weit besser, als die Modernität des Titels zu verheißen scheint. Die Sprache innerhalb ist zwar modern genug, aber nicht ekelhaft, sondern wirklich schön und unterhaltend. Wenige zu empfindsame Ausdrücke z. B. äneln, d. h. ähnlich seyn — kann man wohl noch übersehen. Keineswegs sagt aber Hr. Pl. nur das gewöhnliche mit schönen Worten, sondern zeigt überall, daß er von Jugend auf in philosophischer Schule gewesen sey, nimmt also

nicht selten allgemeine Meynungen der heutigen Aerzte und zum Theil der Philosophen, besonders wie sie Hr. von Haller vorgetragen hat, in Beurtheilung, ohne vor der Größe des Namens zu erbeben, und vermuthet oder behauptet das Gegentheil auf die beste Art, kurz und ohne Unbescheidenheit. Wenigstens einiges hievon können wir nicht umhin hier mitzutheilen. Herr von Haller giebt in seinen Elem. Physiol., wo er von der Größe der Schlagadern handelt, als gewisse Wahrheit an, daß die Summe der Schlagadernzweige die Größe des Hauptstamms ungeheuer überträfe, wenigstens in der Verhältniß von 1 : 3420. Das ist in Wahrheit ungeheuer, und muß nothwendig die Bewegung des von den Herzen kommenden Bluts schlechterdings in allem Betracht unerklärlich und unbegreiflich machen. Hr. Pl. erinnert hiegegen, daß man in dieser Berechnung nur schlechthin die Größe der Diameter der Adernzweige addirt und mit der Größe des Diameters der Stammader verglichen zu haben scheine, da doch die Quadrate der Diameter mit einander zu vergleichen gewesen wären. Er habe gefunden, daß aus einer Schlagader, deren Durchmesser 24. war, drey Gefäße entsprangen, deren erstes 20. das zweyte 8. das dritte ebenfalls 8. im Durchmesser hatte (wer sieht nicht, wie hier die bloße Addition auf Irrthum führen mußte, wo alle diese Zahlen erst quadrirt seyn wollen): und so habe sich die Summe der Mündungen der Aeste zu der Mündung des Stamms, wie 528 zu 576 verhalten, und jene sey also kleiner gewesen, als die-

diese ꝛc. ꝛc. Am Ende ergiebt sich denn als wahrscheinlich, daß die Verhältniß auf Gleichheit ankommen werde. Nicht minder scharf ist seine Beurtheilung der physiologischen Behauptung, die durch Hrn. von Haller so viel Autorität erlangt hat, daß die in unsre Säfte und veste Theile aufgenommene Luft die Federkraft verloren habe und ex elastico fixus aer geworden sey. Hr. Pl. findet einen Widerspruch darinn. Man lese die Note S. 75 und sage denn, was von so mancherley überall nachgebeteten und allgemein gewordenen Meynungen oder vielmehr von den Gelehrten, die solche Meynungen nun so gut als vollkommen erwiesene Theoreme hinschreiben, zu halten sey. Hr. v. Haller behält immer seine unwidersprechlichen Verdienste. Er war aber unaufhörlich in zu großer Geschäftigkeit, als daß er seine eignen Vorstellungen von mancherley Dingen sattsam hätte berichtigen können. Und sollte man ihm denn im geringsten etwas nachbeten? Eben derselbe hat auch die sogenannten materiellen Ideen begünstigt, wenn gleich damit nicht schon auch alle die Materienpsychologie, womit so viele moderne Schriftsteller die philosophische Luft verfinstern. Auch diesen Meynungen geht Hr. Pl. obgleich mit einiger Schüchternheit entgegen. Der Nervensaft oder das Nervenmark, und die Wirkung der Nerven vornehmlich vermittelst ihres gedrückten Marks soll immer noch Mode bleiben, troz denen, welche so viel von Schwingungen der Nerven und unbewiesener Faden im Gehirn geplaudert haben. Die Schwingungen der Nerven weiset

Hr. Pl. vollkommen ab S. 116. Uebrigens gehört das XVII. Hauptstück mit der Ueberschrift Innere Sinne S. 193 folg. hieher. Er erklärt zwar die Fragen: ob die einmal empfangene Eindrücke Spuren hinterlassen? ob und wiefern sie umschrieben seyen? ob sie den Bildern, die von außen unsre Sinnen rührten, äneln, wie Petschafteindrücke ihrem Urbild? ꝛc. für schwer zu entscheiden; und schreibt weiter: „Durch die Hypo„these der Eindrücke und Spuren pflegt man viele „Erscheinungen zu erklären, als den Verlust eines „Theils des Gedächtnisses durch Krankheiten, „Verwundungen, Verlust eines Theils des Hirns „u. s. w. *) Man sagt, sie drücken sich desto stär„ker ein und verbleiben um so länger, je weicher „das Hirn ist, und umgekehrt, daher einem ältern „viele Dinge, die er in seiner zarten Jugend gese„hen oder gelernt hat, besser gegenwärtig sind, als „was gestern und ehegestern geschehen ist. **) Zwey untergesetzte Noten antworten darauf folgendes: „*) Eben diese Erscheinung ist vielmehr „ein mächtiges Argument gegen die Theorie der „Spuren, da man weiß, daß solche Personen die „vergessenen Ideen allmälig wieder herbeygeholt „und aufs neue erlernet haben. Wären nun jeder „Hirnfaser ihre bestimmte (auch bloß den Verstand „angehende) Ideen zugemessen, so könnten sie, „deren Fasern einmal zerstört worden, nimmer„mehr reproduzirt werden, und es wäre kein Raum „da, um die erloschenen Spuren aufs neue einzu„drücken. **) Kinder haben unstreitig das wei„cheste Hirn, in welchem demnach die Eindrücke

„die

„die stärksten Spuren hinterlassen müßten, auch „üben sie ihre Vorstellungskraft aus, kennen ihre „Mütter u. s. w. und gleichwohl kann kein Mensch „sich irgend eines Dinges erinnern, das er im er„sten Jahre seines Alters gesehen oder durch ande„re Sinne empfunden hat.“ Wollte aber auch dies letztre noch für eine zweydeutige, wiewohl von den Hirnpsychologen nicht einmal zu Rathe gezogene, Erscheinung angesehen werden, so beherzige man noch den §. 767. S. 196 — „Hingegen „hat eben diese Lehre der Spuren unüberwindli„che Schwierigkeiten gegen sich, und es scheint „vielmehr, die Reproduction der Bilder und das „Bewußtseyn oder Wissenschaft überhaupt müsse „einem, abgezogener Begriffe fähigen Wesen, „nämlich der Seele zugeschrieben werden, da es „z. B. um eine Begebenheit zu wissen, gleich viel „ist, ob wir sie gesehen, gehört, oder gelesen ha„ben, und in dem letztern Falle gleich viel, in „welcher Sprache wir davon benachrichtiget wor„den sind, welches alles mit jenen materiellen Ein„drücken nicht bestehen kann.“ Doch die gedachten Philosophen sind sehr entschlossene Männer, und haben vielleicht gleich die Einbildungskraft bey der Hand, welche, wie sie sagen dürfen, sich mit dem Hören und Lesen einer Geschichte verbinde. Diese also, werden sie meynen, drücke Bilder ins Gehirn. Das aber hieß in Wahrheit noch mehr, als den ganzen Begriff von Wirkung der Einbildungskraft, wie ihn sonst diese Philosophen angeben, umkehren. Denn nun wär es ja die Seele, die in das Gehirn ihren Vorstellungen ge-

mäße Bilder eindrückte, die nachher ihre Rollen spielen sollen, und übrigens sollten es doch die Sinne seyn, von denen das Gehirn die Bilder empfängt. Wo hat sie die bildende Kunst gelernt? und warum behält sie nicht lieber die Begriffe selbst in ihrem eigenen Schatz, um sie ein ander mal durchs Bewußtseyn wieder gewahr zu werden, als sie immer erst wieder von neuem durch Hirnbilder, die sie selbst vorher bilden müßte, in sich hervorbringen zu lassen? Wir erinnern uns aber auch gehörter und gelesener ganz abstracter Wahrheiten (die aufs höchste nur durch willkührlich erwählte und allemal zunächst nur eine sinnliche Vorstellung gebende Hieroglyphen abgebildet werden konnten) selbst ohne dabey die Worte, wodurch sie bezeichnet waren, im Gedächtniß behalten zu haben. Und die Worte selbst, wären sie im Gehirn abgebildet, führen an sich die dazu gehörigen Begriffe nicht bey sich, sondern können nur von der an die Sprache gewöhnten Seele (und wie ist sie so gewöhnt, wenn die Wortbegriffe in ihr selbst gar nicht aufbehalten würden?) hinzugedacht werden. Das alles ist nur etwas ganz weniges von dem, wodurch bey mäßig scharfem Nachdenken die ganze Grille von Ideenbildern im Gehirn in ein Unding verwandelt wird; es ist aber genug, zu zeigen, daß diese nichtige Hypothese sich selbst nothwendig in ein so wüstes Chaos verwirre, von welchem jeder aufmerksame nicht schon verdorbne Beobachter ohne alle Hoffnung, je eine regelmäßige Zusammensetzung darinn wahrzunehmen, und aus Furcht, schwindlicht hin-

ab-

abzusinken, zurückfliehen muß. Trennbar von dieser Hypothese ist, was Hr. Pl. an verschiedenen Orten von der Einbildungskraft sagt, z. B. S. 197 §. 768. Die Darstellung einer Empfindung ohne Zuthun eines äußern Sinnwerkzeugs werde unstreitig durch Veränderung oder Bewegungen im Hirn erweckt, die denen ähnlich wären, welche durch den Eindruck auf ein Sinnwerkzeug erregt werden. Der §. 760 aber kann vollkommen bestehen, und hat noch nicht zur Folge, daß man die Vorstellungen der bloßen sogenannten Einbildungskraft (etwas anderes sind bey verstümmelten Personen die Empfindungen von Schmerz gleich als in und von denjenigen Gliedmaßen des Körpers her, die sie doch nicht mehr haben, als wovon der Hr. Verf. S. 114. §. 446. gedenkt) von Bewegungen außer der Seele herleiten müßte. Die Einbildung selbst ist in der Seele, und da einmal die Objecte, die die Einbildung darstellt, gar nicht vorhanden sind oder doch nicht auf sie wirken, und nicht zu leugnen ist, daß auch in der Seele ohne allen äußerlichen Bestimmungsgrund, wenn sie eben keine lebhaften wirklichen Empfindungen von äußerlichen Dingen hat, sich auf irgend eine Art zusammenhängende oder zusammenlaufende Vorstellungen äußerlicher Dinge hervorthun können, die derweile einzig das Bewußtseyn beschäftigen und unter diesen Umständen den Anschein der Empfindungen geben, so werden äußerliche Bestimmungsgründe im Gehirn umsonst und ohne allen Beweis angenommen. Nur diejenigen, welche schlechthin alle nicht mit Fleiß

erdichtete und erlogene, noch in Uebereilung dafür gehaltene, noch auch aus menschlicher Betrügerey erklärliche Gespenstererscheinungen, welche unverdächtige Zeugen im wachenden Zustande unter ihren Geschäften oder gar in Gegenwart anderer Menschen, die ihrer Seele Unterhaltung genug gaben, gesehen zu haben versichern — auf die Rechnung der Einbildungskraft schreiben, nur diese können, bey Voraussetzung der Richtigkeit ihrer Meynung in so fern, einen mehrern Grund zu haben meynen, die Bestimmungsgründe solcher Einbildungen in dem Gehirn zu suchen. Das wär aber in Wahrheit ein sehr trughaftes Gehirn, von dem man für gewiß befürchten müßte, daß es seinen Inhaber, die Seele, bald gänzlich in die Irre führen werde; und solche Folgen hat doch diese Art Gespenster für gewöhnlich nicht; anderer Umstände zu geschweigen, die sich mit dieser Hypothese nicht vertragen. Hr. Pl. aber redet auch nicht von Gespenstern. Noch andere seiner unschuldigen Sätze, wider welche noch etwas zu erinnern wäre, lassen wir vorbey, und empfehlen diese schöne kleine Physiologie aufs beste. In diesem Fach noch wenig belehrte Leser dürften dabey noch einige Kupfertafeln wünschen.

3.) Historie, Philologie und Litteratur.

Allgemein bekannt zu werden verdienen Johann Gillies, beyder Rechte Doctor, Betrachtungen über die Geschichte, Sitten, und den Ka-

Karakter der Griechen, vom Schluß des peloponnesischen Kriegs an, bis zur Schlacht bey Chäronea. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Christian Macher. Göttingen und Bremen bey G. L. Förster 1781. 8. 197 Seiten. Wir werden gewöhnlich von Schulen her, schon durch den trauten Cornelius Nepos, für die Griechen so hoch eingenommen, daß wir wohl gar auch alle jetzt blühenden Völker als Barbaren gegen sie betrachten, und mancher Schulmann sieht es für eine Amtspflicht an, ihren verdienten oder unverdienten Ruhm nach bestem Vermögen zu preisen. Eine solche in vieler Hinsicht irrige Vorstellungsart beträchtlich zu mäßigen können diese männlichen Betrachtungen dienen. Zwar glauben wir, daß sie an einigen Orten, sonderlich im zweyten Theile, welcher die Sitten und den Charakter der Griechen betrachtet, zu einseitig sind, zu viel auf isolirte kleine Geschichtssachen bauen, und denn auf das andere äußerste gerathen. Wir wundern uns auch, daß der Hr. Uebersetzer, der in mancher beygefügten Anmerkung aus Mitleiden sich der armen, aber gewiß eben so bösen, Menschheit annimmt, nicht mehrere und ins Größere gehende Erinnerungen dagegen beygebracht hat. Ueberhaupt aber ist unwiderleglich der Englische Verfasser auf richtigem Wege, und zerstreut viele Vorurtheile, welche der eitle Patriotismus der ergötzenden Griechischen Schriftsteller ehedem den Römischen, und durch diese desto leichter auch den neuern Verehrern der Alten beygebracht hat.

Von Mylius in Berlin ist unter der Zahl des laufenden Jahrs verlegt M. Tullii Ciceronis Historia Philosophiæ antiquæ. Ex omnibus illius scriptis collegit, disposuit, aliorumque auctorum cum Latinorum tum Græcorum locis et illustravit et amplificavit Fridericus Gedike, Director Gymnasii Fridericiani Berolinensis. gr. 8. 364 Seiten. Nothwendig mußte durch diesen Titel unsre Erwartung getäuscht werden. Dies Buch stammt, wie schon mehrere andere, von dem Project her, auf Schulen in Einer und derselben Lection Sprach- und Sachkenntnisse in Verbindung zu lehren. Wir wissen uns nicht zu überreden, daß dabey etwas ersprießliches herauskommen werde, besonders, wenn die Mischung nicht bloß dem geschickten Lehrer, hauptsächlich und zunächst zur bessern Unterhaltung der Aufmerksamkeit der Schüler, überlassen seyn, sondern derselbe darauf eingerichteten Schulbüchern folgen soll. Die Sprachen fordern Zeit, und die Sachen ebenfalls, wenn weder jene noch diese nur obenhin gelehrt werden sollen. Durch beständige Unterbrechung des Zusammenhangs wird schlechterdings, weil sie mehrere Wiederholungen nöthig macht, mehr Zeit verloren, als gewonnen, und nicht jedes Genie ist aufgelegt, sich immer plötzlich von Gegenständen einer Art auf Gegenstände von einer ganz andern Gattung hinrichten zu lassen. Doch, wenn wir auch allen obern Schullehrern so viel Munterkeit zuzutrauen hätten, sich immer von einem Pferde auf das andere mit bewundernswürdiger Fertigkeit und zum Vortheil der Schüler zu schwin-

schwingen, so wäre noch immer zu diesem Zweck das gegenwärtige Buch kein taugliches Werkzeug. Hr. Gedicke giebt in der Vorrede an, daß er dasselbe aus nicht weniger, als 70 alten Griechischen und Lat. Autoren zusammengetragen habe; und so stehen an vielen Orten Griechische und Lat. Stellen, als Text, unter einander, welche alle wörtlich und sächlich erklärt seyn wollen. Welcher göttliche Schulmann soll es seyn, der binnen 2 Jahren, täglich eine Stunde gerechnet, mit dieser Arbeit fertig werden, und welche Schüler, die ihre Geduld, von Aufmerksamkeit gar nicht zu reden, bis dahin anstrengen könnten? Und wenn es weder an jenem, noch an diesen fehlte, welche fürchterliche Polyhistoren werden denn von der Schule auf die Universität kommen. Könnte es nicht wenigstens genug seyn, zur Beförderung der historischen Kenntniß der alten Philosophie und zugleich der Lat. Sprache Cicero's philosophische Schriften mit den obern Schülern in Absicht auf Sprache sowohl als auf Sachen cursorisch, d. h. nur mit Beyfügung kurzer Erläuterungen zu lesen, nämlich, wenn tüchtige Schullehrer da sind, die es zu leisten wissen? Genug für ein brauchbares Schulbuch können wir diese Arbeit des Hrn. Dir. Gedicke nie ansehen. Immer aber wird es für Philosophen brauchbar seyn, welche keiner guten Bibliothek nahe genug sind, in alten Autoren die Hauptstellen nachschlagen zu können, auf welche sich die neuern Verfasser der Geschichte der Philosophie berufen. Freylich aber, wenn das Gedikische Buch diesen Hauptzweck haben sollte,

so

so dürfte es nicht übrigens so schulmäßig eingerichtet seyn, nicht so viel in so fern ganz überflüssiges darstellen, und müßte dafür viel anderes enthalten, welches seiner Schulbestimmung wegen keinen Platz darinn gefunden hat.

Von Hrn. Mich. Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen, die wir unsern Lesern nach ihrem vorzüglichen Werh angepriesen haben, ist schon an der Ostermesse des v. J. der vierte Theil herausgekommen, welcher bis auf Carl V. geht. Laut öffentlichen Nachrichten ist nun der Verfasser nicht mehr in Würzburg, sondern in K. K. Diensten in Wien, und wird unter der Regierung des die Freyheit zu denken und zu schreiben so sehr begünstigenden Josephs II. desto ungehinderter die Wahrheit der Geschichte in den noch zu erwartenden Theilen reden lassen können. Freylich aber muß es nothwendig einem Geschichtschreiber aus der Römischen Kirche noch in Ansehung mehrerer Hauptpunkte an wahrer Unpartheylichkeit fehlen, und eine ganz unpartheyische Reichsgeschichte der neuern Zeiten darf man kaum von einem Schriftsteller, der innerhalb des teutschen Reichs lebt, erwarten. Was Wunder also, daß man sie bey Hrn. M. J. Schmidt nicht antrift? Hiedurch also kann unser Lob, das wir den erstern Theilen seines Werks ertheilt haben, nichts verlieren. Von dem guten Fortgang der Geschichtskunde in der Römischen Kirche überhaupt aber, und besonders auf der Wienerischen Universität, überzeugt uns noch ein anderes noch unter der Regierung der verewigten Maria Theresia ange-

gefangenes Werk von der teutschen Reichsgeschichte von einem andern Hrn. Schmidt, dessen Erster Theil schon im J. 1780 in Tratnerischem Verlage herausgekommen, uns aber erst von der letzten Michaelsmesse zugebracht worden ist, unter dem Titel: Kurzgefaßte teutsche Kaiser- und Reichshistorie, aus bewährten Schriftstellern zusammen getragen, und seinen Zuhörern zu ihren Wiederholungen gewidmet von Johann Christoph Schmidt, K. K. N. Oest. Regierungsrathe, und öffentl. ordentl. Lehrer der Reichsgesch. und Staatenkunde auf der hohen Schule zu Wien. 8. 664 Seiten. Der Hr. V. will nicht dafür angesehen seyn, daß er alles oder nur das meiste aus den Quellen selbst geschöpft habe, citirt also nur zum Theil die Quellen, zum Theil neuere historische Werke, besonders der berühmtesten protestantischen Schriftsteller. Dieser Erste Theil beschließt mit dem K. Richard im J. 1272. Der Römische Stuhl im Verhältniß gegen die weltlichen Regenten erhält darinn, wie man leicht hoffen kann, keine Begünstigung. Doch bedient sich der Hr. Verf. z. B. des Namens Afterpabst auch von denjenigen Herren, welche selbst von den Kayserrn unterstützt und übrigens nicht unrechtmäßiger, als die sich über die Kaiser zu Richtern und Gesetzgebern erhebenden Päbste, erwählt, die hohe Würde nicht behaupten konnten. Und äußerst behutsam ist er, für die an sich der Hierarchie gleichgültigen Lehren der Römischen Kirche so wenig, als möglich, nachtheiliges zu sagen. So

schreibt

schreibt er S. 166. von der Frankfurtischen Kirchenversammlung unter Karln dem Großen, es habe seine Richtigkeit, daß von derselben auch der zweyte Nicänische Kirchenrath, unter den allgemeinen der siebente, verworfen sey; was aber zu dieser Verdammung Anlaß gegeben, habe vorlängst Petrus de Marca (freylich war es für jetzt nicht mehr räthlich, auf den Jesuiten Daniel zu verweisen) gezeiget. Man sollte doch meynen, es sey eben so unverfänglich gewesen, zu sagen, die Bilderverehrung sey von dieser Kirchenversammlung verdammet worden, als, die Schlüsse einer andern von der Römischen Kirche für eine allgemeine angenommene Kirchenversammlung sey von der zu Frankfurt auf Betrieb Karls des Großen gehaltenen verdammet worden. Nur hätte denn sogleich jeder Leser verstehen können, was die Frankfurter Kirchenversammlung verdammt habe, und nicht jeder sollte es sogleich verstehen.

Eine ganz gute Erscheinung ist Nouissima scriptorum ac monumentorum rerum Germanicarum tam ineditorum quam rarissimorum collectio ex bibliotheca Frid. Christoph. Jonath. Fischeri, I. V. D. Iuris publ. & feud. Prof. Ord. & Fac. Iurid. Assess. in Reg. Acad. Frid. Halæ, impensis J. J. Gebaueri MDCCLXXXI. 4. 192 Seiten. Dieser Band enthält den Abdruck dreyer alten teutschen Handschriften mit lateinischen Lettern, nämlich 1) Beschreibung etlicher Pfaltzgraff Friderichs, Churfürsten &c. des Ersten fürnemmen Thatten. Angefangen Inn Anno 1452. bisz uff das 1471. Jar. 36 Seiten. 2) Kurfürst Ludwigs V. von der Pfalz

Pfalz reimweise verfaßte Genealogie des Bayerischen und Pfälzischen Hauses von S. 37. bis 134. 3) Markward Frehers Blutstamm und Sippschaft der Herzoge von Baiern und Pfalzgrafen am Rhein. Diese Stücke hat ehedem unter so vielen andern Handschriften der Kanzler von Ludwig besessen, und der Herr Herausgeber macht wahrscheinlich, daß sie von demselben der Groß-Kanzler Cocceji zu Berlin als Geschenk erhalten habe, da sie nicht mit in der Ludwigschen Bücher-Auction verkauft worden sind. Hr. F. fand sie endlich im Buchladen des Hallischen Waisenhauses und kaufte sie an sich. Sie waren alle drey des Drucks vollkommen werth, mehr, als so vieles neue Zeug, wodurch endlich die wahre Gelehrsamkeit noch erstickt werden wird. Das schätzbarste darunter aber sind nach unserm Urtheil des frommen Churfürsten Ludwigs V. genealogischhistorische Reime, mit einer gelehrten Vorrede des hohen Verfassers, und von einem größern Stück zum andern auch mit mehrerm prosaischen Unterricht für den gütigen Leser (wie der Churfürst sich ausdrückt) begleitet. Wir geben einiges zur Probe:

H. und König Vthill in Baiern
Hilltraut König in Franckhreich.

Vthill in Franckhreich an Hofe war
erzogen in Lieb ersoffen gar
Gegen Mancelli Tochter Hiltraudt
drumb er sich heimblich stellen thuet.
Pipin überzog ihn mit macht
damit ward er zum Vertrag bracht

hat

hat sich ein König in Bayern gueth
Schreiben lassen mit Ubermueth
Mit Sachsen und den Schwaben
hat viel Jhärlichen Sieg gehabt.
Lezlich alsf er ausser Landts ist
Nimbt ihm Greiff sein Schwager mit List
Bayern ein, yedoch zue hand
khombt Er wieder zue seinem Landt
Obiit 765. Vnd liegt zue Osterhofen begraben.

H. Thessel der 3. Lindtburg Longobardisch Königin.

Thessel auch an dem Franzosischem Hofe
erzogen, bekham grosf Lobe
Sein Weib Lindtburg verfürt den Man,
dasf Er wieder Kaiser Carln gethan,
Wie wohl oft begnadt, khein glauben hilt
Sein Sachen uf höhere ding spilt
Des Königs Tittul brauchet bisf
Jhn Kaiser Carl in ein Closter stiesf
Zue Lorsch mit sein Sohn gueth
Diethen dem unschuldigen Blueth
Wurden die beidt Fürsten behüet
Stolz hoffarth nimmermehr wohl thuet
Vnd verlasch also dieser Stamb
Nit ohn Clag mit Schilt helm und Namb.
Geschahe im Jhar 788.
Ligt zue Lorsch im Closter begraben.

Zum güetigen Leser.

Dieweiln die beeden Fürsten Herzog Thessel und Dietz Vatern und Sohn, der uhralt Königlich Stamb

Stamb nit ohn sonder Gottes Schickhung und Vrtl abgangen, und ufgehört, Aber nun hinfürter das herrlich Königreich Bayern, ob es gleich von wegen der Chron Franckhreich die es ihm unterthan gemacht, bisher unter dem Namen und Titul eines herzogen regiert und administrirt worden, uf Kaiser Carln den grosen und seine absteigende Khind khomben, Wir wollen nit sagen, mit wasf Fuegen oder Recht, denn einmahl wer die Alten Bayerischen und Franzosische Cronickhen gelesen, der wierdt wo er allein allen Affect hinden sezt befinden, wie die Franzosen allezeith Ehrgeizig ihr Territorium weith hinausf zuestrckhen, Gott geb mit fueg oder unfuege hoch begirig gewesen, Alsf haben sie die König in Bayern, wie weit sie Ihnen gesessen, nit leiden khönnen, Auch Kaiser Carl wie auch seine Vorforder oftermals an den Zeunen urlach gesucht &c. &c. Daß Hr. Prof. Fischer diese ganz teutschen Stücke unter einem lateinischen Titel und mit einer lat. Vorrede herausgegeben hat, muß wohl eine besondere Ursache, die sich auch errathen läßt, haben. Die Ausländer werden glauben, es sey eine lateinische Collection. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß der Hr. Herausgeber in teutscher Sprache weit besser geschrieben haben würde; und sehen dem versprochenen zweyten Bande und noch mehrern mit Vergnügen entgegen.

Das Grab der Bettel-Mönche. Gedruckt im Jahr 1781. gr. 8. 174 Seiten ist eine Schrift, die in den Händen auch vieler Protestanten zu seyn verdient, ob sie gleich ihrem Titel

nicht beykommt und nicht den bevorstehenden Untergang der Bettelmönche schon ankündigen kann, wie sie wohl gern wollte. Sie giebt einen kurzen Abriß der Geschichte des Mönchswesens überhaupt und besonders der Bettelmönche, theilt die sie betreffenden Venetianischen und neuen Kais. Königl. Verordnungen mit, sucht ihre ohnehin unleugbare Schädlichkeit für das Christenthum sowohl als für den bürgerlichen Wohlstand klar vor Augen zu legen, und vergißt nicht, das Interesse des Römischen Stuhls bestens zu bemerken, weswegen derselbe vornehmlich auch die Bettelorden von der Unterwürfigkeit unter die Bischöfe frey gemacht und in der Unabhängigkeit von denselben zu erhalten sich immer bestrebt hat.

Im Verlag der Mart. Jac. Bauerischen Buchhandlung zu Nürnberg ist im vorigen Jahre herausgekommen **Alexander Pope's freundschaftlicher und litterarischer Briefwechsel; Erste Abtheilung — aus dem Englischen übersetzt** — nebst Popens wohlgestochenem Bildniß. Der Uebersetzer fragt durch diese Probe an, ob dem lieben teutschen Publikum Popens sämtliche prosaische Briefe willkommen seyn würden. Wie konnte er hieran zweifeln? Das teutsche Publikum nimmt ja willig auch die schlechtesten ausländischen Produkte in teutscher Hülle an. Warum nicht Popens Briefe? Vielleicht können dadurch noch manche schöne Geister, die ohne alle Wissenschaft und Kunst zu Dichtern auswachsen, dadurch erinnert werden, daß nicht alle Versmacher auch schon Dichter sind, wenn auch alle Ver-

se

se leicht genug Meßgut werden können, und in gelehrten Zeitungen und Journalen, wie nun endlich beynahe alles gedruckte, sich Lob versprechen dürfen. Vielleicht aber zweifelt er eben deswegen, weil mans etwa von dieser Seite nicht gern sehen möchte, daß mancher unbärtige Jüngling, der nun wenigstens ganz dreust mit abgezählten Sylben und ungedachten Einfällen in Musen-Almanachen auftritt, zurückgeschreckt werden könnte. Doch ist auch das nicht zu besorgen. Diese Jünglinge verstehen Popens Kritik nicht, auch wo sie in Prosa spricht. Immer aber könnte noch eine Auswahl gemacht werden; und es würde nichts verloren seyn, wenn z. B. in dieser ersten Abtheilung Popens Briefwechsel mit Wycherly ganz weggeblieben wäre. Meistens ist derselbe für jetzt ganz unbedeutenden Inhalts. An Wycherly's Briefen findet der Uebersetzer selbst keinen Geschmack, und sie nehmen mehr Platz ein, als die von Pope.

Den besten Geschichtsbüchern für Jedermann verdient beygezählt zu werden ein mit Recht so betitelter Beytrag zu einem Exempel-Buch. Aus dem Dänischen. Strasburg, gedruckt und zu finden bey J. H. Heiz, Universitäts-Buchdrucker. Mit Obrigkeitl. Erlaubniß. 1781. 8. 117 Seiten. Diese kurzen Geschichten, alle bestens unterhaltend und zur Nachahmung reizend, sind aus des Kön. Dän. Etatsraths, Hrn. Ove Malling Jahrbüchern der Tugend, welche eine Kön. Verordnung allen Dänischen Schulen zum Lesebuch vorgeschrieben hat, nach der Abrahamsonschen Uebersetzung aus-

gezogen; Mustergeschichte von Königen, Hofleuten, Gelehrten und Landleuten. Jedermann kann daraus lernen. Der uns unbekannte Hr. Herausgeber Bl. geht darauf um, aus unsrer eignen väterländischen Geschichte ein Exempel-Buch zum Besten teutscher Kinder und Eltern zusammenzutragen. Es hat für uns nicht den geringsten Zweifel, daß er der rechte Mann dazu sey. Wir ersuchen ihn also, wie im Namen und aus Vollmacht unsers Publikums, diesen Vorsatz nach Möglichkeit auszuführen. Er erbittet sich auch von allen Patrioten, die doch aber erst diesen Beytrag lesen mögen, Beyträge, die vielleicht an den Drucker Heiz eingesandt werden dürfen. Am Ende ist noch ein Brief von D. Luther an die Christen zu Strasburg angehängt, der auch für unsre Zeiten ein passendes Wort redet.

4.) Geographie und Reisebeschreibungen.

Zu Mannheim bey Schwaan ist im vorigen Jahre herausgekommen Heinrich Zimmermanns, von Wißloch in der Pfalz, Reise um die Welt mit Capitain Cook. 8. 110 Seiten. Der Verfasser, ein Gürtler, hat, als Matrose, Cooks letzte Reise mitgemacht, ist ungeachtet seines ungelehrten Standes ein guter Beobachter gewesen, der auch wenigstens einige seiner auf dem Wege niedergeschriebenen Bemerkungen für sich zu behalten gewußt hat, da sonst in England die Schifsleute alle ihre Papiere ausliefern mußten, und theilt hier seine Reisebeschreibung ganz ver-

verständig und unterhaltend mit. Seine Berichte reden in ganz unverdächtigem Ton der Aufrichtigkeit und Wahrheit. Irren wir nicht, so kann man am ersten durch einen solchen nicht an gelehrte oder politische Verstellung und Zurückhaltung gewöhnten Zeugen manches zu wissen bekommen, was öffentliche oder freundschaftliche Nachrichten verheimlichen. Seine Hochachtung für Cap. Cook ist sehr groß; dennoch sagt er ganz dreust auch dasjenige von ihm, was für dessen Andenken nicht eben Hochachtung erwerben kann. Die Beschreibung von ihm S. 91 folg. macht den ganzen Charakter ziemlich kennbar. Wir wollen einige Stücke davon auszeichnen: „Herr „Cook war ein großer, schöner, starker, etwas ha„gerer Mann, schwarzbraun, finster von Gesicht, „etwas gebückt. Er war anfänglich ein gemeiner „Matrose, schwung sich aber durch seine Verdien„ste so hoch, daß er einer der berühmtesten See„fahrer wurde. Er war sehr strenge und gähzor„nig, und so, daß die geringste Widersetzlichkeit „eines Officiers oder Matrosen ihn aus aller Fas„sung brachte. Er war unerbittlich über die „Schiffsgesetze und die darauf gesetzte Strafen, „und zwar in dem Maaße, daß wenn mitten unter „den Wilden auf einem Posten etwas entwendet wur„de, die härtesten Strafen gegen den, der den Po„sten hatte, verhängt wurden — Der Gemeiner „nahm er sich in billigen Sachen mehr an, als der „Officiers; zu Zeiten war er auch gegen das „Schiffsvolk sehr leutselig. In verschiedenen Be„legenheiten hielt er sehr schöne Anreden; und ich

„erinnere mich noch besonders, daß, als wir das „erste mal zu Nihau waren, er uns sehr freund„schaftlich ermahnte, daß wir den unschuldigen „Wilden die Krankheiten nicht mittheilen möch„ten, womit wir angesteckt waren. Er redete „niemals von Religion, wollte keinen Priester auf „dem Schiffe dulden, feierte sehr selten die Sonn„täge, war aber sonst ein gerechter Mann in sei„nen Handlungen. Er war besonders reinlich, „und nach diesem Beyspiele mußte die sämtliche „Equipage sich richten — Die Mäßigkeit war ei„ne Haupttugend bey ihm. In der Zeit, da ich „mit ihm die Reise gemacht habe, hat ihn keiner „jemals betrunken gesehen. Er wollte niemals „gestatten, daß der gemeine Mann seinen Brandt„wein auf mehrere Tage aufheben, und sich dann „betrinken sollte — Seine Tafel war sehr gering, „und geringer, als jemals ein Seeofficier sie hatte — „Sannabends war er meistens freundlicher, als „sonst, er trank auch dann ein Glas Punsch mehr „als gewöhnlich auf die Gesundheit schöner Wei„ber und Mädchen. Niemals hatte man einen „Verdacht auf ihn in Ansehung des Umgangs „mit dem Frauenzimmer; und auf Otahiti und „Oweihi, wo sich jeder der Anzüglichkeit des Frau„enzimmers überließe, war er allein rein und un„versehrt. Im übrigen Genusse liebte er die Gleich„heit; und wenn die Gelegenheit sich ergab, so „theilte er Trank und Speise unter sich, den Offi„ciers und Matrosen gleich aus. Die Unerschrok„kenheit war sein Hauptcharakter — Er war ge„oren, mit den Wilden umzugehen — Er liebte

„sie,

„sie, verstund die Sprachen verschiedener Insula-
„ner, und hatte die besondre Kunst sie einzunehmen.
„Eben das war die Ursache, daß die Wilden ihn
„verehrten, und zu Zeiten vergötterten; aber eben
„das war die fernere Ursache, daß, wenn sie von
„dieser Verehrung abließen, oder ihn wohl gar zu
„Zeiten verspotteten, er dann vor Zorn entbrann-
„te, und dann in seiner Rache zu Zeiten unmäßig
„war, wobey er doch besonders keinen mit dem
„Tode bestrafen ließ — Die allgemeine Bestür-
„zung, die der Tod unsers Kommodore (Cook)
„verursacht hatte, ist der schönste Lobspruch für
„Herrn Cook. Alles auf den Schiffen war ver-
„stummt —“ Welcher Christ, der des Namens
werth ist, muß nicht unwillig werden, wenn er S. 77
lieset: „Herrn Cook machten jene auf der Insel
„O-waihi (wo er nachher umgebracht wurde) auch
„zu einem Gott, und richteten ihm zu Ehren ein
„Götzenbild auf. Sie nannten es nach dessen
„Namen: O-runna no te tuti. O-runna hieß
„Gott, tuti Cook. Dieser Abgott war, wie die
„ihrige, geformt; aber statt der rothen mit lauter
„weißen Federn geziert, vermuthlich aus der Ur-
„sache, weil Herr Cook als ein Europäer von
„weißer Gesichtsfarbe war.“ Auf einer der tahi-
tischen Inseln, wie hier S. 42 berichtet wird,
wurde Herrn Cook eine Ziege gestohlen, und als er
bey einigen Einwohnern danach fragte, gaben sie
Unwissenheit vor und spotteten ihn noch aus.
Hiedurch ließ er sich aufs äußerste aufbringen,
und richtete ihnen so viel Verheerung an, daß Hr.
Z. sagt, sie könnten den Schaden schwerlich in ei-

nem Jahrhundert wieder ersetzen, und dies Verfahren mißbilligt.

Von den Reisen nach Persien, nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs d. i. von des R. Chardins Reisen (S. Krit. Samml. B. 6. St. 4. S. 582.) ist zu Frankfurt am Mayn bey Garbe im vorigen Jahr der zweyte Band, mit Kupfern, 8. 540 Seiten erschienen. Der erste Band blieb in der Geschichte von Georgien stehen, und so liefert der zweyte den Beschluß der Geschichte von Georgien, die weitere Reise durch Armenien und Medien nebst umständlichen Nachrichten von der Stadt Tauris oder Tebris, durch Parthien mit Nachrichten von den Städten Casbin, Lokmanns Geburtsort, Cam und Caschan — bis Ispahan. Nachher folgt von S. 255 an die umständliche Beschreibung von ganz Persien.

Was einträglich ist, findet Nachahmer. Die M. J. Baueriſche Buchhandlung zu Nürnberg also hat schon geliefert Johann Otters, Mitglieds der Königl. Akademie der Aufschriften und der schönen Wissenschaften zu Paris, Reisen in die Türkey und nach Persien; nebst einer Nachricht von den Unternehmungen des Kouli Khan. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen, vollständigen Registern ꝛc. wie auch des Verfassers Leben, versehen von Georg Friederich Casimir Schad. Erster Band. 1781. gr. 8. 384 Seiten. Das Original ist, wie bekannt, gleichfalls nicht neu, sondern schon seit 1748 vorhanden,

den, und bereits in mehrern neuern Werken genutzt worden. Otter war ein geborner Schwede, der zur Römischkatholischen Religion übergieng, sein Glück in Frankreich machte, wo man ihn in Handelsangelegenheiten nach Persien schickte. Er starb aber nach seiner Rückkunft schon im 41. Jahre seines Alters und vergoß noch Thränen über das Schicksal seiner alten Mutter, die er ohne Beyhülfe in Schweden hinterließ. Der Hr. Uebersetzer gedenkt das Werk in 3 Bänden zu liefern. Im dritten Bande verspricht er eine Uebersetzung von Hrn. von Bougainville, welcher Otters Leben beschrieben hat, Vergleichung zwischen Alexanders und Nadir Chah oder Thamas Kouli Khan Feldzügen nach Indien zu geben, wie noch mehreres andere diese Sachen angehendes. Die Uebersetzung läßt sich noch wohl lesen.

Noch sorgfältiger sieht man sich nach noch nicht übersetzten Englischen Büchern um, und macht sie teutsch, damit es endlich an keinem fehle. Zur Probe dient die Beschreibung der Sitten und Gebräuche in Italien von Joseph Baretti — aus der zweyten Englischen Ausgabe übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Johann Gottlieb Schummel, Prof. der Gesch. bey der Ritter-Akademie zu Liegnitz. Breslau bey Korn 1781. Zwey Theile, 288 und 263 Seiten. Hr. Schummel hat sichs höchlich wundern lassen, wie unser sonst so rüstiges Uebersetzer-Corps ein so offenbar unterhaltendes und unterrichtendes Werk zwölf Jahre lang gänzlich habe übersehen können. Uns wun-

derts dennoch nicht allzusehr. Baretti ist ein geborner Italiener, der sich der Ehre seines Vaterlands in diesem Werke besonders wider die freylich zum Theil so zu nennenden Verleumdungen, die sich ein Engländer, Samuel Sharp, in einem Buche von ähnlichem Titel erlaubt hatte, aufs streitbarste annimmt. Der Hr. Uebersetzer bekennt selbst, daß es daher nicht nur etwas widerliches, auch für teutsche Leser, habe, sondern so gar nicht selten das Ziel der Wahrheit verfehle. Ohne Zweifel aber war eben dies die Ursache, weswegen sich nicht schon vor 10 Jahren ein Uebersetzer dazu fand, der sich nur endlich dann finden konnte, da das Uebersetzer-Corps bis zu seiner nunmehrigen Stärke angewachsen war. Baretti, nicht weniger Katholik, obgleich in England freygeisterisch aufgeklärt, als Italiener, leugnet zu viel helle Wahrheit ab, um seine Landsleute in Ehren zu erhalten, und vertheidigt vieles, was nie zu vertheidigen steht, z. B. auch alle geistliche Raritäten, abergläubische Ceremonien, die er selbst abergläubisch nennt, und abgöttische Gebräuche, die auch er für abgöttisch erkennt, auch fast alles Mönchs- und Nonnenwesen. An verschiedenen Orten weiset ihn eine Uebersetzer-Anmerkung zurecht, meistens aber ist sein vielfach elendes Raisonnement ohne berichtigende Anmerkung geblieben. Des wirklich unterrichtenden ist bey ihm nicht allzuviel, wenigstens nicht viel solches, das man nicht längst in andern Nachrichten eben so gut, wo nicht besser, hätte. Allerdings aber schreibt er zum Theil sehr unterhaltend (nur aber nicht für alle Leser) und das Unterhaltende war es wohl, wodurch er sich bey

Hrn.

Hrn. Sch. empfahl, der sich auch vollkommen geschickt fand, den oft burlesquen Baretti naiv genug teutsch reden zu lassen. Wie sollte auch ein Schriftsteller nicht unterhaltend seyn, der z. B. in dem Cicisbeismus seines Vaterlands kaum etwas tadelnswerthes findet oder eingesteht? Ganz gelehrt zeigt er den Ursprung desselben aus dem vormaligen Lieblingsthem der Italienischen Dichter, nämlich der Platonischen Liebe. Ob er aber gleich selbst diese Liebe zu verspotten scheint, so dürfen wir doch beynahe glauben, er wolle im Ernst alle Barbaren überreden, daß höchstens nur äußerst selten ein Cicisbeo seiner Cicisbea mit einer andern, als Platonischen, Liebe zugethan sey, wie er auch zu versichern scheint, daß nicht selten eine Nonne die andere mit Platonischer Liebe bis zur höchsten Ergebenheit und mit allen noch so niedrigen Dienstleistungen verehre. Man höre den Cicisbeo Baretti: „Die meisten Italiener wissen „noch recht gut Liebe und Laster von einander zu un„terscheiden; und ob sie gleich im Grunde dieselben „Eigenschaften haben, wie die andern Menschen, so „nehmen doch ihr Herz und ihre Sinne einen andern „Gang, und die Gegenstände derselben sind selten die „nehmlichen. Die Italiener wissen einen Unter„schied zu machen zwischen einem gewöhnlichen „Weibe und einer feinen Dame, der sie ihr Herz wid„men. Die eine ist ein bloßes Weib, die sie an die „gewöhnlichen Pflichten der Natur erinnert: Aber „die andere ist ein höheres Wesen, eine göttliche Ge„bieterinn der Gedanken, ein Gegenstand der höch„sten Verehrung, dem man sich nicht anders als ei„nem Engel in menschlicher Gestalt nähern darf.

Th.

Th. 1. S. 98. Womit kann sich ein Italiener einer größern Verachtung werth machen, als Hr. Baretti mit solchen Declamationen bey allen Verständigen? Gleichwohl läßt uns Hr. Sch. sehr ungewiß, ob er dies niedrige Raisonnement für historisch wahr angenommen habe oder nicht; ob er schon S. 100 dennoch die Cicisbeatur keineswegs gut heißen will. Freylich wollen auch wir nicht geradezu Cicisbeos und Ehebrecher für eins halten. Jenes Geschwätz aber ist weder eine Ehrenrettung der Cicisbeatur, wofür es Hr. Sch. anzunehmen scheint, noch im geringsten eine Entschuldigung derselben. Und weder Hr. Sch. noch Hr. Jagemann, auf den er sich beruft, wird leugnen, daß viele Italienische Väter minder zweifelhafte Väter ihrer Kinder seyn würden, wenn weder ihre Frauen von Cicisbeen bedient, noch sie selbst bey andern Damen als Cicisbeen in Diensten wären. Ist es auch nicht schon eine gänzliche Zerstöhrung der natürlichen Ordnung, daß Damen von fremden Männern gleichen Standes beynahe wie von Bedientinnen, auch im Bette liegend, bedient werden?

5.) Erziehungs- und Schulsachen.

Ein Verlagsartikel der Weygandschen Buchhandlung zu Leipzig hat einen zwiefachen Titel erhalten, daraus sich jeder Käufer einen nach Belieben wählen kann. Der eine heißt: Es ist Weihnachten! Sammlung für Kinder zur unterhaltenden und lehrreichen Lektüre. Auf das Jahr 1782. der andre: Lehre und Unterhaltung. Ein neues Lehrbuch für Kinder. 8.

284 Seiten. So wenig wir auch wider die Zwiefachheit des Titels zu erinnern haben, so scheint doch der erstre nur inventirt zu seyn, dem Büchlein viel schnellen Abgang zu verschaffen. Denn es stimmt mit allen Jahrszeiten gleich gut zusammen. Der Inhalt ist dreyfach: 1) Lehrreiche Betrachtungen aus der Naturgeschichte bis S. 110. 2) Sammlungen aus der Geschichte bis S. 208. 3) Vermischte prosaische und poetische Aufsätze. Nur diese letztern Aufsätze sind so beschaffen, daß Kinder sie lesen, oder daß man sie mit Kindern lesen könne. Es ist viel artiges, auch endlich 2 Weihnachtsstücke darunter; aber, zu unsrer nicht geringen Befremdung, auch ein abentheuerliches Feenmährchen Französischen Ursprungs, welches nur zum Kopfverderben dienen kann. Den zwey erstern Abtheilungen gebührt, an sich genommen, gleichfalls ein gutes Lob. Wie sie aber für Kinder haben bestimmt werden können, wissen wir nicht abzusehen, man müßte denn 16- und 18jährige schon wohl unterrichtete Zöglinge neuerdings nicht weniger, als die unerwachsenen bis zum 12. Jahre, für Kinder rechnen sollen. Denn damit verstehen doch die Kinder noch nicht, was man ihnen sagt und vorlieset, wenn sie als Kinder angeredet werden, welches selbst doch nur selten einmal in diesen Stücken geschiehet. Uebrigens erkennen wir gern, daß der Herr Verf. überall ganz nett schreibt, und hätten nur hier und dort etwas weniges zu mustern. Wollen nun Aeltern ein nicht großes Buch, theils zu ihrer eignen Belehrung und Unterhaltung, theils für ihre Kinder kaufen, so wollen wir ihnen vor manchen andern das gegenwärtige

gern

gern gönnen und empfehlen. Das Feenmährchen, nachdem sie selbst es gelesen haben, dürfen sie unmaßgeblich zusammenkleistern.

Nicht ohne Vergnügen, welches aber immer mit unangenehmer Empfindung abwechselte, lasen wir die Kleine Seelenlehre für Kinder von J. H. Campe. Hamburg bey Bohn. 8. 314 Seiten, nebst 4 Kupfertafeln in Quart. Sie ist in 14 Gesprächen vorgetragen, die Hr. Campe, wie er in der Vorrede meldet, am Ende einer jeden Lehrstunde mit allen den Localumständen, unter denen sie gehalten waren, niedergeschrieben hat. Die Art des katechetischen Unterrichts, die sich daraus lernen läßt, ist, überhaupt betrachtet, sehr schön und empfehlungswerth. Nicht aber können wir wünschen, daß irgend ein Lehrer von Herrn C. selbst erst viel Seelenlehre lerne, noch auch, daß er alle seine Manieren nachahme. Mehrentheils ist es die ungebesserte Psychologie, die Hr. C. auf der Universität gehört hat, zu unsrer Verwundrung nur in neuem Tone hingeleyert, mit allen Definitionen, die hier nun schon Kinder von 8 bis 10 Jahren lernen, also auch vielfach schon den gemeinen Sprachgebrauch verderben oder an ihm irre werden sollen. Welchem Selbstdenker muß es nicht auffallen, in dieser Seelenlehre solchen Kindern die Schnurre der dunklen, klaren und verworrenen (und daß alle sinnliche Begriffe verworrene Begriffe wären) und der deutlichen Begriffe vorgekäuet zu sehen? sehr vieler andern ganz willkührlichen Vorstellungen und Machtsprüche nicht einmal zu gedenken; da uns einmal eine Seelenlehre für Kinder nicht veranlassen darf, Kritik darüber mitzutheilen.

Der

Der Name, den sich Hr. C. erworben hat, sollte freylich hoffen lassen, daß er nicht so sehr ein bloß nachbetender Seelenlehrer sey. Doch ist einmal in unsern Tagen, die an unbärtigen Recensenten und Lobrednern so fruchtbar sind, auf einen erworbenen Namen nichts zu rechnen; und unsre Selbstdenker verderben gewöhnlich den Kram noch mehr. Modern im Ausdruck ist bekanntlich Hr. C. nicht selten, läßt auch vor den Zeitwörtern das liebe ich, du, er ꝛc. fleißig weg. Daß er mit seinen Kindern viel spielt, wollten wir noch hingehen lassen. Aber der Plumpsack, den er bey der Seelenlehre zu Hülfe nimmt, ist für jede gesunde Empfindung ekelhaft; und nicht weniger, wenn er, als Vater, seinen Kindern den Beyfall mit Bravo! zuruft; wenn er mit ihnen plaudern will, oder die ouverture zum Unterricht macht: „Nun, „habt ihr Lust? so schwatzen wir wieder ein Bischen „von unsrer Seele.“ Das nennen wir Armseligkeiten, die Herr C. auch in Wahrheit vollkommen entbehren konnte, da er sonst auf bessere Art munter und unterhaltend genug zu seyn weiß. Die Kinder sollen um etwas würdigere Begriffe von einem Vater und Lehrer haben, als sie bey sich nähren müssen, so lange sie denken, er plaudere und schwatze ein Bischen. Und gar der Plumpsack — was soll der in einer honetten nicht überlustigen Gesellschaft? Hr. C. giebt nach der Reihe jedem einen Klaps mit dem Plumpsack, um den sinnlichen Schmerz anschaulich zu machen. Bedurfte es dazu wohl des Plumpsacks? und daß die Kinder auf der Stelle: Au, au und I, i schrieen? Es ist nicht zu zweifeln, daß mancher Hofmeister, der solche Festivitäten nachthut, eben damit

alle

alle Achtung bey seinen Junkers verliert, die er nachher durch keinerley Gelehrtthun und Raffinement wieder herstellen wird.

Nun dachten wir unsre Leser mit der Schrift eines nicht unberühmten Schulmanns bekannt zu machen, welche von der Zubereitung junger Leute zur Universität handelt. Der Mann aber ist in seinen Forderungen so ausschweifend, daß alle Rectoren und Conrectoren weit gelehrter und geschickter, als alle gewöhnliche Professoren, und die Schüler von 17 und 18 Jahren schön gesetzte Philosophen seyn müßten, wenn eine solche Zubereitung für möglich und thunlich gehalten werden, und wenn sie nicht zum Verderben der meisten jungen Köpfe nothwendig dienen sollte. Der Verdruß also, den uns diese Schrift gemacht hat, hält uns ab, ihren Titel herzuschreiben, da er auch ohnehin zu lang ist. Anstatt streitbar dagegen aufzutreten, lassen wir, an unserm Theil, sie lieber im Finstern, wie wirs mit mehrern Büchern machen, die, wenn sie auch in allen fliegenden Blättern und Journalen die höchste Anpreisung erhalten, doch bald genug so oder so den gebahnten Weg des Maculaturs finden. Lieber gehen wir sogleich zur Akademie über, wo sich mit minderm Ueberdruß einige Jahre hinbringen lassen.

Bey Grattenauer in Nürnberg ist zu haben: Ueber das akademische Studium und akademische Leben. Ein Lehrbuch für Jünglinge, so auf Universitäten gehen wollen und bereits daselbst sind, von M. Johann Christoph König, Lehrer der Philosophie und Humanioren am Hochfürstl. Hessen-Hanau-Lichtenbergischen

schen Gymnasium zu Buchsweiler im Elsas. 8. 240 Seiten kleinern Drucks. Hr. K. urtheilt in der Vorrede von seinem Buche sehr bescheiden, mit Berufung auf einen Abbtischen Spruch: „Jedes „Buch ist gut, das einige Leser zu einer guten Bewe„gung und Entschließung bringt.“ Dieser Spruch aber möchte zu viele Bücher zu guten Büchern machen. Denn wie, wenn eben dasselbe Buch eben so leicht einige oder mehrere Leser zu einer bösen Bewegung und Entschließung brächte? Ungeachtet auch der Hr. V. versichert, selbst eben so viele Fehler in dieser seiner Arbeit wahrzunehmen, als der strengste Aristarch aufspüren könnte, so überhebt uns diese Versicherung doch unsrer Journalisten-Pflicht nicht. Der größte Fehler, den er dabey begieng, war wohl die Uebereilung, die er selbst nicht leugnet. Und wodurch diese entschuldigt werden solle, sehen wir nicht. Hätte sich Hr. K. noch ein Jahr Zeit dazu genommen, so würde gewiß manches weggeblieben seyn, was für Jünglinge gar nicht gehörte, oder wovon überhaupt nicht leicht ein Mann von weniger als 40jährigem Alter sein unmaßgebliches Urtheil der Welt sagen sollte; und so würde auch gewiß die Schreibart dem Gegenstande etwas mehr angepeßt worden seyn, daß sie den guten Rathgebungen mehr Zutrauen erwerben könnte. Poetische Prose mit mythologischen Vorstellungsarten und Ausdrücken, wer wird sie in einem Buche von solcher Bestimmung erwarten? Dieser Theil soll eigentlich nur die Präliminarien enthalten, sagt also ziemlich umständlich, welche Eigenschaften der studirende Jüngling besitzen und was er schon gelernt haben müsse, wenn er

die Universität beziehen will, breitet sich aber auch schon über das Studentenleben aus. Im Ganzen genommen sind wir hierüber mit dem Hrn. V. ziemlich einstimmig, und am meisten hat unsern Beyfall, daß er keine Polyhistoren auf der Schule gebildet wissen will. Die lateinische Sprache soll, nach seinem Rathe, auf keine Art vernachlässigt, und am wenigsten dafür die allerley Realien auf Schulen gelehrt werden, wodurch so viele neue Erzieher alle Welt, bis auf den Drescher und Kuhhirten, aufklären wollen. Wir können nicht umhin, eine Note zum Theil abzuschreiben, die wir S. 120 — nicht ohne Vergnügen gelesen haben: „Ich kann solche Schulpla„ne, die auf Kosten der Latinität, Geschichte, Geo„graphie, Naturlehre, Mathematik, Philosophie ꝛc. „zu lehren gebieten, nun und nimmermehr billigen, „wenn sie für Schulen gegeben werden, wo stu„dirende und nicht studirende Jünglinge mit ein„ander vermischt sind u. s. w. Das ganze Verdienst „dieser Herren besteht meiner Einsicht nach darin, „daß sie — dem Einen stehlen, was sie dem An„dern geben. „Wozu, sprechen sie immer, dem „„künftigen Professionisten, Kaufmann, „„Künstler ꝛc. die viele lateinische Lektür, die Exer„„citia stili &c.? Man muß also auch auf diesen „„bedacht seyn, und mehr Realien dociren!“ Gut. „Nun geht der Professionist ꝛc. in seine Lehrjahre, „ausstaffiert mit Kenntnissen, wodurch er sich bey „seinem Lehrherrn so viel Bewunderung erwirbt, „als sich der Tanzbär, im Gellert, bey seinen Gespie„len, nur immer erworben haben mochte. Nun „geht der Akademist auch in seine Lehrjahre bepackt

„mit

„mit einer verstümmelten Kenntniß der Naturlehre „2c. aber mit so wenig Latinität versehen, daß er nicht „zehn Worte reden und nicht drey Perioden „korrekt — schreiben kann, und in ein Labyrinth „geführt wird, wenn man ihm aus einem schweren „Autor, ohne Noten, ein Kapitel zum Uebersetzen „vorlegt. Sind das Schulverbesserungen? „u. s. w.“ Das ist weder Verleumdung, noch Pedanterey. Juristen und Mediciner mit so wenig lateinischer Sprachkenntniß, und Theologen auch kaum mit den allerersten Anfangsgründen der Griechischen Sprache versehen, sind beynahe nothwendig auf zeitlebens elende und verdorbne Leute, die sich nicht zu helfen wissen. Diese Sprachen, auf Schulen versäumt, werden nicht leicht je nachher gebührend erlernt; alles andre hingegen ist aufs leichteste, wenn es auch auf Schulen für versäumt zu achten wäre, mit Vergnügen nachzuholen, und bedarf zum Theil für Erwachsne, die nur mittelmäßige Köpfe haben, nicht einmal eines mündlichen Lehrers. Sollte dieser wichtige Umstand nicht vorzüglich von seynwollenden Schulreformatoren bedacht werden? Recensent redet aus vieljähriger Universitäts-Erfahrung. Eben so gut erklärt sich Hr. K. über manche andere Fragen, z. B. ob das Alter eines Jünglings, wenn er mit nothdürftiger Vorbereitungswissenschaft versehen und von guten Fähigkeiten ist, in Ansehung des Entschlusses, die Akademie nun zu beziehen, gar nicht in Betrachtung kommen solle? Nach Ablehnung einiger möglichen Misdeutungen, giebt er S. 133. folgendes zu bedenken: „Alle akademi„sche Gesetze, Verfassungen und Einrichtungen sind

„für männliche, ernsthafte Jünglinge gemacht „und nicht für kindische Jungen. Kommt aber „diese erforderliche Männlichkeit und Ernsthaf„tigkeit, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, vor „einem gewissen Alter? Wohnt sie häufig oder sel„ten in dem funfzehn- oder sechszehnjährigen „Jüngling? Sagt nicht die tägliche Erfahrung, „daß diese jene liberius uiuendi potestatem meistens „zu ihrem Verderben mißbrauchen, wenn ihnen „nicht ihr guter Genius (was soll doch Genius an der „Stelle einer gnädigen Fügung Gottes?) einen ge„setzten, verständigen und treuen Freund entweder so„gleich zum Begleiter mitgiebt oder auf der Akade„mie entgegenführt ꝛc.?“ Offenbar bedenken viele, sonst sehr verständige, auch wohl fromme Väter desfalls zu schlecht, was zu ihrem und ihrer Kinder Frieden dient. Recensent setzt noch hinzu, daß am seltensten, auch bey den fähigsten und mit Schulwissenschaften wohl versehenen Köpfen, die der Akademie hinlänglich angemessene Reife der Beurtheilungskraft (iudicii) vor gewissen Jahren komme. Er selbst würde im achtzehnten Jahre (schon vor demselben war er nach dem Zeugniß seiner Lehrer und aller, die ihn damals gekannt haben, von seltner Ernsthaftigkeit und nicht leicht verführbar) mit so gutem Zug, als nur die kleinere wohlzubereitete Anzahl, die Universität haben beziehen können, preiset aber vornehmlich aus dem eben erwähnten Grunde die Güte Gottes darüber, daß er erst nach zurückgelegtem zwanzigsten Jahre dahin gekommen ist. Gleichwohl kam er sogleich zu den besten akademischen Lehrern, die den schon damals aufthuenden nun

so

so groß gewordenen Verwirrungen besonders in der Theologie aufs triftigste entgegenarbeiteten. Wie viel mehr hat man jetzt zu wünschen, daß wenigstens auf die mehresten Universitäten nicht so viele an Urtheilskraft noch sehr schwache Jünglinge (auch wenn sie nicht Theologie studiren wollen oder sollen) hingelassen werden möchten? und daß mehrere Schulen für allerley Genies bis ins 20. Jahr gute Nahrung und Unterhaltung genug hätten? Freylich, was soll der überachtzehnjährige Jüngling auf einer Schule, die er schon ausgelernt hat, die ihn auch nicht lehrt und anweiset, wie er für sich ein weit mehreres studiren könne, als in den Classen vorgetragen wird? Mehrern andern Aeußerungen aber, die Hr. K. von sich giebt, müssen wir unsern Beyfall ganz oder halb versagen. Er wirft S. 48 die Frage auf: „Wie hat „sich der Jüngling in Ansehung des Willens „seiner Eltern, oder derer, die ihre Stelle ver„treten, zu verhalten? — Entweder er soll studi„ren und will nicht, oder er will und soll nicht.“ In diesem Buche konnte diese Frage überhaupt wegbleiben, weil es doch wohl nicht für 14- oder 15jährige, das Jünglingsalter erst antretende, Knaben geschrieben ist, als in welchem Alter (die Ausnahmen abgerechnet) eben ein gewisser Entschluß in Ansehung der zu erwählenden Lebensart zu fassen ist. Wenn sie nun aber mit eingeschoben werden sollte, so war eine sorgfältige Auseinandersetzung und Entscheidung äußerst nöthig. Diese Sorgfalt vermissen wir. Denn wie kann Hr. K. dem Knaben so schlechthin, als er thut, überlassen, zu urtheilen, ob der Dissenz der Eltern aus bloßem Eigensinn herfließe,

besonders auf den Fall, daß sie ihn nicht studiren lassen wollen? Und er schreibt doch sowohl in Ansehung dieses, als des entgegengesetzten Falls: „Hilft alles (was nämlich der junge Mensch thun kann, ihre Einwilligung in seine Neigung zu erhalten) nichts, und „er ist in einer solchen Situation, daß es ihm möglich „ist, auch ohne Einwilligung seiner Eltern sein Vorhaben glücklich auszuführen: so halt ichs für keine „Verletzung des kindlichen Gehorsams, wenn er „wider den Willen derselben ein brauchbarer Mann „zu werden sucht, und mit ihrem Willen kein Stümper werden mag —“ Wir gestehen, daß der Ausdruck einiger Maßen zu erkennen gebe, der Hr. V. habe mehr an den Fall gedacht, daß der Knabe abgeneigt vom Studiren sey, da die Eltern ihn dazu zu treiben suchen. Selbst aber für diesen Fall war weit mehr christlicher Rath zu geben, als wir gegeben finden, und der Zusammenhang lehrt, daß zugleich der entgegengesetzte Fall gemeynt sey. Ueberhaupt scheint es, als ob der Hr. V. das göttliche Gebot der Ehrung der Eltern hiebey nicht sattsam erwogen hätte. Denn vermöge desselben sollen sie höher geehrt werden, als nur in der Qualität guter Rathgeber, in wiefern sie von erwachsnern Kindern, ihrer Erfahrung und Alters wegen, dafür erkannt und auch ihre Rathgebung mit jugendlicher Einsicht in die Sache für heilsam erkannt wird. Man soll ihnen (es versteht sich mit Ausnahme dessen, was dem Gewissen zuwider lauft) auch im genauen Verstande des Worts gehorchen, welches freylich mit etwa nöthigen Gegenvorstellungen wohlbestehen kann; und soll im Glauben an Gott hoffen, daß dieser Gehorsam

seine

seine Belohnung finden werde, wenn es auch natürlicher Weise nicht abzusehen stünde. Recensent weiß aus seiner Universitätserfahrung einige sehr besondere Beyspiele von verunglückten Jünglingen, die aus stolzer Einbildung auf eine adliche Abkunft, da doch ihre nächsten Vorfahren ihren Adel völlig verleugnet hatten, wider den Willen ihrer Eltern durchaus zum Studiren hingedrungen waren. Die Eltern des einen hatten überflüssiges Vermögen, willigten nachher aus Noth gedrungen ein, der junge Mensch hatte Genie genug und hinlängliche Vorbereitung zur Akademie, war und blieb von allen jugendlichen Ausschweifungen entfernt, und verdarb doch. Kaum bin ich fern zu glauben, daß der Vater mehr aus Eigensinn und häuslichen Rücksichten, als aus guten Gründen, ihn zu seinem bürgerlichen Gewerbe bestimmt hatte. Uebrigens sieht man, bey Hrn. K. die moderne Meynung, als ob noch immer zuviel junge Leute, besonders Theologie, studirten. Er giebt bey dieser Voraussetzung, für eine platonische Republik, so gar auch Vorschläge (die doch in diesem Buche keine ganz fügliche Stelle finden konnten) wie wenigstens ein Theil der vielen für studirende Theologen gestifteten Stipendien besser verwandt werden könne. Recensenten sind die (mehrern) Länder unbekannt, wo studirende Theologen zu reichlich mit Stipendien bedacht wären; und er meynt, es sey eine ziemlich unzweifelbare Wahrheit, daß zum Schaden des gemeinen Wesens eine Reihe Jahre her die Anzahl der die Rechte studirenden (vornehmlich wegen der überhandnehmenden Geringschätzung und Verachtung des Christenthums und folglich

auch des geistlichen Standes) gegen die Studiosen der Theologie sehr zugenommen habe. Daher auch zum Theil die große Bestürzung der erstern auf den Königl. Preuß. Universitäten schon vor einigen Jahren, da des Königs Maj. zuerst den Entschluß geäußert hatten, das Justizwesen so einzurichten, daß es einer weit geringern Anzahl von Rechtsgelehrten bedürfe, welchen ersten Entschluß nur eine bekannte schwere Krankheit des Monarchen nicht zur Ausführung kommen ließ; und eben daher der bekannte Mangel an Candidaten des Lehramts in verschiedenen teutschen protestantischen Ländern. In einigen derselben wird diesem Mangel nicht abzuhelfen stehen, wenn nicht mehrere von Haus aus unvermögende junge Leute durch öffentliche Freygebigkeit unterstützt werden, und so lange mehrere Professoren öffentlich zu erkennen geben, daß der Student, der des Namens eines Gelehrten sich werth machen wolle, wenigstens jährlich 300 Rthlr. aufwenden müsse. Unleidlicher Uebermuth! Viele junge Leute gehen unleugbar desto leichter ins Verderben, weil sie von den Ihrigen zu reichlich versorgt werden. Ueber die Wahl unter mehrern Universitäten, wenn Jünglinge oder Eltern die Wahl frey haben, hat der Hr. Verf. S. 135 — eigentlich gar nichts gesagt; und wie viel hätte nicht gesagt werden können? Recensent ist es nicht allein, der sich oft wundert, wie gelehrte, auch fromme, Väter die Wahl ihren Hrn. Söhnen überlassen können, die denn gewöhnlich bloß einem gewissen Geräusch, mehrentheils aus jugendlicher Eitelkeit, folgen. Denn von manchem Vater glaubt man doch nicht gern, daß auch Er auf bloßes Geräusch so viel achte —

und

und offenbar gewordne traurige Folgen dieser Nachgiebigkeit giebts immer genug. Unter andern verdient bemerkt zu werden, daß gar oft auf einen einzigen Professor, wo nicht der Flor einer Universität, doch der rechtmäßige Credit derselben für eine ganze Studentenfacultät, ankomme. Mit ihm und dem Beyfall, den er findet, bekömmt sie einen vorzüglichen Werth (welcher mit nichten auf einen großen Namen zu rechnen ist) und mit ihm verliert sie denselben nicht selten wieder ganz. Wer also einen Sohn oder Mündel auf Universitäten zu schicken hat, sollte die namhaften Lehrer derselben, wenn er selbst ein Gelehrter ist, aus ihren Schriften kennen zu lernen suchen, und sodenn erst ohne alle Eitelkeit eine Wahl treffen. In Ansehung der Theologie ist jetzt die Sache von äußerster Wichtigkeit. Nächstdem oder eben so sehr ist auf die Sitten zu sehen, von welchen das Studenten-Corps einer Universität beherrscht wird. Aber auch in Ansehung der Sitten giebt es große Abwechslungen auf einer und derselben Universität. Diejenige, wo es vorher sehr ausschweifend hergieng, kann wider Erwarten, wenigstens auf eine Reihe Jahre, ein Muster guter Zucht darstellen, so weit es in der Verkehrtheit dieser Welt leicht noch möglich ist — und umgekehrt. Wenigstens in naher Nachbarschaft derselben sind darüber unschwer sichere Nachrichten einzuziehen. Doch genug hierüber! Am Ende hat Hr. K. eine Rede des bekannten doch nicht hinlänglich gesunden, Verfassers der Spaziergänge: von den Vortheilen einer frühzeitigen Frömmigkeit beygefügt, welche wir eines guten Lobs werth halten würden, wenn in derselben,

da sie doch christlich seyn will, nicht der Sohn Gottes, Jesus Christus, und seine Gnade wie ganz vergessen wäre. Was ist das? denken wir. Ist es Verleugnung? oder was sonst?

Da längst einige Anweisung, wo nicht zum Zeichnen und Malen selbst, doch zur Beurtheilung der Zeichnungen und Gemälde, als ein Stück der vornehmern Erziehung betrachtet wird, so empfehlen wir zu diesem Behuf auch insbesondere den Herren Hofmeistern junger Herrschaften G. H. Werners (Mitglieds der Kais. Königl. Zeichnungs- und Kupferstecherakademie ꝛc.) Anweisung alle Arten von Prospekten nach den Regeln der Kunst und Perspectiv von selbst zeichnen zu lernen, nebst einer Anleitung zum Plafond- und Freskomalen, für Zeichner, Maler, Bildhauer ꝛc. Mit vielen Kupfern. Erfurt bey Keyser gr. 8. 130 Seiten. Dieses Buch ist eigentlich der Achte Theil von des Hr. V. Gründl. Anweis. zur Zeichenkunst durch die Geometrie, aber allemal auch für sich etwas vollständiges. Hr. W. schreibt vollkommen gut und deutlich, sucht den falschen Geschmack vielfach zu berichtigen, und wird schon allein durch diese Schrift große Verdienste um die bildenden Künste in Teutschland haben.

* * *

Hr. D. Semler, der unschuldige Mann, soll immerfort Ursache haben, über viel erlittenes Unrecht zu klagen. In seiner Lebensbeschreibung hat er nicht wenige verstorbene und noch lebende, bekannte und unbekannte, zum Theil aufs beste verdiente Männer

zu

zu verunehren gesucht, die sich entweder selbst noch vertheidigen können, oder doch leicht andere Vertheidiger finden. Unter jenen ist der Herr Consistorialrath, D. Döderlein zu Bützow. Derselbe hat ein Sendschreiben an einen Freund über eine ihn betreffende Stelle in der Lebensbeschreibung des Hrn. D. Semlers. Bützow und Schwerin im Verlag der Bödnerischen Buchhandlung 1782. 8. 80 Seiten herausgegeben. Hr. D. Semler hatte nämlich ehedem, als ein noch sehr junger und rascher Doctor und Professor, bey der Inauguraldisputation des Hrn. Consist. R. Döderlein, einen ganz ungewöhnlich großen Lerm gemacht, ohne damit bey irgend einem Verständigen Ehre einzulegen. Ueber diese Geschichte hat er in seiner Lebensbeschreibung eine mehrere Aufklärung geben wollen, damit sie nicht etwa unter seinen vermeynten Heldenthaten noch immer von vielen gemißkannt würde. Diese Aufklärung verdammt sich zwar in Wahrheit selbst, geschweige daß sie uns eine Heldenthat darstellen sollte; doch kann daraus allein Niemand die wahre Beschaffenheit der Sache und des ganzen Vorgangs errathen, weil, wie sich versteht, Hr. D. Semler überall vollkommnes Recht gehabt haben will, also denn lieber, besonders der Masque gemäß, in die er sich zeither zu hüllen sucht, ein gutes Stück historische Wahrheit ganz verschweigt und ein anderes verunstaltet, weil ihm das eine und das andere zum unleugbaren Nachtheil und der Gegenparthey zu eben so offenbarem Vortheil gereicht. Wer also durch die Semlerische Erzählung nicht sehr hintergangen seyn will, wird auch den Hrn. C. R. Döderlein hören müssen.

sen. Derselbe geht durchaus glimpflich mit seinem Gegner um, nimmt besonders aus der Semlerischen Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekenntniß für bekannt an, daß Hr. D. Semler in Ansehung des Lehrpunkts von der nothwendigen Erforderniß einer großen göttlichen Gnadenhülfe zur Bekehrung des Menschen, worüber er auch eben bey jener Disputation viel Streit erhoben hatte, und übrigens näher zu der Lehre unserer Kirche zurückgekommen sey, und versichert ihm daher, wenn er es annehmen wolle, sogar seine Freundschaft und Liebe. Wir, für unsern Theil, wissen von Hrn. D. Semler bis jetzt freylich noch keine solche Umkehrung zu glauben, was er auch oft hier und dort, vornehmlich seit Bahrdts Ankunft in Halle, geschrieben hat, weil wir ihn übrigens immer auf den ärgsten alten Behauptungen beharrend finden, und noch nicht gesehen haben, daß er irgend etwas von Bedeutung ausdrücklich zurückgenommen hätte — sind also sehr begierig, wie er sich gegen diese so zu nennende Prüfung benehmen werde.

Immer aber mag er mit einem so glimpflichen Gegner zufrieden seyn. Ziemlich anders lautet ein Sendschreiben an Se. Hochwürden, Herrn Doktor und Professor Semler in Halle; von Christian Ernst Benjamin Bulle, Prediger im Reußischen Voigtlande. Schleiz, bey J. G. Mauken 1781. 8. 52 Seiten. Hr. D. Semler gedenkt in seiner Lebensbeschreibung, und zwar in der Geschichte seiner Schülerjahre, mit mehrern eines gewesenen frommen Predigers Bulle in Salfeld, und beschreibt den Mann mit seinen Bemühungen, das Gute zu fördern,

dern, als einen der elendesten. Hier tritt nun der Sohn dieses so ungebührlich verunehrten Predigers auf, und lieset dem Hrn. Doctor in dem besten Tone so viel schöne Moral, als so wenige Bogen, die doch auch manchen andern Inhalt haben mußten, je fassen können. Es ist kein Zweifel, daß Hr. D. Semler wünschen wird, des von ihm so sehr verachteten Bulle, (derselbe hat auch ihn zum ersten Genuß des heiligen Abendmahls vorbereitet) in seiner Lebensbeschreibung nirgends gedacht zu haben. Es will nicht schicklich seyn, aus einer so kleinen Schrift Excerpten zu machen; sonst würden wir uns nicht enthalten können, mehreres daraus mitzutheilen. Da aber Hr. D. Semler die ganze fromme Hallische Schule bis aufs tiefste in seiner Lebensbeschreibung abgewürdiget hat, so erlauben wir uns, wenigstens ein kleines Stück abgebrochen herüber zu tragen. S. 12 — „Wer ihm (meinem sel. Vater) Schuld giebt, daß er „sich etwa durch ein beständig kläglich Winseln, bangen Händeringen, niedergeschlagene oder verdrehte „Augen, matte, unverständliche Sprache ausgezeichnet, der hat ihn nie gesehen noch gekannt. Er hatte „eine heitere Mine, offene Stirne, gieng aufrechts „einher, redete eine Sprache, wie sie ihm die Natur „verliehen, und war meist munter und aufgeweckt. „Einmal, als Student in Halle, hatte er zwar einen „ziemlichen Ansatz zu jenen Sonderlichkeiten, allein „glauben Sie es wohl — wer sie ihm abgewöhnt? ꝛc. „Seine würdigen Lehrer waren es! Er wollte sich ihnen eben bey seinem Abzug nach Schlesien empfehlen, und da geschahe es, daß August Hermann „Franke, der große Mann, ihm mit eigner Hand,

„und

„und ziemlich fühlbar, den Kopf zurechte setzte, und „sagte: ey, ey, was soll die Aengstlichkeit! Sie ge„hen jetzt nach Schlesien, in ein Land, wo unsere „Glaubensgenossen ohnedem unter ziemlichen Druck „stehen, und wollen ihnen das Evangelium verkündi„gen; wenn sie nun auftreten und ihnen zureden „wollten — Hier fieng der selige Mann, nachdem er „sein eigen Haupt wie ein Schilf gebogen, und die „traurigste Geberde, den kläglichsten Ton angenom„men hatte, selbst an, einige Strophen zu peroriren: „Ach ihr lieben Leute ꝛc. so würden sie ihnen wohl we„nig Muth und Entschlossenheit einflößen. Dahin„gegen — und nun heiterte sich der vortreffliche Leh„rer wieder mit einmal auf, und zeigte ihm an sich „selbst, wie er künftig predigen, beten, handeln sollte — „ein aufgeklärtes Antlitz, und eine muntere Stellung „beym Vortrag ꝛc. Anton setzte diese nützliche Beleh„rung fort, und mein seliger Vater behielt diese vä„terlichen Winke bis an sein Ende. Dies ist wahre „Geschichte.“ Wegen des Fleckens der Heucheley, den Hr. D. Semler seinem eignen Vater angehängt hat, nennt ihn der Hr. Verfasser dieses Sendschreibens S. 44 einen andern Ham.

Wie es mit dem neuen Berlinschen Gesangbuche gehe, ob es immer mehrere Gemeinden in Berlin und in den Provinzen annehmen ꝛc. darüber fehlt es an sattsamen Nachrichten. Doch ist von dem Wir haben's nun alle gelesen. Eine Vertheidigungsschrift des Kaufmann Samuel Lobegott Apitzsch zu Berlin (gleichfalls auf Kosten des Verfassers) eine zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage noch im vorigen Jahr erschienen, welche

64 Seiten 8. beträgt. Unsre Leser erinnern sich des so ganz unerhört pharisäischen Liedes: Wenn ich ein gut Gewissen habe ꝛc. aus diesem Gesangbuche, welches wir in unsrer Recension Kr. Samml. B. 7. St. 3. S. 494 — zur Beurtheilung ganz mitgetheilt haben. Wir konnten damals keine Nachricht geben, woher es sey. Jetzt sind wir wenigstens nothdürftig im Stande, sie zu geben. Ueberhaupt ist es kein von einem der Herren Besorger des Berlinschen Gesangbuchs neu gemachtes Lied; aber derjenige, der es dazu lieferte, hat es nicht geliefert, wie es war, sondern hat 2 ganze Verse davon weggeschnitten, deren einer es einzig zu einem vernünftigen und christlichen Liede machte. Wir haben es in dem neuen reformirten Casselschen und in dem Mindenschen Gesangbuche v. J. 1771 gefunden. So wohl in jenem als in diesem singt der in dem Berlinschen nicht zu findende V. 7. also: „Und drohet mir noch meine Sün„de: Mein Heiland giebt mir Trost und Muth. Ich „weiß, daß ich stets Ruhe finde In der Versöhnung „durch sein Blut. Er der für mich gebüßet hat, Tilgt „alle meine Missethat.“ Darüber nun, daß der Beyträger dieses Lieds die Vergebung der Sünde um des Versöhntodes Christi willen durchaus nicht hat leiden mögen, hat er aus diesem Liede ein Ding gemacht, welches kein verständiger und bedächtiger Mensch auf dem ganzen Erdboden ohne widersprechendes Gewissen singen kann. Und hätte ein solcher, wenn er nur wahre Ehrlichkeit beweisen wollte, nicht ganz von selbst freywillig auf allen Antheil an der Anfertigung eines Gesangbuchs für die Evangelischlutherischen Gemeinden in den Kön. Preuß.

Lan-

Landen Verzicht thun sollen? Jetzt nun kann man wünschen, daß in Städten und Provinzen, die zeither ihr besonderes noch unverbessertes Gesangbuch gehabt haben, sich rechtschaffene und geschickte Männer finden möchten, die die Verbesserung der alten Gesangbücher, dem gesunden Lehrbegriff gemäß, zu veranstalten unternehmend genug wären, damit nicht dennoch nach und nach ꝛc. Doch dieser Wunsch wird wohl meistens ein Wunsch bleiben. Denn man sieht ja deutlich genug, daß Gott Finsterniß hereinbrechen lassen wolle; und wohl dem, der es nicht nun erst wahrnimmt!

* * *

Die Herzogl. Mecklenb. Friedrichs-Universität zu Bützow gewinnt durch die preiswürdige Huld ihres Durchlauchtigsten Stifters immer mehrere Vortheile. Die ganze untere Etage des Schlosses ist ihr zum nöthigen Gebrauch eingeräumet worden, und die ehemalige nicht gar kleine Schloßkirche zum öffentlichen Hörsaal bestens eingerichtet. Den hintern Schloßgarten hat sie zum botanischen Garten erhalten, in welchem auch schon voriges Jahr mehrere hundert, obwohl erst etwas spät angepflanzte, Gewächse geblühet haben. Auch ist vor kurzem ein gelehrter Lector der Englischen Sprache angesetzt. Die hier studirenden Jünglinge zeichnen sich zeither durch ruhiges Verhalten und gute Aufführung so wohl aus, daß akademische Strafen schon zur Seltenheit haben werden können. Der HErr erhalte dies Gute, und lasse viele brauchbare Männer auf dieser hohen Schule erwachsen.

Erratum. S. 54. Z. 11. lese man: μετεωριδῆς, anstatt: πετεωριδῆς.

Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Achten Bandes

Zweytes Stück.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1782.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789/phys_0165
DFG



I.

Compendium Theologiæ dogmaticæ Iteratis curis usui publico accommodauit D. Christoph. Fridericus Sartorius, Universitatis Tubingensis Cancellarius. Cum Priuilegio clementissimo Ducali Wirtembergico. Stutgardiæ, impensis Ioh. Bened. Mezleri 1782. 8. ohne die Vorrede und Register 602 Seiten.

Nach einem schon alten Herkommen in dem Herzogthum Würtemberg ist jederzeit unter öffentlicher Autorität ein gewisses Lehrbuch der Theologie nicht nur für die Zöglinge des Herzogl. theologischen Stipendiums zu Tübingen, sondern auch für die Herren Prediger bey ihren jährlichen Conventen eingeführt, welches denn in aller dortigen studirten Geistlichen Händen seyn und von ihnen allen einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdigt werden muß. Da sich nun seit mehrern

Jahren die theologische Denkungsart, zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht, unter den Protestanten so beträchtlich abgeändert hat, und die Bedürfniß unsrer Zeiten ein neues Buch erheischte, so gieng schon vor verschiedenen Jahren der verstorbene Oberhofprediger D. Joh. Gottl. Faber darauf um, für diese Nothdurft zu sorgen, hat aber von seinem Compendio theologiæ dogmaticæ nicht mehr, als die 5 erstern Locos d. i. die Prolegomena zu Stande gebracht, welche im Jahr 1780 auf 12 Bogen 8. zu Stutgard herausgekommen sind. Der verehrungswürdige Greis, Herr D. Christoph Fried. Sartorius, hatte für sein Compend. theolog. dogmat. schon die Ehre, daß dasselbe zuerst auf Befehl Seiner Durchl. des jetzt regierenden Herzogs von Würtemberg zum Gebrauch akademischer Vorlesungen ans Licht kam, und nun genießt derselbe in seinem schon 81jährigen Alter die noch reellere Freude, die zweyte dazu mehr eingerichtete Ausgabe dieses Buchs durch öffentliche Autorität vermöge eines Schlusses der weltlichen und geistlichen Landstände zu erst benanntem Gebrauch eingeführt zu sehen. Ein dortiger Freund schrieb an Recensenten hierüber: „Schlecht genug für Würtemberg, „werden unsere neuen Herren denken, daß es in „der Aufklärung so weit zurück bleibt, und von „einem Octogenario ein Lehrbuch bekommt! — Wir „aber sagen: Gelobet sey Gott, der seine Güte nicht „von uns wendet!“ Nachdem wir nachher das Buch in die Hände bekommen und mit aller Aufmerksamkeit mehr als nur durchgelesen haben,

zwei-

zweifeln wir, ob die neuen Herren sich damit begnügen werden, zu sagen: Schlecht genug ꝛc. Viele werden in Unmuth gerathen, und noch andere werden, nach modischer Weichlichkeit bey träumender Zuversicht auf eingebildete bessere Einsichten, auch Thränen dagegen weinen. Wir hingegen (und uns nach alle herzliche Schüler Jesu Christi und der ganzen heilgen Schrift, die das Buch kennen lernen) preisen die Güte des HErrn, daß es noch ein so vortreffliches protestantisches Land giebt, in welchem unter öffentlicher Autorität die Sache des wahren Evangeliums so bedeutend immer noch gefördert und den übrigens so sehr um sich greifenden Verwirrungen desselben so ernstlich, obwohl ohne allen Unglimpf, widersprochen und entgegen gearbeitet wird, als durch dies ruhmwürdige Buch geschiehet. Es ist durch jene öffentliche Einführung nicht den symbolischen Büchern und der Würtembergischen Confession gleichgesetzt. Aber genug, daß es alle Stipendiaten in Tübingen, d. i. ziemlich alle, die im Lande geistliche Aemter suchen, studiren müssen, da es auch bey dem Candidaten-Examen im Consistorium gebraucht wird, und daß es in jeder Prediger-Bibliothek seyn und darinn eins der vornehmsten seyn muß, welches auch nicht zu sehr bestauben darf. Gäb es in mehrern protestantischen Ländern ähnliche Veranstaltungen, so hätten sich gewiß viele neue Schriftsteller weit weniger Eingang zu versprechen, weil sodenn viele der Herren Geistlichen in mancherley Betracht besser belehrt seyn würden, auch ohne daß irgend Jemand

über Gewissenszwang im geringsten klagen könnte. Die protestantischen Fürsten haben in ihren protestantischen Ländern vollkommen so viel Recht und die Macht (selbst nach den Reichsgesetzen vermöge des juris territorialis und des damit verbundenen juris reformandi wogegen auch keine Landesstände etwas einwenden können) eine Nachahmung der Würtembergischen Einrichtung einzuführen; und so wär es in mehrern Ländern eine unschwere Sache, wenn sich nur gute Rathgeber dazu fänden. Doch hieran sowohl, als an vielem andern wird es fehlen, und wir müssen uns bescheiden — da Gott unterdessen geschehen läßt, was nach der Schrift geschehen soll, ohne daß Menschen darüber entschuldigt seyn können — und am Ende seinen ganzen Rath ausführt.

Auch nach einer so langen Vorrede wird doch Niemand unsrer Leser eine ausführliche Recension eines Buchs erwarten, dessen Bestimmung es mit sich brachte, die alte ächte Wahrheit zu lehren, obgleich auf eine unsrer Zeit hinlänglich angemessene Art zu lehren, und dabey zum weitern Nachdenken in der Kürze guten Vorschub zu geben. Wir suchen also nur eine richtige und genügsame Vorstellung davon überhaupt zu geben. Bey dem Ausdruck Compendium denke man sich nicht bloß einen ganz kurzen Abriß der Lehrsätze, Erklärungen und Beweise. Die Hauptsache sind zwar theses. Diese aber führen großen Theils einige oder mehrere mit kleinen Lettern gedruckte Anmerkungen bey sich, in welchen sehr vieles kurz auseinander gesetzt und an die Hand

ge-

gegeben wird; so umfaßt das Werk eine große Menge von Sachen, und breitet sich über allerley des Nachdenkens und Untersuchens vornehmlich würdige Gegenstände aus, in der Summe mehr, als vielleicht die meisten größern dogmatischen Schriften. Die Kunstwörter durften und konnten nicht alle vermieden werden. Die Anzahl derselben aber ist hier sehr mäßig, und die Vorstellungsart entfernt sich ganz von der scholastischen Methode, ob sie gleich nicht ganz von dem in Würtemberg hergebrachten äußerlichen Tropus abgehen konnte. Vielmehr ist der Hr. Canzler Sartorius durchaus ein biblischer Theologe, und sucht das so wichtige und allseitig nöthige Studium der heiligen Schrift auf alle mögliche Weise zu befördern, und dazu durch gute Mittel zu dringen. Seinen Zuhörern giebt er immerfort (S. Vorr. S. VII.) den ernstlichen Rath, ehe sie, nach dem Herkommen im dortigen Stipendium, zur Theologie selbst übergehen, vornehmlich die Originalsprachen der heiligen Schrift, biblische Philologie und Kritik zu treiben, während des theologischen Cursus aber täglich zum öftern Durchlesen aller göttlichen Bücher eine gewisse Zeit auszusetzen, um sich, wenn auch fürs erste nur historisch, den Inhalt der einzelnen Bücher und aller zusammen einzuprägen und im Verstande immer gegenwärtig zu haben. Recensent hat unter gnädiger Leitung Gottes vornehmlich auf diese Art von seinem ersten Universitätsjahre Theologie studirt, und weiß die davon eingeerndteten Vortheile nie sattsam zu beschreiben und kann nicht

zweifeln, daß die neue Reformirsache einen weit mindern Fortgang haben würde, wenn der ganze Inhalt der heil. Schrift nur allen Geistlichen bekannt genug wäre, wie ers schon fast ohne Hülfe aller sogenannten Gelehrsamkeit allgemein seyn könnte. Um unsern Lesern den unterscheidenden Hauptcharakter des Sarroriſchen Lehrbuchs desto lebhafter vorstellig zu machen, übersetzen wir eine Stelle aus der Vorrede S. VIII. „In eben die „Vertraulichkeit mit der heiligen Schrift habe ich, „gleich als wäre mirs um etwas anders zu thun „(quasi aliud agendo) durch häufige Anführung „bibliſcher Stellen meine Zuhörer zu führen ge„sucht, da sie eben damit wie genöthigt wurden, „zu immer wiederholten malen nachzuschlagen. „Denn mit Schmerzen merkte ich nicht selten, „daß auch Jünglinge, die übrigens ganz gute „Wissenschaft hatten, doch in ihrer Bibel nicht „zu Hause, sondern gänzliche Fremdlinge waren, „da es ihnen doch geziemt hätte, völlig darinn zu „wohnen. Ich hatte dabey noch einen andern „Nutzen zur Absicht. Ich wollte vorzügliche „Köpfe anreizen, einen wahren Geschmack an dem „Worte Gottes zu finden, die verwundernswür„dige Uebereinstimmung zwischen so vielen, so „mannigfaltigen und in so verschiedenen Zeiten „vorgetragenen bibliſchen Lehrsätzen wahrzuneh„men, und die verschiedenen aber zusammenstim„menden göttlichen Aussprüche desto sorgfältiger „zu vergleichen. Denn es läßt sich nicht beschrei„ben und ein Unerfahrner glaubt es kaum, wie „stark die Rührung und Ueberzeugung sey, die sich „durch

„durch aufmerksame Betrachtung und nachher Ver-
„gleichung von einerley Sache handelnder Stellen
„erreichen läßt; bey so oft wiederkommender Ein-
„schärfung derselben Wahrheit in verschiedenen
„Weltzeiten an verschiedene Menschen, unter meh-
„rerley Umständen, gerichtet, mit verschiedener immer
„bedeutender und aufs beste abgemessener Rücksicht
„in mancherley Zusammenhange; auch bey Verket-
„tung der Sachen selbst untereinander, bey der ein-
„dringenden Kraft und Stärke der Bilder in den
„Psalmen und den prophetischen Theilen der Schrift,
„wie sie zur Aufhellung eben derselben Wahrhei-
„ten aufs schicklichste gebraucht sind. Wahre Ge-
„lehrte, und unter denselben auch die besten Freun-
„de, haben wohlmeynend erinnert, daß ich die
„Anführung der Schriftstellen bis ins übertriebne
„angehäuft hätte. Gern wollte ich auch auf die
„Erinnerung geachtet haben; bemerkte aber bey
„den ersten Ausbesserungsversuchen, daß mir die
„ganze Einrichtung des Buchs verloren gehen
„würde, welche bey der ersten Ausgabe der Sätze
„(*Positionum*) nicht geringe Arbeit gekostet hatte.
„Bescheidenst also bitte ich meine Leser um Ver-
„zeihung dieses Fehlers, der vielleicht auf einer
„andern Seite durch einen nicht ganz unbedeu-
„tenden Nutzen vergütet wird —“ Recensent, nach seiner Denkungsart, sieht diese allerdings überaus häufige Berufung auf die heilige Schrift keineswegs für einen Fehler an. Vielmehr war es ihm aufs höchste angenehm, auch viele solche Sätze in den Scholien, die man sonst gewöhnlich nur schlußweis aus den Hauptsätzen herleitet, mit

biblischen Stellen belegt zu finden. Eine solche Theologie, die auch übrigens in der Auslegung nicht künstelt, sondern fein gelehrig gegen Gottes Unterricht alle angebliche philosophische oft sehr weit und trüglich hergeholte Einsichten für nichts achtet, wo dieser Unterricht ohne Klügeley verstanden etwas anderes lehrt, verdient aufs beste den Namen biblischer Theologie, und was wollte gegen dies Sartorische Buch so manches andere, wenn es auch von unsern neuen Herren hochgepriesen würde, das sich selbst einen so ehrwürdigen Namen beylegt? Durchaus erkennt man diese so vorzügliche Eigenschaft darinn, wohlbedächtige Zurücksetzung alles dessen, was unter dem Namen der Philosophie gelehrt wird, wo sich die heilige Schrift klar und deutlich oder doch genugsam über die Sache erklärt, die sorgfältigste Aufsuchung der an jeden Ort gehörigen biblischen Lehrsätze, auch solcher, die von den meisten unbemerkt gelassen werden, und sehr vieles, das man in mehrern dogmatischen Bänden vergeblich sucht. Das alles, meynen wir, sey der Bestimmung dieses Buchs recht sehr gemäß, da es kein Katechismus, auch kein bloß zu akademischen, in ziemlich enge Zeitgränzen eingeschlossenen Vorlesungen eingerichtetes Lehrbuch, sondern ein Buch ist, welches allen Herren Predigern in einem christlich aufgeklärten Lande beständig zur Hand seyn soll. Um noch mehr charakteristisches davon vorzulegen, theilen wir die bestimmtere Inhaltsanzeige nach der Reihe mit. Die Eintheilung ist in Locos gemacht, und in desto mehrere, damit das Werk

zum

zum Gebrauch bey den Conventen desto füglicher abgemessen wäre. Diese Loci nun sind folgende: I. de Religione et Theologia. II. de Scriptura sacra, fonte ac principio theologiæ reuelatæ III. de Deo ut uno. IV. de Deo ut Trino, siue de adoranda in Deo Trinitate. V. de Creatione. VI. de Prouidentia. VII. de Angelis. VIII. de Homine, et primo primorum hominum Statu in Imagine diuina. IX. de Peccato: ubi et de primo primorum hominum peccato; de Peccato originali; de Peccato actuali. X. de Consilio gratiæ: ubi de beneuolentia uniuersali; de Prædestinatione siue Electione; itemque de Reprobatione. XI. de Christo Redemtore Θεανθρωπω, ubi et de Persona Christi. XII. de Statibus Christi, Statu exinanitionis et Statu exaltationis. XIII. de Officio Christi Mediatorio: speciatim de Officio Christi prophetico; sacerdotali; regio: ubi de Regno potentiæ, gratiæ, gloriæ. XIV. de Gratia applicatrice. XV. de Vocatione. XVI. de Illuminatione. XVII. de Regeneratione, et Conuersione. XVIII. de Pœnitentia et ejus primaria parte Fide. XIX. de Justificatione. XX. de Adoptione, et Libertate christiana. XXI. de Unione credentium mystica cum Deo. XXII. de Sanctificatione. XXIII. de bonis Operibus. XXIV. de Mediis salutis, speciatim de Lege et Evangelio. XXV. de Testamentis Diuinis, de Veteri, de Nouo Testamento. XXVI. de Sacramentis; speciatim ueteris Testamenti: Circumcisione et Agno paschali. XXVII de Baptismo. XXVIII. de Sacra Coena. XXIX. de Ecclesia. XXX. de Ministerio ecclesiastico, et de

Pote-

Potestate ac Disciplina ecclesiastica. XXXI. de Magistratu, et de Conjugio. XXXII. de Nouissimis; speciatim de Morte, et de Resurrectione mortuorum. XXXIII. de Judicio Extremo, et de Consummatione Seculi. XXXIV. de Damnatione, et de Beatitudine siue Vita æterna. XXXV. de religionis christianæ Veritate; de articulis fidei; de libris symbolicis. Hier ist überall reiche Belehrung, und nicht leicht wird Jemand einen einzigen Locum mit Aufmerksamkeit durchlesen, ohne manche seltene oder neue Bemerkung, ohne vielerley Veranlassung zum weitern Nachdenken zu finden. Die ganze heilige Schrift ist in diesem schönen Buche benutzt, und alle Theile derselben, auf mehrern Seiten betrachtet, erhalten darinn vielfache Erläuterung, selbst die prophetischen Theile, so weit sie noch nicht für erfüllt zu achten sind, und die Offenbahrung Jesu Christi, die Johannes erhielt, nicht ausgenommen. Dieses und die oftmaligen ernstlichen, mit allem Wohlanstand abgefaßten Erinnerungen wider die Zügellosigkeit der modernen noch seynsollenden Theologie werden ihm freylich viele Lästerungen zuziehen. Das aber macht nichts aus, und muß nothwendig erfolgen. Jeder Locus hat kurz am Ende auch seine Antithesin bey sich. Um unsern Lesern einen obgleich nur ganz geringen Vorschmack zu geben, und zugleich an Beyspielen zu zeigen, daß die Sartorische lateinische Schreibart nicht im geringsten verächtlich, sondern ganz gut, fließend und deutlich sey, schreiben wir aus dem letzten Loco einige theses mit ihrem Zubehör ab: S. 593. (8.)

Quan-

Quando autem errores ueritatibus fundamentalibus oppositos, præeunte Scriptura, *exitiales* pronunciamus, profitemur NOSTRAM de ueritate et errore fidem, NOSTRAM conuictionem, et *quid nobis quid ueritati, quid ecclesiæ nostræ debeamus:* nec juste accusamur, quasi hoc pacto *in aliorum conscientias dominatum affectemus. Omnium minime dissentientibus simpliciter salutem abiudicamus* Anmerkung: Opus est omnino sapienti discretione utrum ignorantia doctrinæ alicuius simplex, inuoluntaria, inuincibilis, an uincibilis, uoluntaria, affectata, pertinax sit: quod idem obseruari quoque debet de erroribus; de errorum ui nocendi; de antidoto per gratiam Dei in mente errantis etiamnum superstite contra uim uenenatam erroris. Quousque ergo grauiter errantes salutis compotes fieri possint uel non possint, id non ab hominum, sed a Dei iudicio pendet, qui solus animorum statum nouit. Sed hoc omne non potest ualere ad excusandum frigus indifferentisticum in arcendis AB ECCLESIA erroribus. Nec uel tolerantissimi postulare poterunt, ut nos ac fidei nostræ conereditos periculo seductionis in errores scientes patiamur exponi. Hiedurch wird doch wohl das triviale Geschwätz von der Toleranz weit übertroffen? Doch auch etwas von den symbolischen Büchern: S. 597. §. 728. Ad dubia et scrupulos eximendos theologi semper monuerunt, OBLIGATIONEM *ad consensum cum libris symbolicis seruandam*, PRIMARIA potissimum spectare. Obligamur nempe *a*) ad *ipsas* religionis *doctrinas* siue *theses; b*) ad eorum *dogmatum*, quæ controuersa sunt, *decisiones; c*) ad monita quædam obseruanda circa *formulas dogmaticas* aut adhibendas, aut

(ob

(ob ambiguitatem, qua laborant) omittendas. Anmerkung: Ergo Ecclesia ministros suos per hanc subscriptionem a) non adstringit ad quæuis historica; b) non ad singulas uoces, aut fortuitos, quos acrior conflictus interdum extorsit, loquendi modos; c) ne quidem ad argumenta, quibus ad theses probandas Confessores usi sunt; neque etiam d) ad quasuis responsiones, adversariorum obiectionibus datas. Hæc SECVNDARIA sunt, et sine his doctrina ecclesiæ nostræ IPSA salua tamen et integra manet. Freylich wird auch dies unsern neuen Herren nicht genugthun; diese Lehrer aber thun auch unsern Glaubensgenossen nicht genug, von denen sie als Lehrer des Christenthums besoldet seyn wollen, und welche berechtiget sind, die Glaubensartikel vorzuschreiben, die sie von denen fordern, die von ihnen Brodt essen und denen sie sich und ihre Kinder anzuvertrauen entschlossen genug seyn sollen. Doch für alle Gelehrte, die die heilige Schrift mit ehrfurchtsvoller gläubiger Verehrung annehmen, glauben wir dies schöne Buch zur Gnüge empfohlen zu haben. In der Vorrede zeigt der verehrungswürdige Greis auch nach der Reihe die ältern Lehrbücher an, die eins nach dem andern, in Würtemberg vor dem seinigen öffentlich eingeführt waren. Es sind folgende: 1. Jacobi Heerbrandi *compendium theologiæ, methodi quæstionibus tractatum*, zuerst herausgekommen zu Tübingen 1573. 8. 2. Matthiæ Hafenrefferi *loci communes, in tres libros tributi* — erste Ausgabe 1600 und die sechste 1680. 3. Joh. Georgii Sigwarti *disputationes theologicæ de omnibus fere christianæ religionis articulis.* Tu-

Tubingæ 1603 — besonders zum Gebrauch bey den Conventen eingeführt, fast durchs ganze 17. Jahrhundert. 4. Theodori Thummii *synopsis præcipuorum articulorum fidei, nostro seculo maxime controuersorum.* Tubingæ 1621 4 — auctior 1626 8. von neuem mit Zusätzen herausgegeben von Joh. Christoph Pfaff 1703 und mit einer neuen Vorrede von Christoph Matth. Pfaff 1720. 5. Melchioris Nicolai *compendium didacticum et elenchicum* — 1654 8. — vermehrt von Michael Müller, Ulm 1688. 6. Joh. Wolfgangi Jægeri *compendium theologiæ positiuæ, methodo facili pro tironibus et proficientibus exaratum. Stutgardiæ* 1702 8. und noch in eben dem Jahr um den dritten Theil vermehrt zum zweyten mal gedruckt. Eine Note gedenkt noch anderer Würtembergischer theologischen Lehrbücher, die doch nur Privatschriften geblieben sind. Wir wünschen von Herzen zu dem Vater unsers HErrn Jesu Christi, daß nun das Sartorische Lehrbuch viel Segen bringen möge. Hier zeigt sich besonders das Bekannte: den Demüthigen giebt Gott Gnade; und dieselbe helfen wir preisen!

2.

Pentateuchus ex recensione textus hebræi et uersionum antiquarum latine uersus notisque philologicis et criticis illustratus a Joanne Augusto Dathio, S. Theol.

Doct. et Prof. linguæ hebr. Ord. in Acad. Lipsiensi. Halæ, sumtibus Orphanotrophei MDCCLXXXI. gr. 8. 736 Seiten.

Hr. Doct. Dathe gehört zwar noch nicht in allem Betracht unter die theologischen Gelehrten, die uns die heilige Schrift durchaus mit ganz andern Augen ansehen heißen, als sie nach ihrem eignen Begehren angesehen seyn will und von jeher in der christlichen Kirche angesehen worden ist. Doch läßt ihm seine Einsicht zu, sich beträchtlich nach der herrschenden Denkungsart unsrer Zeiten zu accommodiren, und so wird er immer mit aufs höchste von solchen Gelehrten gelobt und angepriesen, denen er selbst große Verehrung beweiset. Sonst loben diese Männer einander um die Wette, ohne es eben von Herzen so zu meynen, um wieder gelobt zu werden. Hr. D. hingegen scheint dabey ganz aufrichtig zu seyn, und alles als ehrlich gemeynt von andern anzunehmen. Neue Uebersetzungen der biblischen Bücher sind nach dem Geschmack unserer Zeiten sehr beliebte Producte, doch müssen es eigentlich Uebersetzungen in die Muttersprache seyn, die von diesem Geschmakke profitiren wollen. Wer sich aber nur übrigens merklich accommodirt, darf auch für lateinische, gute oder schlechte Uebersetzungen viel Lob erwarten. Und lateinische sind leichter zu machen, weil dazu nicht schon vollkommne Sprachkenntniß und Fertigkeit gehört, da auch die Herren Recensenten nicht eben so ganz große Humanisten sind. Hr. D. fieng mit den kleinen Propheten an, und erwarb

warb viel Lob, obgleich ganz offenbar an unzähligen Orten die lateinischen kleinen Propheten ganz etwas anderes sagten, als was die Hebräischen leicht genug verständlich gesagt haben, an die Stelle der stärksten Ausdrücke kraftlose Redensarten unterschoben, und oft so wenig ächt lateinisch sprachen (da doch Hr. D. mit Castellio wetteifern wollte), daß das Ernestische Lob derselben von keinem Kenner für gewissenhaft genug angesehen werden konnte. Die großen Propheten sind an vielen Orten leicht eben so schwer zu übersetzen, als die kleinen. Doch hat Hr. D. mit seinen großen Propheten nicht weniger Lob erworben, als Hr. D. Döderlein in Altorf mit seinem Jesaias (S. Krit. Samml. Jahrg. 1776 St. 4. S. 619.) beyde mit ziemlich gleichem Recht. Nun haben wir denn auch einen Dathischen Pentateuchus. Dieser lateinische Pentateuchus ist überhaupt genommen um ein großes besser gerathen, als die Dathischen Propheten. Es versteht sich auch von selbst, wenn gleich der Hr. V. das Gegentheil sagen wollte, daß die Bücher Mosis weit leichter zu übersetzen sind, als die Propheten. Man könnte sich daher billig wundern, warum Hr. D. die natürliche Regel, daß man mit dem leichtern anfangen müsse, zurückgesetzt habe, wenn nicht zu glauben stünde, daß vornehmlich das große erhaltene Lob ihn gereizt habe, diese Laufbahn weiter zu verfolgen. Zudem wird jeder vergleichende Kenner urtheilen, daß er unterdessen in der lateinischen Sprache, vielleicht auf Ernestische Erinnerungen, sich weiter zu ver-

vollkommnen gesucht habe, so viel ihm auch immer noch fehlt. Er will seine Uebersetzungen nicht für Paraphrasen angesehen wissen. Weil er aber keinerley wirkliche oder geglaubte hebr. Eigenthümlichkeit in die Uebersetzung hat übertragen wollen, so sind sie es in den Propheten dennoch großentheils, da er nicht so wohl den Text übersetzt, als seine Erklärung desselben als Uebersetzung hingeschrieben hat. Mit den Büchern Mosis geht es aus vorhin erwähnter Ursache, auch in so fern, leidlicher. Doch fehlt es hier gleichfalls nicht an solcher Paraphrase. Philologische und kritische Anmerkungen hat er nur sehr einzeln angebracht, womit man auch wohl zufrieden seyn kann; nur die sogenannte Urgeschichte ausgenommen, wo ers der Mühe werth fand, umständlich zu zeigen, daß er an der neuen angeblichen Aufklärung Antheil nehme. Sowohl von der Uebersetzung dieser ersten Kapitel, als von den dazu gehörigen Anmerkungen geben wir unsern Lesern einige Proben, und zwar von den Anmerkungen zuerst, weil sie zum Theil auch dem Texte voran laufen. Hr. Dathe meynt der zur angeblichen Aufklärung dieser Kapitel aufgefundenen Hypothesen, wie er selbst sie nennt, nicht gar entbehren zu können, nimmt ihrer also verschiedene zu Hülfe. Auch ihm will es nicht ein, daß das Alter der Welt überhaupt und unsrer Erde nicht über die biblische Zeitrechnung hinausreichen sollte. Er beruft sich desfalls auf Hrn. D. Rosenmüllers Antiquissimam telluris historiam a Mose Cap. I. descriptam und auf das, was S. V. Doederlein super eadem quæstio-

ſtione docte admodum et ſubtiliter, uti ſolet, diſſeruit, in *Inſtitutt. Theol. Chriſt.* p. 402 ſeqq. Wir wünſchten wohl, daß mehrere geſetztdenkende Theologen dieſe beyden Bücher zu Händen bekommen möchten, um das darüber ſo weit verbreitete Lob genüglich beurtheilen zu können. Der erſte Hauptſatz, den dieſe Gelehrten als richtige Wahrheit anzunehmen ſcheinen wollen, iſt, nach Hrn. Dathens Angabe, dieſer: Monumentum illud antiquiſſimum, quod Moſes hiſtoriæ ſuæ præpoſuit, *hiſtorice* eſt explicandum. Omnes allegoriæ, picturæ hieroglyphicæ et ſubtiles geogoniæ in eius interpretatione alienæ ſunt. Nulla ne remotiſſima quidem indicia oſtendi poſſunt ſenſus allegorici, aut, quod uerba minime rara, ſed ſæpiſſime obuia, aliter ſint accipienda, ac ex uſu loquendi in aliis locis haud dubie ſunt uertenda. Man ſollte kaum glauben, daß die Abweichung von vorausgeſetzten Grundſätzen ſo weit gehen könne, als ſie auch, wie wir ſehen werden, bey Hr. Dathen geht, der eben den Grundſatz mehrmals einſchärft. Die Selbſttäuſchung iſt gar zu groß. Der dritte Satz jener Männer, den ſich gleichfalls Hr. Dathe zu eigen macht, iſt folgender: Non deſcribitur prima telluris noſtræ productio, ſed altera, ſiue eius inſtauratio. Quod partim per obſervationes phyſicorum recentiorum probabile fit, qui in interioribus terræ partibus multa ueſtigia deprehendunt uetuſtioris et diuturnioris cuiusdam inundationis, quam Noachicæ u. ſ. w. partim ex uerbis ipſius textus, argumento, uti arbitror, non contemnendo. Freylich wäre dies argumentum nicht contemnen-

dum, wenn es an sich richtig und nicht durch eine erbettelt willkührliche Deutung aufgestellt wäre. Vorzüglich glücklich aber können sich die Philologen und Theologen schätzen, die aus innerm Trieb die Welt gern älter machen, als sie ist, daß sie zu diesem Zweck weder selbst die Erde durchsuchen, noch viel wirkliche Physik oder nur Naturgeschichte studiren, sondern desfalls bloß kurz sich auf Beobachtungen anderer Gelehrten berufen dürfen. Freylich weiß der eine dabey noch eine bessere Mine anzunehmen, als der andere, und ein Raisonnement zu führen, als ob er, wenn schon nur auf seiner Stube, doch auch ein Naturforscher wäre. Hr. Dathe aber ist sehr fern von dieser Mine; und wie würde es auf seiner Studirstube stehen, wenn er dahin mehrere neuere, in Ansehung dieser Sache ganz im Widerspruch liegende, Physiker versammlen, und sich ein physikalisches Bedenken per unanimia abgemacht, ausstellen lassen wollte? Das argumentum ex uerbis textus soll gar auch auf תֹהוּ וָבֹהוּ ankommen, welches niemals de Chao f. mole rudi et indigesta gesagt werde (auch Reeensent findet darinn keine Bezeichnung eines Chaos) sondern nur de locis uastatis, destructis, incultis, wie die Stellen Jes. 34, 11. Jer. 4, 23. Ps. 107, 40. unwiederleglich bewiesen. Glücklich, wer sich so kurz genug zu thun weiß! Die Worte bezeichnen einen öden Zustand, ohne dies mit zu erkennen zu geben, ob die Gegend, die so beschrieben wird, schon in besserm Zustande gewesen sey oder

oder nicht, als welches aus dem Zusammenhange der Rede beurtheilt werden muß. Doch Hr. D. beruft sich auch auf 2 Pet. 3, 5. οὐρανοι ἐκπαλαι im Gegensatz v. 6. οἱ νυν οὐρανοι, gleich als ob ὁ τότε κοσμος v. 5. mit ἐκπαλαι nicht einerley Zeit zu verstehen gäbe, und nicht einerley wäre mit ἀρχαιος κοσμος 2, 5. oder als ob ὑδατι κατακλυσθεις verglichen abermals mit 2, 5. von etwas anderm, als von der Sündfluth zu verstehen wäre. Wie käme Petrus dazu, noch mehr Urgeschichte lehren zu wollen, als aus dem Moses klar zu lernen ist? Οἱ νυν οὐρανοι heißt der Himmel, wie er jetzt vor unsern Augen da ist. Unsre modernen Ausleger aber sehen alles leicht, was sie sehen wollen, und so sieht am leichtesten Hr. D. auch hier von Petrus eine ältere Zerstörung der Welt erwähnt. Mit der Dathischen Uebersetzung der Bücher Mosis kann man, wie schon gesagt, mehrerntheils noch zufrieden seyn. Vornehmlich aber die liebe Urgeschichte mußte nothwendig regellos behandelt werden. Gleich der Anfang, man urtheile, ist er Uebersetzung oder Paraphrase? Principio creauit Deus coelum et terram. 2 Posthæc uero terra facta erat uasta et deserta et aquarum profundis tenebris offusa — Gleich als ob Moses das posthæc, wenn er das sagen wollte, nicht anders und klärer als durch ו hätte ausdrücken können, an einem Orte, wo so viel darauf ankam, daß man, ohne hier posthæc zu denken, sich gar nicht einfallen läßt, daß der Himmel und die Erde, wer weiß wie lange zuvor geschaffen gewesen wären. Oder giebt es kein gewöhn-

wöhnliches hebräisches besonderes Wort, welches den Begriff von posthæc zu seiner angewiesenen Bedeutung hat? Warum hätte Moses dasselbe hier nicht gebraucht? Und würde Moses von der ganzen Erde, die auch vorher mit Einwohnern besetzt gewesen seyn soll, gesagt haben, sie sey wüst geworden, ohne einer absichtlichen Fügung Gottes dabey zu denken, gleich als wenn es nur so so, wie von Ungefähr, geschehen sey, daß sie in wüsten Zustand gerieth? Ist dies sonst in der heiligen Schrift gewöhnlich, daß große, in keiner menschlichen Macht stehende und einen ganzen Weltkörper mit seinen Einwohnern so stark interessirende Vorfälle erwähnt würden, ohne Gottes, als wirkender oder verfügender Ursache, dabey zu gedenken? Einmal aber hatte Hr. Rosenmüller mit seinem postea oder posthæc viel Beyfall gefunden, und das ist bey so vielen Männern, wie vielmehr bey Hrn. D.? schon ein wichtiges Kennzeichen wenigstens einer großen Wahrscheinlichkeit. Gleichwohl ist auch vermittelst des lieben postea nicht einmal das erste Wort Principio nothdürftig erklärt. Hr. D. sagt in der Anmerkung dazu: Principio i. e. cum tempus esse inciperet, quod factum est, cum Deus totum hoc uniuersum crearet. Die Zeit, nach dieser Vorstellung, fieng ja denn per id ipsum an, und so wäre der Satz in sofern identisch. Wer wird sagen: Im Anfang der Welt schuf Gott die Welt? Wer diesen handgreiflichen Einwurf fassen und von dem großen Propheten Moses und der heiligen Schrift einen solchen Satz nicht er-

erwarten kann, muß leicht sehen, daß etwas mehr als nachher ein posthæc dazu gehöre, eine fügliche Erklärung über das erste Wort v. 1. zu geben. V. 3. finden wir übersetzt: Et iussit Deus, ut lux oriretur: Orta igitur lux est. Ob das lateinisch genug gesagt sey, wollen wir nicht beurtheilen. Daß aber hiemit die ganze Erhabenheit dieser Stelle, die auch Heiden bewunderten, tief herabgefallen sey, kann Jedermann fühlen. Litte etwa der lat. Sprachgebrauch den direkten Stil nicht, und erforderte dafür den matten relativen? Wahrscheinlich ist Hr. D. dabey dieser Meynung gewesen, oder hat durch Abänderung der Vorstellungsart in der Sprache sich selbst üben oder lateinischen Sprachlehrern oder Schülern gefällig werden wollen. Diesen letzten Verdacht bringt er einem denkenden Leser oft bey. Gott sahe, daß es gut war, welches Moses, der ja auch wohl hätte variiren können, allemal mit einerley Worten sagt, übersetzt er v. 4. quæ cum diuino consilio conueniens esset v. 10. atque hæc quoque uoluntati diuinæ responderunt v. 12. hæc quoque Deo probabantur. So philosophisch hat Moses nicht reden wollen, und Simplicität, wiefern sie die gesuchten Variationen im Ausdruck vermeidet oder nicht achtet, ist nicht sowohl Eigenthümlichkeit der Hebr. Sprache, als vielmehr der biblischen Schriftsteller, zu ihrem unterscheidenden Charakter gehörig, welchen keine Uebersetzung verunstalten soll. Ist aber nicht etwa bonus, a, um kein gut lateinisches Wort für diese Oerter? Das kann Hr. D. nicht vorgeben wollen. Er

hat selbst v. 21. übersetzt: quæ omnia, uti Deus uoluit, ualde bona erant, auch eben das liebe Wort v. 31. gebraucht. Hiebey noch eins. Was hat ihn berechtigt, in allen diesen abgeschriebenen Stellen das Gott sahe wegzulassen. Wollte er auch für ausgemacht annehmen, daß es nur eine anthropopathische Vorstellungsart oder gar bloß aus der Kindersprache der Urwelt her sey, so war er doch als Uebersetzer nicht befugt, es wegzulassen; oder auf welchen Vorwand soll sich diese Befugniß gründen? Auch hat ers endlich, vermuthlich aus Liebe zur Variation v. 31. beybehalten, und hier übersetzt: Quo facto 31. Deus considerauit omnia, quæ fecerat, et erant ualde bona. Um überhaupt betrachtet Hrn. Dathens biblische Uebersetzungsarbeiten augenscheinlich genug zu charakterisiren, und unsern Lesern wenigstens das moderne Zeitungsstob solcher Producte etwas verdächtig zu machen, geben wir noch einige mehrere Beyspiele aus der zeither so wundersam bearbeiteten Mosaischen Urgeschichte. Das mehrmals vorkommende Gott nennte — ist übersetzt v. 5. destinauit lucem diei, tenebras uero nocti (was mag nun nox im Unterschied von tenebris und lux, als unterschieden von dies, seyn? wenn anders die Worte einen Sinn haben sollen.) v. 8. Deus hoc spatium coelo assignauit v. 10. siccum terræ destinauit, aquarum uero confluxum mari (hier paßt eben die Frage). Das alles auch ohne und wider die klärsten philologischen Gründe. Eine Note zu v. 5. sagt: קרא sequente ל est *designare*, *assignare*. Sic quoque v. 8, et 9. dicitur — ohne im geringsten

sten etwas anderes zum Beweise beyzubringen. Hingegen ist jedem mäßigen Hebräer bekannt, daß קרא sequente ל heiße Jemanden rufen oder nennen, d. i. mit einem Namen belegen. So hat selbst Hr. D. übersetzt, nicht nur Kap. 2, 19. 20. sondern auch, wie er denn nicht anders konnte, 2, 23. Und Gott hat ja doch Kap. 5, 2. den Namen Adam selbst gegeben, wo Hr. D. übersetzt hat: hominesque (sollte durchaus heißen Adam) uocauit. Wenn er das den Menschen that, wer will es nun unglaublich finden, daß die ersten Benennungen auch einiger andern Dinge von Gott selbst hergewesen sind? Und hat Moses von den Israeliten, oder hat der weit älter seyn sollende Verfasser des angeblichen Fragments Kap. 1. wohl anders verstanden seyn wollen? Ob sich Hr. Dathe getrauen werde, diese Frage dreust zu bejahen, zweifeln wir. Anders aber, als der Verfasser nach sicherer Präsumtion verstanden seyn wollte, soll auch kein Stückchen seiner Schrift übersetzt werden, oder der Uebersetzer kennt seinen eignen Zweck nicht. Nur noch eins aus dem Kap. 1. v. 26. hat Hr. D. die mehrere Zahl des redend eingeführten Gottes durch eine unverzeihliche Anmaßung (die Latinität müßte denn etwa wieder keinen stilum directum leiden) unsichtbar gemacht, auf folgende Weise: Tandem etiam Deus hominem decreuit creare, qui per similitudinem, quam cum eo haberet, eius imaginem adumbraret. Die darunter stehende Note ist eben so kühn: Phrasis *faciamus hominem* a multis interpretibus ad pluralitatem personarum in Deo proban-

bandam adhibetur. Sed perperam. (Stünde Sed nicht vor perperam! so würde man Hrn. D. Erneſti ſelbſt darinn zu hören meynen.) Eſt antrop. locutio, qua indicatur *dignitas hominis* a Deo creandi. Cap. 2. 18. in ſingulari dicitur: *faciam ei auxilium.* (Nun denn! ſo hat Moſes auch einmal gut befunden zu variiren und hatte eine gute Abſicht dabey.) Sic enim ſolent homines in rebus grauioribus gerendis et conſtituendis agere cf. *Zachariæ* in Theol. bibl. P. II. p. 32. Hr. Doctor! anſtatt auf Zachariä zu verweiſen, der uns mit aller ſeiner Schwäche, ſo ſehr ſie auch für Stärke geprieſen wird, wohl bekannt iſt, hätten Sie wenigſtens eine einzige Stelle aus der Bibel anführen ſollen, wo Ein einzelner Menſch (da Sie von Anthropopathie ſprechen) bloß in ſeinem Namen in der mehrern Zahl ſpräche. Haben Sie aber nur für ſolche Leſer oder Schüler gearbeitet, denen ſolche Ausſprüche genugthun, ſo hätten Sie wenigſtens auf den Titel mit ſetzen ſollen: in uſum credulæ iuuentutis. Dieſer Unwille darf uns auch nicht übel genommen werden. Denn es iſt ganz unſchicklich und wider die Gebühr, über die Jünglingsjahre längſt hinaufgewachsne Männer, deren eigentliche Meynung auch nicht einmal zur Genüge vorgetragen worden war, mit einem Sed perperam ohne nachher geführten Beweis ſo kurz abzufertigen. Es iſt hier nicht von Beweiſen der Dreyeinigkeit die Rede, ſondern wie die Stelle zu überſetzen ſey. Doch bleiben wir dabey, daß überhaupt die Dathiſche Ueberſetzung der Bücher Moſis um ein

großes besser sey, als die Dathische der Propheten. In den nächstfolgenden Kapiteln 1 Mos. 2 und 3. ist zwar gleichfalls nicht wenig fehlerhaftes, welches sich vor keinem mäßigen Kenner verstecken kann, dennoch aber sind sie in der Uebersetzung an sich nicht so fühlbar verunstaltet. Desto mehr wollen die diesen Kapiteln beygefügten Noten sagen. Mit Kap. 2, 4. fängt, nach Hrn. D. und anderer Behauptung, ein anderes historisches Fragment an, welches Moses, wie ers fand, eingerückt habe. In der Erklärung desselben geht der Hr. Verf. den witzigen Hypothesen nach, welche darüber in dem Repertorium der orientalischen Litteratur Th. IV. von einem Ungenannten mitgetheilt sind, und weiß sie kaum genug zu bewundern, ob er gleich einigem davon seinen Beyfall nicht zu geben weiß. Hienach soll dies Fragment aus den ältesten Zeiten her seyn, da die Sprache noch so arm und unausgebildet war, daß man durch dieselbe noch keine allgemeinen Begriffe (nach Hrn. D. Latein. res uniuersas) ausdrücken, sondern dafür (wie Hr. D. übersetzt) das singulare zu brauchen pflegte. Diese unvollkommne Ursprache behält auch, diesen Gelehrten zufolge, die Ordnung, wie eine Begebenheit auf die andere gefolgt war, nicht genau bey; dem Leser wird darinn überlassen, manches hinzu zudenken und Lücken auszufüllen; von Gott redet sie durchaus, wie von Menschen, und führt ihn unmittelbar redend und handelnd ein, wo eigentlich Menschen gehandelt haben. Hierauf kommt es nun an, daß weder der große ungelehrte und halbge-

gelehrte Haufe der Israeliten, noch der große Haufe der gelehrten und ungelehrten Christen bis auf unsere Zeiten sich in diese Fragmente nothdürftig haben finden können. Welcher Ausleger, der sonst diese nun sogenannten Fragmente mit ganz andern Augen ansahe, sollte sich nicht sogleich durch scharfsehende Hypothesen heimtreiben oder doch in seiner gegenseitigen Ueberzeugung irre machen lassen, wenn er nicht ein alter unbeweglicher Orthodox ist, dessen Gehirn keine Empfänglichkeit mehr für so feine Vorstellungen hat? Und was wollen nun wir dagegen sagen, ohne vor unsern Lesern zu erröthen? Der Kürze halber sagen wir nur wenig. Moses hat seine Bücher nicht sowohl für gelehrte Witzlinge, als für ein noch ziemlich rohes und unwissendes Volk zunächst geschrieben, und allemal zur Belehrung für solche Menschen, die, wenn sie die hebräische Sprache genügsam verstünden, besonders zum Verstande seiner historischen Nachrichten nicht erst tief aufgesuchter Hypothesen bedürfen sollten. Diesen Satz wird hoffentlich Niemand so leicht widerlegen wollen oder können. Hätte er alte Fragmente in historischer Schreibart abgefaßt und seynsollende Geschichte erzählend vorgefunden, von der Beschaffenheit wie der Ungenannte im Repertorium angiebt, und Herr D. von demselben mit großer Verbeugung annimmt, und die erst aufs 18te Jahrhundert nach Christi Geburt hätten warten müssen, um nur von einer kleinen Anzahl Gelehrten nothdürftig richtig, und doch nie mit Sicherheit,

heit, verstanden werden zu können — so hätte er es für durchaus zweckwidrig halten müssen, solche Fragmente zu Stücken seiner Bücher zu machen. Der Ungenannte und Herr Dathe, wenn sie solche Fragmente einem historischen Buche einverleiben wollten, würden wenigstens dabey ausdrücklich Nachricht geben, daß es vorgefundne Fragmente wären, die man nur nach gewisser Maßgabe verstehen müsse, würden auch wohl erklärende Noten dazu schreiben. Und Moses soll mit so wenig Ueberlegung diese Fragmente an die Spitze seiner historischen Nachrichten gestellt haben, daß ihn im Wettstreit der Ungenannte und Hr. D. an Verständigkeit und Bedacht übertreffen würden? Nein! das ist und bleibt für alle Zeiten bei guter Ueberlegung, nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch unglaublich und ungereimt. Wären es denn nun doch ältere Fragmente, so passen darauf schlechterdings jene Hypothesen nicht, und so dürfen sie doch nach keinem andern Sprachgebrauch, nach keiner andern Regel verstanden werden, als wonach man das von Moses selbst verfaßte zu verstehen hat. Oder, hatte Moses gleichfalls eine so armselige Sprache, daß er nicht mit klaren und für alle Welt sattsam deutlichen Worten das erzählen konnte, was er erzählen wollte — etwa das, was so kühne Ausleger für richtigen Verstand dieser Fragmente ausgeben? Doch nichts weiter im Allgemeinen. Auch überhaupt von den Dathischen Anmerkungen über diese Kapitel nur noch sehr wenig. Zu Kap. 3, 1. sagt eine derselben: Sermones serpentis cum muliere nulli fuerunt. Sed mu-

mulieri, cum uideret serpentem de fructu arboris uetitæ comedere, subortæ sunt cogitationes de eius salubritate, quæ in sequentibus ex antiquo narrandi more tanquam sermones aut colloquium inter utrumque habitum referuntur — So treuherzig zuversichtlich und kurz kann wohl nur Hr. Dathe, und einige wenige Andere durch Zeitungslob groß gewordene Schriftsteller, commentiren. Sermones serpentis — nulli fuerunt. Kürzer konnte mans kaum sagen. Und antiquum loquendi morem — woher kennt ihn Hr. D.? Glaubt er etwa nicht, daß die Urmenschen bey der Armuth ihrer Sprache Worte gehabt hätten, wodurch sie sagen konnten: Die Schlange fraß von dem Baume — wohl aber Worte, womit sie sagen konnten: Die Schlange sprach zum Weibe —? Und in dieser Sprache wußte man doch von Wissen, Erkenntniß des Guten und Bösen und von so vielen andern Dingen zu reden. Wenn die Schlange vor den Augen der Eva wirklich von dem Baume gefressen hätte, so würde diese Sache, als sodenn ein wahrer Hauptumstand, von Moses nicht übergangen worden seyn; und so hat Recensent nie den Auslegern im geringsten Beyfall gegeben, welche es als höchst glaublich angaben, daß die Schlange nicht nur geredet, sondern auch in Eva's Gegenwart von der Frucht des verbotenen Baums gefressen habe. Vermuthlich hätte sie damit zu plump gehandelt, weil sie eine zu große Angelegenheit verrathen haben würde, und die Absicht wäre nicht so bald erreicht worden. Nun oder auch längst sind gar so gewaltige Aus-

leger da, welche die Worte des Texts vom Reden der Schlange so zu verstehen wissen, als ob sie nur gefressen habe. Moses kann der Meynung nicht gewesen seyn, weil er sonst lieber das alte so sonderbar verblümt (denn Reden anstatt Fressen ist in Wahrheit gar zu verblümt) redende alte Fragment zurückgelegt, und von dem Falle der ersten Menschen selbst eine historische Nachricht nach seiner erleuchteten Einsicht und Wissenschaft hingeschrieben, und berichtet haben würde, nicht, daß die Schlange geredet, sondern daß sie gefressen habe. Doch es kömmt unsern so tiefblickenden Auslegern hier auf keine Kleinigkeit, sondern auf nichts weniger an, als des leidigen Satans in dieser Geschichte los zu werden. Die Verfolgung dieser großen Absicht hat unleugbar Hrn. D. geblendet. Er leugnet auch ziemlich mit eben der vorhin erwähnten autoritätischen Kürze, daß hier an den Teufel im geringsten zu denken sey, und macht denn die göttliche Sentenz über die Schlange, nebst dem ganzen sogenannten Protevangelium zu einer in der eigentlichen Geschichte ganz müßigen Richtigkeit, ja selbst die richterlichen Aussprüche Gottes an Adam und Eva nur zu Gewissensbissen, die sie bey einem entstandenen Donnerwetter empfunden hätten. Was aber kann Moses dafür, daß neue Theologen, es koste, was es wolle, schlechterdings keinen Teufel glauben, lieber über Fichten und Eichen des Waldes in Gondeln und Fregatten hinfahren mögen? Das ist nun eben der Ausleger, der vorhin in der Schöpfungsgeschichte weder

subtiles geogonias, noch allegorias und picturas hieroglyphicas leiden wollte, und das Ansehen haben will (oder auch selbst im Ernst meynt) daß er auf diese Art sogar Kap. 2. und 3. bloß als ein ganz historisches Fragment historisch verstehe und erklärt habe. Hätten wir bei dieser Kritik auch keinen andern Zweck, als zu überlegen zu geben, was von so vielen gelehrten Zeitungen und Journalen unsrer Tage zu halten sey, die solche Auslegungen und Ausleger der heiligen Schrift aufs beste loben und anpreisen, so würden wir schon dem Tadel der Weitläuftigkeit über die Dathische Bearbeitung bloß der ersten Kapitel der Bücher Mosis vollkommen entgehen können. Hr. D. hat aber offenbar diese Kapitel vor allen andern nach seiner Art aufklären wollen. Und so dient die bisherige Beurtheilung vornehmlich zur Charakterisirung seines Pentatevchus. Doch endlich auch, wie nur zur Nachricht, einige andere Stückchen. 1 Mos. 6, 3. giebt die Dathische Uebersetzung keinen Geist Gottes zu denken: Tum Joua, non in perpetuum, inquit, redarguam propter errores suos homines fragilis et imbecillis naturæ. Die darunter stehende Anmerkung giebt auch nicht die geringste Rechenschaft über diesen Punkt. Eben so unsichtbar ist der Geist Gottes in dieser Uebersetzung 2 Mos. 31, 3. 4 Mos. 11, 17. 25. 26. 29. ohne alle Umstände geworden. Man urtheile daraus, wie hochgelehrte Leser der Hr. Verfasser schon voraussetze. Daß die Sündfluth bei ihm nicht allgemein gewesen sey, versteht sich von selbst. Und wer wollte sich hier die Mühe

he nehmen, darüber zu streiten? 1 Mos. 11, 7. 8. hingegen erkennt er nicht nur ein wahres Wunderwerk an, sondern auch, nach den deutlichen Worten des Texts, eine wirkliche Sprachverwirrung. Doch soll dieselbe, wie er von Perizonius gelernt hat, nur auf eine Zeit lang statt gehabt und bald wieder aufgehört haben. Da nun diese Meynung vom Perizonius her ist, so sollten wir wohl nicht sagen, daß sie, wie viele andere Erscheinungen in diesem lateinischen Werke, viel Schwachheit verrathe. Dennoch ist es einmal so. Denn das Gegentheil ist ja, um nicht mehr zu sagen, aus dem Texte, vergl. V. 1. mit 7. 9. auch in der Dathischen Uebersetzung klar genug, und zugleich ist die Wahrscheinlichkeit unwiderleglich, daß diese Sprachverwirrung mit ihrem Zubehör auch nachher die Vereinigung mehrerer Familien in Ein Volk verhindern, und die Zerstreuung der Menschen über die ganze Erde befördern sollte, damit die mehreren Familien, getrennt von einander, zu mehrern besondern Völkern anwachsen möchten. 1 Mos. 22, 18. hat der Herr Uebersetzer die gute Absicht gehabt, der so sehr geplagten Stelle Gal. 3, 16. zu statten zu kommen. Er hat also übersetzt: In uno quodam posterorum tuorum sese beatas existimabunt omnes gentes. Bloße gute Absicht aber kann noch nichts helfen, und Gal. 3, 16. sagt nicht, daß unter τῷ σπερματι αὐτῦ nur die einzige Person Christi zu verstehen sey, vergl. 28. 29. Die Hauptsache kommt auf den hellenistischen Sprachgebrauch des uerbi substantiui ἐιμι an. Das זֶרַע, Samen,

sagt so viel, als posteritas, Nachkommenschaft, es sey eine einzelne Person oder mehrere. In so fern also ist das Wort an sich allemal von unbestimmter Bedeutung. Oder Herr D. hätte auch z. B. 1 Mos. 13, 16. nur unum quendam posterorum tuorum übersetzen müssen. Die dem Abraham verheißenen Nachkommen aber, auch z. B. 1 Mos. 13, 16. sollten zusammen nur Eine, nicht mehrere Nachkommenschaften (verschiedener Art) ausmachen, und wie Paulus die Erklärung giebt, durch Christum zu Einer Nachkommenschaft vereinigt seyn. Besser und richtiger also übersetzt man das hebräische Wort, wo es von Menschen gebraucht wird, lateinisch durch posteritas, und teutsch durch Nachkommenschaft. Hrn. D. Uebersetzung jener Stelle also ist allemal eine Paraphrase, die sich Niemand für Uebersetzung aufdringen lassen wird. Die bekannte Weißagung 1 Mos. 49, 10. lautet bey ihm: Non deerunt reges Judæ, nec legislatores. Quamdiu prolem habebit, ei gentes obedient. Er beruft sich desfalls auf eine Abhandlung von Joh. Jac. Gulcher, die unter dem Titel Explicatio nova et facilis loci Gen. 49, 10. erstlich zu Leipzig 1774 erschien, und nachher vermehrt ins Museum Haganum Tom. II. P. II. eingerückt ist. Für facilem wird diese Erklärung, außer ihrem Urheber, gewiß nur von Herrn Dathe und andern, die sehr leicht große Härten verschlucken können, erkannt werden. Nicht einmal die lateinische Uebersetzung der Stelle, wie Hr. Dathe sie giebt, ist leicht genug mit der Geschichte zu vereinigen. Sub gentibus,

bus, sagt er in der Note, primario quidem tribus Israeliticæ intelliguntur. Sed per metalepsin deinde omnes gentes, uti in promissionibus Abrahamo datis Gen. 15. & 17. (Sub gentibus — intelliguntur ist nicht Ciceronianisch.) Und wie hart ist es, daß יבוא mit dem dazu gehörigen Worte, man verändere es durch Kritik so oder so, heißen soll prolem habebit? Man muß doch wohl die Härte fühlen, wenn Jemand sagt: so lange proles kommt, wenn etwa sonst von Menschen, die in die Welt kommen, geredet würde; doch aber gehört Joh. 1, 9. nicht hieher. Endlich heißen die zwey beysammenstehenden Wörter עד כי nach bewiesenem Sprachgebrauche: so lange bis, bis dahin da — und so ist es nur klügelnde Schwachheit, sich hier darauf zu berufen, daß עד allein für sich, und daß כי allein für sich oft anders gebraucht werden, oder gar, daß כי eine bloße particula expletiua sey. Warum ist es denn sonst mit עד zusammengesetzt keine solche expletiua? Recensent hat neue Einsichten sehr gern; aber alte leichtfließende Erklärungen, die keinem Sprachgebrauche entgegenstreben, mit harten Stücken zu vertauschen, die so fühlbar wider den bekannten Sprachgebrauch anstoßen, dies hält er für sehr ungerathen. Hr. D. will uns dabey noch damit beruhigen, daß auch nach dieser Erklärung eine Weißagung auf den Messias in dieser Stelle, obgleich etwas verhüllt, liege. Der Handel Bileams mit seiner Eselin, meynt Hr. Dathe, sey demselben nicht in natürlichem wachenden Zustande, sondern in einer Extase

begegnet, ungeachtet Moses denselben in der Reisebeschreibung Bileams, ohne einer Ekstase zu gedenken, und als eine Sache erzählt, wodurch ihm die Fortsetzung der Reise erschwert sey, ähnlich, wie wenn einem zu Pferd reisenden das Pferd scheu wird, und nicht fort will, oder, dem scheubaren Gegenstande auszuweichen, sich selbst und seinen Reuter in Ungemächlichkeit oder Gefahr bringt. Ganz ein anderes Ding ist es, wenn z. B. Jesaias Kap. VI. beschreibt, was er in einer Ekstase sahe und hörte, ohne ausdrücklich zu sagen, daß ers nicht im natürlichen Zustande, sondern in einer Ekstase gesehen habe. Denn er erzählt hier weder eine gemachte Reise, noch daß ihm die Sache begegnet sey, da er eben den Tempel zu Jerusalem in Besichtigung habe nehmen wollen. Wir haben schon an andern Orten den Zweck gezeigt, den diese Begebenheit hatte. Und dieser Zweck verträgt sich mit keiner Ekstase. Doch die gute Eselin, wie müßte sie nicht vielen Auslegern Noth machen? Bey dem göttlichen Gesange 5 Mos. 32. beruft sich Herr D. auf seine darüber im J. 1769 gehaltene Disputation, und bleibt ganz natürlich bey der für jeden unklügelnden Ausleger nothwendig ganz unscheinbaren Meynung, daß dies feyerliche prophetische Stück mit seiner Weißagung nicht weiter, als auf die Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft reiche, ungeachtet selbst Paulus Röm. 10, 19. schon den V. 21. auf spätere Zeiten zieht. Dieser Vers wird auch sonst nie eine leidliche Erklärung erhalten. בהבליהם übersetzt Herr D. zu seinem Behuf durch

idolis

idolis suis inanibus, da ja unleugbar der hebräische Ausdruck eine viel mehr umfassende Bedeutung leidet, und denn auch auf Verderbniß der Israelitischen Religion zu Christi und der Apostel Zeiten vollkommen paßt. Noch aber ein anderer Grund scheint Hrn. D. von großem Gewicht zu seyn, nämlich weil sonst von der Babylonischen Gefangenschaft in diesem weißagenden Stück gar nicht geredet werde. Hierauf braucht es nur folgender Antwort. Reden die letztern Verse des Lieds von weit spätern Zeiten und von weit größern Dingen, wie für jeden klar ist, der die Propheten nicht nach bloß herrschenden Meynungen und gleichsam nach Grundsätzen, die man sich a priori selbst gemacht hat, verstehen will — so ist dagegen die Babylonische Gefängniß und Rückkehr daraus zu wenig, als daß dieselbe darinn auch nur mit einigen besondern, nichts mehreres umfassenden, Worten bezeichnet seyn sollte. Hr. D. thut sich dabey recht viel darauf zu gute, daß Er, was viele nicht wissen, ornamenta poetica a rebus ipsis, quas poeta tractat, abzusondern wisse. O! des schlechten Raisonnements! wodurch man ganze Verse und mehr auf einmal in bloße müßige Verzierungen verwandeln will, weil man mit aller philologischen Dreherey keinen gefälligen Sinn herausbringen kann. Hätten uns doch Hrn. D. lobredende Recensenten zugleich gesagt, ob sie den Herrn Verf. für ein poetisches Genie, oder nur für einen Gelehrten, der sich auf Dichtergefühl etwas wissen und so fern uns und andere Gelehrte gegen sich verachten dürfe, in wahrem Ernst halten

ten könnten. Wir hätten ihnen dafür verbunden seyn wollen. Denn auf bloßes Gefühl soll nun endlich die Auslegung der Weißagungen ankommen, auf Gefühl, welches aller Beweisführung überhoben seyn kann; und dies Gefühl soll auch angebliche nichts reelles sagende Verzierungen von dem reellen weißagenden Körper selbst trennen. Das mag denn Aufklärung unsrer Zeiten heißen. Recensionem textus hebræi, obgleich derselben sogar auf dem Titel gedacht worden ist, d. h. die hier und dort untergesetzten kritischen Noten, müssen wir übergehen, um nicht bis zum Ueberdruß der Leser weitläuftig zu werden.

3.

Petersburgische Kanzelvorträge von Joachim Christian Grot, Pastor bey der Evangelischen Katharinenkirche auf Wasiley-Ostrow; Erster Theil: oder Kanzelvorträge über die Blattereinimpfung, veranlaßt durch das jährliche Dankfest wegen ihres glücklichen Erfolgs an Ihro Kays. Majestät Katharina II. und an Sr. Kayserl. Hoheit Paul Petrowitsch, nebst einem Beytrage zur Geschichte der Blattereinimpfung in Rußland ꝛc. Leipzig und Riga bey Hartknoch 1781. gr. 8. 440 Seiten, und Vorbericht ꝛc. XL Seiten.

Dieser Kanzelvorträge sind eilfe; und die ungesuchte schickliche Gelegenheit dazu sieht man

aus dem hier abgeschriebenen zweyten Titel. Die Impfung der Kayserin und des Großfürsten geschahe den $\frac{21. \text{ Nov.}}{2. \text{ Dec.}}$ 1768 und dieser Tag wurde zum Dankfest auf die folgenden Jahre verordnet. Außerdem hat Hr. Past. Grot zur Empfehlung der Blattereinimpfung einige male das bald auf jenes Dankfest folgende Namensfest der Kayserin zu Hülfe genommen; und so ist die eilfte dieser Predigten am Dankfest 1777 und alle zusammen sind binnen 9 Jahren gehalten. Dies merken wir an, um unsern Lesern die etwa zu große Verwunderung über 11 von Einem Prediger gehaltenen Kanzelvorträge zu benehmen. Uebrigens sehen wir nicht einmal diese Kanzelvorträge selbst, wiefern sie Kanzelvorträge sind, für uns Auswärtige für die Hauptsache dieses Buchs von Hrn. Grot an, sondern vielmehr das anderweitige, auch in dem Titel nicht mit bemerkte, Zubehör. Der Hr. Verfasser hat diesen Predigten eine große Menge Anmerkungen beygefügt, die die Blattereinimpfung betreffen, und aus mehr als 40 verschiedenen Schriften mit großer Mühsamkeit zusammengetragen sind. Hieran hat man so reiche historische Angaben, über die Sache der Einimpfung selbst zu urtheilen, beysammen, als nur sehr wenige Aerzte aus ihrem Büchervorrath würden zusammenbringen können. Und vornehmlich hiedurch, meynen wir, hat Hr. G. dem Publikum, welches über die historische Beschaffenheit der Impfung noch nicht sattsam unterrichtet ist, und sich nicht entgegen seyn lassen will, gedruckte Pre-

digten zu kaufen, den wichtigsten Dienst gethan. Auch sind diese historischen Angaben mit guter Unpartheylichkeit gesammlet. Zur Beglaubigung hierüber schreiben wir die Anmerk. 149, Seite 225 ab: „Man behauptet zwar, daß in Londen (wo eben die Impfung aufs weiteste getrieben worden ist) die Pockensterblichkeit nach der einge„führten Einimpfung von 64 bis auf 81 ange„wachsen sey, und diese Behauptung sucht man „durch die Vergleichung zu beweisen, die man „mit den Todtenlisten von 38 Jahren vor der Ein„impfung und mit andern von eben so vielen Jah„ren nach ihrer Einführung angestellt hat. Allein „Hr. Hensler zeigt im 2. Theil seiner Briefe S. „383, daß diese Rechnungen falsche Angaben ent„halten. Er will es zwar nicht zugeben, daß die „Einimpfung die Pockensterblichkeit im Ganzen „verändert habe, aber er hält es doch für sehr „wahrscheinlich, daß sie ohne Belzen noch größer „würde geworden seyn. S. 389. Dies wider„spricht indessen dem, was ich hier behaupte, nicht. „Die Ursache, warum die Pockensterblichkeit auch „bey der eingeführten Einimpfung, nach seiner „Meynung überhaupt nicht vermindert wird, „liegt darinn, weil die Anzahl derer, die dieses „Mittel nicht gebrauchen, so überwiegend groß ist, „und weil die Pocken zu unsern Zeiten für sich ei„nen Charakter von mehrerer Tödtlichkeit überkom„men haben. S. 396. Allein sobald die Einim„pfung in einem Staate allgemein wird; so kön„nen diese Ursachen nicht mehr statt finden, und „wenn sie aufhören, so kann auch die Pockensterb„lich-

„lichkeit nicht mehr dieselbe bleiben, sie muß noth-
„wendig vermindert werden.“ Wir setzen hinzu, was übrigens auch Hr. Grot sattsam beygebracht hat, daß mehrere Aerzte genau bemerkt haben wollen, es sey keine Ansteckung anderer von eingeimpften Blattern zu befürchten. Nur aber vermissen wir mit großer Unzufriedenheit bey solchen Anmerkungen die gebührende Rücksicht auf die göttliche Vorsehung, die, wenn sie züchtigen und strafen will, alle menschliche Vorsicht und Kunst vereiteln kann. Im Kleinen lassen sich leicht genug beweisende Beyspiele hiefür auffinden, welches man aber Jedem für sich überlassen muß. Auch durch einzelne Beyspiele dieser Art werden der allgemeinern Einführung der Einimpfung Hindernisse in den Weg gelegt, die keine menschliche Ueberredungskunst heben kann. Die Allgemeinmachung derselben ist in sofern eine ziemlich ähnliche Sache, wie z. B. die Vereinigung der beyden protestantischen Partheyen, auch, wenn sie auf die richtige Art gesucht würde. Es muß desfalls mehr von Gott erwartet werden, als durch menschliche noch so angelegentliche Bemühungen geschehen kann. Ueberhaupt darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die Einimpfung in mancherley Betracht ein solcher Gegenstand für die elterliche Zärtlichkeit und für das Gewissen sey, wovon es sonst kaum etwas hinlänglich ähnliches giebt, und worüber sich gehörig zurecht zu finden, viel Kenntniß und zugleich gute Entschlossenheit gehört. Keine von beyden läßt sich bey Jedermann tief genug einprägen und weit genug verbreiten,

und

und wenige mißliche Fälle, wenn man ihnen auch eine ganz andere Erklärung zu geben wüßte, können für eine ganze Gegend den Fortgang des an sich unverwerflichen Hülfsmittels hemmen. So und noch weit mehr steht die ganze Sache unter Gott. Dies wünschten wir am wenigsten in Predigten zur Anpreisung der Einimpfung übersehen, und wie sehr es selbst zur Empfehlung derselben und zur Milderung der gewöhnlichen Urtheile über solche Predigten, wenn sich Jemand dazu ermuntert findet, dienen könne, läßt sich leicht abnehmen. Die Grotischen Kanzelvorträge haben folgende Inhaltsanzeigen: I. Von der Rechtmäßigkeit der Blattereinimpfung aus allgemeinen Gründen, über 1 Mos. 45, 7. Diese Predigt hat der Hr. V. schon im J. 1769 nebst einer kurzen Vorrede drucken lassen, die auch hier wiederholt ist. II. Von der Rechtmäßigkeit der Blattereinimpfung aus besondern Gründen, über 1 Mos. 45, 7. III. Von der Rechtmäßigkeit der Blattereinimpfung in Ansehung der Pflichten gegen Gott, über Hiob 13, 7. IV. Von der R. d. Bl. in Ansehung der Pflichten gegen sich selbst, über Ps. 68, 20. 21. V. Von der R. d. Bl. in Ansehung der Pflichten gegen andere. Erste Abtheilung: von der R. d. Bl. in Ansehung der Pflichten, welche die Gewalt betreffen, die man über andere hat, über 1 Cor. 10, 24. VI. — Zweyte Abtheilung: von der R. d. Bl. in A. d. Pfl. welche man ohne Rücksicht auf irgend eine Gewalt gegen andere zu beobachten hat, über

über Pſ. 34, 9. VII. Von d. R. d. Bl. in Anſeh. der Pflichten gegen den Staat. Erſte Abtheilung: von d. R. d. Bl. in Anſeh. der allgemeinen Pflichten gegen den Staat, über Spruchw. 14, 28. VIII. — Zweyte Abtheilung: Von der R. d. Bl. in Anſeh. der beſondern Pflichten einzelner Bürger, über Pſ. 107, 18. IX. Von der R. d. Bl. aus ihrer Vergleichung mit den natürlichen Blattern. Erſte Abtheilung: von der R. d. Bl. in Rückſicht auf die mit ihr verknüpften Vortheile, über 5. B. Moſ. 32, 39. X. — Zweyte Abtheilung: von der R. d. Bl. in Rückſicht auf die Uebel, die man bey den natürlichen Blattern befürchten muß, über Pſ. 46, 2. XI. Von der Rechtmäßigkeit der Blattereinimpfung in Rückſicht auf den Inhalt der heiligen Schrift, über 1. B. Moſ. 39, 9. Eine umſtändliche Beurtheilung dieſer Predigten geſtattet uns der Raum und die Hauptabſicht unſers Journals nicht wohl. Jedoch dürfen wir in Liebe einige Erinnerungen darüber machen. Geſchieht gleich in der heil. Schrift keine Erwähnung der Blattern, alſo noch weniger der Blatter-Einimpfung, ſo würde ſich doch, meynen wir, aus derſelben in der letzten Predigt weit mehr zur Empfehlung derſelben haben ſagen laſſen. Durchaus aber hätte auch in allen übrigen Predigten, da es einmal chriſtliche Predigten ſeyn ſollten, die heilige Schrift, unſers Ermeſſens, um ein großes mehr benutzt werden ſollen, als wir darinn finden. Nachdem Hr. Grot ſeinen Text

er-

erklärt und den Uebergang gemacht hat, wird in Einem fort, mit äußerst sparsamer Erwähnung Gottes, von den Blattern ꝛc. geredet, und auch eben damit der Vortrag kurz abgeschlossen. Ja auch in wiefern Gottes gedacht wird, geschieht es nicht christlich genug, sondern zu sehr in philosophischer Sprache, und kaum haben wir dabey eine Erwähnung des Sohnes Gottes, Jesu Christi (auch in den Eingangsgebeten nicht, da wir doch in Seinem Namen beten sollen) wahrgenommen, da gleichwohl Er es ist, der uns zu seinem Eigenthum erkauft hat, so daß wir in diesem Verhältniß nicht uns, sondern Ihm leben und Ihm sterben Röm. 14, 7. 8. 9. Es sey fern, hieraus einen Verdacht über Hrn. Past. Grots Rechtgläubigkeit zu ziehen. Doch aber sollte uns allen unser Erlöser und HErr so nahe am Herzen beständig liegen, daß uns ein solches Vergessen Seiner nicht leicht begegnen könnte. Irren wir nicht, so liegt in solchen eben bemerkten Defecten eine nicht geringe Ursache, weswegen Predigten eines sonst nicht für die Kanzel geweiheten Inhalts gewöhnlich zu wenig Eingang finden. Auch solche Zuhörer, die nicht eben von Herzen christlich sind, wissen so viel zu bemerken, und durch ihre Anmerkungen zugleich andere mit Widrigkeit gegen die Sache einzunehmen. Wollte man hiegegen einwenden, daß durch Zumischung biblischer Wahrheiten (welche doch allemal für Christen zur Sache selbst mit gehören) der Raum für den Vortrag der eigentlichen Angelegenheit zu sehr beengt werden würde, so antworten wir, daß die Umständlichkeit

der

der Abhandlung hierüber leicht zu weit getrieben werde. Es wird nothwendig sodenn vieles mit beygebracht, das der gemeine Mann wenigstens auf der Stelle nicht sogleich versteht und beurtheilen kann, wovon ihm auch nachher nur ein dunkles Andenken übrig bleibt, welches nachher selbst seiner Entschlossenheit in den Weg tritt. In Absicht auf viele Nebendinge, die sich nicht alle füglich am öffentlichen Ort auseinander setzen lassen, wird er am besten durch das Zutrauen zu seinen Lehrern und Vorgesetzten regiert, und wo ihm Bedenklichkeiten aufstoßen, am besten auf seine Rathseinholungen bey demselben, wozu man ihn öffentlich zu ermuntern und aufzufordern hat, unterrichtet. Der Hr. gelehrte Verf. wird nicht glauben können, daß wir diesen in Wahrheit sehr mühsam ausgearbeiteten Band seiner Schriften durch diese Anmerkungen übel empfehlen wollten, Da wir ihn sogleich noch mehr empfehlen werden. Nach den Kanzelvorträgen folgt der Beytrag zur Geschichte der Einimpfung in Rußland in 7 Abschnitten von S. 323 bis 380 und darunter nicht wenig bemerkenswerthes. Nirgends hat die Einimpfung so viel Eingang gefunden als in Sibirien, wo die Blattern gewöhnlich die erschrecklichsten Niederlagen unter den heidnischen Völkern anrichten. Von 1773 bis 1779 sind zu Irkutzk 15380 eingeimpft worden. Eine praktische nicht unscheinbare medicinische Bemerkung, die sich von Hrn. Hofr. Strenge in Petersburg herschreibt, können wir nicht umhin von S. 362 — abgekürzt auszuzeichnen: „Bey

„den

„den natürlichen Blattern kommen sehr oft schwar-
„ze Flecken hervor, die, wie beym Fleckfieber, im
„Anfange hochroth und bläulich sind. Sie ver-
„rathen die Bösartigkeit der Pocken, und verkün-
„digen die meiste Zeit den gewissen Tod. Bey
„den eingeimpften Blattern ist dieser Fall zwar sel-
„ten aber doch nicht ohne Beyspiel. Einige ster-
„ben freylich, weil sie an der Lunge, an der Le-
„ber ꝛc. einen Fehler haben, aber bey andern ist
„der unglückliche Ausgang — den schwarzen
„Flecken zuzuschreiben. Die Prüfung, die man
„im ersten Falle anstellen, und die Heilung, die
„man unternehmen muß, werden bey dem andern
„Fall eben so sehr zur Pflicht. Es ist hiebey nur
„die Frage: ob man schon vor dem Ausbru-
„che der Pocken ein Kennzeichen angeben
„könne, welches die Vermischung schwarzer
„Flecken vermuthen lasse, um ihre Tödtlichkeit,
„ehe es bey dem Daseyn der Flecken schon zu spät
„wird, vorzubeugen. Dies Kennzeichen glaubt
„Hr. Hofr. Strenge entdeckt zu haben. Wenn
„Pocken mit schwarzen Flecken ausbrechen wer-
„den; so findet man schon einige Tage vorher, daß
„die ganze Fläche von dem Grunde der weißen
„Blase an den geimpften Stellen schwarz ist.
„Diese Schwärze scheinet, bey dem Gebrauch
„eines Vergrößerungsglases, schon sehr früh
„durch die weiße Blase hindurch. Nur muß
„man damit nicht den schwarzen Schorf verwech-
„seln, der sich einige mal an der Seite der weißen
„Blase befindet — Und nun muß man seine gan-
„ze Heilungsart gegen das zu erfolgende Fleck-
„fie-

„fieber richten, die schon angehende Fäulniß nach „der Haut zu ziehen, und zur Ausdünstung zu „bringen suchen. Durch diese Heilungsart ver„schwinden die zwischen den Pocken sich befinden„den Petechien in der Folge entweder ganz, oder „verwandeln sich in wirkliche Pocken, und die Ge„nesung ist nach den wiederholten Erfahrungen, die „der Herr Hofrath sieben Jahre hindurch gemacht „hat, sehr zu hoffen.“ Der Anhang über die Tödtlichkeit der Pocken in Petersburg – ist wider die Schlözersche Schrift von der Unschädlichkeit der Pocken in Rußland und von Rußlands Bevölkerung überhaupt. Göttingen und Gotha 1768. gerichtet. Der Vorbericht vertheidigt noch besonders die Empfehlung der Einimpfung von der Kanzel wider die bekannte Haukische Gegenschrift.

4.

Herrn D. Semlers Magazin für die Religion.

Dieses sogenannten Magazins für die Religion haben wir am Schluß des Jahrgangs 1780. nur gelegentlich mit gedacht, als einer Anstalt, die darauf angelegt zu seyn wenigstens scheine, ohne große Mühe einen Gewinn zu machen, besonders wiefern der Herausgeber, etwa von Lessingen auf die Spur geholfen, sich erboten hat, neue Schmiralien wider das Christenthum, die ihm zugeschickt werden wollen, darinn aufzustellen, und mit seinen leicht hinzuwerfenden An-

merkungen zu begleiten. Kaum aber waren wir des Entschlusses, dieses Magazin unsrer Aufmerksamkeit im geringsten weiter zu würdigen. Und sollte nicht auch das liebe Publicum endlich der Semlerischen Schriften so überdrüßig werden, als die Studenten in Halle, nicht eben aus Gewissenhaftigkeit, der Semlerischen Vorlesungen? Doch nein! Herr Semler vertheidigt nun die Rechte der symbolischen Bücher, ist ein unversöhnlicher Gegner und Ankläger der Berlinschen Reformatoren, und macht sich dadurch viele Orthodoxen zu Freunden. So müssen wir denn wohl genöthigt seyn, auch sein Magazin nicht aus der Acht zu lassen, da er gerade in diesem Magazin aus der Vertheidigung der symbolischen Lehre Hauptsache macht. Wie das zu verstehen sey, kann nur errathen, wer die Semlerische Denkungsart schon Jahre her kennt. Der dritte Theil des Semlerischen Magazins mit Zusätzen und einer Vorrede — Halle, im Verlag der Hemmerdeschen Buchhandlung 1781. 8. 420 Seiten, ist es, den wir eben vor uns haben. Dies Cabinetchen pranget mit folgenden Stücken. I. Die wahre und in heiliger Schrift allein gegründete Christliche Religion. 1777. Diesen Aufsatz hat dem Hrn. Doctor durch einen seiner gewesenen Schüler eine 70jährige (nun vermuthlich verstorbene) Magistratsperson aus einer Reichsstadt (Mühlhausen, Schweinfurt oder Nordhausen) zugeschickt. Der Verfasser zeigt sich durchaus für einen Socinianer, bestreitet hier insbesondere die Lehre von der Dreyeinigkeit und

der

der Gottheit Christi, mehrentheils recht sehr erbärmlich, doch mit der ersessensten Zuversichtlichkeit, und schimpft oft äußerst grob und ganz ungezogen auf unser Kirchensystem, auf unsre Geistlichen und auf ihre Art zu predigen. Wer also Lust hat, unsern biblischen Lehrbegriff und alle Lehrer und Vertheidiger desselben auch auf modernere Art öffentlich auszuhunzen, darf seine Arbeit, wenn er auch nur einen boshaftigen und schadenfrohen Muthwillen auslassen wollte, getrost an Herrn D. Semler einsenden, und gewiß seyn, daß sie in diesem Magazin bestens erscheinen und ihren Verfasser nicht verrathen werde. Freylich macht der Herr Herausgeber Anmerkungen dazu. Wie könnte er sonst vor der einfältigen Welt und bey dem Verleger bestehen? Der ungenannte Socinianer erhält viel Semlerisches Lob, und obgleich seine Ungezogenheit gerügt, und unser Lehrbegriff in Schutz genommen wird, so wird doch dabey der Socinianismus für eben so gutes Christenthum erklärt, als das unsrige nach den symbolischen Büchern sey. Noch immer wiederholt Hr. S. sein Losungswort: es muß frey stehen — wiederholt es auch, wo nur bloß die Frage ist, was wahr sey. Denn nach seiner Lehre ist für jeden das wahr, was jeder für wahr hält. Was ist mit einem solchen Kopfe anzufangen, der doch unaufhörlich Aufklärung befördern will? Dabey kommen auch die allergröbsten Brocken mit vor. Niemand soll seine Religionserkenntniß, die er aus der heil. Schrift hat, so für wahr halten, daß er meynen dürfte, andere hätten bey ihren gegentheiligen,

ligen, gleichfalls aus der heil. Schrift geschöpften Vorstellungen, nicht eben so viel und gleichen Grund dazu. Ungeachtet Paulus immerhin darauf dringt, daß die Christen Eines Sinnes seyn, nicht Einer dies, der Andere das glauben soll — so schreibt Hr. Semler dennoch nach seinem Kopfe S. 13. „Ich brauche es wohl nicht umständlich „darzuthun, daß dies nicht einmal möglich ist; „daß es Gottes Absicht gar nicht ist; daß also ein „vernünftiger Christ sich ebenfalls es gar nicht zur „rechtmäßigen Absicht machen könne, daß ja alle „Menschen neben ihm eben diesen Abriß oder Ent„wurf der wahren christlichen Religion durchaus „annehmen und bejahen müßten; oder sonst kei„nen Antheil und Nutzen von der wahren christ„lichen Religion haben könnten und würden.“ Hier ist auch seine eigne selbstgemachte Sprachart, hinter welche sich alles stecken läßt. Eben das käuet er ohne Unterlaß ein. S. 52. „es „kann keine Identität und Einförmigkeit der Vor„stellungen geben (von den Socinianern und von uns ist die Rede) „es hat folglich auch Gott sie „nicht zum Endzweck gehabt.“ Genug die Socinianische Glaubenslehre ist, nach seiner deutlichen Behauptung, gut, und auch die unsrige ist gut, die eine und die andere, nach der verschiedenen Localität der Menschen, auch gleich gut in der heil. Schrift gegründet. „Tadelswürdige Chri„sten, heißt es weiter, wenn sie einander um der „Erkenntniß willen beschuldigen und verurthei„len. Sie sollten ganz allein auf die Früchte „eines christlichen Lebens und Sterbens „se-

„sehen —“ Die Früchte des Sterbens aber können wir ja nicht einmal sehen. Und wenn wir nun Jesum einmal nicht für einen bloßen Menschen halten zu können, sondern ihn nach der Lehre der Schrift für eine unendlich erhabnere Person verehren zu müssen glauben, wie kann unsre schuldige Liebe zu Ihm (und wer Ihn nicht lieb hat, dem spricht der Apostel Anathema!) mit einer solchen Gleichmüthigkeit gegen die Socinianische Herabsetzung seiner Person bestehen? Beynahe noch kräftiger schreibt der Mann S. 70. „Dieses „Ansehen der heil. Schrift, wonach sie principium „cognoscendi und docendi ist, muß man nicht so „verstehen, daß die stete Wirksamkeit des eigenen „Verstandes und Gewissens ausgeschlossen werde“ (was soll das wohl heißen, wo von Lehrsätzen die Rede ist, die man auf das Ansehen der heil. Schrift glauben soll? bey der Gelegenheit angebracht, da der Socinianer nichts weiter zulassen will, als was wörtlich, nach Socinischer Art erklärt, in der Bibel stehe;) „welches offenbar fanatisch seyn „würde. Folglich ist auch ganz klar, daß verschiedene Leser, nach einerley gutem Gewissen, einen „verschiedenen Inhalt der heil. Schrift, wenn „sie von Vater, Sohn und heiligen Geist redet, „nicht nur herausbringen können, sondern unausbleiblich werden, müssen; und dennoch einerley christliche neue Gesinnung, Entschließung „und heiliges Leben daraus anfangen und fortsetzen können, werden und sollen.“ Also einerley Glaube aus einerley Erkenntnißquelle soll und kann nicht entstehen; aber aus mancherley Glauben

ben kann und wird und soll sich einerley christliche neue Gesinnung ergeben. Er schreibt weiter: „Wer hier nicht mit mir übereinstimmen will und „kann, dessen Gründe erwarte ich recht begierig. „Und dies ist der allereinzige Weg, eine Allge„meinheit der christlichen Religion, mit Einstim„mung und Antrieb des Gewissens unter den Men„schen zu befördern, wobey aber keine Gleichför„migkeit der äußerlichen Religionsordnung zu„gleich gesucht oder getrieben werden muß. Diese „hat Gottes ganze Ordnung, Gewalt und Macht „wider sich, und würde eine Quelle tirannischer „Behandlung der Gewissen nach sich ziehen.“ Wir finden kein Vergnügen an Retorsionen, und wer wollte sich gegen Hrn. S. derselben bedienen, da er, wie bekannt, von je her unerschöpflich an Scheltworten ist? Wir glauben auch nicht im geringsten, daß es jetzt gelegene Zeit sey, eine Glaubensvereinigung zwischen den mehrern Partheyen der Christenheit einzuleiten, welche Vereinigung zu bewerkstelligen ohnehin keine menschliche Klugheit und Macht vermögen wird. Da er aber hier unter äußerlicher Religionsordnung nicht etwa die gottesdienstlichen Gebräuche u. d. gl. versteht, sondern offenbar den Lehrbegriff, wie er bey den verschiedenen Partheyen nicht einer und derselbe ist, so ist es in Wahrheit ein Stück von grobem Fanatismus, wenn er sagt: Die Gleichförmigkeit — habe Gottes Ordnung, Gewalt und Macht wider sich, nicht weniger, als wenn Jemand alle anderweitige Uneinigkeit, Zank und Streit, Krieg und Blutvergießen, welches leider

eben

eben so hergebrachte und von je her gewöhnliche Dinge unter den Menschen sind, von Gottes Ordnung, Gewalt und Macht herleiten wollte. Weiter folgen in diesem Magazin: Anmerkungen über die zwey letzten Kapitel von Gibbons Geschichte von der Abname und dem Fall des Römischen Reichs, von Johann Chelsum; nach der zweyten vermehrten Ausgabe aus dem englischen (auf Hrn. D. Semlers Bitte von einem Gelehrten in der Schweitz) übersetzt. Die Rede ist hier von der fernern Ausbreitung des Christenthums nach der Zeit der Apostel, welche Gibbon, der vieles auch so gar vom Voltaire entlehnet, aus sehr menschlichen Ursachen herschreibt. Chelsum macht viele gute Anmerkungen, begeht aber auch manche Schwachheit. Ueber solche Stücke commentirt Hr. Semler nach seiner Art am liebsten. Sehr oft, und nicht bloß in Nebensachen, steht Gibbon bey ihm besser, als Chelsum. Er kramt eine Menge seiner sonstigen seynsollenden Entdeckungen in der Kirchengeschichte aus, auch diejenigen, welchen von den bedeutendsten Männern, z. B. Hrn. Consist. R. Walch, mit den augenscheinlichsten Gründen widersprochen worden ist, ohne eines Widerspruchs und einer Mislichkeit, die es mit solchen sogenannten Entdeckungen habe, nur zu erwähnen. Oft, wo doch wohl der Leser wissen will, was er zu urtheilen habe, auf welcher Seite mehr Grund, Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit sey, spricht Herr S. auch hier: Es muß frey stehen — Ja freylich können und wollen wir nicht mit

dem Schwerdt drein schlagen. Hier und dort setzt er einer Anmerkung des Chelsum in einer Parentheſe hinzu: (Dis Urtheil stehet frey.) Es fehlt nicht viel, so schiebt Hr. D. Semler alle Schuld der heidnischen Verfolgungen gegen das Christenthum bloß auf fanatische Christen, welche auf eine Umkehrung des Staats umgegangen seyn, und hiedurch die Obrigkeiten wider sich und zugleich wider bessere Christen gereizt haben sollen. Wer aber mag von ihm nicht unter die Menge fanatischer Christen gerechnet werden? So gut, als Einen, zählt er hieher den lieben Justinus M. S. 127. weil er Jüdische Ideen von einem leiblichen Reiche Christi unterhalten, und (hätte er hinzusetzen sollen, wie ers dachte) die Offenbarung Johannis im geringsten nicht weniger für ein göttliches Buch angiebt, als eins der übrigen. „Er „gehörte, schreibt Hr. S., gar nicht zu den Ka„tholicis, die sich freylich die Verfolgung nicht zu„ziehen wollten, welche solche Schwärmer traf.“ Der arme Justinus M. Und wie sind nun die Katholici, seit Bahrdts Ankunft in Halle, bey Hrn. S. in so guten Credit gekommen? Doch haben damit seine geliebten Gnostiker, als abgesagte Feinde der Bücher des Alten Testaments bey ihm noch nichts verloren. Die Catholicos zapft er nun nur unvermerkt an. Jedes Ding will seine Ursache haben. Der werthe Irenäus, gleichfalls seiner Empfehlung der Offenbarung Johannis wegen, ist auch hier kurzweg noch ein Montaniste, wozu ihn Hr. S. in seinen neuen Untersuchungen gemacht hat. Was fragt er nach

allen

allen Widerlegungen? Genug aber Hr. D. Semler würde leicht allen Verfolgungen in jenen Zeiten zu entgehen gewußt haben; und so müssen wohl die heidnischen Römer bessere Christen gewesen seyn, als die Berlinschen Reformatoren, von denen er jetzt verfolgt wird. S. 182 schreibt Chelsum die Abneigung jener Christen, obrigkeitliche Aemter zu übernehmen, sey mit daher gekommen, weil sie die Eidesformeln als abgöttisch betrachtet hätten, welche zuweilen nothwendige Bedingungen gewesen wären, zu einem Amte zu gelangen; in solchen Fällen sey die Ursache ihres Verhaltens offenbar, und gereiche ihnen zur Ehre. Hiebey steht folgende Semlerische Anmerkung: „Auch dieses, daß Christen öffentliche Bedienungen nicht verwalten wollten, und der Obrigkeit „doch unterthan seyn sollten, das ohne Unterobrigkeiten gar nicht möglich war: verstehe ich „nur von fanatischen Christen. Pauli Schüler „mußten es wissen, εἰδωλον seye nichts; über die „bürgerliche und politische Sprache hatten alle „Unterthanen nicht so zu urtheilen, daß sie sie verändern wollten. Indes ist auch wahr, daß das „eigene Gewissen gelten mußte; und wenn ein „Christ sich dadurch auch allerley Noth und Elend „zuzog: ist es mehr ein Fehler der Regierung gewesen, als des gemeinen Mannes.“ Nie hat Paulus aus dem εἰδωλον ist nichts — nur so viel schlechthin herleiten wollen, daß man über Fleisch von Götzenopfer unter keinerley Umständen keinerley Bedenken sich machen solle, geschweige, daß er hätte lehren wollen, das Schwören bey

heidnischen Götzen dürfe man für eine unschuldige Sache halten, desto weniger, da darüber in den Büchern des A. T. (nach welchen freylich Hr. S. nichts fragt) so ernstliche Erinnerungen vorkommen. Wer nun darauf achtet, ist bald dem dreusten Manne in Halle ein fanatischer Christ. So sind denn auch die Protestanten fanatische Christen, welche z. B. in Wien lieber kein Amt und keinen Doctorhut suchen, als bey der Maria und den Heiligen schwören wollten. Denn dies wird denn doch ebenfalls nur bürgerliche und politische Sprache seyn. Ein Semlerischer Schüler wird also klüger denken; und sagen wir denn nicht mit Recht, daß nur ein neuer Pabst mit einiger Gewalt anrücken dürfte, um ganze Schaaren so aufgeklärter Menschen in den Schooß seiner Kirche zu führen? Doch Hr. S. weiß den ersten Christen auch viel guten Rath zu geben. „Warum, spricht er, S. 212, hielten sie „ihre Zusammenkünfte nicht im Beyseyn eines „Deputirten von der Obrigkeit? So wäre allem „Verdacht, aller Beschuldigung vorgebeugt gewe„sen.“ Daß sie doch diesen Einfall nicht gehabt haben! Hr. S. wiederholt ihn nochmals S. 222. Der armselige Rathgeber meynt also gar für bekannt annehmen zu dürfen, daß die Römischen Cäsarn, Consuln ꝛc. und Priester im 2. und 3. Jahrhundert nur nach Wahrheit, Gottseligkeit und Tugend gefragt haben. Vielleicht giebt er eben den Rath bald noch auch den Ketzern in Spanien, um sie wider die ehrenbelobte Inquisition sicher zu stellen. Am Ende vertheidigt Chelsum

sum noch den Eusebius, mehr, als er Ursache hätte, da vielmehr durch dieses Kirchengeschichtschreibers nicht zu leugnende Schwachheiten, Heterodoxie und hier und dort hervorstechenden Scepticismus, eben seine historische Glaubwürdigkeit gewinnt. Hr. D. Semler nimmt sich hiebey des raisonnirenden Gibbons an S. 266 wieder mit seinem alltäglichen Wahlspruch: „Es muß al„len Zeitgenossen frey stehen, über die Feler und „Mängel der ältern Christen ganz frey zu urthei„len. Man konnte zur Zeit der Apostel unter „römischer Obrigkeit ein ruhiges und stilles Le„ben führen, als Christ; warum nicht auch nach„her? Fanatische Christen waren Ursache, daß „auch unschuldige gute Christen viel Noth leiden „mußten, weil man sie, des Namens wegen, für „einerley unsichere Unterthanen hielte.“ Es muß also auch Hrn. D. Semlers Zeitgenossen frey stehen, über seine Fehler und Mängel und über noch mehr Semlerische Eigenheiten (denn auch Er geht mit seinen Urtheilen weiter) ganz frey zu urtheilen. Wir achten ihn also hier und an mehrern Orten für einen allzudreusten und sehr unverständigen historischen Raisonneur. Weil Paulus 1 Tim. 2, 1. 2. darum gebetet wissen will, daß man, als Christ, ein ruhiges und stilles Leben führen könne, so scheint der neue Geschichtschreiber S. dies für einen historischen Bericht anzunehmen, daß man — gekonnt habe. Jeder Verständige hingegen wird gerade das Gegentheil daraus schließen, und meynen, daß eben deswegen um so mehr habe gebetet werden sollen. Und wie sind die Apo-

stel

stel selbst zu ihrem Märtyrertode gekommen? wie ist Paulus zur Erleidung des seinigen gekommen? Waren auch sie fanatische Christen? oder waren fanatische Christen daran Schuld? Wenn das wäre, so hätte Paulus sehr unrecht gethan, daß er nirgends in seinen Briefen Beschwerden über solche Christen geführt hätte, die durch ihren unruhigen und empörenden Fanatismus große Leiden auch über bessere Christen brachten, und daß er vielmehr von großen Leiden vieler Christen um des Christenthums willen, an mehrern Orten schreibt. Oder wo ist Paulus enthauptet worden? Etwa zu Jerusalem von den Juden? Warum beklagt er sich nicht wenigstens im 2. Br. an Tim. über solche fanatische Christen, die nun ihn ums Leben bringen hülfen? Doch Hr. S. redet von nachherigen Zeiten. Ja! Aber er macht auf diese Zeiten Schlüsse aus der Apostolischen Zeit her. Und aus dieser Zeit ist vielmehr gerade das Gegentheil in Ansehung der folgenden zu schließen. Oder hat etwa auch Paulus überall, wo er das Evangelium predigen wollte, darinn fehlsam gehandelt, daß er zu seinen Vorträgen sich keine Magistratsperson zum Deputirten erbat? Doch wer sieht nicht, daß Hr. S. nun allgemach Ursache genug habe, mit seinen Raisonnements zu Hause zu bleiben? Danach fragt er schon längst nichts, was Jesus seinen Jüngern, verstehe keine fanatischen, für Schicksale zum Voraus angekündigt habe, als welches jederzeit für eine Apologie für das Märtyrerthum, überhaupt genommen, gelten muß. Drittens werden

in

in diesem Theile des Semlerischen Magazins die vorher schon angefangenen Auszüge aus den Einwürfen des Celsus und den Antworten des Origenes fortgesetzt. Bekanntlich haben wir schon eine Mosheimische teutsche Uebersetzung des Origenischen Werks wider den Celsus. Es brauchte also für unser gelehrtes Publicum keiner solchen Auszüge, wenn es Hrn. S. nicht um Waare für sein Magazin zu thun wäre, und wenn er nicht aus seinen vielen dabey, nicht sowohl mit Bedacht geschriebenen, sondern nur hingeschütteten Anmerkungen, Hauptsache machen wollte. Wir thun hiemit diesen Anmerkungen nicht unrecht. Sie sind großentheils den vorhin ausgezeichneten Glossen gleich. Wir geben nur einiges davon zum Beyspiel. Celsus verachtet die Christen und Juden S. 296 aufs äußerste, vergleicht beyde mit einem Schwarm Fledermäuse, oder mit Ameisen, die aus ihrem Haufen kriechen, oder mit Fröschen, die um einen Sumpf sitzen, oder mit Würmern, die sich in dem Winkel des Mists versammlen, die unter einander darüber streiten, welche von ihnen wohl am meisten Sünder seyen, und sich anmaßen, Gott pflegt uns alles vorher zu verkündigen ꝛc. Origenes weiß diese niederträchtige Vorstellungen, dergleichen bey Celsus nichts seltenes sind, nicht anders, als von den Christen und Juden überhaupt zu verstehen. Hr. D. Semler aber will zum Behuf seines sogenannten Christenthums überall historische Fündnisse machen, und fügt hinzu: „Des Celsus Vortrag „entdeckt eine sehr große Verachtung der Christen: „es

„es ist daher wahrscheinlich, daß er theils fanati-
„sche Partheyen vor Augen habe, welche freylich
„den Particularismus sehr weit getrieben haben;
„theils besonders von Juden rede, welche sich al-
„lerdings einen gar seltsamen Vorzug vor allen
„andern Nationen und vor der ganzen übrigen
„Schöpfung beylegten ꝛc.“ Also ist es bey Hrn.
S. unwahrscheinlich, daß Celsus die Christen
überhaupt, und daß er ächte Christen so sehr sollte verachtet haben. Seine Verachtung soll wahrscheinlich nur auf fanatische Parteyen gefallen seyn. Und worinn sucht Hr. S. hier den Fanaticismus? In dem Particularismus d. i. in dem Stück des christlichen Glaubens, daß, wer die Lehre von Jesu Christo, da sie an ihn gebracht wird, nicht gläubig aufnimmt, verdammt seyn solle, und zwar nach der ausdrücklichen Bezeugung Jesu Christi selbst. So steht kaum zu zweifeln, daß Hr. S. zu jenen Zeiten ein Feind des Christenthums, wie Celsus, gewesen seyn würde. Doch vieles hat er auch nur hingeschrieben, wie es ihm gleich einfiel, und um es nicht umsonst geschrieben zu haben, mußte es stehen bleiben, wenn es auch mit dem folgenden sehr sonderbar contrastirt. Denn gleich nachher S. 298 da noch von den Würmern im Mist die Rede ist, schreibt der Hr. Anmerker selbst: „Es ist kaum zu
„zweifeln, daß folglich Celsus hier einen erhabe-
„nen moralischen Satz sehr ungerecht verdrehet
„habe —“ Wenn Celsus also ungerechte Verdrehungen gemacht hat, wie kann man zu seiner Ehre vermuthen, daß er (nur) fanatische Partheyen

vor

vor Augen gehabt habe. Doch bey Hr. S. sind ja vornehmlich die Katholici im Geschrey des Fanaticismus, und die Gnostiker in weit besserer Achtung, ob er gleich vorhin den Catholicis, nach jetziger Lage seiner Umstände, ein Compliment machte. S. 313. wo eben von dem Kasten des Noah die Rede ist, guckt die Semlerische Verachtung der Bücher des A. T., die er zeither nicht mit aller Angelegentlichkeit hat an den Tag geben wollen, aufs sonderbarste hervor. Man denke nur, für welche aufgeklärte Leser der Mann folgendes Gewirre (mag auch Origenes hier noch so viel Allegorien aufstellen) hingeschrieben habe: „Ich bin auch davon ganz gewiß, daß in dem „Ausspruche Jesu weder diese Erzählung von der „Sündfluth, noch irgend ein Theil jüdischer Hi„storien zu dem Reiche Gottes gerechnet werde, „das von den Juden genommen werden solle. „Es ist auch nicht geschehen; die Juden haben „alle diese Erzählungen noch, und ihr Inhalt „hindert sie wirklich an der wahren Vorstellung „von dem Reiche Gottes. Mit welchen Gelehrten oder Ungelehrten mag das gestritten seyn? Sollen wir hier erst die Nachricht erhalten, daß die Juden alle diese Erzählungen noch haben? Aber, was der Hr. Doctor eben sagen wollte, der Inhalt dieser Erzählungen und überhaupt der Bücher des A. T. trägt die Schuld davon, daß die Juden vom Reiche Gottes keine richtigen Vorstellungen haben. S. 315 — werden auch die Gnostiker wegen ihrer Verachtung der Bücher des A. T. nicht unmerklich gelobt. Und S.

341

341 giebt es erst eine tiefe Untersuchung, da eben Origenes von dem Teufel und den Dämonen redet, wider deren Realität Hr. S. nun gleichfalls um ein merkliches bescheidener streitet, als ehedem so viele Jahre lang, ohne doch seinen Streit im geringsten zurück zu nehmen. Doch bis hieher war das wichtigste zurück. Am Ende kömmt es erst, nämlich: Antwort auf einige vorgelegte Fragen. Diese Fragen hat, nach Hrn. S. vorläufiger Nachricht, ein sehr gelehrter, sehr angesehener Mann an ihn gebracht, und begehrt, daß sie öffentlich kurz und gut beantwortet würden. Sie betreffen geradehin die Sache, über welcher zwischen Hrn. Semler auf einer, und zwischen Bahrdt, den Berlinschen Reformanten und Basedow und deren mannichfaltigen bekannten und verborgenen Zugehörigen auf der andern Seite so viel bitterer Zwist entstanden ist, seitdem nämlich der erstre den übrigen zum Trotz und zu seiner Empfehlung quasi bey den Orthodoxen, die öffentliche Wendung machte und nun für einen Verfechter der Symbolen angesehen seyn wollte. Er erklärt sich hier mit einiger mehrern Deutlichkeit, als sonst, und so sieht man klar, daß er in Ansehung der Religion an sich ein eben so crasser Latitudinarier, zur wahren Schmach für die Hauptlehre von dem Glauben an Jesum, sey, wie jene, und im Grunde noch weit mehr ein Unchrist, als z. B. Herr Basedow. Nur betreffend die Art, wie und wodurch man auf die angebliche Aufklärung des gemeinen Mannes und des ganzen christlichen Publicums arbeiten solle, sind diese re-

reformantischen Gelehrten verschiedener Meynung. Die größere Parthey will geradehin den öffentlichen Lehrbegriff aufräumen, und auf eine wenig sagende Lehrform aller Partheyen kurz weg vereinigen. Hr. S. sagt dagegen, das heiße nicht für die Erdbürger, sondern für den Mond, arbeiten. Er will seine Bemühungen nicht sowohl oder gar nicht auf Verbesserung des recipirten öffentlichen Lehrbegriffs, sondern auf Zubereitung besserer Lehrer anlegen, welche an die Symbolen, in ihrem zu gebenden öffentlichen Unterrichte an das Volk, gebunden seyn sollen, wie die jedesortigen Landesgesetze, Religionsverträge, Reichsgesetze, Friedensschlüsse es mit sich bringen. Das rechnet er zum Locale, wider welches man mit keinem Fug anrennen könne. Dennoch sind immer auch seine Absichten weitaussehend genug. Man höre ihn S. 390. „Jemehr also Lehrer der christ„lichen Religion (wie sie nämlich Hr. S. zuberei„ten will) eben dieses befördern, daß das wesentli„che der Religion von dem localen und unmora„lischen unterschieden werden kann; destomehr „wird der Religionshaß abnehmen, der bloß aus „der Vertauschung dieser Relation entstehet und „fortdauert. Diese Einsicht ist aber mit einer „viel schwerern Uebung verbunden, als daß sie „bloß durch einen Ausspruch sogleich entstehen „und eingeführt werden könnte. Freylich sind „große Schaaren Theologen seit langer Zeit ganz „anderer Meynung; sie sprachen eben so leicht „allen Nichtchristen alle Seligkeit ab — sie ver„tauschten gerade das locale ihrer Kirchen mit

„dem wesentlichen der christlichen Religion, und „behaupteten eben so unbesorgt, ohne Christum (ohne ausdrückliche Kenntniß der christlichen Religion) seye gar keine Wohlfahrt der Menschen „möglich; als wenn Gott nur allein der Gott der „Christen, oder der römischen, der lutherischen „Christen wäre — Auch Socinianer und Naturalisten müssen hier nicht allein absprechen „wollen; ihre Lehrform ist eben so wenig das „Mittel zu einer allgemeinen Religion, als jede andre Formen es sind und seyn können.“ Wir haben also doch mit den Socinianern und Naturalisten gleichen Rang bey Hrn. S., da die Herren Berliner, nach seiner Anklage gegen dieselben, uns tief gegen jene herabsetzen. Und die Juden stehen schon damit in eben der Rangordnung, weil Gott ja auch der Gott der Juden ist. Zu dem localen gehören auch vor allen S. 389. die Lehrstücke von der Dreyeinigkeit, Versöhnung ꝛc. Die letzten Fragen jenes sogar sehr gelehrten und angesehenen Mannes sind folgende: „Wenn es bey dem kirchlichen System bleiben „soll und muß, wozu nützt es, auf Universitäten „gelehrte Prediger zu ziehen? Ists nicht eine „harte Beschwerung der Gewissen, denen, die das „Predigtamt künftig verwalten sollen, erst so viel „Licht zu erleichtern durch critische und historische „Einsichten, für sich einzusehen, das felet unserm „kirchlichen System an Wahrheit und Richtigkeit, und denn ihnen doch zu sagen, ihr müßt „dabey in euren Vorträgen an das Volk bleiben?“ Der Fragende mag wohl geglaubt haben, Hrn. S.

S. endlich hiedurch in große Verlegenheit zu bringen. Er irrte sich. Der neue Verfechter der Symbolen hat die auffallendste Entschlossenheit, zergliedert diese Frage in mehrere, und hebt seine Antwort auf die erste: ob es beym kirchlichen System bleiben soll? mit der kategorischen Antwort an: „Ja; es soll und muß dabey bleiben; „denn das kirchliche System ist allen 3 Kirchen „gemeinschaftlicher Besitz; kein Privatus darf „daran zerren und zupfen; es darf auch kein teut„scher Reichsstand daran weiter eine wesentliche Ver„änderung vornehmen; oder, um es anders zu sagen, „der medius terminus der Religionsverträge im „teutschen Reiche ist ein öffentliches Heiligthum „ꝛc.“ Nun, das kann unmöglich bey den A. D. Bibliothekaren gutes Blut geben, die vorher der sichern Meynung waren, Hr. Semler zupfe nicht nur und zerre an dem kirchlichen System, sondern ravagire darinn so tapfer, als sie selbst, und die ihn gar als ihren Oberanführer verehrten. Welche Noth aber sollte Hrn. S. die Frage machen, wozu es nütze, auf Universitäten gelehrte Prediger zu ziehen? Wenn sie an uns gethan wäre, so dürften wir antworten, daß am wenigsten Gelehrsamkeit für einen Lehrer des neugemachten naturalistischen sogenannten Christenthums erforderlich sey. Denn den ganzen Lehrbegriff desselben nach seinem völligen Umfange kann jeder mäßige Docent aufs höchste binnen 3 Lectionen zum vollständigsten abhandeln, und dabey einerley Sache doch zehnmal einkäuen. Es gehört auch keine Sprachkenntniß, Geschichte, Kritik ꝛc.

dazu. Allein drittens, ob es nicht eine harte Beschwerung der Gewissen seye ꝛc. Je nun, Hr. S. ist zwar nicht in Abrede, daß es bey manchen Personen wohl so eintreffen möge, aber es sey durchaus nicht wahr, daß alle gelehrte Prediger alsdenn über Beschwerung ihrer Gewissen unausbleiblich klagen müßten oder zeither wirklich schon klagten ꝛc. Er sollte aber doch nicht bloß von gelehrten (und mit der Voraussetzung, als ob gelehrte Prediger durch sogenannte Kritik und Geschichtskunde für ihre Personen sich über den Lehrbegriff schon weg studirt haben müßten) sondern von zugleich gewissenhaften Predigern reden. Denn daß es auch solche gebe, die mit dem Lehrbegriff ein Gewerbe treiben, wie die handelnden Nationen mit Pulver und Bley, und arme Betteljuden mit christlichen Erbauungsbüchern, die sie von Halle aus in umliegende Gegenden hausiren tragen, das wird von allen Seiten eingestanden. Doch Hr. S. geht weiter, und schreibt S. 405. „Ich halte es für geradehin „unrecht, daß einzelne Lehrer ihre veränderlichen „Einsichten über Besserung des Kirchensystems, „für so wichtig und erheblich halten, daß sie öffent„lich sonst nichts lehren wollen, als was sie selbst „für wahr und richtig halten. Ich will es zuge„ben, daß es mit und nach Gewissen geschehen „könne; aber sie sollten dieses Gewissen ernstlich „zu bessern suchen.“ Nachher redet Hr. Semler sogar in einer heiligen christlichen Sprache. Da haben wir denn eine praktische Symbolik von Hrn. D. Semler. Welche niederträchtige Heuchler,

ler, die auch der Pöbel zu Tunis und Algier nicht würde zu Lehrern haben wollen, will er uns also zu Predigern zubereiten? Dennoch aber wird es unmöglich seyn, unter 100 Studiosen der Theologie nur 10 zu finden, die dieser schamlosen Verstellung sich nicht ganz unfähig fühlten. Und wie? unsere Prediger sollen uns ja die sogenannte Heilsordnung nicht nur, wie eine Historie, nach Art der Semlerischen Dogmatik, erzählen, sondern aufs angelegentlichste ans Herz legen; sollen auch bezeugen und aus der heil. Schrift klar machen (so wollens unsre symbolischen Bücher) daß es keinen andern Weg, als diese Ordnung des Heils, zur Seligkeit gebe. Sollen sie, nach Hrn. S. Begehren, auch dieses, ohne es im geringsten selbst zu glauben, ohne es mehr zu glauben, als ihr Lehrer? In Wahrheit, die Berlinschen Bibliothekaren können ihm seine eigne Censur über ihre praktischen Lehrgrundsätze zurück geben. Er arbeitet für den Mond — und sein Unmuth über so fehlgeschlagene Hoffnungen bringt ihn dem Trübsinn so nahe, als Hr. Basedow von sich selbst der Welt ausdrücklich berichtet. Seine eignen sonstigen sogenannten vielen Schüler, (jetzt hat er vielleicht eben deswegen und seines immer taumelnder werdenden Vortrags wegen fast keine mehr) wissen seiner Lehrmoral nicht nachzuleben, ihr Gewissen nicht bis dahin zu bessern; so viel Heucheley sie auch an seinem so klaren Beyspiel gelernt haben mögen.

5.

Hrn. Prof. Rößlers, Bibliothek der Kirchenväter in Uebersetzungen und Auszügen aus ihren fürnehmsten, besonders dogmatischen Schriften ꝛc.

Wollte es gleich das Ansehen haben, als ob dies schätzbare Werk mit dem vierten Theile im Jahr 1777 beschlossen seyn sollte, so hat sich doch der gelehrte und arbeitsame Verfasser bewegen lassen, es weiter, nämlich bis auf die Kirchenversammlung zu Chalcedon, diese mit eingeschlossen, fortzuführen. Wir haben also aus dem Hertelschen Verlag zu Leipzig erhalten Christ. Fr. Rößlers, ordentlichen Prof. der Geschichte zu Tübingen, Bibliothek der Kirchenväter ꝛc. Fünfter Theil; oder Zwote Periode bis auf die Kirchenversammlung zu Chalcedon, Erster Theil: Athanasius Eusebius. Cyrillus von Jerusalem 1780. 8. 456 Seiten; ingleichen Sechster Theil; oder — Zweyter Theil Epiphanius. Alte Häresiologie. 1781. 8. 426 Seiten. Da wir finden, daß schon einige neue Reformationsmänner, die ohne vieles Nachdenken alles aufraffen, was ihnen auf den ersten Blick in ihren Kram zu taugen scheint, sich auf die Rößlerische Bibliothek der Kirchenväter in freudenvollem Tone berufen haben, welches etwa manchem Leser solcher Reformationsschriften einen unrichtigen Begriff von dem Buche beybringen möchte, so wollen wir unser Urtheil darüber

über etwas näher geben, als bey der Anzeige der erstern Theile desselben geschehen ist. Ueberhaupt wünschen wir, daß es recht vielen aufrichtig biblischen Orthodoxen, die von Beurtheilungskraft nicht verlassen sind, in die Hände kommen möchte. Wir können nicht wohl zweifeln, daß diejenigen unter den neuen Reformatoren, die etwas weiter sehen, als der nachtretende Troß, diese Rößlerische schon so weit ausgeführte Unternehmung sehr ungern sehen; und gewiß wird Niemand unzufriedner damit seyn, als Hr. D. Semler. Bey verständigen Theologen, die aber besonders äußerlicher Umstände wegen sehr fern davon sind, die Kirchenväter selbst lesen zu können, wird ihm durch die Rößlerische Bibliothek seine ganze patristische Reformirkunst verdorben — wir sagen, bey verständigen, die selbst zu urtheilen im Stande sind, wenn sie die nothdürftigen Urtheilsangaben vor sich haben, und die auch gern mit eignen Augen sehen wollen. Auch der Semlerische Hardu-inismus, womit der Mann viele mit keinem Recht verdächtige Schriften der Väter für untergeschoben erklärt, z. B. des Irenäus bekannte Bücher wider seine lieben Gnostiker, verträgt sich bey keinem nicht schon verblendeten Leser mit der Rößlerschen Bibliothek. Aber, wie kommen denn nun die rasch reformirenden Kleinmänner dazu, diese Bibliothek gleichsam als für ihre Sache lautstimmend anzuführen. Hievon muß allerdings Hr. Rößler selbst — so gesetzt und gründlich auch, überhaupt genommen, seine Denkungsart ist, besonders wie sie sich im Ganzen bey den letzten

Theilen zeigt — die Schuld tragen. Seine eigentliche Absicht war und ist, seine Leser besonders mit den dogmatischen Schriften der Väter bekannt zu machen, und dabey mit seinem Urtheil über den Inhalt nicht voranzugehen, sondern das Urtheil und den Gebrauch der gelieferten Auszüge den Lesern zu überlassen. Wär er dieser Absicht überall getreu geblieben, so würden die ungeschickten seyn wollenden Religionsverbesserer seine Bibliothek meistens nur angestaunt, oder nicht oft gewagt haben, dies oder das ohne Vergleichung mit so vielem andern heraus zu klauben. Nun aber hat er in seinen Anmerkungen, die eigentlich bey jener Absicht nur zur bloßen Aufklärung des jedesmaligen Texts hätten dienen sollen, viele weiter führende Urtheile über den Lehrbegriff der ersten Kirche überhaupt, in der Gestalt historischer Sätze, beygebracht. Es ist wahr, er erwähnt oft und schärft ein, daß wir nach augenscheinlich richtigen Grundsätzen unsern Lehrbegriff einzig aus der heil. Schrift zu nehmen und zu bestimmen haben; und was kann bey allen Verständigen für unsre Zeiten unwidersprechlicher seyn? da es zu Hrn. D. Semlers und Consorten Verdruß, auch nach der Rößlerschen Bibliothek ganz klare Sache ist, daß die älteste sowohl als die nachherige christliche Kirche (die abgehenden sogenannten Ketzer alle sind in Wahrheit aufs leichteste zu beurtheilen, so bald man nur die Evangelien und Apostelgeschichte für ächte historische Bücher annimmt und braucht) eben die hohen Begriffe von dem göttlichen Ursprunge und Ansehen der heil.

Schrift

Schrift des A. und N. T. beständig gehabt habe, welche unsre seligen Reformatoren nicht erst aufbrachten, sondern schon voraussetzen konnten, und nun nur als den einzigen Hauptgrundpfeiler des zu reinigenden Glaubens unbeweglich fest zu stellen suchten. Gleichviel aber ist es doch nicht, richtig zu erkennen, welcher Lehrbegriff in der sogenannten katholischen Kirche im 2. und 3. Jahrhundert gangbar gewesen sey, weil wir sonst schief und ungerecht von unsern Brüdern jener Zeiten, die mit uns an eben den Jesum Christum geglaubt und eben die göttlichen Schriften anerkannt haben, denken — und den Malcontenten unsrer und der folgenden Zeiten mehr Vorwand, obgleich bloßen Vorwand, zur Verwirrung des biblischen Lehrbegriffs an die Hand geben. Keins von beyden scheint Hr. R. bey seinen Anmerkungen sattsam bedacht und nicht selten unter der Mühseligkeit seiner Arbeit, mit welcher er doch auch hurtige Fortschritte machen wollte, hingeschrieben zu haben, wozu er sich eben auf der Stelle durch den jedesmal vorliegenden Text veranlaßt fand. Besonders laufen die Anmerkungen in den ersten Theilen sehr bund durch einander. Wir dachten dabey mehrmals an das non omnia possumus omnes, und wünschten, daß es Hr. Rößler, den schon die Auszüge und Uebersetzungen für die Zeit (wenn nicht viele Jahre darüber hingebracht werden sollten) hinlänglich und zu stark beschäftigten, gleichfalls bedacht haben möchte. Bey den letztern Theilen aber haben wir uns nicht enthalten können, zu glauben, daß Hr. R., nachdem er in den

vorigen Jahren seine Urtheile zu sehr von Hrn. Semler und Schröckh hatte leiten lassen, nachher selbst bey der Fortführung seiner Auszüge auf richtigere Wahrnehmungen gekommen sey. Viel Uebereilung im Urtheilen aber zeigt sich immer noch bey ihm, wie wir leicht an mehrern Beyspielen zeigen könnten. Nun auch, zur Benachrichtigung unsrer Leser, von dem Inhalt der zwey letzten Theile etwas! Athanasius — mit welcher verächtlichen Mine sehen die angeblich neuaufgeklärten Theologen auf diesen Namen hin! Denn auch solche Menschen, wie Bahrdt und — bart sind, helfen längst die Urtheile der theologischen Welt bestimmen. Es mögen aber immerhin auch etwas ehrbarere und gelehrtere Männer den altbelobten Athanasius noch so tief abwürdigen, so schreibt doch Hr. Rößler, besage des eben angemerkten gewiß ein unverdächtiger Zeuge, in dem Vorbericht von dessen hier im Auszug mitgetheilten Schriften, nämlich Th. V. S. 41 — „Doch die Lehre zwar des Nicänischen Bekennt„nisses ist noch die Lehre unsrer Kirche, nicht aber „die Methode, nach der sie Athanasius erläutert „oder bewiesen hat. Wiewohl auch von dieser „ist noch manches, wenigstens in unsern ältern „Lehrbüchern, und wohl nicht allein in den ältern „übrig geblieben, und es wäre immer besser, wenn „einige unserer neuern Dogmatiker diese Stücke „ihren Lehrlingen gehörig aus diesem authentischen „Commentator erläuterten, als daß sie mit unzeiti„gem Stolz darüber hinführen — Aber freylich müß„ten sie dergleichen Stücke und den Athanasius „erst

„erst kennen —“ Gewiß hat hieran Hr. Rößler selbst bey der Ausarbeitung der erstern Theile noch nicht gedacht gehabt. Die Rößlerschen Auszüge aus mehrern Athanasischen Schriften rechtfertigen dies Urtheil überflüssig, und man sieht daraus vollkommen, daß Athanasius des großen Namens werth sey, den er bey seinen Zeitgenossen und Nachkommen erworben hat. Wem wir hiemit zu viel zu sagen scheinen, der lese nur diese Auszüge. Vorangeschickt hat Hr. R. sehr zweckmäßig einen Auszug aus dem Ersten Buch von Theodorets Kirchengeschichte, da darinn der Anfang der Arianschen Streitigkeiten erzählt wird. Nach den Auszügen aus dem Athanasius aber folgen ähnliche aus des Eusebius Præparatione und Demonstratione euangelica, ingleichen aus dessen 3 Büchern über die Lehre der Kirche von Gott. Hieraus, die Nachrichten des Theodoret dazu genommen, lernt man die Denkungsart und den schleichenden Charakter des Eusebius Pamphili schon hinlänglich kennen. Endlich folgen in diesem Theile noch ziemlich umständliche Auszüge aus den Katechesen des Cyrillus von Jerusalem. Hr. R. hat nicht Ursache zu befürchten, daß die Umständlichkeit bey diesen Katechesen unrecht angebracht scheinen möchte. Es ist auf allen Seiten daraus viel zu lernen, und wer etwa noch nicht weiß (wie es viele nicht zu wissen scheinen, die doch groß darauf thun) was populairer Vortrag der christlichen Religionswahrheiten sey, der lese in der Rößlerschen Bibliothek den Cyrillus von Jerusalem. Hr. R. hat auch darinn

Recht,

Recht, daß Cyrillus weder Arianisch gesinnt, noch in der Sache von dem Nicänischen Glaubensbekenntniß abstimmig gewesen sey, ob er gleich das Wort ὁμοούσιος nicht gebrauchen wollte. Hiebey wird manchem die Frage beygehen, ob man aus den Rößlerischen Auszügen überhaupt die Sache des Nicänischen Lehrbegriffs, im Verhältniß mit der ältern Kirchenlehre, genügsam beurtheilen könne? Wir meynen es — ob sich gleich der Hr. Verf. selbst hier und dort desfalls etwas mißlich bezeigt. Daß die Behauptungen des Arius, der Sohn Gottes sey ein Geschöpf ꝛc. bis dahin in der Kirche etwas ganz ungewöhnliches gewesen sey, ist schon aus den großen Bewegungen klar, welche dieselbe überall sogleich machten. Die Vertheidiger des zu Nicäa festgestellten Lehrbegriffs berufen sich mehrmals auf das Herkommen und auf die ältern Lehrer von den Aposteln an. Man findet nirgends, daß die Arianer hierinn widersprochen oder ein gegentheiliges Herkommen für ihre Lehre angeführt hätten, da sie vielmehr nur aus dem Begriff Sohn philosophiren (oft auf die muthwilligste Art) und was die Schrift von der Niedrigkeit Christi im Fleisch sagt, zur Herabsetzung seiner Gottheit mißbrauchen. Hr. Rößler erwähnt in seinen Anmerkungen nicht selten, daß gleichwohl verschiedene ältere Väter den λογον ἐνδιαθετον (den in Gott von Ewigkeit gewesenen Logos) und προβαλλομενον (vor der Schöpfung der Welt hervorgekommenen) chronologisch unterschieden; hier und dort so, als ob die Arianer diese Vorstellungen für sich hätten beybringen kön-

können. Und hier und dort geht diese Uebereilung sehr weit. Athanasius sagt in seiner zweyten Abhandl. wider die Arianer S. 95. „Wenn man (die Arianer) fragt, warum denn „der Vater den Sohn ganz allein, nicht mit der „übrigen Creatur sollte geschaffen haben, wenn „er eine Creatur wäre? so antworten Eusebius „und Arius und Asterius, der den Götzen ge„opfert hat: wie Gott die erschaffene Natur hätte „machen wollen, so hätte er gefunden, daß sie sei„ner (unmittelbaren) allgewaltigen Schöpfershand „nicht fähig gewesen sey: und deswegen habe er „vors erste nur den allein geschaffen, den er den „Sohn und das Wort genannt habe, damit, wenn „er mitten eingestellt wäre, alles durch ihn hernach „habe geschaffen werden können.“ Hiezu macht Hr. R. folgende Anmerkung: „Und darin haben „die Arianer nichts gelehrt, das nicht auch schon „in ältern öffentlichen Schriften der herrschenden „Kirche gesagt worden wäre, ob ich wohl weiß, „daß es deswegen nicht richtig war. Athanasius „kannte sonst die Lehre der Aeltern und war ein „Verehrer derselben. Hier geht er so weit, „diese Lehre gottlos zu nennen.“ Wie? sollte Hr. R. nicht eben dadurch, daß er daran dachte, wie Athanasius ein guter Kenner der Aeltern gewesen sey, sich nicht habe erinnern lassen, etwas bedächtiger zu seyn? Hr. R. hat hier ganz verschiedene Dinge mit einander verwechselt. Keiner der ältern Väter z. B. Justinus M. redet von einer Schöpfung des Sohns, wohl aber von einer Zeugung aus dem Wesen des Vaters, die einige

so

so vorstellig machten, als ob sie vor der Schöpfung der Welt (nicht von Ewigkeit) geschehen sey, doch auch nicht κατα ἀποτομην, als ob derselbe dadurch von dem Vater gleichsam abgetrennt worden wäre. Und eben diese Väter nehmen an, daß der Sohn vorher von Ewigkeit in dem Vater wirklich gewesen sey. Etwas anderes belegen auch die erstern Theile der Rößlerischen Auszüge nicht. Hierauf selbst also konnten sich die Nicänischen Väter berufen, wenn sie behaupteten, der Sohn sey immer gewesen, da die Arianer lehrten: es war einmal eine Zeit, da der Sohn nicht war — und er sey ἐξ ὐκ ὀντων aus Nichts geschaffen, wie die übrigen Dinge. Sollten die Arianer selbst die Schriften jener Väter sogar nicht gekannt haben, daß sie nur auf ihrer eignen Philosophie hätten bestehen wollen, und daß ihnen nun erst von uns auf ältere Spuren ihrer Lehre geholfen werden müßte? Alexander, Bischof von Alexandrien, unter welchem der Arianismus ausbrach, schreibt in seinem Briefe an Alexander von Constantinopel (welcher Brief schon den ganzen Nicänischen Lehrbegriff vorträgt, wie er nachher auf der Kirchenversammlung festgestellt wurde) beym Theodoret im Rößlerschen Auszuge S. 17. von den Arianern: „Sie wollen sich keinem ältern „Lehrer vergleichen lassen (ἀδε των ἀρχαιων „τινασσυγκρινειν ἑαυτοις ἀξιουσιν): keiner unse„rer Collegen (τιον νυν πανταχδ συλλειτουργων) „ist ihnen gelehrt genug. Sie allein wollen alles „wissen und durchaus bessere Einsichten haben. „Die ältere gottgefällige Schrifterklärung achten „sie

„sie für nichts; die heilige übereinstimmige Lehre „unserer Amtsbrüder hält sie nicht in Schranken.“ Dieser Bischof war es eben, der mit Arius selbst viel Disputirens gehabt und ihn nachher ausgestoßen hatte. Wir wünschten, daß Hr. R. auch zu dieser Stelle eine Anmerkung gemacht hätte. Vielleicht hätte er denn im Folgenden manche andre zurückbehalten. Auch von dem nun von neuen so unverdient verschrienem Worte ὁμοούσιος bey dieser Gelegenheit etwas behufiges beyzubringen, schreiben wir die in Wahrheit liberale Erklärung des Athanasius darüber ab, wie sie bey Hrn. R. in dem Schreiben des Kirchenvaters über die Schlüsse der Nicänischen Kirchenversammlung S. 60 zu finden ist: „Man hat auf „der Synode festgestellt, der Sohn seye aus dem „Wesen des Vaters, nicht bloß hin aus dem „Vater, weil er bey dem letztern Ausdruck immer „noch in die Classe der geschaffenen Dinge gesetzt „werden konnte; also um anzuzeigen, daß das „Wort etwas anderes, von der Natur der geschaf„fenen Dinge verschiedenes seye. Eben so giengs „mit dem andren Ausdruck gleiches Wesens. Die„Bischöfe wollten sagen, daß das Wort die wah„re Kraft und Bild des Vaters und ihm durch„aus und ohne Veränderung ähnlich, daß es end„lich allezeit und unzertrennt in ihm seye. Die „Eusebianer winkten einander zu, daß man das „alles wohl zugeben könne, und daß wir in gewis„sem Verstande das alles auch mit ihnen gemein „haben. Darüber verfiel man auf das Wort „ὁμοούσιος gleiches Wesens, damit man erklären woll-

„wollte, der Sohn seye dem Vater nicht nur „ähnlich (ὁμοιος) sondern habe dasselbige Wesen „aus dem Vater und jene seine unwandelbare „Aehnlichkeit mit dem Vater seye ganz etwas an„deres, als unsere tugendhafte Nachahmung „desselben, als worin unsere Aehnlichkeit bestehet. „Deswegen setzen die Väter gleich dazu: „Die„jenigen aber, welche sagen, der Sohn seye ent„weder aus nichts oder er seye geschaffen oder ver„änderlich oder gemacht, oder aus einer andern Sub„stanz, verurtheilet die heilige und rechtgläubige „Kirche. Wer nun nicht wie Arius denkt, wird „wie diese denken müssen und begreifen, daß sich „die Sache so verhält, wie der Glanz zum Licht, „woraus er sich ohngefähr eine Vorstellung der „richtigen Lehre machen kann. Wenn sie end„lich nur diesen Sinn der Synode zugeben und sich „bloß an den gewählten Worten stoßen, so wol„len wir ihnen diese nicht aufdringen; ich weiß „aber gewiß, daß, wenn sie den Verstand an„nehmen, sie auch die Worte werden gelten lassen. „Und im Grunde sind sie ja selbst an der Erfin„dung derselben schuldig, da sie durch ihre Ränke „die Väter dazu veranlaßt haben. Und wenn „sie schon nicht selbst in der Schrift vorkommen „jene Ausdrücke, so ist doch die Sache, die da„mit behauptet wird, schriftmäßig —“ Hr. R. schreibt hiebey: „Sehr richtig. Athanasius näm„lich sieht darauf, daß die Arianer sich das An„sehen gaben, als wenn sie die Nicänische Lehr„form deswegen hauptsächlich nicht annähmen, „weil sie nicht schriftmäßige Ausdrücke gebrauche.

Das

„Das seye nur Vorwand und Heucheley, sagt er, „nicht Hochachtung gegen die heil. Schrift, son„dern Widerwillen gegen den Vortrag und die „Sache selbst.“ Man vergleiche mit dem allen die in Wahrheit schöne und brauchbare Burscherische Collection aus den ältesten Vätern über die Lehre von der Dreyeinigkeit ꝛc. auch um zu sehen, wie stark Hr. R. sich oft übereilt habe. Das wichtigste im Th. VI. der Rößlerischen Bibliothek sind die Auszüge aus den zwey größern Schriften des Epiphanius, nämlich aus dessen Ankorat, oder Abhandlung über den christlichen Glauben, und dem Panarium oder Aufzählung und Widerlegung der Ketzereyen. Die Rößlerische Arbeit bey diesem letztern Werke ist vornehmlich dadurch schätzbar, weil dabey zugleich die Nachrichten des Philastrius, des Augustinus und des Theodoretus von den Ketzern verglichen sind. Da nun im Theil I. schon auch ein genügsamer Auszug aus des Irenäus Büchern wider die Gnostiker zu finden ist, so hat man in dieser Bibliothek den Kern der sämmtlichen alten Häresiologen beysammen, um alles das, was z. B. Hr. D. Semler zu Gunsten jener Ketzer sagen will, und noch mehr schon vollkommen beurtheilen zu können. Hrn. Consist. R. Walchs Ketzerhistorie, welche überall die sorgfältigsten Untersuchungen liefert, womit keine Semlerische sogenannte Untersuchung verglichen werden kann, empfiehlt Hr. R. mehrmals aufs beste. Auf die Häresiologen folgen des Titus von Bostra drey Bücher wider die Manichäer, und des Didymus von Alex. Abhand-

lung über den heil. Geist. Eine lesenswürdige Abhandlung von Hrn. R. selbst über die Philosophie der ältesten christl. Kirche macht den Beschluß dieses Bandes. Daß sich hier und dort gegen die Rößlerische Uebersetzung etwas, auch nicht unbedeutendes, erinnern ließe, merken wir bloß an, da doch Niemand fürs Publicum einen Gebrauch davon wird machen wollen, ohne wenigstens das zugleich in den Anmerkungen mitgetheilte Original der Hauptstellen genau verglichen zu haben; es müßte denn etwa Hr. Steinbart seyn, wenn er eben bey flüchtiger Lectüre ein Etwas aufgetrieben zu haben glaubt. Hr. R. ist wegen solcher Versehen durch die Mühseligkeit der Arbeit entschuldigt. Hingegen wünschten wir desto mehr, daß in dem griechischen Texte nicht so viele Druckfehler stehen geblieben wären, wenn auch dieselben noch weniger dem Hrn. Herausgeber zur Last gelegt werden können. Noch etwa vier Theile ähnlicher patristischen Auszüge sollen zu erwarten seyn. Von der Fuchsischen Bibliothek der Kirchenversammlungen gedenken wir nächstens Nachricht zu geben.

Litterarische Nachrichten.

1.) Gottesgelahrtheit.

Von des Hrn. Consist. R. und Generalsup. Joh. Fried. Jacobi sämmtlichen Schriften ist zu Hannover noch im vorigen Jahre auch

des

des Ersten Theils zweyte Abtheilung herausgekommen. Sie führt sowohl die Seitenzahl, als die Zahl der Inhaltsstücke weiter fort, und zwar die erste bis S. 726. Es folgen hier unter Num. III. Geistliche Reden. Dieser Reden sind 6 von Hrn. J. selbst, und 1 von Hrn. Past. Kaiser zu Hattorf, nämlich die von demselben bey der Beerdigung des Vaters des berühmten Hrn. Jacobi, Johann Andreas Jacobi, gehaltene Standrede. Die hier zum zweyten male gedruckten Jacobischen Reden und Predigten haben alle etwas ganz ausnehmendes. Es sind folgende: 1.) Rede, gehalten bey der Confirmation zweener jungen Herren vom Stande, über Jes. 44, 21. 2.) Bußrede, gehalten an dem Bußtage vor Weihnachten 1755 über Jes. 1, 2 — 5. auch mit Rücksicht auf das große Erdbeben, welches Lissabon zerstöhrte. 3.) Rede, welche am Sonntage Sexagesimä 1756 gehalten worden, da man den Mittewochen vorher, nämlich den 18. Februar, in den hiesigen Gegenden (von Hannover) ein Erdbeben verspüret. 4.) Rede, gehalten am ersten Sonntage in der Fasten, als wenige Tage vorher eine Mutter ihr (schon einige Jahre altes) Kind durch einen Schnitt in den Hals vorsetzlich entleibet hatte, über das ordentliche Evangelium. Diese Rede enthält auch nachdrückliche Vorstellungen an die unmenschlichen Väter unehlicher Kinder. Man erwäge nur: „Ein jeglicher unter „uns Stadtpredigern (zu Hannover) taufet jährlich eine beträchtliche Anzahl unehlicher Kinder, „und es hat nicht ein jeglicher unter uns alle

„Jahre eines zu confirmiren. Eine gewisse An„zeige, daß die mehresten vor dem vierzehnten „Jahre ein Opfer des Todes werden.“ 5.) Predigt von dem großen Nutzen der Gottseligkeit über 1 Tim. 4, 8. gehalten vor einer Gemeine (zu Wollershausen im Fürstenthum Grubenhagen, bald nach dem Ableben des Hrn. Vaters, Joh. Andr. Jacobi, fast 47 Jahre daselbst gewesenen Predigers) welche für einigen sonst gewöhnlichen Unordnungen bewahret, und dabey mancher merklichen Vortheile und des göttlichen Segens theilhaftig worden. Ungeachtet Hr. J. hier gar nicht Lobredner seines Vaters ist, so sieht man doch deutlich, besonders bey Vergleichung der Standrede vom Hrn. Past. Kaiser, wie viel augenscheinliches Gute dieser fromme und wackere Jacobi bey seiner ganzen aus 2 Dörfern bestehenden Gemeine, unter göttlicher Gnade, gestiftet habe. Daß doch diese letztern Reden besonders von vielen tüchtigen Hrn. Landpredigern, die nur öfters nicht Glauben, Muth und Eifer genug haben, gelesen und beherzigt werden möchten. Recensent kannte einen erfahrnen, frommen und großen Mann, welcher zu sagen pflegte, man dürfe auf ein Dorf nur hinkommen und sich etwas umsehen, um mit ziemlicher Sicherheit erachten zu können, ob es seit 50 Jahren gute oder schlechte Prediger gehabt habe. Hierüber giebt es auch kein statthaftes moralisches Bedenken. Gott kennet die Herzen der Menschen, und giebt ihnen danach entweder gute oder solche Prediger, wonach ihnen die Ohren jucken. Freylich wird es wegen der gro-

ßen

ßen Mannichfaltigkeit in der Regierung Gottes auch an Ausnahmen nicht fehlen. Viele öffentliche hieher gehörige Nachrichten, sonderlich von der Umänderung der Denkungsart und Sitten einer Gemeine ins Schlechte, kann es nicht wohl geben. Denn gesetzt, um jene Gemeine zu Wollershausen und Lütgenhausen sähe es nun jetzt ganz anders aus, wie dürfte davon der Hr. Generalsup. eine sattsame Nachricht ins Publicum bringen? 6.) Gedächtnißrede über 1 Petr. 1, 3 — 5. welche der Verfasser seinem in dem HErrn entschlafenen Vater (am 2. May 1756) gehalten hat, nebst dem erbaulichen Lebenslaufe desselben. Auch dieser Lebenslauf ist nichts gemeines. Ferner liefert diese Abtheilung IV. eine Leichte und beruhigende Vergleichung einiger Stellen des alten und neuen Testaments, worinne Gebete wider die Feinde und Danksagungen für die Rache, so Gott von Ungerechten genommen, enthalten, mit dem Gebot von der Liebe der Feinde und der Fürbitte für dieselben. Es ist bekannt genug, für wie anstößig jene Stellen insbesondere von ganz neugebackenen Theologen angesehen worden sind, daß man sich deswegen auch kein Bedenken machte, ganze Psalmen und wohl größere Stücke der heil. Schrift zu verwerfen oder der jüdischen grausamen Denkungsart zu beschuldigen. Gleichwohl ist diese Jacobische Abhandlung (wir wissen zwar nicht, in welchem Jahre sie zuerst herausgekommen sey; aber doch) schon vor dem Jahr 1764 vorhanden und zu lesen gewesen. Die Sache hat,

wie der Hr. Verf. völlig klar zeigt, gar keine sonderliche Schwierigkeit und mißlich ist sie im geringsten nicht. Einige erbauliche Anekdoten sind hier zugleich auf eine gute Art mit erzählt. Bey Ps. 109 haben wir geglaubt, vermissen zu dürfen, daß Hr. J. nicht angemerkt habe, wie dieser Psalm einer der vielen Messianischen, und in dem Gebet wider Einen besondern und zugleich wider mehrere Feinde zugleich weißagend sey, da kein unbedingtes Gebet des Messias ohne den gewissesten Erfolg bleiben kann. Doch vielleicht hat der Hr. V. nicht durch solche Anmerkungen die Sache, die er vorträgt, noch mehrern Streitigkeiten oder Einwendungen aussetzen wollen. Endlich V. Kurze und zur Erbauung eingerichtete Einleitung in die christliche Glaubens- und Sittenlehre in Frage und Antwort gefasset und zum häuslichen Gebrauch herausgegeben (zuerst 1764) nimmt den größten Raum dieser Abtheilung ein, von S. 503 bis ans Ende 726. Ein sehr schönes Stück! in welchem der Hr. V. auch hier und dort ausserlesene Kenntnisse beybringt und Winke giebt, die vielleicht nur der sattsam verstehen soll, der ihm ähnlich, ein unablässiger Forscher nach mehrerer Aufklärung ist. Doch würde Recensent, wenn diese katechetische Einleitung eine neue Arbeit wäre, ohne Verletzung der dem so würdigen Hrn. V. schuldigen und aufrichtigen Hochachtung, einige nicht ganz unbedeutende Anmerkungen dabey zu machen finden.

Unsere Leser erinnern sich der gelehrten Programmen des Herrn D. Burscher, nun Professoris

ris primarii zu Leipzig, welche de vera origine præcipuorum dogmatum et institutorum sacrorum, quæ tempore Sacrorum Emendationis repudiata et abrogata sunt ab Ecclesia Euangelico-Lutherana, handeln. Bis auf 8 derselben haben wir vorhin (1778. St. 3. S. 442 —) angezeigt, bis jetzt aber noch 6 andere, nämlich bis Num. XIV. erhalten. Der Name des Hochwürd. Herrn Verf. allein empfiehlt sie zur Gnüge, und so zeigen wir nur den bestimmten Inhalt auch der letztern an. Prolusio IX. fährt im 8. Jahrhundert fort, und trägt die Geschichte der Verehrung der Bilder, des Kreuzes, der Reliquien und der Heiligen und ihrer Anrufung, so weit das alles auch durch öffentliche Gesetze gebilligt und bestätiget worden ist, umständlich vor. Am Ende folgt eine Vergleichung der neurömischen Heiligen- und Bilderverehrung mit den abergläubischen Religionsgebräuchen des ehemaligen heidnischen Roms, mit genauen historischen Belegen versehen. Prolusio X. zeigt erstlich kurz, daß die Römischen Bischöfe, Traditionen und Gebräuche im 8. und zu Anfang des 9. Jahrhunderts in verschiedenen Abendländischen Gegenden, besonders in Teutschland, ein größeres Ansehen erlangt haben, theils durch die zur Bekehrung der Heiden ausgesandten Mönche, vornehmlich den Bonifacius, theils selbst auch durch Carln den Großen, und erörtert nachher den Ursprung des Weihwassers. Prolusio XI. und XII. macht mit dem Ursprung und eigentlichen Anfang der Römischen sogenannten Kanonisation der Heiligen bekannt. Prolusio XIII. und XIV

legt nach der Reihe alle unzweifelhafte päbstliche Kanonisations-Handlungen bis ins 12. Jahrhundert, d. i. bis auf die Zeiten vor, da der Römische nun über alles empor gestiegene Bischof das Recht, Heilige zu ernennen oder zu kanonisiren, allein an sich riß, welches vorher die Bischöfe, entweder einzeln mit Zuziehung ihres Clerus, für ihre Diöces, oder zusammentretend für ein ganzes Land geübt hatten. Nämlich unter den Römischen Bischöfen sprach zuerst Innocenz II. in einer Kanonisations-Bulle vom J. 1139. von pflichtmäßiger Beobachtung der verehrlichen Schlüsse der Mutter, der Heiligen Römischen Kirche. Eugen III. erklärte im Jahr 1145. in der den Kaiser Heinrich I. betreffenden Kanonisations-Bulle die Autorität der Römischen Kirche, welche die Stütze (firmamentum) aller Concilien sey, für genügsam, und ein feyerliches Concilium für unnöthig zur Ernennung eines Heiligen. Und endlich raubte Pabst Alexander III., welcher vom J. 1159. bis 1181. regierte, andern Bischöfen und den Concilien dies Recht ganz, und eignete es, als unter die Causas majores gehörig, einzig der Römischen Kirche, d. i. dem Pabste zu, bediente sich auch des Ausdrucks Kanonizíren, Kanonization zu erst, welches Wort hier umständlich erläutert wird. Herr D. Burscher benutzt die wichtigsten Werke der Römischen Schriftsteller auf sehr gute Art, darunter auch sehr neue, übrigens ziemlich unbekannte Schriften Italienischer Gelehrten, z. B. des Alex. Aurel. Pelliccia Bücher de Christianæ Ecclesiæ primæ, mediæ et nouissimæ ætatis politia.

Nea-

Neapoli 1777. 8. Lo Stato presente della Corte di Roma, esposto da Andrea Tosi Veneziano, in Marsiglia 1774. 12maj. u. a.

Auf sehr billige Pränumeration ward im v. J. dem noch christlichen Publicum angeboten, und ist nun den Pränumeranten ausgeliefert Addison von der Wahrheit der christlichen Religion nach der neuesten Ausgabe der mit vielen vortrefflichen Anmerkungen und Abhandlungen begleiteten französischen Uebersetzung des Herrn von Correvon, ins Deutsche übersetzt von Heinrich Johann von Hahn. Erster Theil. Frankfurt am Mayn, in Commission der Andräischen Buchhandlung. 1782. gr. 8. 384 Seiten, ohne den Vorbericht mit dem Pränumeranten-Verzeichniß, auch den Lebensbeschreibungen des Englischen Verfassers und des Herrn von Correvon auf XXXVIII. Seiten. Von dem Addisonschen Original ist zwar längst eine teutsche Uebersetzung vorhanden. Dasselbe aber ist eigentlich nur, so hoch mans auch zu schätzen hat, ein Entwurf oder Abriß zu einem weit größern Werke, welches der große Mann ausführen wollte, wenn ihn der Tod nicht zu bald abgerufen hätte. Der Französische Herausgeber, Herr Seigneur von Correvon, gewesener Bannerer der Stadt Lausanne, hat sich aufs beste in die Addisonsche Betrachtungsart zu versetzen gewußt, den kurzgefaßten Plan desselben in untergesetzten Anmerkungen und in angefügten weitläuftigern Abhandlungen weiter verfolgt, und seine mit der Addisonschen verbundene gelehrte Arbeit zum zweyten male in 3 Bänden

gr. 8. herausgegeben. Dies Addison-Correvonsche Werk legt vornehmlich die (wie man sie nennen kann) äußerlichen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion aus und nach der Geschichte einleuchtend vor, und hat auch in Frankreich und Italien großen Beyfall gefunden. Beyde Verfasser entfernen sich gleichweit von der nachbetenden Leichtgläubigkeit und von der nun auch unter den Theologen ziemlich allgemein werdenden Freydenkerey in der Kirchengeschichte. Man darf also nicht fragen, wie es komme, daß eine teutsche Uebersetzung, bey zeitheriger Uebersetzungs-Epidemie, dem ruhmwürdigen Herrn von Hahn, teutschen Herausgeber des Abbadie, aufbehalten geblieben ist. Herr von Correvon ist einer der feinsten und liebenswürdigsten Schriftsteller, der alle Streitigkeiten zu vermeiden suchte, und mit dem seltensten Scharfsinn vielmehr allen scheinbaren Einwendungen, ohne es merken zu lassen, vorzubeugen wußte. Die von Hahnsche Uebersetzung ist durchaus sehr schön gerathen, wie jeder Kenner gestehen wird, wenn auch die A. D. Bibliothek mit ihrem großen Troß aller Welt das Gegentheil kurz hinschleudernd aufhängen wollte. Um erachten zu lassen, wie unleidlich dieser nun in zwey Secten getheilten Parthey, welche doch nur hauptsächlich in Ansehung der bekannten Frage von der Täuschung des Volks verschieden sind, ein solches Werk, durch 2 berühmte Namen so hoch empfohlen, seyn müsse, geben wir nur zu bedenken, daß dasselbe überall auf die Wunder und Weißagungen Christi und der Apostel zurückführt, auf das un-

unüberwindlich standhafte Bekenntniß der Märtyrer sehr viel rechne, und die daher sich ergebenden Beweise allemal auf ganz ungemeine Art ausführt. In dem Ersten Theile steht nach der Vorrede des Herrn v. Correvon und vorläufigen Erinnerungen, welche bis S. 92. reichen, der Addisonsche Entwurf, wie Text, den die Correvonschen oft ziemlich weitläuftigen Anmerkungen begleiten. Die folgenden Theile enthalten ausführliche Abhandlungen von Herrn von Correvon über solche Stükke, deren in dem Addisonschen Aufsatze gedacht ist, und welche in unterzusetzenden Anmerkungen nicht genüglich abgehandelt werden konnten, z. B. über den vorgegebenen Brief des Abgarus an Jesum Christum, und die Antwort des Heilandes; über die Acten und den Brief des Pilatus an den Tiber; über die Sonnenfinsterniß bey dem Tode Jesu; über das Stillschweigen der heidnischen Orakel; über den Brief des Kaisers Marc Aurel; über die Sibyllinischen Bücher; über die Heilung der Besessenen; über die nach den Zeiten der Apostel bewirkten Wunder; über die Unternehmung des Kaisers Julian, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen; über die Zerstreuung der Juden; über den falschen Messias Barchabba ꝛc. In die Pränumeration wird man hoffentlich noch eintreten können. Sie betrug auf den Th. 1. einen Gulden Reichsgeld. Papier und Druck sind vollkommen gut.

Herrn Steinbarths thrasonischer Großthuerey, womit er darauf pochen zu können meynte, daß noch Niemand sein angebliches System wi-

der,

derlegt habe, da doch vielmehr erst Er auf Widerlegung der Rechtmäßigkeit des göttlichen Ansehens der heil. Schrift ꝛc. und nachher der Hauptstücke des Katechismus Lutheri bey seinem sogenannten System hätte umgehen müssen, diese elende Großthuerey wird nach und nach vielfach gezüchtigt. Vor kurzem kam uns in die Hände Das Steinbartische System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums, geprüft von Anton Bernhard Thiele, Prediger zu Rathstock und Hatheno, Frankfurthscher Inspection. Erstes Stück, vom Titel bis durch den ersten Abschnitt des Systems. Cüstrin 1782 gedruckt bey Trowitzsch — 8. 108 Seiten. Wenn es so hergehen soll, so möchte Herrn St. bald die Lust vergehen, viel zu schreiben. Nicht als ob der Herr Verf. dieser Prüfung den Herrn Consistorialrath gemißhandelt hätte, auch nicht, als ob er einer der schärfsten Philosophen wäre; nein, auch dieses brauchte er nicht zu seyn, um leichte Truppen mit hölzernem Gewehr, die sich bloß auf ihr Feldgeschrey verlassen, zurück zu scheuchen. Er fällt aber besonders damit lästig, daß er alles prüft, auch nicht übel prüft, und schon darüber den Anfang macht, daß sich Hr. St. einen Lehrer der Vernunftweisheit genennt hat. Wer das liebe systematische Buch entweder noch gar nicht gesehen oder etwa nur flüchtig durchgelesen hat, da nun einmal Prüfen nicht Jedermanns Ding ist, der sieht hier Einen Steinbartischen Satz nach dem andern unterscheidend hingestellt — und das allein kann schon manchen noch ehrlichen Mann

zur

zur Besinnung bringen. Herr Pastor Thiele zeigt sich als einen Mann, der, seines Berufs eingedenk, seine Zeit nicht in Müßiggang, noch in fremden oder unziemlichen Geschäften hinbringt, also ganz gut weiß, worauf der Glaube, den er predigt, gegründet ist. Baumgartensche Philosophie mag er immer einem Manne, wie Hr. St. ist, entgegen halten, der ja weder diese noch eine andere je gehörig studirt hat, und nur über alles aus dem Stegreife herraisonnirt. Freylich würde die Prüfung zu mehrern Alphabeten anwachsen, wenn Hr. Th. so fortfahren wollte; und Hr. St. kann weit kürzer heimgewiesen werden, und ist auch schon kürzer abgefertigt, für alle, die nicht mit beyden Augen unsehend seyn wollen. Diese Prüfung des Steinbarthschen Buchs hat sogleich nach ihrer Erscheinung, wie wir glaubwürdig benachrichtiget sind, die Ehre erfahren, in Frankfurt an der Oder (vermuthlich doch von Verehrern des Steinbartischen Namens) an den Galgen am Markte angenagelt zu werden, wo man sie am Morgen den 7. März gefunden und in Gegenwart einer Menge Zuschauer hat abnehmen lassen. Mit größerer Feyerlichkeit hätte sie wohl nicht bekannt gemacht werden können, und diese Bekanntmachung allein hat schon die Buchdrucker-Kosten ersetzen können. Binnen wenigen Stunden sind darauf in Frankfurt an 100 Exemplare verkauft worden. Daß man doch nicht hat abwarten können, ob das Königl. Ober-Consistorium und das Königl. reformirte Kirchen-Directorium, welchen beyden hohen Collegien diese

Streit-

Streitschrift von dem Hrn. Verf. unterthänigst dedicirt ist, eine Urthel darüber sprechen und vollziehen lassen wolle! Was müßte das Steinbartische System für eine Schändung verdient haben, wenn diese Prüfung desselben des Galgens werth geachtet seyn sollte? Denn Hr. Steinbarth hat darinn alle Rechtgläubige mit ihrem Glauben so verächtlich behandelt, als ob keiner derselben werth wäre, an seinem Tische zu serviren.

Den alten Wunsch, daß unsers sel. D. Luthers noch ungedruckte Briefe nicht in Handschriften endlich vermodern möchten, hat an seinem Theil der verehrungswürdige Hr. D. Gottfr. Schütze, Professor und erster Bibliothekar zu Hamburg, zu befriedigen gesucht. Durch dessen Fleiß haben wir erhalten: D. Martin Luthers bisher ungedruckte Briefe aus Handschriften aus der öffentlichen Stadtbibliothek zu Hamburg mitgetheilt — Erster Band, welcher Briefe aus dem Zeitraume von 1541 bis 1546 einige deutsche Briefe und Urkunden, und statt einer Einleitung drey Schutzschriften für Luthern in sich fasset. Leipzig bey Weygand 1780. gr. 8. 1 Alph. 4 Bogen; Zweyter Band, welcher lateinische Briefe und Urkunden aus dem Zeitraume von 1512 bis 1535 und einige deutsche Briefe und Nachrichten in sich fasset. 1781. 1 Alph. 2 Bogen; Dritter und letzter Band, welcher Briefe aus dem Zeitraume von 1536 bis 1540; eine Nachlese von ungedruckten Briefen; Briefe ohne Bestimmung der Zeit, wenn sie geschrieben worden; und statt eines Anhangs ein Verzeichniß

von

von Authographis Lutheri in der Sammlung des Herrn Bischofs Harboe zu Copenhagen, nebst einem zwiefachen Register über alle drey Bände in sich fasset. 1781. 1 Alph. 3 Bogen. Wer wollte zweifeln, daß diese Bände sehr viel lesenswürdiges, erbauliches und belehrendes enthalten, z. B. viel gute Räthe in Gewissensfällen und theologische Bedenken des großen Mannes und vieles historische. Damit doch unser Journal auch aus diesen Briefen etwas auflege, zeichnen wir einiges ohne großabsichtliche Wahl aus. Spanien war schon ehedem ein vorzüglich abergläubisches Land. Luther schrieb am 14. August 1539 (B. 3. S. 108.) Scriptum est ad Dn. *Philippum*, in Hispania sub partum imperatricis trigiuta uiros sese flagellis cæcidisse ad multum sanguinem pro saluo partu, duos ex illis concidisse suis flagellis et exspirasse, et tamen matrem et foetum non potuerunt liberare. Quid gentilius uel apud gentiles fieri potuit, aut potest? Scilicet Deus his sacrificiis placatur ab his, qui Christum occidunt, forte et papa eos canonisabit loco *Bennonis*, quem uos decanonisastis, non ueriti *Cochleum*, *Schmid* et *Nauseos*, sed nec *Sadoletos* — Daß die Reformation mehrentheils nicht sowohl die Hohen und Vornehmen für sich gehabt habe, als die geringern Leute, denen man endlich willfahren mußte, sehe man an den damaligen noch nicht churfürstlichen Sächsischen Ländern unter dem gleichwohl frommen Herzog Heinrich, der sie ernstlich betrieben wissen wollte. Unterm 26. October 1539 schrieb Luther (B. 3. S. 111.)

an

an Wencesl. Linken zu Nürnberg: Nullo modo uelim te mutare istam conditionem cum Lipsia, in qua adhuc disputant, quis aut quid alere debeat ministros uerbi. Etsi uulgus optimum; tamen proceres ueteri odio despiciunt Wittenbergam. Nec est adhuc ibi dux *Georgius* mortuus, incertum denique, an moriturus sit, uel reuicturus potius aliquando. Ego sane odi istam Sodomam, sentinam usurarum et multorum malorum. Nisi quantum pro eruendo *Loth* seruire oportet. Reliquiæ ciuitatis commode prouisæ sunt et satis felicia habent euangelii initia. Und (ebend. S. 132) unterm 15. May 1540 an D. Joh. Langen in aufgebrachtem Eifer, der auf jener Seite viel bewiesene Widrigkeit und schlechte Praktiquen voraussetzt: Ah quantus fuisset dolor, si intellexissem, etiam te *Langum* esse illectum ab Erfordia in ducatum *Henrici*. Dux est optimus: sed senex tanto imperio inutilis. Et interim hi regnant, quibus non canem, imo nec muscam uellem mittere. Id tu persuadeas, quibus poteris. Lipsienses odi (uulgus sane satis placet) ut nihil sub sole magis oderim. Tantum est ibi superbiæ, arrogantiæ, rapacitatis, usuræ. Et quid plura? Sentina sentinarum pessimorum hominum ibi regnat, ut nisi plebi esset seruiendum, iam dudum nullum haberent concionatorem, nisi pestilentes, et sui similes Epicureos et papistas, me quidem omnes ita dehortante et dissuadente. Deus misereatur bonis, et maledicat istam ciuitatem maledictam in æternum. Der HErr ist gnädiger gewesen, als Luther dachte, auch unter mancherley Abwechslun-

lungen; und wir wünschen, daß dieser sein Eifer-wunsch auch nie hinterher in Erfüllung gehen möge. Nun aber sage Jemand, daß in denselben Gegenden die Reformation ein Betrieb der Großen, aus fleischlichen Absichten, gewesen sey!

Schon vor geraumer Zeit schickte mir mein Buchhändler, Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Erstes Heft. Frankfurt und Leipzig (Zürch) 1780. 8. 212 Seiten. Da ich sie nicht auf meine Rechnung haben wollte, und sie doch noch bey mir liegen, so muß wohl keine große Nachfrage danach seyn. Und in Wahrheit, so betitelter Beyträge, die das vernünftige Denken auf dem Titel ankündigen, bin ich so überdrüßig, daß mir gar keine Lust ankömmt, sie nur durchzublättern, wenn sie mir auch täglich vor Augen liegen. Endlich klagte bitterlich letzthin eine gelehrte Zeitung, die ehedem ganz unbilliger Weise Hrn. D. Semler in seinem Wohlstande nur selten recht zu Gebote stehen wollte, sich aber zeither seiner, vielleicht aus herzlichem Mitleiden, bestens annimmt, diese gelehrte Zeitung klagte bitterlich, daß seit zwey Jahren nur 2 Hefte dieser Beyträge erschienen wären, weil sie, zum Nachtheil für die Ehre unsrer Zeiten, nicht abgehen wollten, da der Hr. Herausgeber gern jährlich drey bis vier Hefte liefern will. Nun, dachte ich, ist es Zeit, das Erste Heft zu lesen. Ich las und fand einen Verehrer von Hrn. D. Semler, seinem Meister ziemlich ähnlich. Er muß mit den Verfassern der von uns (im Jahrg. 1781. St. 3. S. 410 — 453)

angezeigten Krit. Geschichte des Chiliasmus sehr nahe verwandt seyn. Seine Raritäten-Krämerey, die doch jedes Publikum ganz unschmackhaft und großentheils sehr elend angebracht finden muß, ist der von uns bey jenem unwitzigen Buche bemerkten ganz ähnlich. Dieser Heft enthält bis auf 11 Aufsätze, darunter folgende: Ueber die Esoterische und Exoterische Lehrart der Griechen mit Anwendung auf die Christlichtheologische — Hrn. D. Semler zur Freude, mit Semlerischer Entschlossenheit und Verwirrung, gleich als ob Christus und die Apostel dem Volk irgend etwas, welches sie selbst nicht für wahr hielten, gelehrt hätten, und als ob namentlich Paulus Christum, den Gekreuzigten nicht von Herzen, sondern nur so lange das Volk noch nichts vollkommneres habe ertragen können, gepredigt, nur so lange diesen Christum selbst und seine Geschichte als die Hauptsache, darauf sich alles beziehen solle, angedrungen hätte; Von der Uebereinstimmung der irrigen Vorstellungen der Christen mit den fanatischen Ideen der Juden; Uebereinstimmung der Göttergeschichte der Braminen mit der Altbiblischen; — Aehnlichkeit der Chaldäischen, Jüdischen und christlichen Dämonologie. Lauter Raritäten! Die Uebereinstimmung und Aehnlichkeit, die hier aufgedeckt werden soll, ist so groß, als die Kleidung und der Putz der Petitmaitres zu Paris und Leipzig mit dem der Schwarzen von Guinea in den Westindischen Pflanzungen. Doch der allererste Aufsatz liefert gleich Gedanken

über

über die Art, wie man die in den Evangelien erzählte Wundergeschichten an das Volk nutzen solle, aus den Semlerischen esoterischen Vorträgen. Die Wunder gehörten, lehrt der Verfasser, nur für die Kinderwelt, nicht für die nun erwachsene Welt. Jetzt müsse man die christliche Religion bloß wegen ihrer innern Vortrefflichkeit für göttlich annehmen. Auch hätten die Nachrichten von den Wundern für so späte Zeiten sehr viel an ihrer Glaubwürdigkeit verloren, und verlören nothwendig mit der Zeit immer mehr. Das Volk sey auch nicht fähig, Beweise für die Zuverlässigkeit und Gewißheit derselben zu fassen, glaube also und müsse nur glauben, weil es von Jugend auf so gewöhnt sey. Ob das eine gesunde Logik lehre oder ob es nur der leichtzuhabenden alltäglichen Erfahrung gemäß sey, ob es unter den Bauern keine Zweifler und so starke Köpfe gebe, als dieser Verfasser ist, danach ist hier nicht zu fragen. Auch eben so wenig, ob die Bücher des Livius bis jetzt noch ihre vollkommne Zuverlässigkeit, bey sonst gleichen Umständen, haben, wie z. B. zu Marc Aurels Zeiten, das bekümmert solche Reformanten nicht; eben so wenig, ob man nun mit wahrer Zuverlässigkeit versichert seyn könne, was eigentlich Christus und die Apostel mündlich und schriftlich gelehrt haben, nach Verfluß so langer Zeit. Denn die innere Vortrefflichkeit der christl. Lehre allein soll sie empfehlen. Aber wie denn? wenn eben diese Lehre Jesum nicht nur als Lehrer, sondern auch als Gegenstand unsrer Verehrung

andringt, den wir ehren sollen, wie wir den Vater ehren, weil er seines Vaters Werke gethan habe, thue und thun werde, Joh. 5, 17 — braucht es dazu auch keiner historischen Nachrichten von ihm? Was ist also klärer, als daß die Semlerische Verachtung der Wunder Christi eine Verachtung des HErrn selbst sey, oder dazu führe? Eben das sieht man in diesen Beyträgen auch aus einem der letzten Aufsätze: Welches sind die Grundartikel der christlichen Religion? Nach sehr elend philosophirendem Raisonnement ist die Antwort: nur diejenigen Artikel seyen Grundartikel, worinn alle Partheyen, also alle diejenigen, die für Christen geachtet seyn wollen, übereinkämen. Das heiße vernünftiges Denken in der Religion! Näher aber am Ende folgt erst eine ausdrückliche Apologie für Hrn. Semler, nämlich Prüfung der Gedanken des Herrn D. Walch über den Gebrauch der Schriften des Neuen Testaments in den vier ersten Jahrhunderten. Man vergleiche den Titel der Walchischen (nicht Gedanken, sondern) historischen Schrift (S. unsern Jahrg. 1780. St. 1.) um recht wahrzunehmen, wie witzig und listig schon die Ueberschrift dieses Aufsatzes sey. Er ist ganz das Werk eines dreusten Schülers, der, in der sichern Meynung, daß außer seinem Lehrer kaum noch ein bedeutender Gelehrter in der Welt sey, die lächerlichsten Sottisen auch gegen Männer hinschreibt, welche doch aller gelehrten Welt als die respectabelsten bekannt sind. Dieser ungenannte Mensch will dem sorgfältigsten Geschichtsforscher unter al-

allen, die wir bisher kennen gelernt haben, welcher eben deswegen seine Gegenstände oft weit ausführlicher abhandelt, als die meisten seiner Leser wünschen, weil ers nirgends an äußerster Sorgfalt fehlen lassen will, diesen Geschichtsforscher will dieser Schüler lehren, wie er untersuchen müsse, z. B. mit Floskeln, wie die S. 179 ist: „Ich kann nicht wohl umhin, zu rügen, daß „Hr. D. W. (er meynt keinen andern, als Hrn. D. Walch in Göttingen, da etwa mancher zur Ehre eines Semlerischen Verehrers möchte glauben wollen, er rede hier von einem Winkelscribenten) „die nützliche Regel gar nicht zu kennen scheint: „Argumenta non sunt numeranda, sed ponderan„da.“ Wo er aber selbst nach seinem Einsichtsmaß, das pondus der Walchischen Argumente nicht in Abrede seyn kann, da spricht er kühn, es sey in jenen patristischen Stellen nur von den Büchern des Alten Testaments die Rede, und es stehe wenigstens nicht zu beweisen, daß auch die Evangelien und Episteln mit gemeynt wären. Das konnte ihm bloß sein allein verehrlicher Client, Hr. Semler, beygebracht haben, welcher gern wollte, daß weder die 4 Evangelien noch die Episteln (und noch weniger Apokalypsis) vor dem dritten Jahrhundert in der Christenheit überall bekannt geworden wären, wenn auch darüber einmal die ihm sonst so verhaßten Bücher des A. T. etwas zu gewinnen scheinen sollten. So viel Einsicht muß man nur den neuen Reformationsbeyhelfern, und zwar bloß in esoterischen Vorträgen, beybringen wollen. Zum Gegenbeweise

bedarf es nicht einmal der noch aus dem 2. Jahrhundert vorhandenen Schriften, z. B. des Justinus Martyr. Der einzige Origenes, den auch kein Semler zu den Montanisten oder jüdischgesinnten Fanatikern zählen kann, reicht hin. Genug Hr. S. wird seine Ehre gegen jene Walchische Schrift durch keine Schülerapologie retten können, noch weniger, als ers ehedem gegen die Schmidischen Schriften konnte. Auch aber seine eigene schriftstellerische Kunst wird dazu nicht hinreichen. Nun wissen wir doch, warum es zu beklagen sey, daß es mit diesen Beyträgen ꝛc. nicht fort will, und bedürfen nicht einmal des zweyten Hefts. Manche gelehrte Zeitung ist doch gar zu listig.

Ueber solche Hefte also ist es mir unschwer meine Meynung zu sagen. Mit Widerwillen hingegen beurtheile ich Schriften von Verfassern, die noch die eigentlichen ersten Hauptstücke des Christenthums nicht wegwerfen, sondern wohl gar ernstlich andringen, und doch tiefe Verehrung gegen unsre Verbesserer vor sich hertragen, selbst reformiren helfen wollen, ohne recht zu wissen, was und wie? und sich dabey sehr einsichtsvoll dünken. Sind endlich diese Männer die wahren Weisen, die andern den Weg zeigen können? Gern möchte ich mit solchen Schriftstellern gar nichts zu thun haben, wenn es nicht zur Journalisten-Pflicht gehörte. Wer Lust und viel Geduld hat, lese ein Ueber die Besuchung der Kranken durch die Prediger von Carl Anton Ernst Becher. Halle bey Hendel 1781. 8. 342 Seiten.

ten. Dieser Hr. Becher hat nun auch die Untugend, schon in der gelehrten Welt als bekannt vorauszusetzen, was und wo er sey, wie seit einigen Jahren gewisse Professoren zur Nachahmung des Hrn. D. Ernesti, dessen Name freylich schon größer war, als die Titel, die er hätte hinzusetzen können und die Jedermann nothdürftig wußte. Nur bezeichnet sich Hr. Becher noch als den Verfasser der von uns gleichfalls bemerkten Betrachtungen über die große Unwissenheit der heutigen Christen ꝛc. und der Beantwortung der Frage: was ist von der Beichte und der Vergebung der Sünden durch die Prediger zu halten? Doch wird er wohl noch ein anderes Amt haben, und ist, wie aus jenen Betrachtungen erhellet, selbst ein Prediger, doch wie wir aus der, der gegenwärtigen Schrift vorgesetzten Dedication an des Königs von Preußen Maj. ersehen, nicht in den Preußischen Staaten. Diese Dedication erregte, wenigstens bey mir, mehr Verwunderung, als Erwartung, mag aber vielleicht Hrn. Steinbart und Consorten und alle moderne Recensenten in große Erwartung versetzen können. Die Abhandlung scheint Anfangs bloß die Frage untersuchen zu wollen, ob die Besuchung der Kranken durch die Prediger nützlich, gut, rathsam, und, wie bisher, beyzubehalten, oder ob sie ohne bedeutenden Nutzen oder gar mehr schädlich, also zu verwerfen und abzustellen sey. Der Hr. V. aber nimmt auf seinem Wege alles mit, worauf er stoßt, wird dadurch ermüdend weitschweifig. Er disputirt Carneadisch, redet erst

bis ganz ins völlig übertriebene zum Vortheil der Sache, nachher nicht viel minder zum Nachtheil. Erst also scheint er sich ganz für dieselbe, nachher ganz wider dieselbe zu verwenden, und am Ende, sogar fast wider alles Verhoffen, will er sie doch beybehalten wissen. Hoc male illos habet, und daher wird es wohl gekommen seyn, daß schon ein Recensent in eben jener Zeitung in äußerster Unzufriedenheit bey dieser Becherschen Schrift die Anweisung, wie ein Prediger die Kranken zu behandeln habe, vermißt hat. Es ist ihm vielleicht zu langweilig geworden, das Buch durchzulesen. Hr. B. hat es daran so wenig fehlen lassen, da es doch eigentlich zu seiner eigentlichen Untersuchung gar nicht gehörte, daß man eben diese Anweisung, ganz unvermuthet angebracht, für die größte Ausschweifung halten kann. Sie ist aber auch nicht so ausgefallen, daß sie diesen Herren gefallen könnte. Denn die christliche Heilsordnung, im Ganzen genommen, behält Hr. B. noch ziemlich wohl bey. Allerdings aber sind bey ihm viele neugefällige Meynungen und schielende Sätze sichtbar, wie er sie aus neuern, zum Theil angeführten Schriften aufgefangen hat. Von noch gegenwärtiger Wirksamkeit Gottes in die Welt will er nichts wissen, auch, wie es uns scheinen will, von göttlichen Gnadenwirkungen, daher auch von wirklicher Erhörung des Gebets desto weniger; wie denn dies gewöhnlich die Folge von jenem ist. Nach ihrem Bedünken allein weise kommen mir immer solche Männer vor, die mit großer Angelegentlichkeit lehren, was uns erst mit

gro-

großem Geräusch zu lehren gar nicht Noth ist. So Hr. B. wenn er meynt, es sey eine seltne Bemerkung, daß selten eine wahre Bekehrung auf dem Krankenbette geschehe. Welcher christliche Prediger wird das von ihm zum ersten male vernehmen? Kaum aber weiß er, ob er eine so späte Bekehrung für möglich oder für unmöglich halten solle. Dies ist eine ziemlich klare Folge davon, daß er der Meynung ist, nicht sowohl Gott selbst, als der Prediger schaffe die Bekehrung. Er fordert daher ziemlich als schlechterdings nothwendig von dem Prediger so viel Wissenschaft, Einsicht, Geschick und Gewandtheit, als selten oder nie einer haben kann, und als Er offenbar selbst bey weitem nicht hat. Man lese z. B. Seite 206. „Viel Kenntniß der Welt und der „Menschen, nach ihren allgemeinen Umständen „und Verhältnissen, Gesinnungen und Denkungs„arten müssen also Prediger in aller Absicht be„sitzen. Sie ist ihnen schlechterdings unentbehr„lich. Und ohne sie ist es, wie bey allen Ge„schäften des Lehramts, also auch bey Besuchung „der Kranken nicht möglich, reellen und bleiben„den Nutzen zu stiften.“ Ich verachte diese Kenntniß der Welt nicht. Wenn aber ohne ein sehr großes Maaß derselben kein Prediger reellen und bleibenden Nutzen stiften kann (ich meyne, wiefern Menschen solchen Nutzen stiften können) so könnte auf vielen Dörfern binnen 30, 40 und 50 Jahren kein Mensch selig werden. Dies dient vielen überweisen neuen Schriftstellern zur Antwort. Weiter darf ich mich mit Hrn. B.

nicht einlassen, und merke nur noch an, daß er an vielen Orten, besonders durch ganz ungewöhnlichen Gebrauch des pronom. relat. er, sie, es; ihr, ihn, sie ꝛc. äußerst dunkel werde. Er redet von ihr, und meynt damit die Besuchung der Kranken, die doch nicht nahe vorher, aber freylich auf dem Titel des Buchs genannt ist.

Allzu streitsüchtig sind zwar, überhaupt genommen, die jetzigen Theologen nicht, weil die eine Parthey derselben, die gern durch bloße Machtsprüche und nach einem bloßen vom genius seculi gestimmten Gefühl reformirt, alle Polemik geflissentlich zu ihrer desto bessern Gemächlichkeit in übles Geschrey gebracht hat. Demungeachtet kann es nicht überall an ziemlich ärgerlichen Streitigkeiten fehlen. In Gießen ist eine solche zwischen Hrn. D. Benner und Hrn. D. Bechtold in sehr lebhaftem Gange, und zwar gar über Hrn. D. Leff in Göttingen, wenigstens über dessen Lehrbuch der christl. Moral. Hr. D. Bechtold wußte sich zu entschließen (daß gewiß wenige selbst unter den Reformanten ihm nachzuthun entschlossen genug seyn werden) über die Leffische Moral Vorlesungen zu halten. Hiedurch, wie freylich mehr als wahrscheinlich ist, ließ sich Hr. D. Benner bewegen, Gedanken über das sonderbare in den theologischen Schriften des Herrn D Leff herauszugeben, welche schon auf 3 kleine Stücke angewachsen sind, deren 2tes auch noch eine Nacherinnerung erhielt. Hr. D. Bechtold sahe bald, worauf es damit vornehmlich angelegt sey, und erschien dagegen mit einer Vertheidigung

der

der Leſſiſchen Moral, die er Dilucidationes theologicas nennte. Eben hierauf richtete Hr. D. Benner ohne Zeitverluſt ſeine Nacherinnerung. Uns waren wenigſtens die Bennerſchen Gedanken über das ſonderbare ꝛc. zu Händen gekommen; und wir wollten nur an dieſem Feuer nicht gern blaſen helfen, deſto weniger, weil wir dabey ſogar auch die nun billig vergeſſen ſeyn ſollende präſtabilirte Harmonie mit aufgeſteckt ſahen. Noch aber brennt es immer fort, vielleicht deſto heftiger, weil es vom großen Publikum nicht ſehr bemerkt hat werden wollen, und zwar von beyden Seiten gleich unverſchonend. Die neueſte Streitſchrift in dieſer Sache iſt eine Wiederholte Apologie der Leſſiſchen Moral; was die Lehre vom Gottesdienſte der Chriſten, und einige andere zum Theil damit verwandte Materien betrifft von D. Johann Georg Bechtold, Superintendenten und ordentlichen Profeſſor der Theologie zu Gieſen. Frankfurt und Leipzig in der Fleiſcherſchen Buchhandlung 1781. 8. 141 Seiten. Wäre nur etwas bedeutendes aus dieſer Streitigkeit zu profitiren, ſo wollten wir uns die Mühe nicht verdrießen laſſen, einen Theil davon auszuzeichnen. Anſtatt des geringſten Vortheils aber, den Jemand aus dieſer Apologie möchte aufleſen wollen, wird er bey mäßiger Aufmerkſamkeit das meiſte für bloßen Wortſtreit erkennen, wie es denn einem Manne, wie Hr. D. Leſſ iſt, vorzüglich eignet, viel Wortſtreit zu veranlaſſen. An dieſem Wortſtreit hat denn freylich Hr. D. Bechtold

deſto

desto mehr Schuld, je angelegentlicher er, aus Vorneigung zum Moderniſiren, die Leſſiſche Lehrart ergriffen hat und vertheidigt. Wir geben nur wenige Beyſpiele. Es iſt im Vortrag der chriſtlichen Moral hergebracht, den Gottesdienſt im engern und im weitern Verſtande zu unterſcheiden. Unter jenem nämlich verſteht man denjenigen, der Gott unmittelbar zum Gegenſtand hat. Von dieſem nun will Hr. D. Leſſ das Wort ſchlechthin gar nicht mehr im beſondern Verſtande gebraucht wiſſen, weil dieſer Sprachgebrauch, wie er meynt, vornehmlich Urſache daran ſey, daß ſo viele Chriſten in der Ueberredung ſtünden, das Chriſtenthum komme nur auf Beten, Singen, Kirchgehen, Communiciren ꝛc. an. Gerade, als ob ſo wichtige Irrungen und Vorurtheile ſich mehr oder großentheils oder ziemlich eben ſo ſtark oder nur im geringſten gleichfalls auf Worte, als auf die Verkehrtheit des Herzens und auf Abneigung, ſich dem HErrn aufrichtig und ganz zu unterwerfen, gründeten, oder nur Worte zu ihrer Quelle hätten; da doch von vielen frommen und ernſtlichen Predigern immer wiederholt die beſte Belehrung darüber gegeben und dennoch bey der großen Menge wenig damit ausgerichtet wird. Ueber dies Wort in ſofern wird nun zwiſchen Hrn. B. und B. geſtritten. Aber auch noch anderweitig wird über dies Wort zwiſchen ihnen geſtritten. Hr. Bechrold behauptet im Leſſiſchen Gefolge: „Liebe und Gehorſam gegen „Gott mit allen damit verbundenen guten Geſin„nungen gegen denſelben, machen den einigen

„ei-

„eigentlichen und wesentlichen Gottesdienst aus. „Alle äußerliche Erweisungen dieses Gehorsams, „sie mögen Gott zunächst oder nur entfernter „Weise zum Gegenstand haben, sind nicht dieser „Gottesdienst selber, sondern nur Frucht und „Würkung desselben, die man, wenn man will, „wohl auch, aber nur uneigentlich und metony„misch Gottesdienst nennen kann, und auch das „kann nur in so fern geschehen, in wiefern die hie„her gehörige Handlungen wirkliche Erweisungen „unsers innerlichen Gottesdiensts sind.“ Hierüber ist der Streit am weitläuftigsten geworden; und der Ausdruck selbst giebt schon ganz klar, daß es wirklicher Wortstreit sey, durch kaum verzeihlige Verleugnung des Sprachgebrauchs veranlaßt. Recensent hat in seiner Moral das Materiale und Formale des Gottesdiensts unterscheiden gelernt. Jenes ist ohne dieses nicht Gottesdienst, und dieses ist ohne jenes kaum irgend etwas. Beydes gehört nothwendig zusammen (das Materiale muß auch nicht nothwendig etwas äußerliches, sondern kann auch etwas innerliches seyn) und beydes zusammenverbunden heißt Gottesdienst. Gottesdienst ist ja doch, nach allem Sprachgebrauch, Handlung. Ist aber auch Liebe an sich Handlung? Gehorsam ist Handlung, die mit der Absicht, zu thun, was Gott vorgeschrieben hat, geschieht. Wenn nun dieser Gehorsam, welcher Gottesdienst ist, eben eine äußerliche Handlung (die an sich, wenn sie ohne Rücksicht auf den Willen Gottes geschähe, ein bloßes Materiale des Gottesdiensts, also noch

kein

kein Gottesdienst wäre) seyn soll, die aber ohne die Seele, ohne Verstand und Absicht nicht geschehen kann, wer will, ohne sich eine neue Sprache zu machen, sagen, diese Handlung sey eigentlich nicht Gottesdienst, könne höchstens nur metonymisch so genennet werden? Denn nur Liebe und Gehorsam gegen Gott sey eigentlich Gottesdienst. Was ist Gehorsam ohne Handlung? Was Gottesdienst ohne Handlung? Und unter Liebe an sich verstehen wir nach gemeinem Sprachgebrauch keine Handlung. Hr. Less wird aber freylich bey seinem besondern Kopfe bleiben; ob auch Hr. Bechtold, wollen wir noch nicht sagen. So viel nun des Wortstreits zwischen Hrn. B. und Hrn. B ist, so ist doch nicht alles bloß Wortstreit. Hr. Less hat z. B. den evangelischen Begriff vom rechtfertigenden Glauben schon sehr verdorben. Hr. Bechtold geht ihm auch darinn nach und will nicht begreifen, was dabey versehen seyn sollte. Hr. Benner hielte dem Göttingischen Theologen eine Rüge, überhaupt mit Recht, darüber, daß er die Tugend das einzige Mittel zur Gnade Gottes nenne und dadurch von der Sprache abgehe, die man im Jahr 1530 zu Augsburg führte. Hr. Benner antwortet darauf in einer Note S. 108. „Nicht „die Tugend an sich, sondern in wiefern sie eine „Frucht der Liebe zu Gott ist, welche allein aus „dem Glauben an Jesu Verdienst entspringt, „nennt Herr D. Less das einzige Mittel zur Gna„de Gottes — Haben aber unsere Glaubensbe„kenner zu Augsburg im Jahr 1530 eine andere

„Spra-

„Sprache geführt? Haben sie jemals — gelehret, „der bloße Glaube ohne Liebe zu Gott, und ohne „irgend eine Frucht der Gottseligkeit, erwerbe „uns die Gnade Gottes und mache uns selig?“ Sollte man solche Verwirrungen, welche zu verhüten unsre seligen Reformatoren eben sorgfältig und umständlich bemühet waren, auch von Hrn. D. Bechtold, keinem jungen Manne, der sich auch nicht, wie Hr. Leß, durch poetische Lectüre gebildet hat, erwarten? Hr. D. Benner that nicht wohl, daß er ganz unglimpflich wider seinen Collegen, Hrn. D. Bechtold, hervorgieng. Dieser aber hat eben so wenig Ehre davon, daß er ziemlich eben so, nur in moderner Sprache, in den Wald hinein ruft, wie er heraus rufen hörte.

Hr. Basedow ist immer auch wieder da, und beweiset durch sein Beyspiel, daß Müssiggang nichts gutes lehre. Unter dem Namen eines vieljährigen christlichen Selbstforschers hat er einen Paraphrastischen Auszug des Neuen Testaments nach dem Bedürfnisse unsrer Zeiten eingerichtet. Berlin in Commission bey Mylius 1781. 8. 372 Seiten herausgegeben. Eben dieser Auszug wird auch als der zweyte Theil der so betitelten Lehren christlicher Weisheit und Zufriedenheit, welche 1780 zu Christianopel in Alethien die Finsterniß der Welt erblickten, verkauft. Ein praktischer Kopf weiß sich zu helfen, weiß auch viel Gründe seines Verfahrens anzugeben. Es folgen hier auf einander I. Allgemeine Sittenlehre Jesu, II. Von den Jüngern

gern Jesu bis an seinen Abschied von ihnen, III. Abschiedreden Jesu beym Johannes, welche, nach Paraphrastens Vermuthung, der HErr erst nach seiner Auferstehung gesagt hat; eine Hülfshypothese ist diese, daß das Evangelium Johannis nicht von dem Apostel selbst, sondern aus seinen mündlichen und schriftlichen Nachrichten in irgend einer von ihm gestifteten Gemeine aufgezeichnet, und denn dabey keine genaue Zeitordnung beobachtet sey: IV. Jesu Leiden, Tod und Begräbniß, V. Jesu Auferstehung, zweytes Leben auf Erden und Himmelfahrt, VI. Einige von sehr vielen Wunderwerken Jesu, VII. Jesu Geburt, Kindheit und Jugend, VIII. Jesu Gespräche mit seinen Gegnern. Auch diese besondere Ordnung hat ihre besonderen Gründe. Weiter bleibt es bey der alten Ordnung: IX. Einige Geschichte der Apostel und ersten Christen, X. Paulus an die Römische Gemeine ꝛc. ꝛc. ꝛc. XXIX. Offenbarung Johannis. Die Offenbarung hat zwar für Hrn. B. kein Ansehen. Er hat einige Stückchen Semlerischer Kritik darüber aufgefangen, und verkauft dieselben wieder als bekannte ächte Waare. Ihre Deutung habe, sagt Er, sehr vielen bis auf den heutigen Tag einen Theil des Verstandes verrückt, oder doch wenigstens nicht nur unnütze, sondern auch schädliche Arbeit verursachet, weil nicht eintreffende Prophezeihungen — in der That das wahre Ansehen der andern apostolischen Schriften unkräftiger machten, besonders weil gemeiniglich nur sehr fromme Verehrer Jesu

und

und der Apostel sich mit der Apokalypse Johannis sehr zu beschäftigen pflegten. Das ist doch in Wahrheit vielfache Lästerung. „Dennoch, sagt „er nachher, möchte ich des Buches, es sey pro„phetisch oder nicht, für vieles nicht entbehren. „Denn es enthält viel Lehrreiches und Herzrüh„rendes für Christen; und ist überdies der aller„deutlichste Beweis, daß der, zur Rechten seines „und unsers Vaters erhöhete, eingebohrne un„vergleichbare Sohn Gottes in frühern Zeiten des „Christenthums sey angebetet worden.“ Sollte man nicht denken, ein solcher Mann müsse doch fürchten, einmal aus seinen Worten gerichtet zu werden? Der paraphrastische Auszug ist übrigens so ganz Basedowisch-Socinianisch, daß wer sich dadurch hintergehen ließe, für einen philanthropischen Zögling angesehen werden müßte. In der Vorrede schwatzt der Mann noch sein gewöhnliches vom Urchristenthum, Kirchenthum ꝛc. nur mit etwas geringerm Unwillen über die Harthörigkeit seiner Zeiten, als er sonst pflegt. Das macht, er verspricht sich nach und nach immer größern Verfall des Kirchenthums.

2.) Philosophie und Naturgeschichte.

Kühner kann kein Jüngling mit Reformations-Eifer auftreten, als der Verfasser der Fragmente zur Philosophie des Achtzehnten Jahrhunderts. Frankfurt und Leipzig 1782. 8. 140 Seiten. Er nennt sich unter der Dedication an des regierenden Fürsten von Anhalt Dessau Durchl.

mit zerstücktem Namen H-d-f-r. Nicht, weil wir diese Fragmente im geringsten, es sey im Guten oder Bösen, für merkwürdig ansähen, sondern weil doch auch daraus zu ersehen ist, welche Umkehrer der Welt der Reformir- und Lesegeist unsrer Zeiten gebähre, nur deswegen gedenken wir dieser Fragmente. Fragmente sind sonst Fragmente von einem gewesenen Ganzen, hier aber soll man Fragmente zu einem erst werdenden Ganzen denken. Man herrscht nun einmal über die Sprache und über die Wahrheit zugleich. Genug dieser Fragmente sind vier: I. Ueber die Freydenkerey. Freydenker sollen nicht mehr die wüsten und alle vernünftigen Regeln des Nachdenkens besonders in Sachen der Religion mit Füßen tretende Leute seyn, nach dem bisherigen Sprachgebrauche, sondern ehrwürdige Männer nach einem neuen dictatorisch einzuführenden Sprachgebrauche. Und ja uerba ualeant, ut nummi, wenn nun auf Worte von so eingebildeten Gelehrten so viel gerechnet wird. Bey diesem Autor aber versteht sich, daß er auch die nach unserm bisherigen Sprachgebrauche sogenannten Freydenker großentheils mit der Ehre seines neuen Sprachgebrauchs bekleiden will. Das heiße doch Philosophie, mit Verachtung aller größern und kleinern Compendien, welche alle auch von unbärtigen Schriftstellern schon durchblättert (wer weiß, in welchen Bibliotheken?) und als Maculatur befunden sind. Die ehrwürdigen Freydenker werden hier in theologische, politische, philosophische und wissenschaftliche Freydenker eingetheilt, und beynahe

nahe ist der Verfasser in seinen Raisonnements über die einen, wie über die andern, gleich gut ein Freydenker nach unserm alten Sprachgebrauche. Dazu gehört, daß er alle Einwendungsmacher mit kräftigen Worten aufs Maul schlägt. Man vernehme nur etwas von seiner politischen Freydenkerey. Nachdem er Seite 25. von Aengstlichkeit Erwähnung gethan, womit er sich der Abhandlung über die politische Freydenkerey nähere, sich aber auch zu seiner Sicherheit erklärt hat, Teutschland sey frey von Tiranney, kommt er S. 26 auf Lobpreisung namhafter politischer Freydenker mit dem Schwerd in der Hand. Und welcher politische Freydenker, der Aufruhr erregte (man denke an die Jesuiten) hat wohl eine mißlichere Lehre gehabt, als die dieser Schriftsteller an Handen giebt: „Wo die Tiranney ganz ohne „Zügel wütet (ganz ohne Zügel hat sie vielleicht nicht oft gewütet, aber wie viele Malcontenten sehen sie nicht leicht und gern dafür an, wowider sie von so praktischen Lehren mit gutem Gewissen Gebrauch machen könnten?) „wo man sich „fürchten muß, auch nur in seinem Hause frey zu „denken — wehe da dem Freidenker, der nichts „als Freidenken und Freischreiben kann! „Willkommen und gesegnet ist dann der Mann, „der weniger das Für und Wider überlegt, we„niger zwischen Mittel und Endzweck stillsteht, „aber Muth und Verleugnung genung besitzt, sein „eignes Leben daran zu wagen, und voll von „Freiheitsgefühl den Tirannen zur Hölle zu schik„ken.“ Wenn hat es wohl, nach der Sprache

des Verfassers, zügellosere Tirannen gegeben, als zu den Zeiten der Apostel im Römischen Reiche? Dennoch lesen wir ganz andere Grundsätze Röm. 13. Und wären die Lehren des reformatorischen Verfassers so gar an sich nicht durchaus verwerflich, so wäre dennoch der ein strafbarer Verbrecher, der sie vorträgt und unter das Volk hinstreut. Denn wozu soll diese Unbesonnenheit? Bedürfte es solcher politischer Freydenker, die wir fern aus Teutschland wünschen, so würden sich trotzige Seelen auch ohne die Beyhülfe namenloser oder namhafter Schriftsteller dazu unschwer genug bilden. Eigentlich aber ist Hr. H-d-f-r doch nur ein Nachbeter — — S. 34 hat ihm seine Weisheit zu einer Note noch folgende Zugabe eingegeben: „Vielleicht sind auch die Zeiten nicht „ferne, wo unser erbärmliches Kriminalrecht in „seinen tiefsten Grundsäulen erschüttert werden, „und man den Satz in seinem ganzen Umfange „verstehen, und die Lehre de jure uitæ ac necis „darauf bauen wird: daß der Mensch ein „Recht, welches er selbst nicht besitzt, auch „unmöglich auf einen andern übertragen „kann." Dabey wird denn doch auch wohl noch wenigstens bedacht werden müssen, ob man am Ende alle Mörder zu Tode füttern wolle, wenn man auch nicht bedenken möchte, ob mit Recht der öffentliche Schatz der ganzen Gesellschaft, deren höchste Rechte durch die Mörder aufs höchste beeinträchtigt werden, zur Fütterung oder nur zur Verwahrung auch der Mörder gebraucht werden solle; wenn auch am Ende die Herren Crimi-

na-

nalisten gar nichts darauf achten wollten, daß die Bestrafung der Mordthaten desto weniger auf menschlicher Willkühr beruhen könne, weil Gott dazu nicht gleichgültig seyn kann, daß seine vernünftigen Geschöpfe, die er nicht für die lange Weile auf die Erde gesetzt hat, von Buben getödtet werden, und diese Buben von der Gesellschaft, in welcher sie leben, nicht einmal das Vergeltungsrecht fürchten sollen. Eine christliche Nation, so lange sie christlich seyn will, muß auch hierin die heilige Schrift respectiren, welche dem Lande Blutschulden beylegt, wo man Mordthaten ohne gleiche Vergeltung hingehen läßt; Blutschulden aber können durch keine andere Strafe, und noch weniger z. B. durch Verjährung (Præscriptio) getilgt werden. Und was ist das Philosophiren von Uebertragung der Rechte — ? Hat etwa der Verfasser irgend eins seiner Rechte an seine Obrigkeit übertragen? oder steht er, so lang er in ihrem Lande ist, nur freywillig unter ihr, nicht nothwendig auch nach göttlichen Gesetzen? So lange wir Christen sind, müssen wir Obrigkeit glauben, welche als Gottes Dienerin das Schwerdt trägt, mögen ihr Menschen diese Macht übertragen haben, oder nicht. Der Verfasser sey ein Christ, oder keiner, so muß er wissen, für welche Leser er schreibt. Für uns ist er ein Freydenker nach bisherigem Sprachgebrauche, wie wir oben definirt haben. Ihm aber würden wir auch so viel nicht gesagt haben, wenn wirs nicht zugleich in Absicht auf andere Schriftsteller und andere Männer einmal hätten sagen

wollen, die noch von etwas mehr Bedeutung sind, und denen zum Theil er nachbetet. Das Fragment II. Zerstreute Reflexionen über die Tugend thut gleichfalls in gehörnter Sprache sehr philosophisch. Beynahe könnte man glauben, darinn einen langen Commentar, über die oft übelverstandne Vorrede des lieben Cornelius Nepos, daß man lernen solle, non eadem omnibus esse, honesta atque turpia, sed omnia maiorum institutis judicari — finden zu sollen. Denn gerade so scheint sich Hr. H-d-f-r über die Tugend, über die ganze Tugend, zu erklären. Da es aber nicht der Mühe werth ist, bey diesem Fragment lange zu verweilen, so theilen wir daraus nur einen großen hingeschleuderten Brocken mit. S. 70. 71. spricht er von der Insel Tahiti, auch folgendes: „Findet er, (der Europäer) denn vollends „gar, daß Gesellschaften von zehn und mehrern „Personen Plato's Vorschlag in Absicht der Weiber realisirt haben, daß jedes Kind, welches aus „dieser Sozietät gebohren wird — erstickt, und „seine Mutter mit dem Schimpfnamen — Kindergebährerin belegt wird, so wird er für dem „Gedanken an solche Schandthaten erschaudern, „und in greuliche Verwünschungen ausbrechen. „Wenn ihm aber nur belieben wollte, zu bedenken, daß — was erstlich die Schaam anbetrifft, „diese Empfindung kein Landesprodukt auf Tahiti „ist, also auch das Aergerniß wegfällt, welches „allein, alle von Natur an und für sich erlaubte „Handlungen bösartig und gemeinschädlich machen kann, so würde er finden, daß der Indianer

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1025698789/phys_0280 DFG

„ner bey alledem vielleicht mehr Unschuld besitzt,
„als mancher Europeer, der sich auf seine feinen
„geläuterten Begriffe von Wohlstand und Schick-
„lichkeit noch soviel einbildet u. s. w. — eben so
„wenig, sag ich, würde er sich darüber wundern,
„als daß auf Tahiti Kokos, und in Teutschland
„Eicheln wachsen. — Jene Gesellschaften aber
„— sie machen der Menschheit Schande, denn
„sie sind mit Grausamkeit verbunden, aber dennoch
„behaupt ich, daß sie keinen Beweis für die Her-
„zensverderbnis des Volks abzugeben im Stande
„sind.“ Aehnliches giebt es mehr in diesem Fragment. Gleichwohl schreibt Hr. H. zum Zeugnis über unsre Patrioten, eigentlich freylich für Hrn. Basedow, S. 91 auch dieses: „Wie hat
„man nicht z. B. seinen Plan von Mädchenerzie-
„hung auf die heimtückischste böslichste Weise ver-
„unglimpft! Wie hat man die Ausführung ei-
„nes ähnlichen Plans von einem edlen Patrioten
„im Halberstädtschen, durch allerley Kabalen und
„Intriguen zu Grunde zu richten gewußt! Und
„welch ein höchst dringendes Bedürfniß ist nicht
„eine solche Veranstaltung unter uns, da bey der
„überhandnehmenden Unkeuschheit zu befürchten
„steht, daß in funfzig Jahren, weibliche Unschuld
„— so selten als ein Phönix unter uns seyn wird.“
Das Fragment III. Ueber die Liebe — ist ein sonderbares Gemisch von Gutem und Bösen. Unter andern ist dem Hrn. V. nicht Recht, daß in unsern öffentlichen Gesetzen noch so viel Rücksicht auf das vierte Gebot, wenn Kinder sich verheurathen wollen, genommen wird. Seine Sprache

geräth darüber in großen Eifer. Von der Liebe ist die Rede, und wie fein sticht nicht gegen die nächst vorher ausgezeichnete Stelle ab und nähert sich wieder der Insel Tahiti, was er S. 111 hat drucken lassen: „Wir predigen eine so erhabne un„befolgliche Tugendlehre, daß sehr zu fürchten „steht, bey einer mehrern Aufklärung des Ver„standes mögten die Menschen die Richtigkeit die„ser Moral einsehen, ihr Joch abwerfen, und „nun ohne alle Moral, ohne alle Empfindung für „Unschuld und Sitten, zu denselben unnatürlichen „Lastern herabsinken, deren Duldung wir dem „Alterthum vorwerfen.“ Einer divinirenden Ahndung sieht es aber dennoch ähnlich, die sich auf die gegenwärtigen Adspecten gründet. Das Fragment IV. Ueber Lektür, Teutschlands Jünglingen und Mädchen gewidmet (Eine in einem freundschaftlichen Zirkel gesprochene Rede) ist das beste unter diesen Fragmenten, und würde uns Achtung gegen Hrn. H. einflößen können, wenn die erstern Fragmente nicht so gar ausschweifend wären. Er erklärt sich durchaus wider das Lesen der Komödien und Romane, besonders derer, die nichts als Empfindsamkeit duften, namentlich der Millerschen von Ulm her, und empfiehlt dafür Bücher von der Naturgeschichte und Reisebeschreibungen, die nun im Ueberfluß zu haben sind.

Ganz eine andere philosophische Reformation findet man in folgendem, sich schon durch feines Papier und Druck und großes Format, wie vielmehr durch seinen Titel, der schon statt einer Recension die-

nen

nen könnte? und durch ein Verlagsprivilegium als höchstwichtig ankündigenden Buche: Irrthümer und Wahrheit oder Rückweiß für die Menschen auf das allgemeine Principium der Erkenntniß. Ein Werk (das alles gehört noch zum Titel) darin die Beobachter auf die Ungewißheit ihrer Untersuchungen und auf ihre beständigen Fehltritte geführt werden, und ihnen solcher Weise der Weg angedeutet wird, den sie hätten gehen müssen, um die physische Evidenz zu erhalten über den Ursprung des Guten und des Bösen, über den Menschen, über die materielle Natur, über die immaterielle Natur und die heilige Natur, über die Basis der politischen Regierungen, über die Autorität der Souverains, über die bürgerliche und peinliche Gerechtigkeit, über die Wissenschaften, die Sprachen und die Künste. Von einem unbek. Ph. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. Mit Churfürstl. Sächs. gnädigsten Privilegio. Verlegt bey Gottlieb Löwe in Breslau. 1782. gr. 8. 614 Seiten. Hr. Cl. läßt sich in seiner Uebersetzer-Vorrede also vernehmen: „Das Buch: des Erreurs et de la Verité ist ein „sonderlich Buch, und die Gelehrten wissen „nicht recht was sie davon halten sollen, denn „man versteht es nicht, und man soll doch „eigentlich verstehen, was man richten will. „Hin und wieder thut wohl der Verfasser seinen „Mund auf und spricht, wie in der Erklärung „vom Ursprung des Bösen, von der Freyheit des „Menschen und an verschiednen andern Orten;

„und da befriedigt er mehr, als was bisher über „die Dinge im Umlauf war. Meistens aber geht „er wie ein Geist, mit verschlossenem Munde „und aufgehabnem Zeigefinger, auf etwas hin„weisend, da wir nicht von wissen; und seine „Winke und Aeußerungen sind allerdings groß und „erfreulich, wie die Gipfel der väterlichen Berge, „aber zu gleicher Zeit so excentrisch und wunder„bar, daß unsre Vernunft ihren Cirkel nirgend an„legen, und sie nicht zusammenhängen und reimen „kann. Dies hat an und für sich nichts zu sa„gen ꝛc. Indeß bleibt immer doch vorher die „Frage über die Authenticität solcher Winke und „Außerungen, und man muß freylich nicht gleich für „Feuer vom Himmel annehmen, was auch viel„leicht nur Irrlicht und Johannes-Würmchen„Feuer seyn kann ꝛc. Ich verstehe dies Buch „auch nicht; aber außer dem Eindruck von Su„periorität und Sicherheit finde ich darinn einen „reinen Willen, eine ungewöhnliche „Milde und Hoheit der Gesinnung ꝛc. Wer nun das Buch lieset, wird diese Vorrede schwerlich für etwas mehr, als für eine Entschuldigung annehmen können, daß Hr. Cl. das Buch übersetzt habe; da man ihn doch nicht gern dafür wird ansehen wollen, daß seine Denkungsart mit der des Verfassers sympathisire. Dieser zeigt sich zwar allerdings als ein Philosoph, der vieles durchgedacht hat. Die eigentlichen Grundsätze, von welchen er ausgeht, sind auch weit besser, als man in einem Buche erwartet, welches, wie dieses, nach dem Verlags-Privilegium zu urtheilen,

in

in unsern Zeiten sich in Teutschland viel Beyfall und Käufer verspricht. Alle Dinge werden darinn als in der Dependenz von Gott allseitig stehend betrachtet, mit Abweisung aller fatalistischen Vorstellungen ein moralisches System aufgeführt, alles Uebel in der Welt von den freyen Abweichungen der vernünftigen Geschöpfe von Gott und seinem Gesetz hergeleitet, und eben hierinn die einzig wahre Theodicee gesetzt. Aber nicht nur die Sprache und Vorstellungsart des Verfassers ist sonderlich, geheimißvoll, bis zur Befremdung wundersam geberdet und fast völlig alchymistisch, sondern auch die Sachen, so weit sie verständlich sind und nach der Absicht des Verfassers, der mit Fleiß vieles in undurchschauliches Dunkel gehüllet hat, verständlich seyn sollen, sind großen Theils ganz unerhörte Dinge, wie sie sich denn auch als ganz neue und von keinem ältern Sterblichen gedachte Wahrheiten, ohne welche kein Heil und Segen seyn könne, ankündigen. Mit Recht wird alles mit der Religion in Verbindung und genaues Verhältniß gesetzt. Die Religion aber, welche hier gelehrt wird, will, so weit man immer sehen kann, bloß natürlich und philosophisch erkennbare Religion seyn, und nimmt doch nicht wenige Stücke, gleich als philosophisch erweislich und von dem Verfasser nach seiner sonderbaren Weise in diesem Buche vorgeblich erwiesen, aus der heil. Schrift, ohne alle Erwähnung dieser Quelle, herüber. Der Mystiker redet zwar S. 286 — sehr viel in räthselhafter Sprache von einem Buche das aus 10 Blättern bestehe. So we-

wenig aber wir im Stande sind, zu errathen, was damit gemeynt sey, wie es auch Hr. Claudius nicht wissen und verstehen wird, so klar will uns doch seyn, daß er die Bibel nicht meyne, wie er auch nirgends mit der biblischen Sprache redet. Aus vermeynten philosophischen Gründen also nimmt er zwey hohe Principien, ein gutes und ein böses, aber nur das gute als ewig und unerschaffen, das böse hingegen als ein erschaffenes und frey von jenem guten Principium abgewichenes Wesen an, von dem er alles Uebel, auch unter den Menschen, ohne diese deswegen im geringsten zu entschuldigen, sondern vielmehr mit Erhärtung und Hinzunehmung der menschlichen Freyheit, herschreibt. Außer dem ersten guten Principium führt er überall noch eine andere thätige und verständige Ursache ein, gleichsam als das dirigirende Haupt aller erschaffenen Dinge, von dem sich alle vernünftige Wesen regieren lassen müßten, oder widrigenfalls in unseligem Zustande unausbleiblich wären. Ueber diese Ursache erklärt er sich S. 248 am deutlichsten so: „— sie ist un„terschieden von der ersten Ursache, sie ist von ihr „das erste Agens; sie giebt den körperlichen We„sen die Keime nicht, aber sie belebt sie; sie giebt „den Menschen die verständige und sinnliche Fä„higkeiten nicht, aber sie leitet sie und erleuchtet „sie. Mit einem Wort, da sie die erste und „höchstgebietende aller zeitlichen Ursachen ist, so „hat sie allein das Aufsehen über sie, und es ist „auch nicht Eine, die ihrer entrathen könnte und „die ihr nicht unterworfen wäre.“ Sollte dies nun

nun ein Stück aus der christlichen Glaubenslehre seyn, so wär es Arianische Vorstellung. Doch nirgends hat Rec. einer Menschwerdung dieser thätigen und verständigen Ursache in diesem Buche, so weit ers gleich zu verstehen im Stande war, erwähnt gefunden; eben so wenig einer Versönung der Sünde, welche durch dieselbe beschafft sey, sondern dafür vielmehr manche andere mit der Lehre der heiligen Schrift nie zu reimende, und ihr ganz widerwärtige Vorstellungen. Da es eben die gedachte thätige und verständige Ursache seyn soll, zu welcher man sich wieder hin wenden müsse, um zur Erkenntniß der reinen Wahrheit geleitet zu werden u. s. w. und das denn ohne alles äußerliche Mittel, wie wir an der heil. Schrift haben, so wäre der Verfasser unter die im genauen Verstande so genannten Fanatiker zu rechnen. Wie unerreichbar für alle Leser seine Vorstellungsart und Sprache meistentheils sey, könnten wir nur durch eine Menge auszuzeichnender Stellen zeigen, wozu hier der Raum gebricht. An einigen Orten führt er räthselhafte Pythagorisch- und Paracelsisch mystische Allegorien und Sinnbilder sehr weit aus, ohne eine Erklärung beyzufügen. Dies sagt Recensent, um keine Schuld zu tragen, wenn etwa einige unsrer Leser Käufer dieses geheimnißvollen Buchs, wobey der Verleger gar sich vor Nachdruck fürchtet, werden wollten, etwa aus der Ursache, weil sich Hr. Matth. Claudius der Uebersetzung desselben nicht schämt, und in der Hoffnung, auch die dunkelsten Räthsel werden sich noch

ent-

enträthseln, und alchymistische Weisheit werde sich noch auf gesunde Vernunft zurückbringen lassen. Freylich aber steht es nicht um viele Bücher, welche ihren Verfassern saure Arbeit gekostet haben, (nur wenig Meßwaare gehört in die Classe so mühseliger Producte) so ganz schlecht, daß darinn nicht auch eine oder die andere wirklich schätzbare Kostbarkeit zu finden wäre. Das ganze Werk besteht aus sieben großen Stücken, die nichts weiter, als nur eine große Ziffer von 1. bis 7. zur vorstehenden Inhaltsanzeige haben. In Num. 5. redet der Verf. von den menschlichen Gesellschaften und Staaten, freylich auch sehr vieles äußerst befremdlich sonderbare nach seiner Art, aber vornehmlich, wie es schon auf dem Titel des ganzen Buchs heißt, von der Basis der politischen Regierungen, d. i. von den wahren Grundsätzen der Politik, nicht wenig, darauf unsere Naturrechts- und Staatsrechtslehrer, wenn sie nicht etwa meynen, des Schöpfers, der seine ganze Welt regiert, sey in den Wissenschaften, die sie betreiben, gar nicht zu gedenken, immer etwas hören möchten. Die Politik kann nicht zum Grundsatz annehmen, daß die vorhandenen Staaten durch gewaltsame Zunöthigung oder durch Ueberlist Eines oder einiger Menschen errichtet wären, weil ein solcher Grundsatz alle Pflichten der Unterthanen oder Bürger gegen ihre Obern und Vorgesetzten, welche doch die Stimme des Gewissens für sich haben, untergrübe. Nicht aber nur diesen angeblichen Grundsatz verwirft der Verfasser, sondern er bestreitet und verwirft auch

den

den gewöhnlichern, nach welchem die vorhandenen Staaten als durch freywillige Consociation und durch Verträge zwischen den Regierenden und den der Regierung unterworfenen entstanden seyn sollen. Man kann dagegen schon einwenden, daß die Menschen nach ihrem Belieben und Gutfinden, wenn sie von Natur die Bestimmung zur Freyheit, wie vorausgesetzt wird, mitgebracht hätten, nicht einmal sich ihrer Freyheit hätten begeben dürfen, weil sie nicht sattsam hätten absehen können, ob sie damit den Absichten ihres Schöpfers gemäß genug handelten, und ob sie ihren Zustand dadurch nicht äußerst verschlimmern würden. Man denke nur an Tiberius und Nero. Es ist auch an sich leicht genug abzusehen, welche für die Ruhe und den Frieden in monarchischen und aristokratischen Staaten äußerst nachtheilige Sätze, die sich doch gleichfalls nicht mit den Aussprüchen eines noch nicht überklügelten oder erstickten Gewissens vertragen, aus diesem seynsollenden Grundsatze herfließen, Sätze, welche auch längst von seynwollenden Politikern gepredigt werden, sich jetzt hier und dort nach und nach immer mehr laut hören lassen, und nicht gar fern davon sind, Aufruhr und Empörung zu erregen. Freylich machen nicht wenige Kameralisten und andere Politiker, mit jenen Lehrern der Politik zusammen gehalten, einen sehr krausbunten Contrast. Wie aber ist nun dieser praktischen Wissenschaft zu helfen? Der unbekannte Philosoph sucht einen höhern Ursprung und einen festeren Grund der Staaten zu zeigen. Wir beklagen,

daß

daß er auch hiebey immer sein Eigenthümliches eingemengt hat; und mit Hinweglassung dieser Seltsamkeiten zeichnen wir das wichtigste seiner Vorstellung hierüber aus: „S. 309. Es ist in ihnen (den Politikern) wohl ei„ne geheime Stimme die sie geneigt macht, ein„zuräumen: der Grund der Vereinigung eines „politischen Körpers mag seyn, was er will, so „sey doch das Oberhaupt wesentlich der Inhaber einer „höchsten Autorität und einer Gewalt, die durch sich „selbst ihm alle seine Unterthanen unterordnen „muß; sie anerkennen, sage ich, in den Fürsten „eine höhere Kraft, die natürlich für sie einflößt „Ehrerbietung und Gehorsam — S. 110 Ist „nicht sein (des Menschen) Leben eine ununterbro„chene Kette von Abhängigkeiten? Trägt nicht „selbst der Act seines Eingangs in das körperliche „Leben den Charakter der Unterwürfigkeit, zu der „er während dem Lauf desselben verdammt seyn „soll? Bedarf er nicht, wenn er entstehen soll, „daß eine äußerliche Ursache komme, seinen Keim „zu befruchten —? So bald er ans Tageslicht „gekommen ist, wird diese Abhängigkeit noch auf„fallender — S. 111. In diesem noch schwa„chen Alter wendet er sich natürlich an alles, was „ihn umgiebt, und vornemlich an die so da, als „tägliche Pfleger seiner körperlichen Bedürfnisse, „von rechtswegen die ersten Schooßfreunde seines „Vertrauens zu seyn scheinen. Von ihnen also „verlangt er bey jedem Schritt die Erkenntniß sei„ner selbst — — S. 312 Warum treffen wir „nichts ähnliches unter den Thieren an? —

S.

S. 315 „Man sieht auch, daß in dieser simpeln „natürlichen Gesellschaft allezeit Wesen da sind, „die geben, und andere, die nehmen; daß allezeit „Superiorität da ist und Abhängigkeit; das ist, „daß hier das wahre Muster ist von dem, was die „politische Gesellschaft seyn soll.“ Er redet nachher von der großen Verderbniß der Menschen, die es ihnen gänzlich zur Bedürfniß mache, in errichteten Staaten zu leben, sich von andern regieren und beherrschen zu lassen, welche auch dazu einen Beruf bey sich fühlen könnten, die Gewalt an sich zu ziehen, aber ohne Tugend nicht glücklich seyn könnten, und um ihres eignen Vortheils willen ihrer Unterthanen Glück zu machen suchten. S. 323. „So chimärisch dies Gemälde scheinen „mag, enthält es doch nichts, das nicht dem Be„griffe gemäß wäre, den wir im Grunde von Kö„nigen haben, so wir darüber nachdenken wollen. „Wenn wir nur die Ehrfurcht nehmen, die wir „für Könige hegen, ist es denn nicht klar, daß „wir sie ansehen als die da seyn sollen das Bild „und die Repräsentanten einer höhern Hand, und „in der Qualität fähig eines größern Maaßes von „Tugenden, von Kraft, von Licht und von „Weisheit, als andre Menschen? Thut es uns „nicht allemal auf gewisse Weise leid, wenn wir „sie den menschlichen Schwachheiten unterwor„fen sehen? Und scheinen wir nicht den Wunsch „in uns zu haben, sie möchten sich nur durch lau„ter große und erhabne Thathandlungen zu erken„nen geben, gleich der Hand, die sie, wie wir „glauben, auf den Thron gesetzt hat? Was sage

„ich, ist es nicht unter dieser heiligen Autorität, „daß sie sich ankündigen und alle ihre Rechte gel„tend machen? Ob wir gleich die Gewißheit „nicht haben, daß sie durch sie agiren, entsteht „doch aber nicht gerade daher, daß wir die Mög„lichkeit davon fühlen, der Schauer vor ihrer Macht, „und die Ehrfurcht, die sie uns einflößen? Alles die„ses giebt uns also Anzeige, daß ihr erster Ursprung „über menschliche Gewalt und über menschlichen „Willen erhaben sey, und muß uns bestärken in der „Idee, die ich gegeben habe, daß nämlich ihre „Quelle höher liege, als wo die Politik sie hat „finden wollen."

Von der Ermüdung, die ein so geheimnißvolles Buch dem lesenden Geiste nothwendig macht, erholte sich Recensent, da er nun sogleich auf ein anderes stieß, dessen Verfasser aus seinen Pensees kein Geheimniß macht. Wer eben in ähnlicher Lage war, und nicht aller gelehrten Ausschweifungen schon überdrüßig ist, lese zur Beruhigung für seinen Glauben: Die Sündfluth mit forschendem Auge betrachtet zu Aufklärung der Naturgeschichte von Friedrich Wilhelm Sack, Königl. Hof- und Kriminal-Rath. Fert animus causas tantarum expromere rerum. Luc. Mit Kupfern und einer Karte. Breslau bey W. G. Korn. 1782 8. 114 Seiten. Die Schreibart und der ganze Gang in dieser Schrift ist so flink, wie mans je bey einem Philosophen unsrer Zeiten finden mag, und schon der hüpfende Ton der Sprache kann einen ernsthaften Leser zweifelhaft machen, ob der Hr. Hofr. mit der Sünd-

Sündfluth etwa nur Scherz treibe. Ohne Zweifel aber ist es sein Ernst. Die Mosaische Nachricht von der Sündfluth stammt, wie er meynt, aus einem schriftlichen Aufsatze des Noah her. Diesen Aufsatz hat Mizraim mit nach Aegypten gebracht. Da haben ihn die nachherigen Priester in Hieroglyphen umgeschrieben, und die hieroglyphische Nachricht hat Moses in Hebraischer Sprache verdolmetscht, welches sich aus den Fenstern des Himmels und den Brunnen des Abgrunds leicht ersehen lasse. Ganze Skelete und viele Stücken von großen Thieren, die nur unter dem heißen Himmelsstriche leben, welche man nun doch in den nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika findet, sind es vor allen, welche die Aufmerksamkeit des Hrn. V. auf die Sündfluth gerichtet haben. Er beurtheilt mehrere von ältern und neuern Gelehrten versuchte physikalische Erklärungen dieser großen Begebenheiten so kurz, wie es kein schwerfälliger Laconier hätte thun können. Nur die Whistonsche hat etwas angenehmes für seinen Geschmack, und so will er sie noch etwas schmackhafter machen. Auch also gegen das Ende dieses Jahrhunderts tritt ein Comet zur Erklärung der Sündfluth auf, wird aber wohl weit weniger Lerm erregen, als der in der Mitte desselben von Philosophen und Dichtern herbeygerufne konnte. Dieser Comet hat mit der größten Vehemenz auf den Südpol unsrer Erde angetroffen, hat durch den Druck seiner Atmosphäre alles Wasser des Südmeers nach Norden über das feste Land her-

getrieben, das ganze Becken dieses Meers ausgeleert, und selbst vermittelst des Wassers ganze große südliche Länder fortgeschoben und in Norden abgesetzt, also hiemit die Gräber der Elephanten ꝛc. zugleich mit dahin geführt. Auch hat er die Achse der Erde verschoben, die vorher keinen schiefen Winkel mit der Bahn der Erde machte, und uns hiemit die Abwechslung der Jahrszeiten zu Wege gebracht. Weil er sich aber in unsrer Atmosphäre verwickelte, so hat sogar auch seine eigne Bahn eine Abänderung erlitten, daß er zwar der Erde nachher ziemlich nahe kommen, aber nicht wieder auf sie zutreffen konnte; zum Trost für alle böse Bewohner derselben. Hr. O. C. R. Silberschlag wird wohl keine Ursache finden, seine Sündfluths-Theorie gegen Hrn. Sack zu vertheidigen, wenn dieser Comet auch etwa, wie es wohl scheint, vornehmlich zur Abwürdigung derselben aufgeboten seyn sollte.

*) Bey Langen zu Berlin und Stralsund sind 1781 auf 205 Seiten in 8. herausgekommen Joh. Georg Zierleins, Prof. am vereinigten Berlin- und Cölnischen Gymnasium, Briefe über die

*) Die Zierleinschen Briefe sind zwar schon im vorhergehenden Stück dieses Journals umständlich beurtheilt. Ein vornehmer Gelehrter aber, der an demselben vollkommen so viel Recht hat, ersuchte den Herausgeber um Einrückung des folgenden Aufsatzes, den dieser denn mittheilt, ohne von seiner Seite jener Recension einen Eintrag thun zu wollen.

die Frage; Sagt dann die Vernunft in der That so viel über Gott und seine Eigenschaften, als die Bibel? Diese Frage wird in gegenwärtigen 18 Briefen verneinend beantwortet. Der Verf. macht sehr scharfsinnige Einwürfe gegen die philosophischen Beweise der wichtigsten Wahrheiten der natürlichen Theologie, und zeiget, wie unmöglich es sey, dieselben zu einer solchen Evidenz zu bringen, die zu einem apodiktischen Beweise erfordert wird. Recensent ist vollkommen überzeugt, daß alle philosophische Lehren von Dingen, die so weit über unsre Sinnen erhaben sind, und zu welchen wir nur durch die feinsten Abstractionen gelangen können, nichts anders sind, als ein unabsehliges Feld zum Disputiren. Der allergeringste Fehler in diesen subtilen und höchsten Abstractionen führt uns auf Irrwege; und wie kann ein Mensch den andern dahin bringen, die einfachen Ideen, von denen doch alles abhänget, gerade so zu empfinden, wie er sie empfindet. Wir nehmen gewisse erste Grundsätze, wegen der Undenklichkeit des Gegentheils, als wahr an. Aber das Unglück ist nur, daß unser Verstand bey solchen Grundsätzen wiederum eben so viel undenkliches annehmen muß. Man sagt zwar, dieses sey nur eine Unbegreiflichkeit; allein wenn man nicht mit Worten spielen will, so hält dieser Unterschied da, wo von den ersten Begriffen und Grundsätzen die Rede ist, nicht Stand. Wir nehmen z. E. eine Ewigkeit a parte ante an, weil wir nicht denken können, daß etwas entstehen sollte, da vorher absolute nichts gewesen. Aber können wir denn die Ewigkeit

a parte ante mehr denken? Wir legen dem höchsten, von Ewigkeit existirenden Wesen die Aseitatem, oder ein Daseyn von und durch sich selbst, bey. Aber was denken wir bey den Worten: sein Daseyn durch sich selbst haben? Wer etwas dabey denken kann, dem ist Glück zu wünschen. Aber was hilft dieses dem andern, der es nicht denken kann? Wir wollen dieses nicht weiter fortsetzen, sondern nur anmerken, daß diejenigen eine sehr schwache Einsicht verrathen, die dafür halten, diese Kenntniß der Schwachheit unsrer Vernunft, die sie sehr unschicklich einen Scepticismum nennen, sey der geoffenbarten Religion, als welche die natürliche voraussetze, nachtheilig. Wollen diese Leute die Wahrheit der geoffenbarten Religion auf die Philosophie bauen? Es ist genug, daß die Wahrheiten, welche die Offenbarung uns von Gott und seinen Wirkungen lehrt, mit dem natürlichen Menschenverstande (sensu communi) vollkommen übereinstimmen. Dadurch aber, daß diese Wahrheiten nicht philosophisch nach der Strenge erwiesen werden können, leuchtet der Werth der Offenbarung desto mehr hervor. Dieses ist auch Hrn. Z. Meynung. Man kann damit verbinden, was Hr. Basedow in seinem Vorschlage an die Selbstdenker des 19. Jahrhunderts, gesagt hat. Wenn wir durch das Studium der Philosophie nur von der Unzulänglichkeit der Vernunft überzeugt werden, so ist der Nutzen groß genug.

Von den Schriften der Berlinschen Gesellschaft naturforschender Freunde ist in diesem

sem Jahre der Dritte Band 8. 504 Seiten mit Kupfern im Verlag der Realschule erschienen, und enthält eine gute Anzahl interessanter Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten, von welchen wir nur einige näher anzeigen. Voran steht Hrn. D. Weiß (zu Leer in Ostfriesland) Preisschrift über das Anstecken der Viehseuche, welche die Gesellschaft gekrönt hat. Ob man gleich daraus sieht, daß alle Künste noch nicht viel wider das bedrückende Uebel der Viehseuche ausrichten, so verdient doch diese Schrift weiter bekannt zu werden, als sie es bloß damit, daß sie diesem Bande gesellschaftlicher Schriften einverleibt ist, werden möchte. Noch mehr aber verdient eine allgemeine Bekanntwerdung eben desselben Hrn. D. Weiß Versuch und Anweisung, den Tartuffelbau zu verbessern, welche in diesem Bande Num. XV. mitgetheilt ist. Man soll nämlich die Tartuffeln (Ertoffeln, Cardoffeln, Toffeln oder wie sie noch genannt werden) durch Verpflanzung der von den erst gelegten Stücken hervorschießenden Augen erbauen. Man legt zu Anfang des März oder noch im Februar eine mäßige Menge Tartoffeln etwa eine handtief unter lockerer Erde neben einander, läßt die Augen oder Zweige, deren jedes Stück mehrere giebt, hervorschießen, und verpflanzt nachher diese Augen, von ihrem Stamm (der nachher nochmals Augen hervortreibt) abgerissen, um die Hälfte näher an einander, als gewöhnlich die Tartoffeln gelegt werden. Hiedurch erhält man von wenigen Müttern eine ungleich größere Menge Kinder,

als gewöhnlich, auch weit zeitiger als gewöhnlich, die auch bessern Geschmack haben, als gewöhnlich, braucht auch das Land von Unkraut nicht zu wieten, weil wegen des baldigen Aufschießens dieser Pflanzen kein Unkraut aufkommen kann, braucht auch keine Erde anzuhäufen ꝛc. Wiederholte Versuche, die Hr. D. Weiß und nachher mehrere Wirthe in Ostfriesland gemacht haben, lassen nicht zweifeln, daß dieser Tartoffelbau große Vortheile gewähre. Von Hrn. O. C. R. Silberschlag sind zwey Abhandlungen in diesem Bande, eine von den Feuerspritzen, eine andere über das Besondere des verderblichen Frosts gegen Ende des May 1781. in welcher sein Scharfsinn abermals über die Geschichte der Natur, die hier Hr. Domherr von Rochow und Hr. D. Brand liefern, hinaus und zur eigentlichen Physik d. i. Causalerklärung, die bey unsern Naturforschern etwas so seltenes ist, fortgeht. Num. XXVI. giebt kurze Nachrichten und Auszüge aus Briefen auswärtiger Freunde, darunter Num. 2. aus einem des Hrn. D. Reineggs, jetzt in Georgien, welcher unter andern versichert, daß er dort zu Lande die sogenannte Türkische Garnfarbe bestens erlernt habe, und bey seiner Rückkunft, die doch nicht alsbald erfolgen soll, nach Teutschland zu verpflanzen nicht ermangeln werde.

3.) Historie und Litteratur.

In Hertelschem Verlag zu Leipzig ist herausgekommen Versuch einer Geschichte der Cul-

Cultur des menschlichen Geschlechts; von dem Verfasser des Begriffs menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse. 1782. 8. 472 Seiten kleinern Drucks. Wir kennen diesen Verfasser und auch seine erstre Schrift nicht, beurtheilen also das gegenwärtige Buch bloß für sich, wie wirs finden, mit aller Unpartheylichkeit. Das Wort Geschichte pflegen nun schon sehr viele Schriftsteller so zu verstehen, daß sie oft bloßes Raisonnement, besonders über den Ursprung und die nach und nach erfolgte weitere Bildung und Vervollkommnung der jetzt so oder so vor unsern Augen vorhandenen und immer noch veränderlichen Gegenstände dabey zu denken geben, da man denn etwa nach diesem freylich sehr willkührlichem Sprachgebrauche, der keinen ältern fixirten Sprachgebrauch mehr respectiren will, die Geschichte in philosophische und in historische Geschichte einzutheilen hätte. Hier zwar wird uns nicht bloßes Raisonnement für Geschichte verkauft, sondern Raisonnement meistens über die wirkliche Geschichte aller Zeiten und aller bekannten Völker vom Anfang der Welt her in hauptsächlicher Rücksicht auf die Cultur; Raisonnement, welches den Anfang, die Fortschritte, die öftere Unterbrechung ihres Laufs oder gar ihre Zurückschritte und ihren jetzigen Stand oder Gang aus seinen Ursachen erklären will. Wir finden auch dieses Raisonnement um ein großes feiner und männlicher, gelenksamer und mehr auf alle Seiten umhersehend, also nicht so auf grob zugehauenen Stelzen mit steifem Halse in gerader Linie

fort auf einen eigensinnig angenommenen Gesichtspunkt hinrennend, als so manche andere raisonnirende Geschichte. Aber Raisonnement bleibt denn doch Raisonnement, welches den Namen der Geschichte nicht verdient. Verirrt es sich so weit, daß es Angaben zu urtheilen selbst erdenkt, anstatt sie in der Geschichte aufzusuchen, oder historischen Angaben ohne historische Gegenbeweise widerspricht, oder gar die wichtigsten wirkenden und regierenden Ursachen, die schon alle vernünftige Philosophie dafür erkennen muß, nicht im geringsten beachten will, so hat es in so fern seine Verurtheilung in sich selbst. Machte sich dessen der Hr. Verfasser des vor uns liegenden Buchs nicht schuldig, so würden wir demselben gern einen der ersten Plätze unter den raisonnirenden Geschichtschreibern zugestehen. Wie aber kann er es rechtfertigen, daß, nach seinen Behauptungen, die wir nicht anders zu verstehen vermögen, keine göttliche Vorsehung und Regierung auf die Cultur der Menschen irgend einen Einfluß gehabt haben soll, Er, der selbst die jedesmalige moralische Denkungs- und Handlungsart, nicht bloß die der eigentlichen Moralität gleichgültige Verschiedenheit der äußerlichen Sitten, von der Cultur, überhaupt genommen, abhangen läßt, und auch nothwendig von der Religions-Cultur, die ihre Schritte nicht für sich allein ohne alle Begleitung macht, reden mußte? Diese Behauptungen sind in Wahrheit unphilosophisch und unverzeihlich, wenn er sich auch nur zu der von ihm sogenannten reinen Naturreligion ausdrücklich bekennen woll-

wollte. Er fängt seine Betrachtungen mit den Büchern Mosis von Anfang der Welt, von den beyden ersten Menschen, an, und verfolgt nachher die Israelitische und Jüdische Geschichte mit Beziehung auf die biblischen historischen Nachrichten, will aber auch diese Geschichte hindurch Gottes nicht weiter gedenken, als daß Gott die Menschen geschaffen habe. Mit Hülfe der Erzählung Mosis will er S. 22 eine wahre und der Sache gemäße Vorstellung von dem ersten Zustande der Menschen machen, und nachdem er sich über diese Erzählung Mosis überhaupt, nach jetziger Modedenkart, ausgelassen hat, folgt S. 23, der erste Mensch sey aus den Händen seines Schöpfers gekommen mit allen menschlichen Fähigkeiten ausgerüstet, deren Ausbildung ihm selbst und dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen geblieben — und so soll ihm auch gänzlich die Erfindung einer Sprache überlassen geblieben seyn. Was hat nun hier der Hr. Verf. der Hülfe der Erzählung Mosis zu danken? Da er so viele Behauptungen auf bloß philosophisches Raisonnement gründet, so hätte er auch immer durch Raisonnement die historische Wahrheit entdecken mögen, daß zuerst nur 2 Menschen auf der Erde gelebt haben, als welches einzig es ist, das er hier aus Mosis Erzählung annimmt. Durch Raisonnement bringt er nachher heraus, daß die Abgötterey schon ein Erfindniß der Menschen vor der Sündfluth gewesen seyn müsse, da sie vorher die reine Naturreligion gehabt hätten, fast in der Meynung, als ob darüber nie ein Zweifel gewesen sey.

Was

Was er von der Sündfluth halte, ist schwer abzusehen. Er macht Schwierigkeiten dagegen und setzt dabey unter andern voraus, daß zu Abrahams Zeiten, d. i. etwa 400 Jahre nach der Sündfluth viele Millionen Menschen auf der Erde gelebt und beynahe die ganze bekannte Welt schon mit Einwohnern besetzt gewesen sey. Woher diese Voraussetzung, läßt sich nicht wohl errathen. Doch wir müßten sehr viel der Art auszeichnen, wenn alle Uebereilungen bemerkt werden sollten. Z. B. redet er auch durch Hulfe des Buchs der Richter von den Israelitischen Richtern, gerade so, als ob die historische Geschichte lehre, daß sie durch Wahl des Volks bestellt worden wären; Sidon haben bey ihm die Phönicier, die von dem arabischen Meerbusen weg gewandert, und sich an dem mittländischen Meere niedergelassen (also die Philister) erbauet, da doch jeder leicht wissen kann, daß die Sidonier zu Canaans Nachkommen gehören, und nicht eben so jene Phönicier. Moses hat, nach seiner Vermuthung, in Bilderschrift, Hieroglyphen, geschrieben — Wohin doch der Hang, lieber auf Raisonnement zu bauen, als auf historische Berichte, wie sie da sind, zu hören, auch von Beurtheilungskraft nicht überhaupt verlassene Gelehrte führen kann! Was der Hr. V. von den Büchern des N. T. halte, hat er nicht deutlich zu erkennen gegeben. Das Christenthum nennt er aufgeklärte Religion der höhern Vernunft. Wenn er denn aber noch übrig ließe, daß das Christenthum sich nicht bloß natürlicher Weise selbst entsponnen habe, so müßte doch wohl gar viel

Cul-

Cultur bis auf den heutigen Tag von besonderer göttlicher Fügung und Regierung und Wirksamkeit herkommen. Die Reformation im 16. Jahrhundert soll so wenig wunderthätigen Ursachen (wer hat wohl so geredet, da ganz bekanntlich Luther kein Wunderthäter, wie Moses, Petrus und Paulus, war?) zugeschrieben werden, daß vielmehr, heißt es S. 448, ein Wunder nothwendig gewesen wäre, wenn nicht alles so hätte erfolgen sollen, als es wirklich erfolgte. Kann es eine größere raisonnirende Zuversicht geben? Uebrigens bekennt der Hr. Verf. S. 451, er sey ein Laye, will aber dennoch bemerken, daß hartnäckige Vertheidigung solcher Vorstellungsarten, welche wider die herrschende allgemeine Art zu denken und zu empfinden anstießen, Irreligion veranlasse, und daß keine Kirche so vielen Unglauben in ihrem Schoße hegen würde, wenn ihre Sprecher in diesem Stücke mehr Klugheit an den Tag legten. Was soll nun damit gesagt seyn? Soll es etwa rathsam seyn, das ganze eigentliche Christenthum, wie sichs auf die Lehre Christi und der Apostel gründet, aufzugeben? Denn wie? wenn die herrschende Art zu denken und zu empfinden durch eben diese Lehre Christi und der Apostel verdammt würde? Auch jeder Laye muß diesen Fall als eine ganz leichte Möglichkeit anerkennen. Was nun denn? Hätte dies Buch nicht solche Gebrechen und überkühne Raisonnements, so möchten es auch gesetzte Gelehrte mit gutem Vergnügen lesen können. Der vornehmste Grundsatz des Hrn. V. ist, daß die Cultur, so lange nur we-

wenige Menschen in einem für sehr viele hinreichenden Raume beysammen sind, noch nicht statt finden könne, und daß dieselbe durch nichts so sehr, als durch Volksmenge, doch nicht immer gerade fort weiter befördert werde. Daß hierinn etwas wahres liege, wird Jedermann wahrnehmen. Die Hauptfrage ist nachher diese, welchen terminum a quo man bey den ersten Menschen anzunehmen habe; ob dieselben, da sie doch bey dem Anfang ihres Daseyns dem Körper nach keine kleine (wie erst geborne) Kinder waren noch gewesen seyn können, doch übrigens nur bloße ganz rohe Fähigkeiten gehabt, und ob sie Gott auch fürs erste nur dem natürlichen Gange, wie er ohne menschliche Anführer sich von selbst ergeben haben würde, überlassen habe? Eine ähnliche Frage sollte nachher oft wiederkommen, z. B. in Ansehung der Israeliten für die Zeit, da sie für sich ein besonderes Volk seyn sollten. Desfalls nun macht der Hr. V. unverzeihliche petitiones principii, selbst wider die vorhandenen historischen Nachrichten. Eben so aber ist es mit Recht eine philosophische Frage, ob Gott die menschliche schon eingeleitete Cultur aufs weitere bloß ihrem natürlichen Gange habe überlassen wollen? Antworten historische Nachrichten ꝛc. hierauf mit Nein, so ist es sehr eitel, durch philosophisches Raisonnement diese Antwort zu bestreiten. Noch setzen wir den ganzen Hauptabriß dieser Geschichte der Cultur her: Erster Zeitraum. Von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts bis auf die Sündfluth. Der Mensch ein Embryo.

bryo. Der Mensch überhaupt in Absicht auf Cultur ist eben so wenig je ein Embryo gewesen, als Adam und Eva, ihren Körpern nach, unbehülfliche oder gar noch ganz unausgebildete Kinder, wie die Embryonen, nachdem sie kaum im utero Platz genommen haben, gewesen sind. Zweyter Zeitraum. Von der Sündfluth bis auf Mosen. Das menschliche Geschlecht der Cultur nach ein Kind. Man denke an Abraham — und Hiob, um zu erachten, ob solche Menschen nicht höher stehen, als daß wir sie, in Vergleichung mit uns, Kinder nennen könnten. Dritter Zeitraum. Von Mose bis zur aufgeklärten Cultur der Griechen. Das menschliche Geschlecht ein Knabe. Vierter Zeitraum. Von der blühenden Griechischen Cultur bis auf Christum. Blühendes und rasches Jünglingsalter des menschlichen Geschlechts. Fünfter Zeitraum. Von Christo bis zur Völkerwanderung. Der Mensch ein aufgeklärter Mann. Sechster Zeitraum. Von der Völkerwanderung bis auf die Kreuzzüge. Der Mann in schweren körperlichen Arbeiten. Siebenter Zeitraum. Von den Kreuzzügen bis zur völligen Aufklärung im 16ten Jahrhunderte. Der in Einrichtung und Verschönerung seines Hauswesens begriffene Mann. Achter Zeitraum. Von der völligen Aufklärung im 16ten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten. Der Mann im aufgeklärten Genusse. Man wird hiebey leicht denken omne simile claudicat. Diese Allegorie aber schleppt der Hr. Verf. nicht durch seine Abhandlungen hindurch.

Von

Von Hrn. Ulrichs Geschichte der christlichen Kirche für christliche Leser aus allen Ständen ist schon auch der Zweyte Band; von der Reformation bis auf unsre Zeiten. Frankfurt und Leipzig bey Reifenstein 1782. gr. 8. 944 Seiten erschienen. Viel Ehre für unsre Zeiten, daß solche Bücherfabrikanten so unaufhörlich fortarbeiten und Absatz finden! Wie im Fluge der Mann schreibe und schmiere, läßt sich kaum sagen. An vielen Orten sieht man, daß er sich auch die Zeit nicht genommen habe, das zusammengeschriebene nur noch einmal mit einigem Bedacht wieder durchzusehen, da er sonst aufs leichteste müßte gefühlt haben, daß in der Feder etwas zurück geblieben, nicht mit aufs Papier hingeflossen sey, welches nothwendig in den Zusammenhang gehörte, wenn man mit Verstande sein Geschreibe lesen soll. Bloß zum Beyspiel, wie Hr. U. schmiere, lese man S. 711. „Schon im sechszehnten Jahrhundert bekamen die „Reformirten Lust, sich eine Kirche in Frankfurt „zu bauen. Sie wurden aber daran verhindert, „weil ihnen der Westphälische Friede widerspräche. „Friedrich, König von Preußen verwandte sich „für sie, aber vergebens.“ Unmittelbar vorher war von der Art zu predigen geredet, welche durch die Wolfische Philosophie eingeführt werden wollte. So schön aber läuft die Ulrichsche Erzählung mehrmals fort, anderer lächerlichen Erscheinungen zu geschweigen. Freylich, wer wollte sich da die Mühe nehmen, etwa gar den sel. D. Luther ꝛc. wider die Vorstellungen zu vertheidigen, die Hr.

U.

U. von ihm macht? Dennoch hilft auch Hr. U. zur Ehre für Consorten durch seine Kirchengeschichte mit reformiren. Wie könnte sonst der Verleger bestehen? Sehr vieles hat er schlechthin aus andern Büchern nur abgeschrieben, wie schon die Schreibart klar zeigt, und das ist freylich allemal besser, als sein eignes. Worauf die neue Reformation für unsre und nächstfolgende Zeiten ankommen solle, erzählt er in mehrern Nummern S. 677 folg. und darauf könnten die so gar weitsehenden Männer verwiesen werden, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht glauben wollen, daß man mit Recht über diese Sachen so viel Aufhebens mache. Denn der Geschichtschreiber Hr. U. wird doch bey ihnen mehr Glauben finden, als die Orthodoxen mit ihren gehässigen Vorstellungen. Gern sagten wir sonst hier noch einiges, wenn wir uns nicht schämten, die Veranlassung oder gar den Stof dazu durch einen solchen Schriftsteller erhalten zu haben.

Von der Nouissima scriptorum ac monumentorum rerum Germanicarum tam ineditorum, quam rarissimorum, collectione ex bibliotheca Frid. Christoph. Jonath. Fischeri zu Halle ist schon Pars altera 4. 160 Seiten daselbst in Gebauerschem Verlag erschienen. Der innere Titel dieses Bandes ist: Codex diplomaticus Hollandino-Bavaricus. Pars prior. Man findet darinn eine Folge von 47 Diplomen, größtentheils in Französischer Sprache vom Jahr 1335 bis 1417, Heurathscontrakte, Schenkungen ꝛc. Der letztverstorbene Churfürst von Baiern Maximilian

Joseph hatte dieselbe von Ludwig XV. in aufs beste beglaubigter Form zum Geschenk erhalten, und dem Herrn Geheimen-Rath Baron von Obermayr wieder ein Geschenk damit gemacht, von welchem letztern sie an Hrn. Prof. Fischer zum Zweck öffentlicher Bekanntmachung gegeben wurde. Gewiß wird sie allen Publicisten und Geschichtsforschern sehr willkommen seyn. Der Hr. Herausgeber hätte gern die ganze Sammlung dieser zusammengehörigen Documente in Einen größern Band gebracht, fand aber den Verleger hiezu nicht geneigt. Nun sieht man auch, warum gleich für den ersten Theil dieser Fischerschen Sammlung alter Teutschland angehender Schriften ein lateinischer Titel und Vorrede und lateinische Lettern gewählt worden sind, obgleich derselbe bloß teutsche alte Schriften enthält. Auffallend sind in dem gegenwärtigen Theile gleich aufs erste Ansehen drey Bullen des Pabsts Martin V. näml. a) Dispensatio Martini Papæ Matrimonii Joannis Ducis Brabantiæ cum Jacoba Ducissa in Bavaria — datirt Constantiæ XI. Kl. Januarii Pontificatus nostri anno primo — b) eben desselben Revocatio dispensationis matrimonii Johannis Ducis Brabantiæ cum Jacoba Ducissa in Bavaria — datirt tertio Kl. Aprilis eben des Jahrs; c) eben desselben Revocatio revocationis Dispensationis matrimonii Johannis Ducis Brabantiæ cum Jacoba Ducissa in Bavaria — datirt Florentiæ VI. Kl. Junii Pontificatus nostri anno secundo. Alles in animarum salutem et ædificationem fidelium! In den Ueberschriften jedes dieser Stucke ist das Jahr 1417 bemerkt

(da

(da doch Martin V. erst am Martins-Tage 1417 von dem Concilium zu Kostnitz zum Pabst erwählt wurde) ein Fehler, der nicht auf Hrn. Prof. Fischers Rechnung gehört, weil er nur seine Handschriften abdrucken ließ.

Weit mehr, als bloß historisch, sind Johann Niklas Friedrich Brauers, Hochfürstl. Marggräfl. Badischen Hof- und Regierungsraths, Abhandlung zur Erläuterung des Westphälschen Friedens. Erster Band. Offenbach am Mayn, gedruckt und zu finden bey Ulrich Weiß — 1782. 8. 381 Seiten, außer XX. Seiten Vorrede und Inhaltsverzeichniß. Der innere besondere Titel für diesen ersten Band giebt näher an, was man darinn zu suchen habe: Abhandlung von den Normen des Kirchenzustandes in Ländern, welche kraft der Amnestie oder anderswoher restituirt werden überhaupt, und besonders in strittigen Territorien ꝛc. zu Erläuterung des 2ten §phen im III. Artikel, sodann des 13ten 43ten und 44ten §phen im Vten Artikel des Westphälischen Friedens, nebst einer Einleitung von der Auslegungskunde dieses Reichsgrundgesetzes. In Wahrheit ein in seiner Art seltenes und vortreffliches Product! Schon die Einleitung von der Auslegungskunde ꝛc. giebt einen Rechtsgelehrten von alles umfassend durchdringenden Scharfsinn und philosophischem Beobachtungsgeist zu erkennen, der weit mehr Logik, als was gewöhnlich auf Universitäten unter diesem Namen gelehrt wird und aus welcher es ziemlich

unmöglich ist, eine Hermenevtik abzuleiten, studirt hat. Jeder wahre Philosoph, deren es freylich wenige noch giebt, und jeder auch theologische Hermenevte, wird diese Einleitung mit Ergötzung lesen, wenn der triviale Rechtslehrer sie kaum durchzusehen Lust genug hat, und durchlesend zu verstehen zu ungeschickt ist. Man weiß, wie viel Verwirrung über die Normaljahre im Osnabrückschen Friedens-Instrument, theils aus ungelehriger Partheylichkeit von Seiten vieler Römisch-katholischen Schriftsteller, theils aus minder sorgfältiger Aufmerksamkeit und Accuratesse auch der meisten protestantischen Publicisten, sich verbreitet hat. Diese Verwirrung kann entweder nur auf eine solche Art, wie Hr. Brauer zeigt, gehoben und helles Licht über diesen Gegenstand verbreitet werden, oder sie wird auf immer bleiben. Bekanntlich soll nach dem Westphälschen Frieden in Absicht auf die Religionssache in jedem Lande und jedem Orte der jedesortige Zustand vom J. 1624 für Norm gelten. Hiemit aber sollte auch die vor allem festgesetzte allgemeine Amnestie d. h. gänzliche Vergessenheit und Abolirung alles dessen, was aus Anlaß und durch den traurigen Krieg geschehen und verändert war, bestehen, und die Amnestie erstreckt sich ebenfalls mit auf Religions- und geistliche Sachen. Natürlicher Weise hat sie meistens ein ganz anderes Normaljahr, nämlich das Jahr 1618, als das erste des Krieges. Die Hauptsache, welche der Hr. V. vornehmlich ausführlich beleuchtet, ist der §. 13. des Art. V. des I. P. O. nämlich das Gesetz: Terminus autem

ad-

anni milleſimi ſexenteſimi uigeſimi quarti nullum præiudicium creare debet iis, qui ex capite *Amneſtiæ* aut aliunde reſtituendi ueniunt. Man darf dieſen ganzen Satz nur zuſammen mit Aufmerſamkeit denken, um leicht gewahr zu werden, daß es nichts leichtes ſey, ihn zuverläſſig richtig zu verſtehen und auf vorkommende Fälle anzuwenden. Die Brauerſche Erläuterung darüber läßt ſich nicht in kurzem auszeichnen. Doch ſuchen wir vermittelſt einer Stelle S. 147 einigen Begriff davon zu geben. Nachdem der Hr. V. zwey unpaſſende Auslegungen abgefertigt hat, fährt er §. 49 fort: „Deſto vollſtändiger harmoniret hingegen die drit„te Auslegung, welche dem durch die Amneſtie „reſtituirten Zuſtand die Kraft und die Rechte ei„nes im Entſcheidjahr (1624) beſtandenen Be„ſitzes beylegt, mit allen Wahrheiten einer geſetz„mäßigen Auslegungskunde — durch ſie werden „Vorbeſchwerte (ante annum 1624 grauati) ihres „Nichtbeſitzes im Entſcheidjahr ohnangeſehen, in „den Beſitz alles deſſen, was ſie aus Anlas des „Krieges verlohren hatten, und zwar ſo, wie ſie es „würden gehabt haben, wenn ſie nie wären ent„ſetzt worden, nämlich mit der Wirkung eines „Beſitzes im Entſcheidjahr, alſo vollkommen ſo, „wie es die Natur der Reſtitution mit ſich bringt, „wieder eingeſetzt; ſie leiden auf dieſe Art durch „dieſen Termin keinen Nachtheil mehr, ohne je„doch auch einen weitern und wirklichen Vor„theil zu erlangen. Den Worten iſt ſie alſo ge„mäß —“ Noch geben wir ſo kurz als möglich den ganzen Inhalt dieſes erſten Bandes eines

so wichtigen Werks mit des Hrn. Verf. eignen Worten an. Nach jener hermeneutischen Einleitung folgt: Erstes Stück. Pragmatische Geschichte der Entstehung und Auslegung der Sanktion über die Restitutionen, welche kraft der Amnestie oder anders woher geschehen. Zweites Stück. Theoretische Betrachtung der Wirkung jener Restitutionen, die kraft der Amnestie oder anders woher geschehen. Drittes Stück. Praktische Betrachtung der Wirkungen jener Restitutionen, die aus der Amnestie ꝛc., und ihrer Erfordernisse. Viertes Stück. Von dem Religionszustand in strittigen Territorien überhaupt, besonders dem dabey vorkommenden Fall einer Restitution, die anders woher geschiehet. Fünftes Stück. Von der Bestimmung der Reformationen, welche aus peinlicher Obrigkeit-Innebehaltungs- Patronats- oder Filialitätsrechten vorgenommen wurden, und dem dabey vorkommenden Fall einer Restitution, welche anders woher geschiehet.

Manche Sache, die hier und dort ein Gelehrter unternimmt, kann wohl ihre besondern Absichten haben; ist sie aber doch dem Publikum nützlich, so kann man wohl über die besondern Absichten hinsehen, über welche sich ohnehin nicht gut richten läßt. So werden mehrere denken bey dem Briefwechsel zwischen Rollin und dem Könige von Preussen. Französisch und Deutsch. Nebst Rollins Leben von D. Just Friedrich Kroriep. Gotha, 1781 bey Ettinger. 8. 128 Seiten ohne die Vorrede.

Um

Um verschiedener Leser willen, sagt Hr. D. Froriep, habe er das französische Original dieser Briefe mit abdrucken lassen, wie es in den zu Paris bey Estienne 1772. herausgekommenen Opuscules de feu M. Rollin zu finden sey. Dieser Briefe sind zusammen siebzehen, und verdienen gar wohl gelesen zu werden. Original und Uebersetzung sind nicht einander gegen über gestellt, sondern nach dem Original aller dieser Briefe hinter einander folgt erst die Uebersetzung derselben zusammen; und die Uebersetzung ist wenigstens nicht übel gerathen. Rollin behauptet überall seinen guten Charakter und seinen Eifer, christliche Denkungsart und Gesinnung zu befördern. Rollins Leben war merkwürdig genug, daß man wünschen könnte, eine ausführlichere Beschreibung davon zu haben, als die hier von Hrn. D. Froriep mitgetheilte. Doch befriedigt dieselbe weit mehr, als die Nachrichten von Rollin, die Recensent ehedem in teutscher Sprache gelesen zu haben sich erinnert. Ganz gut findet er hier erzählt, wie der ehrwürdige Mann in aufrichtiger Hochachtung gegen den Jansenismus mit unerschütterter Standhaftigkeit als Mitglied und Rector der Universität zu Paris sich der Bulle Unigenitus widersetzt habe, nachdem er vorher schon auf Anstiften der Jesuiten das durch ihn in den höchsten Flor gebrachte Collegium de Beauvais hatte verlassen müssen. Hr. Froriep hat vor, auch die übrigen in den Opuscules befindlichen Briefe Rollins, besonders die Correspondenz zwischen ihm und Joh. Bapt. Rousseau (ist nicht der Philosoph, Bürger von Genf, sondern der bekann-

kannte Odendichter) übersetzen zu lassen, und ohne Beyfügung des Originals herauszugeben. Das kann man immer mit mehrerm Recht wünschen, als Uebersetzungen so vieler Chartequen, die auch für ihr Vaterland weder taugten noch nützten.

4.) Geographie und Reisebeschreibungen.

In Wien beym Edl. v. Trattner ist im vorigen Jahre herausgekommen eine Erdbeschreibung zum Gebrauche der studirenden Jugend in den kaiserl. königl. Staaten, 5 Theile in 8. der 1. 2. und 3. Th. zusammen 556 Seiten nebst einem Anhang von der alten Geographie und hiezu gehörigen 6 Charten, 32 Seiten; der 4. und 5 Th. nebst 2 Anhängen von der Chronologie und Heraldik, zusammen 501 Seiten. Nur ein sehr weit getriebener Patriotismus kann dies Werk für die studirende Jugend in den kaiserl. königl. Staaten bestimmt haben. Die ganzen 3 ersten Theile handeln nach einer kurzen generellen Einleitung, bloß von den kaiserl. königl. Staaten ausführlich, und die ganze übrige Oberfläche der Erde hat ihre Beschreibung, freylich allemal für die studirende Jugend schon überflüßig hinreichend, im Th. 4 und 5 erhalten. Noch mehr bloß für die Studirenden gehören die erwähnten 3 Anhänge. Durchaus sieht man, daß der Verfasser in den Oesterreichischen Staaten zu Hause sey, und jeder Auswärtige wird dieselben aus den 3 ersten Theilen leicht für sein ganzes Leben sattsam kennen lernen. Man sieht auch

zur

zur Gnüge, daß er noch unter der vorigen Regierung geschrieben habe, und entweder ein Geistlicher oder allemal ein sehr eifriger Römischkatholischer Gelehrter sey, der, ob er wohl nicht gar unhöflich wird, doch manche Vorgänge, die seiner Religion nicht zum Vortheil gereichen, bemäntelt und in wirklich falsches Licht stellt, und alle Härte der Intoleranz, selbst die Inquisition nicht ausgenommen, zu billigen scheint. Welchem Halbkenner muß es nicht beynahe lächerlich vorkommen, wenn er Th. II. S. 216 — von Antwerpen schreibt: „Die Stadt zählte in selbigem glücklichen Zeitlaufe, „das ist beyläufig 1550, mehr denn 200000 „Einwohner; allein da sie von den Protestan„ten und aufrührischen Spaniern 1566 und 1576 „erschrecklich mishandelt wurden, zogen viele rei„che Familien von hier nach Amsterdam, und nach „und nach auch der Handel.“ Wo mögen denn aber die Protestanten hingezogen seyn? Solche Vorstellungen sollen denn auch noch unter der Regierung Josephs II. der studirenden Jugend beygebracht werden? In der Beschreibung des übrigen Teutschlands u. s. w. könnten wir leicht manche Fehler anmerken. Ueberhaupt aber zeigt der Verfasser sehr gute und weit reichende Kenntnisse, und sein Werk ist immer brauchbar, wenn gleich eben nicht genugsam für die studirende Jugend eingerichtet.

Nachdem im Nicolaischen Verlage zu Berlin im Jahr 1781 der erste Theil einer Uebersetzung von Thomas Nugents Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg,

dem ein das Herzogl. Schloß zu Neustrelitz von einer Seite vorstellender Kupferstich, wie in der englischen Ausgabe, vorgesetzt ist, in 8. herausgekommen, so ist nun der zweyte Theil davon, ebenfalls aus dem Englischen übersetzt, und, wie der erste, mit Anmerkungen des Uebersetzers begleitet, erschienen. Die Englische Ausgabe ist zu der Zeit, da sie erschien, durch Recensionen in Teutschland ziemlich bekannt geworden. Ueberhaupt wollen wir so viel sagen, daß, obgleich Nugent, für einen Engländer, ziemliche Kenntniß von teutschen Sachen hatte, und sich während seines Aufenthalts in Teutschland, viele Mühe gab, Nachrichten einzuziehen, wobey er jeden Abend das, was er den Tag über gehört und gesehen hatte, aufschrieb, sein Buch dennoch voller Unrichtigkeiten ist; ein Fehler, den schon seine geringe Kenntniß der teutschen Sprache unvermeidlich machte. Der persönliche Charakter desselben aber hat ebenfalls verursacht, daß manches in seine Erzählungen und Schilderungen eingeflossen ist, was dem Werke gewiß nicht zur wahren Zierde gereicht. Wir rechnen dahin unter andern verschiedene Personalien, wovon die gegenwärtige teutsche Uebersetzung zwar einige, aber nicht alle, weggelassen hat. In diese Classe gehöret auch die Anführung desjenigen, was einige Personen in vertrauten Gesprächen mit dem Verfasser geäußert haben sollen; als welches er durch den Druck bekannt zu machen, nimmermehr befugt seyn konnte. Recensent findet keinen Beruf, die mannichfaltigen Unrichtigkeiten der Nugentschen Nach-

Nachrichten, deren viele auch noch in dieser teutschen Ausgabe, ohne in den Anmerkungen verbessert zu seyn, angetroffen werden, zu bemerken. Verschiedenes, welches N. aus gehaltenen Unterredungen anführt, scheint von ihm unrecht verstanden zu seyn, und ein Mangel an Beurtheilung ist hin und wieder nicht zu verkennen. Wir wollen eine kleine Probe von der leichten Art des Hrn. Nugent im Urtheilen anführen. Denn auf mehr bedeutende Dinge möchten wir uns nicht gern einlassen. Nugent nennt S. 185 einen damals am Mecklenb. Strelitzischen Hofe in Diensten stehenden Gelehrten, mit dem er vielen Umgang gehabt, und dessen er daher oft erwähnet, zuweilen mit Lobserhebungen, die der Uebersetzer zum Theil wegzulassen für gut gefunden ha. Er sagt an dem angeführten Orte: es dünke ihm, daß es dem erwähnten Gelehrten an hinlänglicher Kenntniß der englischen Sprache fehle, um an den englischen Dichtern Geschmack genug finden zu können; denn er schätze sie zu wenig, und selbst der unsterbliche Shakespear entgehe seiner Verachtung nicht. Wie es möglich gewesen, daß N. bey einem Manne, von dem er im ersten Theile S. 257 der teutschen Uebersetzung selbst sagt, daß er ziemlich gut englisch spreche, nun auf einmal die Kenntniß dieser Sprache bezweifeln können, ist schwerlich zu begreifen, wenn man nicht annimmt, daß er manche seiner Reflexionen des Abends, zumal nach reichlichem Genusse seines Favoritweins, des Burgunders, ohne viele Ueberlegung in sein Tagebuch geschrieben. Daß es aber dem gedachten Gelehrten

ten weder an Kenntniß der englischen Dichter, noch an lebhafter Empfindung ihrer Schönheiten fehle, davon hat derselbe durch seine Betrachtungen über die Englischen Dichter, welche im Jahr 1779 zu Berlin im Verlag der Buchhandlung der Realschule herausgekommen sind, einen hinreichenden Beweis gegeben. Freylich war es nicht nach Hrn. N. Geschmacke, daß Jener den Shakespear nicht so unbegränzt, wie die Engländer pflegen, loben wollte; indessen wird derselbe wohl damit zufrieden seyn, daß Hr. N. hierinn Ihm und Voltairen einerley Vorwurf macht. Wer von den englischen Dichtern so urtheilet, wie Voltaire, der kann gewiß keiner Verachtung derselben beschuldigt werden. Wir hätten auch dem Uebersetzer in Ansehung seiner Anmerkungen verschiedenes zu sagen; allein auch dieses mag zurückbleiben. Nur glaubt Recensent, dem Andenken eines Verstorbenen, den er gekannt, schuldig zu seyn, zu bezeugen, daß der zu Schwerin gestandne Cammerjunker, Graf von Flor, dessen S. 288 erwähnt wird, nicht, wie in der Anmerkung des Uebersetzers gesagt wird, ein Avanturier gewesen ist. Er war viele Jahre Cammerjunker am Mecklenb. Strelitzischen Hofe. Von da kam er nach Absterben des Herrn Herzogs Adolph Friedrichs III. in gleicher Qualität nach Schwerin, woselbst er im Jahr 1771 verstorben ist, nachdem er sein Alter nicht hoch gebracht hatte. Es ist dieser zweyte Theil der Nugentschen Reisen um deswillen schätzbar, weil darinn sowohl von den in dem Herzogl. Schlosse zu Schwerin befindlichen

Sel-

Seltenheiten der Natur und Kunst, besonders der vortrefflichen Gemälde-Sammlung, als auch vornehmlich von den unvergleichlichen Wasserwerken und andern Merkwürdigkeiten zu Ludewigslust, Nachricht gegeben wird. Auch der Uebersetzer verdient Dank, daß er in den Anmerkungen von diesen, die Vorstellung aller derer, die es nicht selbst gesehen haben, übersteigenden Werken und andern in den Herzogl. Schlössern befindlichen Kostbarkeiten noch einige Nachrichten hinzugefügt hat; obgleich auch diese das Sehenswürdige, welches sich ohnehin täglich vermehrt, noch nicht erschöpfen. Die diesem zweyten Theile hinzugefügten 12 Kupferplatten geben demselben einen unstreitigen Werth. Die 10 ersten sind Nachstiche der großen Findorfischen Prospecte von Ludewigslust; wovon aber die erste Platte gar nicht hätte abgestochen werden sollen, weil sie mit dem jetzigen Prospecte der Gegend, von dem Herzogl. Schlosse nach der Kirche zu, gar keine Aehnlichkeit mehr hat und alles jetzo prächtiger aufgebauet und eingerichtet ist. Der zweyte stellet die bewundernswürdige Cascade vor dem H. Schlosse, die folgenden verschiedene andere vortreffliche Wasserwerke ꝛc. ꝛc. in dem Schloß-Garten, vor. Die 9te giebt uns den Anblick der vordern Seite der schönen ganz im antiken Geschmacke angelegten Kirche. Die 10te stellt die vordere Seite des neuen überaus prächtigen Schlosses zu Ludewigslust dar; die 11te giebt den Anblick der neuen Cascade.

Breit-

Breitkopf in Leipzig hat verlegt Bemerkungen auf einer Reise durch verschiedene Theile von England, Schottland und Wales; nebst einer Nebenreise in die Hölen von Ingleborough und Settle in Jorkshire: in Briefen. Aus dem Englischen, nebst einigen Anmerkungen des Uebersetzers. 1781. gr. 8. 310 Seiten. (Ein flüchtiger Recensent wird sagen 210 Seiten, weil der Setzer nach 304 fort paginirt hat 205 ꝛc.) Dieser Titel scheint zu erkennen zu geben, als ob ein Reisender beyde Reisen gethan und beschrieben habe, da es doch zwey verschiedene Männer sind, deren Nachrichten und Bemerkungen man hier zu lesen bekömmt. Der erste ist ein gesetzter Engländer, dem es aber zu klein war, nothdürftig vollständige Nachrichten zu geben. Er hat nur nach jedesmaligem Belieben niedergeschrieben was ihm gefiel, und alles andere, wonach doch der Leser eben so gern fragt, zurückgelassen. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind also ganz gut angebracht, sind aber gleichfalls bey weitem nicht zureichend. Viele Nachrichten des Engländers haben auch für teutsche Leser zu wenig Interesse, z. B. von den Wohnsitzen und Landhäusern der Gentlemen und Großen, wobey die bloßen nackten Verzeichnisse der Gemählde ꝛc. in Wahrheit ermüdend sind. Gelegentlich bemerkt man dabey einen ganz elenden und ziemlich herrschenden Geschmack in der Zusammenordnung und Vertheilung bey Aufstellung derselben. Biblische und christliche Stücke mit Stücken aus der heidnischen Geschichte und

thö-

thörigten Fabel oder mit Possirlichkeiten und Profanitäten untermengt in Einem Zimmer, z. B. Elisa, der Wittwe Sohn lebendig machend; Penelope; David mit Goliaths Haupt; Bachus und Ariadnens Triumph; eine Aussicht von Neapolis, der Rhede und dem Vesuv; ein Bachanalisches Stück; Maria mit dem Kinde; Johannis Haupt in einer Schüssel; der Sabiner-Raub; unser Heiland, die Jungfrau und Johannes. So kömmt es oft: und das nennen wir ekelhaft, es mag in Teutschland oder in England angetroffen werden. Das wichtigste in dieser Reisebeschreibung sind die Nachrichten von mehrern großen Hölen, die der Verfasser besichtigt hat, zum Theil nicht ohne große Gefahr und mit wirklicher Verwundung, weil sie bisweilen sehr niedrig und eng waren, durchkrochen hat. Freylich sind es noch keineswegs befriedigende Beschreibungen eines sorgfältigen Beobachters, daraus sich viele Schlüsse ziehen ließen. Doch verdienen sie gelesen und erwogen zu werden. Ein ganz leichtfüßiger Reisender hingegen ist der zweyte, der, nach dem teutschen Titel, die Nebenreise gethan hat. Seine Nachrichten, mit flüchtigen Pensees und Stellen aus alten und neuen Dichtern aufgestutzt und am Ende begleitet mit Muthmaßungen oder dreusten Schlüssen über den Ursprung der Sündfluth, die er von Anfangs entweder nicht so geschwinder oder nicht so langsamer Bewegung der Erde um ihre Achse, mit Beyhülfe eines Cometen, oder woher noch weiter, ableiten will; diese Nachrichten und Pensees von so großem Inhalt ge-

gehen an S. 259 und reichen bis 310. Ueber seine Beschreibung der besehenen Hölen wird man unwillig. Er stellt sich halb erstarrt hin, drehet den Kopf und die Augen, erinnert sich an Stellen aus den Dichtern, fürchtet sich mit seiner Einbildungskraft weiter hinein zu gehen, weil auch die Kleider von Feuchtigkeit und Koth besudelt werden möchten, und hat uns denn beynahe nichts weiter gesagt, als daß er da und da große Hölen in hohen und fürchterlichen Bergen gesehen habe. Er meynt, aus der Erde hervorgekommene Wasserströme müßten diese Hölen gebildet haben. Das mag doch ein tiefsinniger Engländer seyn! Freylich schreibt er etwas angenehmer, als der erste, das aber ist auch sein einziges Verdienst, und seine Hölen nach seiner Beschreibung können zu nichts gebraucht werden.

Mit noch geringerm Vergnügen haben wir gelesen so genannte Kritische und Philosophische Bemerkungen über Japan und die Japaner. Aus dem Französischen. Breslau bey Gottlieb Löwe. 1782. 8. 200 Seiten. Der Verfasser ist nicht selbst um das Vorgebirge der guten Hofnung gekommen, bekennt auch, daß die Nachrichten, die von Japan unter den Gelehrten da sind, guten theils nicht eben viel Glaubwürdigkeit haben, und klagt sogar die Holländer hart an, daß sie nicht ausdrücklich dazu gelehrte Männer mit dorthin nähmen, um uns mehr sichere Nachrichten zu verschaffen. Demungeachtet hat er nichts geringeres, als kritische und philosophische Bemerkungen ꝛc. zu schreiben unternommen,

und

und ein teutscher Biedermann hat sich nicht erwehren können, sie zu übersetzen. Sie sind mehrentheils sehr schaal und zum Theil äußerst elend, bis dahin, daß man oft nicht absieht, wie die Gedanken in ihrem Kopfe zusammen gehangen haben, besonders über die Japansche Statistik vorn herein, wobey, vornehmlich in untergesetzten Anmerkungen, die französische Verfassung für die beste unter allen angepriesen wird. Doch versteht sich, daß das meiste weder kritische oder philosophische Bemerkung ist, noch seyn soll, sondern historische Erzählung, sie sey zuverlässig oder nicht; und das lieset denn doch ein Mancher, der sonst nichts zu thun weiß, und auch wohl Feenmährchen lesen mag. Vieles darunter ist auch glaubwürdig genug. Von S. 191 finden wir noch Hrn. D. Thunbergs, welcher im J. 1775 — in Japan gewesen ist, vorläufige Nachricht von Japan und den Japanern, aus den Philosophic. Transact. Vol. LXX. 1780 No. IX. angehängt. Diese Nachricht führt den Charakter der vollen Glaubwürdigkeit, und macht mit Recht auf eine umständliche Beschreibung eben des Verfassers von Japan begierig. In keinem andern Lande der weiten Welt, nicht etwa Europa ausgenommen, kann die Visitation nach contrebander Waare so weit getrieben seyn, als, nach diesem Berichte, in Japan. Und gewiß hat die Regierung in Japan desfalls von Europäern nichts gelernt; und diese werden doch wohl von jener desfalls nicht mehr lernen wollen, als sie schon verstehen. Sonst möchten die Herren Kaufleute Hrn. D.

Thunberg für seine getreuen Nachrichten nicht viel Dank wissen können.

Von Erziehungs- und Schulsachen liegen uns neue Schriften genug zu Hand. Nur also wegen mangelnden Raums verschieben wir die Anzeige derselben ins folgende Stück.

5.) Schriften vermischten Inhalts.

Auf Kosten des Hrn. Verfassers sind in diesem Jahre zu Freyberg herausgekommen Commentationes tres ad Theologiam naturalem, Antiquitatem et Philologiam sacram pertinentes, auctore Joanne Gottfrid Am Ende, Art. M. et Pastore substituto Ecclesiæ Voigtidorpensis in Dioecesi Freibergensi. — Veneunt hæ commentatt. X. grossis Saxonicis. Diese Abhandlungen sind ziemlich ganz nach alter Humanisten-Art geschrieben, und Hr. Am Ende zeigt auch von dieser Seite viele Kenntnisse und Belesenheit. Keine derselben ist ganz neu, sondern alle drey sind vorher schon einzeln ans Licht gekommen, und erscheinen hier nur in anderer Gestalt mit Vermehrungen, und die zweyte auch um ein großes weiter ausgeführt. Ihr Inhalt ist folgender: I. Commentatio philosophica, in qua argumentum ab omnium gentium in statuenda natura aliqua diuina consensione petitum Ciceroni uindicatur, illiusque uis exponitur. Sie ist mehr historisch-polemisch, als philosophisch, und die Ueberschrift kann gar den Schein geben, als ob Hr. A. M. behaupte, Cicero sey der Erfinder dieses Arguments und habe es zuerst gebraucht,

braucht, welches doch die Meynung weder ist noch seyn kann. Die Sache ist nur diese. Cicero legt dasselbe in seinen Büchern de Nat. Deor. erstlich dem Epikureer Vellejus in den Mund. Dessen Vortrag läßt er nachher durch den Akademiker Cotta bestreiten und alles zweifelhaft machen, endlich aber den Stoiker Balbus auftreten, welcher sich jenes Arguments für das Daseyn der Götter wieder annimmt. Da nun Cicero sich überhaupt sehr stark zur akademischen Zweifelsucht hin neigte, so haben insbesondere Petavius und nachher Ernesti geglaubt, daß er hier seine eigne Meynung von Cotta habe vortragen lassen, also denn auch eigentlich dies Argument bestritten habe. Hievon sucht Hr. A. E. das Gegentheil, zur Ehre seines Cicero, den er für einen eben so großen Philosophen als Redner hält, darzulegen, durch Gründe, die auch wir nicht zu verachten wissen. Der vornehmste ist, daß der große Redner am Ende dieser Disputation selbst erklärt, des Balbus Discours habe ihm geschienen ad ueritatis similitudinem esse propensior. Immer aber ist auch das sehr wenig gesagt und vollkommen akademisch, d. i. skeptisch. Und wer steht dafür, daß ein Zweifler, wie Tullius, nur Einen Monat lang nachher bey diesem Urtheil geblieben sey, Er, der in den Officiis sagt, per Jouem iurare sey so viel, als per animum suum iurare, und der gewohnt war, überall nach Erforderniß der Umstände auch mit großem Ernst das völlige Gegentheil von dem zu sagen, was er glaubte, oder für wahr zu halten geneigt war? Daher kommen denn so wider ein-

ander streitende Meynungen neuerer Gelehrten von ihm. Die Beweiskraft des Arguments selbst hat Hr. A. E. nicht so sattsam auseinander gesetzt, daß Männer, die immer gern mit dem, was gemeine Menschen nach ihrem Wahrheitsgefühl glauben, unzufrieden sind, und mehr Zweifel und Einwendungen zu erregen, als gute Belehrung zu geben wissen, durch ihn eine Zurechtweisung erhalten könnten. II. Commentatio antiquaria de gentium profanarum precibus orantiumque habitu. Dies ist bey weitem die längste und gelehrteste Abhandlung in dem Bändchen, und giebt mancherley sichern Bericht. Sie soll auch hier und dort zur Erläuterung der heil. Schrift etwas beytragen, stimmt aber desfalls sehr gefällig auf die Seite der neuern Modedenkungsart. Sect. II. redet de orantium habitu, und dieser Section Cap. I. und II. de more capite uelato precandi. Natürlich kömmt dabey 1 Cor. 11. mit in Betrachtung. Doch leuchtet in Wahrheit das Licht sehr dunkel, das der Hr. V. für diese Stelle angezündet hat. Warum soll man nicht auch aus den Büchern des N. T., nach Beschaffenheit der Umstände, Antiquitätenkenntniß schöpfen können? Wir meynen, es sey aus dieser ganz ernstlichen Vorstellung des Apostels deutlich wahrzunehmen, daß es wenigstens zu Corinth bey gottesdienstlichen Handlungen für die Männer Gebrauch gewesen sey, ihr Haupt zu verdecken, für die Frauens hingegen, unverdeckt zu bleiben. Denn woher kann es sonst gekommen seyn, daß die christl. Gemeine zu Corinth diesen sonderbaren,

ren, in Wahrheit unanständigen und die Würde des Mannes unter die Frau herabsetzenden Gebrauch hatte? Jüdischen Ursprungs war diese das natürliche Verhältniß zwischen Mann und Frau umkehrende Sitte durchaus nicht, und die christliche Gemeine zu Corinth bestund auch unwiderleglich größtentheils aus gewesenen Heiden. Siehe Apostelg. 18. Man hat hier nicht bloß an Verdeckung überhaupt, sondern an beyderley Geschlecht gegen einander gehalten zu denken, welches Hr. A. E. nicht gehörig bemerkt hat. Er mußte aber schon deswegen fehl gehen, weil er, nach der Mode, v. 10. die ἀγγέλους (die doch hier schlechthin nur kurz weg ἄγγελοι genennt werden, ohne daß der Zusammenhang zu erkennen gäbe, man habe an andere Boten, als die κατ' ἐξοχην sogenannten ἀγγέλους zu denken) für exploratores ethnicos halten will. Nicht doch! wer und wie viele auch diese Meynung anpreisen mögen. Ihr zu Folge müßte man glauben, die dasigen Heiden hätten eine bessere Geziemenheit beobachtet, als die nunmehrigen Christen; und woher soll es nun seyn, daß in dieser christlichen Gemeine ein so unziemlicher dem Verhältniß zwischen Mann und Frau so schlecht angemessener Gebrauch aufgenommen war? Durchaus können hier die ἄγγελοι nicht exploratores ethnici seyn, wenn man auch gar nicht zu sagen wüßte, in welcher Rücksicht auf die Engel eine bessere Geziemenheit beobachtet werden sollte, welches wir doch fast schon hiemit gesagt zu haben meynen, nämlich, weil, wenn auch die

Menschen kein Gefühl von der üblichen Ungeziemenheit hätten, dieselbe doch den Engeln Gottes sehr widerlich seyn müsse. Und das ist noch keine Verehrung der Engel, auch übrigens kein Aberglaube, da Paulus schon Kap. 4, 9. die Engel als Beobachter der menschlichen Handlungen und Schicksale in Erwähnung gebracht hatte. Hr. A. E. also hat nicht im geringsten Ursache, sich auf seine angebliche für scharfe Forscher auch nicht einmal scheinbare Erklärung dieser Stelle etwas zu Gute zu thun. Gleichwohl fährt er ziemlich ungesittet über den sel. Bengel her, sogar ohne ihn verstanden zu haben, wenn wir nicht sagen sollen, mit Verkehrung der Bengelischen Erklärung; Er, der sonst, wie allen alten heidnischen Schriftstellern, so jedem ihm aufstoßenden neuen Gelehrten große und zum Theil sehr unverdiente Verbeugungen macht. Um abermals an einem klaren Beyspiele zu zeigen, wie ungebührlich, ungerecht und hämisch solche Autoren, Humanisten und Unhumanisten, so würdigen Männern leicht zu begegnen wissen, zeichnen wir die Am Endischen und die Bengelischen Worte aus. Hr. Mag. Am Ende schreibt S. 76. Bengelius aliam viam ingressus, suo modo egregie finxit cacodæmonum insidias, a quibus cauendum fuerit mulieribus Christianis, commendabilis inprimis formæ. Quibus ineptiis, quas *Tertullianus* de *uel. uirg.* olim fouit, *Ligtfootus* defendit, *Bengelius* recoxit, prætermissis, omne nobis uidetur punctum ferre eorum sententia, qui uoce ἀγγελων *exploratores* intelligendos censent — So werden denn alle Humanisten, die schon gewohnt

wohnt sind, einander fleißig nachzubeten, glauben, nach der Bengelischen Meynung seyen unter dem Worte ἄγγελοι hier cacodæmones zu verstehen. Nicht so! der cacodæmonum wird vom sel. Bengel nur nebenher auch mit gedacht, und commendabilem formam hat Hr. A. E. aus dem seinigen hinzugesetzet. Man höre nur in Vergleichung mit diesem Am Endischen Bericht den sel. Prälaten ad h. l. — Externus corporis habitus, humilitatem cordis, angelis non peruii, ostendens, et ordo ipsos angelos delectat — Sin minus, mulier ea deformitate offendit angelos Matth. XVIII. 10. 31. Offendere autem angelos eo minus debet, quia mulier etiam aliquanto magis, quam uir tutela angelorum eget. Eget autem magis ob infirmitatem propriam, perinde ut minores Matth. l. c. — sicut etiam *dæmones* magis insidiantur mulieri 2 Petr. 2, 19. fin. — uel etiam eam magis appetunt impuri illi quamlibet spiritus, quos ob pabuli auiditatem Græci φιλάλας uocant cf. Matth. VIII. 31. XII. 43. Wenn vordem Hr. D. Erneſti solche feine Artigkeiten gegen den sel. Bengel ausübte, als hier Hr. Mag. Am Ende nachthut, so dachte man: Nun ja! er ist es einmal gewohnt, als ein gelehrter Souverain, als præceptor Germaniæ, wie schon viele kleinere Schulleute im Kleinen, so Er im Großen, um sich herumzuschlagen, es sey getroffen oder nicht — und so dachte man noch mehr. Wer aber ist Hr. Mag. Am Ende, der die Erneſtischen Sitten gegen würdige und verehrte Männer nachthun will? Gegen Hrn. D. Semler hingegen redet er, wie sonst mit großem

Lob, so hier S. 75. sehr bescheiden. Derselbe giebt an, Paulus habe hier jüdische Vorurtheile benutzt, die für diesen Ort sich nicht einmal zeigen, d. h. historisch darlegen lassen, auch hieher, wo mehr an Heidenchristen zu denken ist, gar nicht passen können. Darauf versetzt Hr. A. E. mit aller Artigkeit: At uero nescimus, an commenta Judæorum ab argumenti dignitate, Apostolique proposito fuerint uel alieniſſima. Von Lesern, welche den lat. Sprachgebrauch zu wenig inne haben, kann gar das nescimus, an — für einen halben Beyfall, der es doch nicht ist, angesehen werden. So meynen wir zugleich den Vortrag des Apostels, eines Theils, besser erläutert zu haben, als Hr. A. E. bey seinen Vorurtheilen aus aller Antiquität vermochte. Endlich III. Periculum loci Paulini 1 Cor. V. 5. facilius interpretandi ist vorher eine Gratulationsschrift an Hrn. D. Rehkopfs Hochwürden gewesen, und war gewiß für diesen gelehrten Theologen eben so wenig erbaulich, als es nun für uns seyn kann. Diese Abhandlung ist nur ganz kurz und hat dennoch eine sehr lange Vorrede. Diese wirft, nach Ernestischem Tone, den ja längst Jedermann wußte, vielen Leuten (doch etwa nicht auch Hrn. D. Rehkopf?) die Vernachlässigung der Sprachkenntnisse, und den angeblich immer fortwährenden Mißbrauch der Philosophie (allemal mit sichtlich eigner Unkunde der Philosophie) vor, und dringt auch sogar durch den Mund des Hilarii Pict. darauf, daß man bey der Exegese keinen Sinn in die Bibel hineintragen, sondern bloß herausnehmen

men müsse. Dies zu sagen, brauchte es ja gar so vieler Umstände nicht, da wirs alle schon wußten und überall hören können. So wird denn aber doch Hr. A. E. nicht hineingetragen, sondern nur herausgenommen haben? Das ist schwerlich zu glauben, da des unleidlichen Satans in dieser Stelle gedacht wird. Man urtheile, ob man nicht endlich an den Worten hineintragen und herausnehmen selbst irre werden müsse. Dem Satan übergeben, soll, wie Beza und Hr. D. Semler und nun auch Hr. A. E. will, so viel heißen, als aus der christl. Gemeine und von allem christlichen Umgang ausschließen. Und anstatt der gewöhnlichen Uebersetzung der Worte εἰς ὄλεθρον της σαρκος, zum Verderben des Fleisches, soll eine ganz andere Uebersetzung gelten: wegen Verderbniß seines Fleisches, d. h. weil er schon eine böse venerische Krankheit an sich hat. Denn εἰς heiße auch so viel als διὰ, propter. Von diesem in Unzucht lebenden Manne wird gleichwohl nicht gesagt, daß er in Bordellen herumgelegen habe. Das nenne man denn den Sinn herausnehmen. Aus dem Beyspiel Hiobs, der auf gewisse Weise dem Satan zum Verderben des Fleisches übergeben war, soll deswegen für den sich natürlich von selbst ergebenden, nicht im geringsten hineingetragenen Wortverstand nichts gewonnen werden können, weil das Buch Hiob ein Gedicht sey, vergl. Hr. Niemeyer. Diese Männer können also nicht begreifen, daß uns eben so wenig ein göttliches Gedicht, wenn es solche Dinger (göttli-

che Gedichte, die denn allemal Lehrgedichte seyn müßten) geben könnte, als göttliche Geschichtsbücher falsche Vorstellungen von der göttlichen Weltregierung und von den Schicksalen der Menschen beybringen können, daß es also dennoch in der Welt solche Ereignisse wirklich geben müsse, als die von Hiob erzählten sind.

Von den Unterhaltenden die Menschheit interessirenden Merkwürdigkeiten aus verschiedenen Fächern enthält der Zweyte Theil, Frankfurt und Leipzig 1782. 8. 244 Seiten, eine ziemlich verständigere Auswahl, als der Erste, obgleich die Stücke großen Theils nur aus andern nicht unähnlichen Lesebüchern zusammengetragen sind. Die Zahl dieser Merkwürdigkeiten erstreckt sich auf 32. Unter dem Titel medicinische Entdeckung wird S. 136 den noch nicht allzugelehrten lesenden Aerzten bekannt gemacht, daß Rad. Gei Urbani Linn. in Wechselfiebern, periodischen Krankheiten u. s. w. eben das thue, was die Fieberrinde bisher gethan habe, und dabey auf den Erfinder D Buchhave, Arzt der Ritterakademie zu Soröe verwiesen. ingleichen S. 87 ein Neues Mittel in hektischen Brustbeschwerden, nämlich der Dampf von Harz und gelben Wachs zusammengeschmolzen. Da es jetzt so gar viele Leser solcher Bücher giebt, so mögen diese Sachen auf solchem Wege freylich wohl am leichtesten bekannt genug werden. Mittel wider die Zweifelsucht in der Religion, und andere Seelengebrechen, ingleichen wider die bösen Schuldenmacher (auch zur Sicherheit für die Herren Buchhändler) wür-

würden freylich in Lesegesellschaften nicht eben so willig gelesen werden.

* * *

Zu den besondersten Erscheinungen gehört Eine Rede des Herrn D. Froriep bey Gelegenheit seiner Confirmation zum Pastorat der Kaufmannskirche vor E. Hochädl. und Hochweisem Rathe in Erfurt gehalten, mit Anmerkungen und Anwendungen begleitet. Nebst Herrn D. Froriep Schreiben an das Evang. Ministerium zu Erfurt, dessen jetzige Streitigkeiten mit selbigem betreffend. Erfurt 1781. 8. 62 Seiten. Hr. D. Froriep ist einer der nun auch hier und dort zu habenden Theologen, die sich auf einer Seite der biblischen Rechtgläubigkeit wider neue Bestreiter annehmen, auf der andern aber selbst vieles nach ihrer eignen Weise reformiren wollen. Zudem ist er schon von Leipzig her für einen Mann bekannt, der leicht in die heftigsten Streitigkeiten geräth, und seine wirklichen oder geglaubten Gegner sehr unsanft angreift, z. B. mit der Anrede: Erlauchte Gesellschaft von Strohköpfen — womit er ehedem keine geringern Personen, als Hrn. D. Ernesti u. s. w. zur Aufmerksamkeit aufrief. Diese Gemüthsart hat er, wie wir hier sehen sollen, noch nicht abgelegt, sondern vielleicht ihr immer mehr Wachsthum verstattet. Die in diesem Bändchen größtentheils abgedruckte Rede hat die Absicht, zu zeigen, wie verabscheuungswürdig der zänkische, verkezzernde geistliche Lehrer

sey.

sey. Dies Thema sollte wohl einen sehr friedfertigen Redner verrathen (ob sichs gleich für die erwähnte Gelegenheit nicht allzuwohl schickte) aber die Ausführung athmet überall Krieg und Ungestüm. Doch diese Rede ist schon mehrere Jahre alt, und so könnte es tückisch zu seyn scheinen, daß man sie hinterher, nachdem sich etwa Hr. F. längst gebessert hätte, nochmals ins Publikum gebracht hat. Gegen diesen Verdacht will uns das angefügte Froriepsche Schreiben an das Ministerium zu Erfurt, datirt vom 22. November 1781. sicher stellen. In Wahrheit kömmt man in Versuchung, dasselbe für erdichtet zu halten, da der Herausgeber ein Ungenannter ist, wenn man nicht zugleich bedenkt, wie es nur eine vergebliche Bemühung seyn würde, ein solches Product unterzuschieben, weil, wenn auch unterdessen Hr. F. schon gestorben wäre, doch das Erfurtische Ministerium die Welt damit nicht betrügen lassen könnte. Hr. F. revocirt darinn unter andern eine ehemals dem Ministerium nach Urthel und Recht gethane Ehrenerklärung, erklärt für unsinniges Geschwätz, was in einem ihm zugefertigten Decret des Ministeriums gesagt werde, und schreibt: „Wenn aber gleich das Ministerium raset, so rase „ich nicht mit“ u. d. gl. Der Hr. Herausgeber berichtet von ihm in den Anmerkungen mit aller Zuversicht und dem Erbieten zu gerichtlichen Beweisen viele nachtheilige Dinge, auch z. B. daß Hr. F. seine akademischen Zuhörer vielmals mit wahren Zoten — unterhalte. Dies nun wollen wir gern nicht schon für sichere Wahrheit annehmen,

men, weil sich der Gewährsmann nicht genannt hat, weil derselbe ein großer Verehrer von Hrn. Salzmann ist, (S. Krit. Samml. vorhergeh. Stück S. 94 —) den Hr. Froriep aufs äußerste verketzert haben soll, und auch übrigens nicht eben in einem Tone schreibt, der christlich genug, und ein uneingeschränktes Zutrauen zu fordern sattsam berechtigt wäre.

Da die Freunde und Verehrer des Hrn. von Voltaire sich so sehr beeifern, das Andenken dieses Mannes, gewiß nicht sowohl wegen seiner Verdienste in der Welt des Witzes und Geschmacks, als aus Vorneigung und Liebe zu zügelloser Freydenkerey in Absicht auf Religion, hoch über alle Schändung, die dieser Name aus der letztern Ursache werth ist, zu erheben, so hat man sich nicht zu wundern, daß im Gegentheil eine ganz andere Parthey, welche Witz und Geschmack wenigstens nicht über alles ehrt und liebt, jenen enthusiastischen Bemühungen möglichst entgegen strebt. Eine nicht eben verächtliche Probe hat man neuerlich an einer Brochüre unter dem Titel: Voltaire. Recueil des particularités curieuses de sa vie et de sa mort. Qualis uita, talis mors. A Porrentruy (Brondrut, der Residenz des Bischofs von Basel) chez Jean Joseph Goetschy, Imprimeur de Son Alteſſe. 1781. Avec approbation. 8. Die moralischen Merkwürdigkeiten aus dem Leben des großen Federhelden, welche der Verfasser dieser Schrift gesammlet hat, sind auch in Teutschland be-

bekannt genug, und mehrere derselben desto bekannter, weil sie sich auf teutschem Boden zutrugen. Minder bekannt aber unter uns ist seine Sterbensgeschichte, die hier umständlich berichtet wird, freylich nicht à la Parisienne, ob sie wohl, wie die Partisanen meynen werden, mit Pariser Artigkeit erzählt seyn sollte, weil sie Pariser Geschichte ist. Die geistlichen Unterhandlungen des Hrn. von Voltaire mit Mr. l'Abbé Gaultier und mit dem Hrn. Pfarrer von St. Sulpice, der ihn mit den Sakramenten versehen sollte, sind lesenswerth. Als der erste endlich den Vertrag zu Stande zu bringen glaubte (Seite 126) war Voltaire unvermuthet schon wahnsinnig, faßte ihn mit Innbrunst bey der Hand, und sagte zu Hrn. Gaultier: Mr. l'Abbe Gaultier je vous prie de faire me complimens à Mr. l'Abbé Gaultier (Herr Abt Gaultier, ich bitte Sie, dem Herrn Abt Gaultier mein Compliment zu machen). Eine Note setzt hinzu: „Nach dem „die Herren, der Pfarrer von St. Sulpiz und der „Abt Gaultier, weggegangen waren — fand ihn (Voltairen) „sein Arzt, Hr. Tromhin, in fürchterlichen Bewegungen. Er schrie mit rasender „Heftigkeit: ich bin von Gott und Menschen „verlassen! fuhr mit den Händen in sein Pot de „Chambre, ergriff was darinn war und aß es „hinter. Der D. Tromhin, welcher diese Sache „respectablen Personen erzählt hat, konnte sich „nicht enthalten, hinzuzusetzen: ich wollte wünschen, daß alle die, welche durch Voltairens „Schriften

„Schriften verführt worden sind, Zeugen seines „Todes gewesen wären; es ist nicht möglich, bey „einem solchen Schauspiel auszuhalten.“ Wir überlassen einem Jeden, zu urtheilen, ob diese Erzählung ein aus Haß ersonnenes Gedicht etwa eines ersessenen Geistlichen seyn möge. Wenn es ein Gedicht seyn sollte, so dürften doch wohl nicht so viele Personen namentlich aufgeführt seyn, in einer Schrift, die, ob sie wohl den Namen ihres Verfassers nicht bey sich führt, doch nicht aus einem verborgenen Orte herkommt. Noch haben wir sie in den gelehrten Zeitungen nicht angezeigt gefunden, in welchen wir die Ankündigung der ausführlichen Lebensbeschreibung des Hrn. von Voltaire von Cassel her zu lesen bekamen. Diese wird sich auch wohl schwerlich auf solche Naivetäten einlassen — oder auch wir dürften an solche nicht zu vergessende Stückchen erinnern, die sodenn, wenn wir sie nicht für wahr annehmen sollen, widerlegt werden müßten, da sie leicht genug widerlegt werden könnten. Beym Abschied bekannter Religionsfeinde trägt sich mehr zu, als die Verfasser öffentlicher Nachrichten zu wissen bekommen oder der Welt bekannt zu machen schicklich und rathsam finden. Anzeiger dieses könnte leicht eine sehr zuverlässige Nachricht von der äußerst sonderbaren sogenannten Bekehrung eines sehr berufenen teutschen Gelehrten, der gern nicht weniger gewesen wäre, als Voltaire, mittheilen, wenn ihn nicht einige besondere Gründe zurückhielten. Die Freunde des Verstor-

storbenen, obgleich selbst ohne Religion, meldeten der Welt, er sey als ein Christ gestorben — Eben dieselben meynten vielleicht, daß man sich auch ohne Wahnsinn als ein Christ erhenken könne. Um in Ansehung des Herrn von Voltaire nicht mißverstanden zu werden, setzen wir hinzu, daß die Mahlzeit aus dem Pot de Chambre weniger zu bedeuten habe, als die Wehklage, von Gott und Menschen verlassen zu seyn.

Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

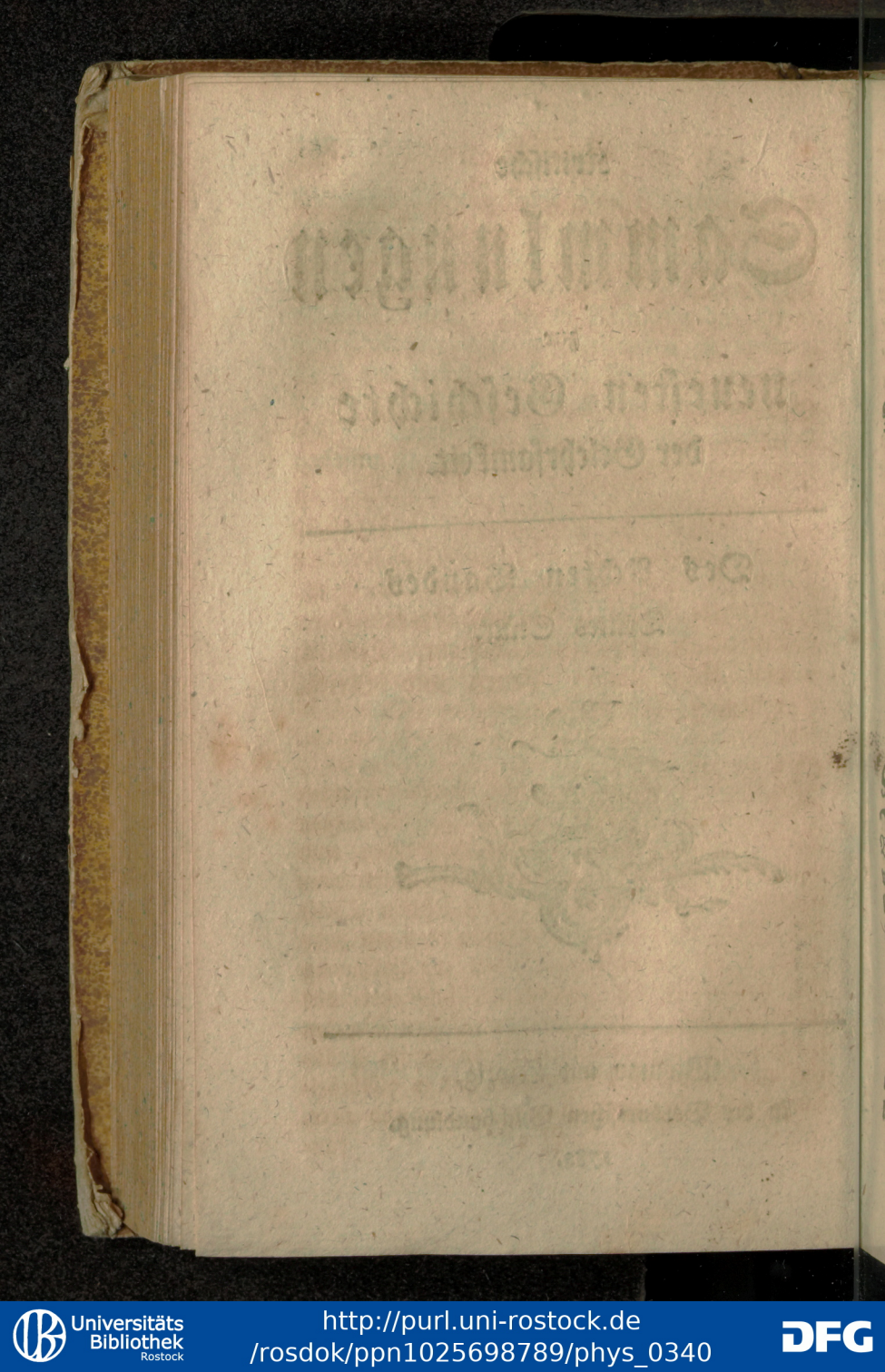
Des Achten Bandes

Drittes Stück.



Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1782.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789/phys_0339
DFG



I.

Physikalische und moralische Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen an Ihro Majestät die Königinn von Großbritannien von Johann Andreas de Lüc, Bürger zu Genf, Mitgliede der königl. Societät zu London u. s. w. Zweyter Band — aus dem Französischen mit einiger Abkürzung übersetzt. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1782. 8. 612 Seiten.

Von dem Ersten Bande dieses wichtigen Werks haben wir im St. 3. des vorigen Bandes eine kritische Nachricht gegeben, und verbreiten dieselbe nun auf diesen Zweyten oder letztern Band, welcher die zwey letztern Theile des Originals enthält. Hier findet man am Ende Hrn. de Lüc eigentliches System zur Erklärung des Ursprungs der jetzigen Beschaffenheit des festen Landes. Die Briefe des Ersten Bandes machen mit den vorläufigen Abhandlungen 8 Abtheilungen aus, die des Zweyten sind in 3 Abtheilungen gebracht, nämlich in die 9. 10. und 11te,

fangen an mit dem Brief 84 und beschließen mit dem Brief 148. Sie liefern größtentheils immer noch Bemerkungen, wie sie der Hr. Verf. von einem Ort zum andern auf seinen Reisen durch die Niederlande und einen Theil Teutschlands, besonders den Rhein herauf, gemacht hat. Die stetige Wiederholung eben derselben Phänomenen kann zwar viele Leser ermüden; doch trifft man überall viel brauchbares an, und kann es oft von einer ganz andern Seite betrachten, als diejenige ist, von welcher es der Hr. Verf., nicht selten zu sehr mit unverwandten Augen angesehen hat. Wir geben hievon im Voraus nur einige wenige Beyspiele. Den Rhein herauf und durch Hessen — bis an den Harz hat Hr. de Lüc überall Berge mit Laven, und Basalten ꝛc. Nachlässe von ehemaligen Vulkanen gefunden, und diese Vulcane alle, wie alle Berge zweyter Ordnung mit ihrem gesammten Inhalt sollen in ehemaligem Meere entstanden seyn. Dieser Satz erhält oft vielen Schein, enthält auch unleugbar etwas richtiges. Erstlich aber finden sich eben daselbst viele Erscheinungen, die nicht ohne große Mühe damit zu vereinigen stehen; zweytens denkt der Hr. V. zu selten daran, ob ers wohl nicht ganz übersieht, daß, nach der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, die ganze Erde Anfangs unter Wasser gestanden, und beynahe bedenkt er gar nicht, daß vulcanische Ergießungen und Auswürfe aus der Erde selbst mit zu ihrer zweckmäßigen Ausbildung und Zubereitung gehört haben können, und sodenn auch mit in die Schöpfungsgeschichte gehören

ren und in den erstern Tagen geschehen seyn müssen, da die Hervortretung des trocknen Landes am dritten Tage, wenn sie geschehen sollte, solche Wirkungen und Veränderungen des Erdkörpers selbst erheischt zu haben scheint. Man lese und urtheile S. 241. „Dies ist also der Definition nach „ein Gang, oder eine mit fremden Materien „ausgefüllte Spalte; das Außerordentliche aber „liegt darinn, daß er aus Schichten besteht, die „offenbar vom Meere gebildet sind, und in denen „man hier und da Seeproducte findet u. s. w. „Mit diesem Gange sind noch andere, noch schwe„rer zu erklärende verbunden. Sie kommen vom „Hangenden herab, sind kalkartig und schichten„weis geordnet, aber ihre Schichten sind unter „einem so starken Winkel geneigt, daß ich mir sie „nicht erklären kann, ohne die gewaltsamsten „Zerrüttungen in dieser Gegend (im Buchenber„ge im Wernigerödischen) anzunehmen. Diese „Spalten sind augenscheinlich unter dem Meere „entstanden und ausgefüllet worden. Aber „warum findet man denn in andern Gängen nicht „auch diese schichtenartige Structur und diese „Seeproducte? Sollte dies nicht eine Anzeige „seyn, daß die meisten Gänge sogleich bey ihrer „Entstehung sind ausgefüllt worden, und zwar „mit Materien, welche durch eben die Stöße, die „die Berge zerspalteten, vom Grunde erhoben wur„den?“ Eine Hauptanmerkung ist hier wohl diese, daß nicht alle Phänomene, die überhaupt von ziemlich einerley Art sind, nothwendig unter einerley Umständen zu Stande gekommen seyn müssen.

Offenbar findet auch in sofern eine Mannichfaltigkeit statt, und Universalsätze haben in diesem Fache leicht noch mehr, als in andern, wider sich, oder müssen nur mit großer Behutsamkeit angenommen werden. In Einem engen Reviere können Ursachen von verschiedener Art, oder einerley Ursachen unter nicht einerley Umständen, zu verschiedenen Zeiten gewirkt haben. Dies bedenkt Hr. de Lüc zu wenig. Spalten in den Bergen sind doch nothwendig unterwärts enger, als oben — wie sollten nun Materien von unten auf die letzterwähnten angefüllt haben, besonders wenn sie im Meeresgrund unter oben über stehenden Wassern entstanden wären? Gewiß eine der größten Unwahrscheinlichkeiten! Sie mögen allerdings unter dem Wasser sich aufgethan haben, aber vielleicht zu einer Zeit, da die erst nachherigen Seeproducte noch nicht vorhanden waren. Noch andere aber können auch unter freyer Luft (1 Mos. 10, 25.) entstanden, und nach und nach durch gelegentliche Verschlemmungen angefüllt worden seyn, da es ihnen denn gleichfalls an Seeprodukten fehlen muß. Von den alten Vulcanen behauptet der Hr. Verf., daß sie unter dem Meere entstanden wären S. 208, weil in verschiedenen Gegenden wechselsweise Laven und Bodensätze des Wassers, auch mit Conchilien, über einander liegen. Recensent ist nicht in Abrede, sondern behauptet es selbst, daß an mehrern oder sehr vielen Orten unter dem Wasser Vulcane ausgebrochen sind, und zweifelt nicht, daß sich z. B. in mehrern Gegenden des mittländischen Meers solche

che Abwechslungen im Meergrunde befinden werden. Einmal aber haben wir auch durch Hrn. de L. keine hinlänglich genaue Beschreibung solcher Reviere erhalten, um urtheilen zu können, ob nicht viele Bodensätze des Wassers auch schon durch große Particularüberschwemmungen haben abgelegt werden können, z. B. hier und dort am Rhein in Teutschland, ehe dieser Fluß sein Bette schon breit und tief genug ausgegraben hatte. Hrn. de L. Bemerkungen über die ehemalige allmälige Erhöhung von Holland, welches an vielen Orten nun schon noch merklich höher geworden seyn würde, wenn es nicht in Dämme eingeschlossen wäre, dienen zur Erläuterung. Ferner konnten an andern Orten binnen kurzer Zeit, als die Erde mit Wasser noch ganz umgeben war, welches sich auch nicht in unbewegter Ruhe befand, Bodensätze desselben entstehen, hernach Vulcane ausbrechen, und bald mit neuen Bodensätzen bedeckt werden. Endlich als das feste Land schon da war, konnten noch Vulcane von jener ersten Zeit her ihre Ausgüsse auf demselben verbreiten oder neue entspringen, welche nachher unter Bodensätzen der allgemeinen Ueberschwemmung begraben wurden. Das alles ist von Hrn. de L. nicht in Rücksicht genommen, weil er zu unverwandt auf seinen Lieblingssatz hinsiehet. Nie aber wollen wir hiemit die Brauchbarkeit seiner angelegentlichen und mühsamen Beobachtungen und Untersuchungen herabsetzen. Wir bleiben vielmehr dabey, daß sich recht sehr viel aus diesem Werke lernen lasse. Ueberall wird darinn wie-

derholend gezeigt, daß die gegenwärtige Beschaffenheit unsers festen Landes kein hohes Alter desselben für wahr annehmen lasse; daß dasselbe nicht allmälig durch Fortrückung des Meers ins Trockne gekommen sey, noch ferner an der Morgenseite ab- und an der Abendseite zunehme; daß die Berge nicht ihrer Zerstöhrung, sondern einem unzerstöhrlichen Zustand durch die Vegetation entgegen gehen ꝛc. Verschiedenen sehr weit getriebenen Behauptungen anderer Naturgeschichtler, denen freylich die Verständigen eine große Schwäche und Mattigkeit leicht ansahen, wird mit Ernst widersprochen, z. B. daß alle kalkartigen Materien ihren Ursprung von Seethieren hätten, worauf man ein millionenjähriges Alter der Welt mit bauen will. Der Hr. V. vermuthet ganz im Gegentheil, daß die ersten Bodensätze des Meers (er denkt dabey die Zeit, da die Seegeschöpfe wenigstens noch nicht in großer Menge vorhanden seyn konnten) kalkartig gewesen wären — und sein Hr. Bruder schreibt in einer hier von S. 401 bis 430 mitgetheilten Nachricht von einer im Sommer 1778 in guter Gesellschaft gemachten Reise in die Savoyischen Alpen sehr ernstlich widersprechend S. 404 folgendes: „Ob wir uns nun gleich „wirklich unter den Bergen der ersten Ordnung „befanden, so fehlte es doch nicht an kalkartigen „Materien. Am Bett des Bachs (Bonnant im „Thal Ober-Faucigny, welches den Montblanc „zur Seite hat) konnten wir die Trümmern der „Schieferberge bequem untersuchen, und fanden „sie oft mit Adern von weißem Quarz durch-

„zogen, welche wieder nach allen Richtungen „mit tausend kleinen Aesten von gelbem Kalk„spath durchzogen waren. Dieser Spath ist „aufs innigste mit dem Quarz verbunden. Wel„che von beyden Materien ist nun zuerst in diesen „Adern gewesen, die kalkartige oder die glas„artige? Auch sahen wir am Bette des Bachs „viel Tufstein, der von den Bächen auf den Ab„hängen der Berge abgesetzt wird, und sich zuwei„len bis zu Hügeln anhäuft. Das Wasser muß „also in den Bergen kalkartige Materien finden, „die es auflösen und mit sich führen kann. Auch „haben wir dergleichen Materien bis an den Fuß „der höchsten Alpen an ihrer natürlichen Stelle „gefunden, wo zwar die Hauptmasse aus Granit „und Wacken besteht, aber das kalkartige „sich überall entweder in Adern oder in ganzen „Massen eingemischt hat, ohne daß sich ein be„stimmtes Kennzeichen seiner Entstehung fände. „Kurz, es bleibt uns kein Zweifel übrig, daß es „auch ursprüngliche kalkartige Materien gebe, „d. i. solche, die, wie die glasartigen, älter, als „alle bekannte wirkende Ursachen sind. Und „unsrer Meynung nach ließe sich eher behaupten, „daß die Seethiere die Materie ihrer Schalen „aus den von Wasser aufgelösten kalkartigen „Materien nähmen, als daß alle kalkartigen „Materien in der Welt ihren Ursprung von den „Seethieren nehmen sollten, da man doch so viel „Kalkmaterien an Orten findet, die keine Spur „von Seethieren oder von einer Gegenwart des „Meers zeigen.“ Doch wir müssen endlich auf

die de Lücsche Hauptsache kommen, um unsre Leser nicht zu ermüden. Von dem Br. 137 S. 432 an wird sie vorgetragen. Nichts kann vernünftiger seyn, als der Hauptgedanke in einem der erstern Absätze dieses Briefs, den wir abzuschreiben uns nicht enthalten können, da er eine sehr verkannte Untersuchungsgränze lehrt: „Fänden wir auf der Erdfläche lauter Berge der ersten Ordnung, so sehe ich nicht, was man dann „erklären wollte. Denn unter irgend einer Gestalt muß doch die Materie erscheinen, und wir „kennen sie zu wenig, um ihre vorige Gestalt entdecken zu wollen oder zu können, wenn sie keine „Zeichen einer Veränderung an sich trägt. „Quarz, Granit, Serpentin, grauer Wacken, „Schiefer, Talkstein ꝛc. alles dieses ist nichts „anders, als Materie unter gewissen Formen, „und nichts berechtigt uns, sie für verändert „anzunehmen, so lange wir nicht Kennzeichen einer Veränderung daran entdecken. Eben dies „gilt auch von der Gestalt. Einmal muß die Materie eine Gestalt haben, und wir haben keinen „Grund, anzunehmen, daß sie sonst eine andere „gehabt habe, wenn nicht ihre gegenwärtige Gestalt deutliche Spuren einer geschehenen Veränderung zeigt.“ Der hier angegebene Grundsatz ist unwiederleglich richtig. Nur aber fragt sich doch, ob die Berge der ersten Ordnung, unter welchen Hr. de Lüc diejenigen versteht, die weder, wie die vulcanischen Materien zu erkennen geben, durch unterirdisches Feuer, noch durch Bodensätze des Wassers gebildet sind, dafür

an-

angesehen werden sollen, daß sie der Schöpfer selbst der eben entstehenden Erde so anerschaffen, oder ob eine in Wirksamkeit gesetzte zu der erschaffenen Erde selbst gehörige Ursache sie erst nachher heraufgetrieben habe. Dies letztere will er nicht so schlechthin leugnen, sondern scheint es vielmehr wenigstens zu vermuthen, meynt aber nicht, daß diese wirksam gewesene Ursache zu ergründen stehe, läßt sich also darüber auf keine Untersuchung ein. Herr Silberschlag geht desfalls weiter zurück auch auf die wirkende Ursache dieser Berge, angeführt durch die Feldsteine und den Sand, deren Herkunft Hr. d. Lüc eben so wenig untersucht, und kömmt hiedurch auf das innere Höhlensystem der Erde und auf die einfachste Erklärung der Sündfluth. Herr de Lüc weiß von Höhlen in der Erde gleichfalls sehr viel zu sagen, ohne ihren Ursprung auf eine glaubliche Weise zu erklären, läßt das vorsündfluthische Land auf über einander gethürmten Höhlen ruhen, und mit Einsturz dieser Höhlen versinken, um unser jetziges festes Land, ohne es heben zu lassen, vom Wasser zu befreyen, da hingegen nach der Silberschlagischen Theorie der ganze Bau der Erde bey der Sündfluth unverändert bleibt, und nach der Sündfluth wieder Meeresgrund ist, was vorher Meeresgrund war. Diese Vergleichung, die wir wie nur gelegentlich beybringen, da Herr de Lüc in der abgeschriebenen Stelle im Voraus gleichfalls zu viel auf Einmal sagt, dient sehr stark zur Beurtheilung seiner eigentlichen Hauptsache. Er führt S. 436 — sehr methodisch auf dieselbe, folgert

gert einzelne Schlußsätze aus einzelnen Erfahrungssätzen, und bauet auf diese Art sein System so zusammen, daß es sattsam im Lichte steht. Der erstre Theil dieser Vorstellung verdient in mehrerley Betracht in unsre Recension aufgenommen zu werden. Der Bequemlichkeit wegen versehen wir die einzeln Stücke mit Zahlen: „1. Wir finden im „festen Lande, selbst in beträchtlicher Höhe auf „den Bergen, Seeproducte —“ Diese müssen „durch irgend eine Ursache in ihre jetzigen Stellen „gebracht worden, und es muß also eine Verän„derung auf der Erdfläche vorgegangen seyn.“ „2. Diese Seekörper sind in gewisse bekannte „Materien eingeschlossen, und finden sich bis auf „eine große Tiefe in den Massen dieser Materien „—“ Also befinden sich diese Materien jetzt in ei„ner andern Ordnung, als vorher, ehe sie diese „fremden Körper in sich nahmen.“ 3. Sie um„schließen die Seekörper vollkommen, füllen ih„re leeren Räume aus ꝛc. kurz diese sind in ihnen „vollkommen abgeformt. —“ Also waren diese „Materien weich, als sie zuerst die Seekörper „umgaben.“ 4. Von Natur liegen diese Materi„en in regulairen, parallelen, oft horizontalen, „allezeit aber wenig geneigten Schichten, so „wie sie das Wasser bildet, wenn es Materien „hie losreißt, und dort absetzt, und wie sie von „keiner andern bekannten Ursache könnten gebildet „werden —“ Also sind diese Materien durch successi„ve Bodensätze des Wassers in ihre gegenwär„tige Lage gekommen.“ 5. Man findet in diesen „Schichten auch ursprüngliche Materien —“ Al„so

„so existirten die ursprünglichen Materien schon, „ehe diese Schichten gebildet wurden.“ 6. Die „Stücken der ursprünglichen Materien in diesen „Schichten zeigen zwar, daß sie zu größern Mas„sen gehört haben, aber ihre Ecken sind durch das „Reiben abgeschliffen. —“ Sie sind also vom „Wasser gerollt worden, und da diese Operation „Zeit erfordert, so können die Schichten nicht „durch eine plötzliche Bewegung des Wassers ent„standen seyn.“ 7. Diese Bodensätze des Wassers „haben sich über einander gelegt, und hohe Berge „gebildet, deren Zusammensetzung vom Fuß an bis „zum Gipfel völlig gleichförmig ist. —“ Also ist „das Wasser, das sie gebildet hat, sehr tief gewe„sen, und hat lange Zeit nöthig gehabt, diese Ber„ge zu bilden ꝛc.“ Die vier erstern Schlußsätze kann und muß man ohne Bedenken zugeben, nur daß Num. 4. durch das Beywort successive — nicht etwa schon eine lange Zeit von mehrern Jahren oder Jahrhunderten zu verstehen gegeben werde. Auch durch eine halbjährige oder nicht viel längere Ueberschwemmung, wobey das Wasser in mehrmalige große Bewegungen kam, konnten viele Bodensätze mit Inschluß aller iener Seeproducte über einander hingelagert werden. Denken wir dabey nun einmal an die Sündfluth, so lassen alle diese Bodensätze noch unentschieden, ob unser festes Land nur eben damals so allgemein überschwemmt oder ob es vorher bis dahin Meeresgrund gewesen, und erst durch iene große Begebenheit ins Trockne gekommen sey. Wäre das, was Num. 5 von ursprünglichen Materien gesagt wird, nicht zu nahe

mit

mit Num. 6 verwandt, so könnte mans leicht gelten lassen. Da man aber unter diesem Ausdruck insbesondere Steine denken soll, große und kleine, die es verrathen, daß sie vordem zu größern Massen gehört haben, und großen Theils ohne scharfe Ecken sind, die sie gehabt haben müßten, wenn sie Trümmern von ehedem gewesenen größern Felsen-Massen wären, so fragt sichs, ob sie solche Trümmern sind, die ihre Ecken durch immer wiederholtes Fortrollen binnen einer Zeitperiode von mehrern Jahrhunderten verloren hätten. Plötzliche Bewegung des Wassers — aber ist auch für die Sündfluth kein passender Ausdruck. Zur Beurtheilung dieser angeblichen Abrundung der vorherigen scharfen Ecken hat man schon daran genug, daß unter diesen Steinen ohne scharfe Ecken auch sehr große Stücken, mehrere Centner schwer, sind, die keine noch so heftige Bewegung des Wassers je weit herumgetrieben oder nur äußerst selten einmal von der Stelle bewegt haben würde; daß zuvor ausgemacht werden müsse, ob die ungestümste Bewegung des Meers auch in sehr tiefen Gegenden bis auf den Grund mit solcher Stärke selbst hinreiche, welche erfordert wird, Steine nur von ganz mäßiger Schwere, nicht bloß Einmal und wieder Einmal von der Stelle zu bewegen, sondern auf dem Boden umher zu treiben, oder gar fortzuschleudern. Und sodenn hätte Hr. de Lüc noch besonders anmerken müssen, ob sich nicht auch auf den höchsten Bergen, die als Inseln über das ehemalige Meer hervorgeragt haben sollen, eben sowohl eine Menge gleich gut abgerun-

rundeter kleiner und großer Steine befinden. Hr. Silberschlag berichtet von dem Brocken, die ganze Oberfläche dieses gesammten Gebürges sey mit einer so ungeheuren Menge von kieselförmigen Steinen und Granittrümmern bestreuet, daß man, ohne aufgeräumten Bahnen zu folgen, nicht im Stande seyn würde, auf demselben fortzukommen. Wäre nun auch der Brocken mit seinen obern Theilen noch keine Insel im alten Meere gewesen, so sieht man doch nicht, wie durch die heftigsten Bewegungen desselben nur ganz mäßige Steine, nachdem sie vorher Jahrhunderte lang herum getrieben und abgerundet worden wären, von dem Wasser auf seinen Rücken hätten getragen werden können, und dürfte sich vielmehr wundern, wie sie bey einer solchen Gewalt des Wassers, welche auch Centner schwere Steine bis zur Abrundung herumtreiben konnte, nicht vielmehr herunter gerollt werden mußten. Hienach bleibt es allemal höchst wahrscheinlich, daß diese Art Steine, welche auf der Erde schaarenweis angetroffen werden, nie scharfe Ecken gehabt haben, und, wenn sie ehedem Theile größerer Massen waren, ziemlich mit eben der Gestalt davon abgetrennt worden sind, als die Masse noch nicht zu Stein verhärtet war. Den mit den Steinen so nahe verbrüderten Sand hat Hr. de L. noch weniger genau beobachtet. Bey Num. 7. erinnern wir nur, daß die Worte hohe durch Bodensätze des Wassers gebildete Berge, da der Hr. V. auch kein Beyspiel eines solchen Berges namhaft gemacht, noch auf vorher gegebene Beschrei-

bungen solcher Berge zurückgewiesen hat, einen weit zu unbestimmten Begriff geben, als daß eben damit schon bewiesen sey, das Wasser habe lange Zeit nöthig gehabt, diese Berge zu bilden. Hohe Berge, dergleichen eine mehr als halbjährige allgemeine Ueberschwemmung nicht hätte bilden können, werden auch nicht leicht vom Meere in seinem Bette gebildet werden, vielleicht desto weniger, weil es zu viel Zeit hat, dasjenige, was es einmal gebauet hatte, wieder zu zerstöhren. Hr. de Lüc redet noch weiter von Seeproducten in den Bergen und in den Plänen ꝛc. und nun folgt sogleich noch S. 437 der Schlußsatz: „Also ist unser „festes Land Meergrund gewesen, auf dem sich „alles das zugetragen hat, was noch jetzt auf dem „gegenwärtigen Meergrunde vorgehet.“ Dies ist nun der eigentliche Hauptsatz, den Hr. d. L. in diesem Werke beweisen wollte. Jedermann wird sich wundern, daß er ihn schon so bald schlußweis hinsetzt, daß er nicht wenigstens zugleich neben und bey den Seeproducten auch der sogar vielen oder weit mehrern Landproducte, Ueberbleibsel und Versteinerungen von Landthieren, Insecten und Landfischen und von allerley Landgewächsen großen und kleinen, so gar Wälder 40 bis 50 Klafter tief begraben, erwähnt. Man sehe unsre Recension des Silberschlagischen Werks im vorhergehenden Bande S. 45 — Diese Landproducte hätte der Hr. Verf. sogleich nach den Seeproducten stellen, auch daraus kleinere Schlußsätze ziehen, und dann erst endlich aus beyderley Erscheinung ꝛc. einen Hauptsatz folgern sollen; der

denn

denn gewiß, ohne Vorliebe für dies oder das gefolgert, anders ausgefallen seyn würde, als der nunmehrige de Lücsche Hauptsatz. Dieser in der Erde begrabenen Landproducte gedenkt er nun zwar gleichfalls, erstlich aber nur hinterher, als solcher Erscheinungen, woraus eine Einwendung wider seine Behauptung gemacht werden könnte, die er zu heben sucht; zweytens gedenkt er derselben zu kurz nur meistens in allgemeiner Vorstellung, ohne umständliche Beschreibung und Aufzählung, so, daß man nach dem Gange und der Beschaffenheit seiner Darstellung glauben könnte, gegen die Menge der in und auf unserm festen Lande aufgefundenen Seeproducte sey die Menge der zum Theil tief in der Erde begrabenen Landproducte beynahe eine Kleinigkeit. Gewöhnlich ist auch Hr. de Lüc mit seinen Untersuchungen nur auf der Oberfläche der Erde geblieben, und hat bloß auf dem Harze ꝛc. einige Schächte befahren, und das Einhornloch, eine sehr große Höhle, besucht, giebt aber auch davon bey weitem keine hinlänglich genaue Beschreibung, daß man urtheilen könnte, ob sie, wie er vermuthet, durch Filtration und Wegspülung des Wassers entstanden sey. Hiebey bemerkt man noch, daß Hr. de Lüc in seinen Briefen beynahe nur dasjenige aufstellt, was er selbst oder sein Hr. Bruder und einige andere Freunde gesehen und beobachtet haben, ohne aus vorhandenen Nachrichten anderer Gelehrten viel Urtheilsangaben zu sammlen. Dies, dünkt uns, sey ein wichtiger Fehler, bey der Ausführung einer so wichtigen Untersuchung, welche fürs erste eine

Zusammensammlung aller Urtheilsangaben erfordert. Und wie bringt nun Hr. de L. die in unserm festen Lande befindlichen Landproducte aus dem vorherigen festen Lande herüber, da sie einmal großen Theils unter mehrern Schichten anderer Materien liegen, welche, nach seiner Meynung, nicht eine zeitige Ueberschwemmung, sondern nur das Meer binnen Jahrhunderten über einander setzen konnte? Diesen Transport, meynt er, haben die Flüsse des alten festen Landes verrichtet, welche alle jene Landproducte mit herüber in das damalige Meer geführt hätten, wo sie denn nachher von Bodensätzen des Wassers bedeckt worden wären. Dies möchte eine leidliche Hypothese seyn, wenn sich nur hier und dort in unsrer Erde selten einmal ein altes Landproduct fände, bloß einzelne Erscheinungen dieser Art, und wenn hingegen allein die Seeproducte in unübersehlicher Menge anzutreffen wären. Bey fast ganz entgegengesetztem Verhältniß aber der einen gegen die andern muß diese Vermuthung auch den Namen einer Hypothese verlieren, weil sie danach für keinen logisch möglichen Satz mit guter Ueberlegung mehr angesehen werden kann. Uebrigens verdient es bestens angemerkt zu werden, daß Hr. de Lüc, fürs erste durch die Wahrnehmung so vieler Seeproducte in und auf unserm festen Lande auf die Meynung geführt, daß dasselbe ehedem eine lange Zeit hindurch Meeresgrund gewesen seyn müsse, dieselbe durch Hülfe eines großen Höhlensystems ausbilde, wir möchten sagen zum Beweis, wie kein Naturforscher im Großen daran zweifeln könne.

könne, daß es außer den vielen bekannten Höhlen in Gebürgen noch eine weit größere Menge großer und weiter Höhlen in der Erde gebe, und daß man dieselbe wie für ein wunderbar zusammengesetztes Höhlengebäude ansehen könne. Nach seiner Meynung war nämlich (S. 452) „das alte „feste Land keine solide Masse; es bestand aus „Wölbungen über unermeßlichen Höhlen. So „groß und tief diese waren, so hatten sie doch we„nig Stützen, weil aber alles aus ursprüngli„chen Materien bestand, so ward die geringe „Anzahl der Widerlagen durch die Dichte und „Festigkeit der Massen ersetzt. So erhielten sich „diese alten Höhlen, ohne daß das Wasser einen „Zugang zu denselben hatte. Aber die Wirkun„gen des unterirrdischen Feuers öffneten dem „Wasser Wege in diese Höhlen. Es entstanden „daraus eben die Wirkungen, wie unter dem „Meergrunde: das Wasser verursachte Gährung „und Explosionen, die oberste Reihe der Wöl„bungen stürzte auf die untern herab, das feste „Land verschwand und das Meer breitete sich „darüber aus, ohne jedoch den sandigten Grund, „auf dem es vorher geruhet hatte, zu zerstöhren. „Nach diesem ersten Theile der Revolution war „die ganze Erde mit Wasser bedeckt, nur die In„seln des alten Meers ausgenommen, welche an „Größe und Anzahl zunahmen, ohne jedoch gänz„lich vereinigt zu seyn. Das Gewicht des Was„sers und der Masse der ersten Wölbungen zer„brach bald darauf die zwote Reihe der Gewöl„ber, diese die dritte u. s. f. und so ward das neue

„Bette des Meers in kurzer Zeit so tief, daß sich „das ganze Gewässer hineinzog, und unsere jetzi„gen festen Länder auf dem Trocknen ließ.“ So viele bloße Vermuthungshypothesen hier auch zusammengebracht sind, wollten wir doch noch etwa zur Noth alles (ohne schon Vergleichung mit den Mosaischen Nachrichten anzustellen) gelten lassen, wenn nur der eigentliche Hauptsatz für erwiesen gelten könnte, und nicht vielmehr für ganz widerlegt angesehen werden müßte, daß unser festes Land ehedem eigentlicher Meeresgrund, nicht bloß auf eine kleine Zeit überschwemmt gewesen wäre. Freylich aber sind die bekannten Höhlen in und unter unserm festen Lande so wenig ohne Wasser, wenn auch von der Oberfläche nicht die geringste Feuchtigkeit hineinfließen könnte, daß es sogar Flüsse in denselben giebt — und daß sich der Ursprung der Quellen eben vornehmlich in den Höhlen zu finden scheint; auch in den höchsten Berghöhlen wird es an Wasser nicht wohl je fehlen können, da es von unten herauf dünstet, von den Decken herabtreufelt, an den Wänden herunter fließt, sich am Boden sammlet und einen Ausgang sucht — Wie nun jener so zerbrechliche Höhlenbau entstanden seyn möge, darüber erklärt sich Hr. de Lüc nicht, und auch das könnte man ihm nachgeben, wenn die ehemalige Existenz desselben nur von hintenher Gründe einer mehr als subjectiven Wahrscheinlichkeit für sich hätte. Endlich aber, da diese ganze Vorstellungsart zum Vortheil der biblischen Geschichte dienen soll, wie bringt er dieselbe mit den Mosaischen Berichten

in

in Vereinigung? Man darf dieselben nur mäßig und obenhin kennen, um diese Vereinigung für nicht wohl möglich zu halten. Dennoch erscheint ihm alles sehr leicht. Er beruft sich zuerst auf 1 Mos. 6, 13. eben so zuversichtlich, als kurz S. 541. „Als Gott dem Menschengeschlecht das Urtheil „sprach, bediente er sich gegen Noah der Worte: „Siehe ich will sie verderben (zerstöhren) mit „der Erde, und so ward durch die Sündfluth die „Erde (d. i. die von Menschen bewohnte Erd„fläche) zerstört. Eben dies sagt auch das kos„mologische System, das ich E. M. aus bloßen „physikalischen Betrachtungen entwickelt habe. „Die alten Länder sind zerstört worden, und die „Menschen bewohnen neue Länder. Die ganze „Naturgeschichte zeigt, daß unser jetziges festes „Land ehedem Meergrund gewesen, und nicht „über 4000 Jahr alt sey.“ Hätte mit jener Rede Gottes beym Moses so viel gesagt seyn sollen, so würde gewiß die Mosaische Nachricht von der Sündfluth auch übrigens so abgefaßt seyn, daß es keiner Hülfe einer mühsam und weitläuftig zusammengesuchten Naturgeschichte bedürfte, dabey zu denken, vor der Sündfluth habe über unserm festen Lande das Meer gestanden u. s. w. Nach dieser Vorstellung würden auch die meisten vorsündfluthischen Menschen schon durch den Einsturz ihrer Länder umgekommen, ohne erst in dem herbeykommenden Wasser, wie Moses berichtet, ersaufen zu müssen, und nicht wohl sähe man, wie Noah mit der Arche nicht einen schrecklichen Fall gethan haben müßte, wenn er nicht durch

ein Wunder auch vor dem Einstürzen des Bodens bewahrt worden wäre, wovon doch keine Sylbe beym Moses zu lesen ist. In jener Stelle muß nicht nothwendig das Zeitwort verderben mit dem andern Object Erde eben so verstanden werden, wie mit dem erstern Object Menschen. Beyspiele von solchen Redensarten giebt es viele, nicht nur in der heil. Schrift, sondern auch bey den besten griechischen und römischen Scribenten. Auch bezeichnet das hebr. Wort, an dessen Stelle im Teutschen das Wort verderben steht, nicht gerade eben den Begriff in Absicht auf die Erde, den Hr. de Lüc angiebt. Eben dasselbe Wort ist es, welches im Original 2 Mos. 8, 20. gefunden wird, wo D. Luther ganz recht übersetzt hat: Das Land ward verderbet von dem Ungeziefer, wobey doch niemand an einen Einsturz des Bodens denken wird. Aehnlich steht es mit mehrern Stellen, die der Hr. V. auf seine Seite zieht. Daß seine Vorstellung von der Sündfluth der Mosaischen Beschreibung nicht genug thue, wonach man durchaus nicht umhin kann, eine allgemeine Ueberschwemmung der ganzen Erde, die hohen und höchsten Berge mit eingeschlossen, (wollte man etwas nachgeben, so müßte es doch nur so wenig seyn, daß es wegen seiner unbedeutenden Kleinigkeit als eine Ausnahme von dem göttlichen Schriftsteller erwähnt zu werden nicht verdient hätte) anzunehmen; und das alles Wasser der Meere nicht hinreiche, wenn der ganze Grund des Meers gehoben würde, die ganze Erde zu überschwemmen, so viel und noch mehr kann jeder

Nach-

Nachdenkende erachten. Hr. de Lüc thut sich offenbar bey der Vergleichung seines ausgedachten Systems mit der Mosaischen Nachricht zu leicht genug. Er meynt auch, daß nicht alle Landthiere in der Sündfluth umgekommen wären, wenigstens diejenigen nicht, die auf den Inseln des alten Meers gelebt hätten (er setzt hinzu, auch vielleicht nicht alle Menschen außer der Arche) und bedenkt nicht einmal, daß bey Voraussetzung einer damals vorgegangenen Vertauschung des Meerbettes doch erst bewiesen werden müßte, daß die Inseln des alten Meers schon bewohnt gewesen wären. Viele Leser werden wissen wollen, ob der de Lücsche Satz, das jetzige feste Land war vor der Sündfluth Meeresgrund von seinem Urheber für einen uneingeschränkten Allgemeinsatz angegeben werde, weil man ihn etwa als einen Particulärsatz gelten lassen könnte? Zur Antwort dient, daß wir den Hrn. Verf. nirgends anders haben verstehen können, als daß er meyne, alles jetzige feste Land in allen Welttheilen sey vordem Meeresgrund gewesen. Allerdings streitet dagegen schon 1 Mos. 2. u. 3. und zwar desto mehr, weil das Land Eden, welches auch in spätern Büchern des A. T. erwähnt wird, nicht mehr nach einer jetzigen Seeküste hin, sondern ziemlich mitten in dem so großen festen Lande Asien liegt. Er meynt, Noah hätte den neuen Ländern Namen gegeben, die er aus den alten Ländern mit herüber gebracht habe ꝛc. und äußert sich dabey ziemlich geheimnißvoll und so, daß man an seinen Begriffen von dem göttl. Ursprunge der heil. Schrift,

gegen die er doch sonst die beste Verehrung bezeigt, ziemlich irre wird. Auch die Schöpfungsgeschichte behandelt er sehr unbedächtig. Die Schöpfungstage nimmt er für überaus lange Zeitperioden an, und sagt z. B. Seite 555. die Menschen wären weit später, als die Thiere auf die Erde gekommen, nämlich nur 17 Jahrhunderte vor der Sündfluth, und man fände Spuren von weit ältern Thieren, ohne uns diese Spuren mitzutheilen. Vor den Menschen, ist er geneigt mit Hrn. Engel zu glauben, hätten die Engel die Erde bewohnt. Das ist nun noch leicht zu beurtheilen. Unmöglich aber kann er hiebey bedacht haben, daß denn wohl sein so mühsam auferbauetes System, der Ertrag vieljähriger Untersuchungen und langer Reisen, seine Absicht, der übernatürlichen Offenbarung wider naturforschende Feinde zu statten zu kommen, weit verfehlen werde; wir sagen, sein System werde diese Absicht verfehlen. Denn viele de Lücsche Wahrnehmungen und richtig geschlossene Sätze sind demungeachtet zu eben dem Zweck brauchbar, oder sind es gar desto mehr. Hier und dort philosophirt er in Wahrheit sehr schön, wenn er auch anderswo merkliche Uebereilungen begeht. Zu beliebiger Erwägung schreiben wir noch ab, was er zur Beurtheilung der göttlichen Vorsehung und der Wunder S. 580. sagt: „Man kann keine physikalischen Zweifel we„der über die Vorsehung noch über die Wun„der erheben. Da die meisten Phänomene aus „partikulairen Ursachen entstehen, so schränkt sich „jede Wirkung der Vorsehung auf den Ort ein,

„wo

„wo sie nöthig ist; und ob es gleich ohne Zweifel
„physikalische Folgen giebt, welche in einer be-
„ständigen Reihe fortgehen, so kann doch die Gott-
„heit, wenn sie einmal mitwirkt, diese Reihe alle-
„zeit da, wo es schicklich ist, unterbrechen. Schon
„unserm schwachen Verstande muß dieser Plan
„weit weiser scheinen, als eine allgemeine Vor-
„herbestimmung vom erstern Ursprunge an seyn
„würde. Dieser Plan ist weit einfacher und öko-
„nomischer, dahingegen die Vorherbestimmung
„vielleicht einen Widerspruch in sich enthalten
„würde. Was die Simplicität dieses Plans
„betrifft, so will ich mich des Beyspiels einer Pen-
„duluhr bedienen. Es ist weit einfacher, diese
„aller acht Tage aufzuziehen, als einen Mecha-
„nismus dabey anzubringen, durch welchen sie ein
„Jahrhundert lang gehen müßte. Es kostet we-
„nig Mühe, ihr von Zeit zu Zeit Oel zu geben,
„oder ihre Zeiger richtig zu stellen: da es hingegen
„eine ungemeine Menge künstlicher Veranstaltun-
„gen erfordern würde, wenn sich die Uhr jederzeit
„von selbst das benöthigte Oel geben, oder bey al-
„len Veränderungen, die auf ihre Bewegung wir-
„ken, ein Jahrhundert lang einen richtigen Gang
„behalten sollte. Man sieht hieraus, daß sich ge-
„wisse Reihen von Wirkungen weit einfacher
„durch beständige Dazwischenkunft, als durch Vor-
„herbestimmung hervorbringen lassen. Auch das
„ökonomische dieses Plans erhellet aus dem
„Beyspiele der Uhr. Das einfachste Mittel, ih-
„ren Gang ein Jahrhundert lang zu erhalten, wä-
„re dieses, daß man ein langes Seil um eine Wel-
„le

„le wände und an demselben ein Gewicht in einen „in die Erde gegrabenen Canal hinabsinken ließe. „Aber wie kostbar wäre dieses Mittel! und wür„de es nicht weit ökonomischer seyn, nur ein Seil „von einigen Schuhen zu gebrauchen, und die Uhr „wöchentlich aufzuziehen?“ In moralischen Betrachtungen, die doch in diesem Bande der abgekürzten Uebersetzung, nur ganz selten vorkommen, redet Hr. de Lüc gern viel von einer natürlichen Güte des Menschen. Im Br. 87. S. 26 folg. will er beweisende Beyspiele für dieselbe aus seinen Erfahrungen auf Reisen anführen. Diese fallen etwas sonderbar aus. Unter andern hat er sich in Italien oft ganz allein in Gegenden gewagt, die wegen der Grausamkeit und Büberey ihrer Einwohner verschrien sind, und hat gefunden, daß diese Leute nicht, ohne vorher ihrer Meynung nach beleidigt zu seyn, auf Meuchelmord ausgehen — und daß man sicher unter ihnen fortkomme, wenn man keinen zurückhaltenden Argwohn gegen sie verrathe. Allerdings mag das eine gute Klugheitsregel seyn. Wie aber hieraus eine natürliche Güte dieser Menschen erhelle, ist nicht wohl abzusehen. Nur so viel ist darüber zu sagen, daß eine noch größere Bosheit möglich oder auch bey einzelnen Menschen wirklich vorhanden sey. In der Untersuchung der Frage, ob, wie der Graf von Büffon behauptete, unsre Erde immer mehr erkalte? — im Br. 141 folg. handelt er sehr gut von den Ursachen der Wärme, und S. 494 — theilt er die neuen sehr merkwürdigen Beobachtungen des Hrn. Marc Pictet in Genf mit, die

die derselbe mit zwey Thermometern, deren eines 5 Schuh, das andere 50 Schuh über der Erde stand, zu verschiedenen Zeiten des Tags und der Nacht angestellt hat. Doch nicht zuviel von diesem Werke! Unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob die Silberschlagsche oder die de Lücsche Sündfluths-Theorie, wiefern die eine das Widerspiel der andern ist, die Kennzeichen der Wahrheit an sich trage, und ob nicht die erstere durch mehrere de Lücsche Sätze noch weiter bestätigt werde. Aus beyden Werken aber erhellet, daß wir uns mit der biblischen Zeitrechnung, von dem Anfange an, da Gott den Himmel und die Erde schuf, bis auf unsre Zeiten, vor keinen physikalischen Gegenbeweisen zu fürchten Ursache haben.

2.

Anmerkungen über die erste Weltgeschichte 1 Mos. I. II. und III. von D. Joh. Pet. Andr. Müller, der Philos. ordentl. der Theol. außerordentl. Professor auf der Herzogl. Mecklenb. Friedrichs-Universität. Frankfurt und Leipzig. 1782. 8. 310 Seiten.

Die nun sogenannte Urgeschichte beym Moses, nachdem sie eine Reihe Jahre hindurch von so vielen modernisirenden Schriftstellern auf mancherley Art herumgezogen und großentheils sehr sonderbar und aufs unwürdigste behandelt worden ist, hätte längst verdient, von einem gesetzt denkenden bibli-

biblischen Theologen, der sich gleichweit von alten und von neuen Vorurtheilen entfernt zu halten und etwas mehr darüber zu sagen wüßte, als was bey den Orthodoxen gewöhnlich ist, in helleres Licht gesetzt zu werden. So viel wenigstens war zu wünschen. Denn allerdings bedarf verschiedenes in diesen Nachrichten einer passendern Erklärung; und so konnte nicht wohl eine bloße noch so gründliche Widerlegung unstatthafter Meynungen und angeblicher Erklärungen genügen: zudem suchen auch einmal unsre Zeiten auf allen Seiten mehr Aufklärung, obwohl offenbar in Sachen der Religion ihr Bestreben mehr dahin geht, alte auch offenbare Wahrheit abzuwürdigen und leere Räume zu machen, als die eigentliche Religionserkenntniß zu erweitern und vorherige Lücken auszufüllen. Ob nun Hr. D. Müller in Bützow in diesen Anmerkungen über die Urgeschichte nicht weniger, als so viel geleistet habe, dies sagt Recensent hiemit nicht, weil insbesondere auf einen solchen Fall alle Anschuldigung der Partheylichkeit gegen unser Journal abgeschnitten werden soll, sondern er sagt nur, daß derselbe aufs wenigste so viel habe leisten wollen. Jedermann aber wird den Titel des Buchs Anmerkungen ꝛc. sehr bescheiden finden. Denn diese Anmerkungen treffen nicht etwa nur einzelne Stellen der drey genannten ersten Kapitel der Mosaischen Nachrichten, sondern umfassen diesen ganzen Text, nur mit Uebergehung einiger Nebenfragen, welche der Hr. V. lieber gar nicht erörtern, als mit einer nach seiner eigenen Einsicht allzumißlichen Antwort versehen wollte.

Voran

Voran schickt er Allgemeinere Anmerkungen bis S. 27. Diese reden von den verschiedenen Grundsätzen bey den zeitherigen Erklärungen der ersten Weltgeschichte, da einige Erklärer gar nicht einmal eine Göttlichkeit der heil. Schrift und dieser Nachrichten annehmen, andre aber keine sattsame Gelehrigkeit gegen göttlichen Unterricht, den sie dafür zu erkennen vorgeben, beweisen. Der gewöhnliche Satz, Wunder müßten nicht ohne Noth vermehrt werden, erhält überhaupt und insbesondere in Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte seine Abfertigung. Der Hr. V. zeigt, es sey in der Auslegung ganz allein die Frage, was der Schriftsteller habe sagen wollen? Der Sinn seiner Worte sey bloß nach dem gewöhnlichen oder erweislichen Sprachgebrauche und andern eigentlich hermeneutischen Gründen anzunehmen oder auszumachen — und wenn wir es mit einer göttlichen Schrift zu thun haben, so müsse dieser Sinn als eben hiemit erwiesene Wahrheit gelten, und keine angebliche Philosophie, oder wie das Ding heißen möge, dürfe dagegen aufgestellt werden. Es sey nur unsichere, auf weit hergeholten und zu leicht irre führenden Schlüssen beruhende Muthmaßung, die man diesem fließenden Wortverstande entgegensetze und danach ihn anders zu stimmen suche. Die nichtige Zuversicht, womit großgenannte Gelehrte solche Muthmaßungen und geglaubte natürliche Einsichten zu behaupten pflegen, sey es fast einzig, die uns verführe, so viel sonderbare Erklärungsversuche zu machen. „Man nehme

„ein-

„einmal an, wird S. 7 gesagt, die Nachricht von „der Schöpfung der Welt und von dem Falle der „ersten Menschen, wie sie Moses gegeben hat, „sey ein Fragment eines alten persischen Geschicht„schreibers, welches etwa Josephus oder Eusebius „aufbehalten hätte. Jedermann würde meynen, „der Verfasser habe sich überall, höchstens einige „wenige Redensarten ausgenommen, deutlich aus„gedrückt, daß man nicht erst mühsam untersuchen „dürfe, was er habe sagen wollen. Niemand aber „würde voraussetzen, daß das alles Wahrheit sey, „was dieser Schriftsteller berichte, noch befürch„ten, daß die Christenheit Glaubenslehren daraus „machen werde; und eben dies, daß Niemand „eine Verbindlichkeit erkennen würde, diese Er„zählungen durchaus für Wahrheit anzunehmen, „ließ uns gar nicht in die Versuchung kommen, „irgend etwas darinn anders auszulegen, als der „bekannte Sprachgebrauch von selbst an die Hand „giebt. Nun hingegen sollen diese Berichte, „weil ein göttlicher Schriftsteller sie liefert, in al„lem für wahr angenommen werden. Die mei„sten großen und kleinen Gelehrten aber haben „einmal eine solche Denkungsart, womit sich sol„che Nachrichten, so verstanden, wie sie bey einem „andern Schriftsteller Jedermann verstehen wür„de, nicht vertragen. Sie werden also anders „erklärt, damit sie sich besser mit allem dem rei„men, was man sonst gern glaubt, es sey auch „nichts weniger als Wahrheit oder mit Irrthum „noch so sehr vermischt —“ Weiterhin folgende Anmerkungen erklären sich über das Vorgeben,

daß

daß die ersten Stücke beym Moses alte Lieder wären, die der Prophet vorgefunden, oder Fragmente von uralten schriftlichen Nachrichten. Das eine, wie das andere, ist für den Herrn Verf. auch von allem Schein entblößt. Und wären es Lieder, so müßte doch darinn nur Wahrheit, keine Dichtung, noch dichterische Ausschmückung, gesungen seyn: wären es Fragmente, so dürften sie bey uns nicht weniger Autorität haben, als sie haben müssen, wenn sie nicht für Fragmente angesehen werden. Denn Moses, ein göttlicher Prophet und Lehrer, auf den alle nachherigen zurückweisen, dessen prophetische und Lehrautorität auch Christus und die Apostel nicht geschmälert wissen wollen, hat sie zum Religions-Unterricht — mitgetheilt, ohne irgend eine Anzeige, daß sie minder historischen Inhalts oder minder zuverlässig wären, als seine nachherigen historischen Nachrichten. So gewinnen die neuern Gelehrten überall nichts dabey, daß sie so gern von alten Gesängen oder von Fragmenten reden, welche Moses oder daraus er vieles in seine Geschichte aufgenommen habe. Dies ist es in kurzem, was Hr. M. solchen Erklärungshypothesen entgegensetzt. Noch andre Grimassen von der großen Armuth der Ursprache ꝛc. sehe man in unsrer Recension über den Dathischen Pentatevchus beleuchtet. Eine folgende Anmerkung redet von der Hülfe, die man zur Erklärung dieser ersten historischen Stücke aus dem Nachherigen, auch aus den spätern biblischen Büchern nehmen könne, besonders was die feyerlichen biblischen Redensarten betrifft, die in den Schrif-

ten des A. und N. Testaments auf einerley Art vorkommen. Endlich bezeugt der Hr. Verf. noch besonders, daß er zur Erklärung der Schöpfungsgeschichte keine künstlich ausgesonnene Hypothese, kein sogenanntes System von Kosmogenie zu Hülfe rufe, und giebt denen, die sogleich noch mehr wissen wollen, die vorläufige Nachricht, ganz kategorisch, daß er in der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nicht nur keine Spur von einer etwa nur neuen Einrichtung der Erde — sondern auch die klärsten Gegengründe wider diese Meynung finde, zeigt auch das hauptsächlichste davon im Voraus an, verweiset diejenigen, welche mit schärfern Augen eine ältere Welt beym Moses zu sehen glauben, auf Jerusalems und Hezels ehrliche Bekenntnisse, welche beyde doch gern, und der erstre demungeachtet eine ältere Welt glauben, diejenigen aber (und unter diesen auch Hrn. Jerusalem) welche vielen jetzigen Mineralien ein höheres Alter anzusehen glauben, auf Silberschlag und de Luc, die doch hoffentlich so gut, als irgend Einer unsrer Zeiten, für große Naturkenner gelten müssen.

Die Anmerkungen über die Schöpfungsgeschichte 1 Mos. 1. und 2. erstrecken sich von S. 28 bis 192. Hier kann davon nur einiges angezeichnet werden. Gleich die ersten über Im Anfang schuf Gott — sind nichts nachgebetetes. Sie erhärten, daß eben hiemit gesagt werde, daß es keine ältere Schöpfung, als diese Schöpfung des Himmels und der Erde gebe, weil sonst der Ausdruck schaffen im Anfang in zwey Worten eine ge-

dankenleere Identität besagte, und zeigen, wie in dieser Verbindung der Rede Schöpfung aus Nichts durch das hebr. bara angedeutet werde, durch Entwickelung des Begriffs dieses Worts nach dem Sprachgebrauche, so wenig man auch geradehin behaupten könne, bara heiße aus Nichts erschaffen. Nicht weniger sorgfältig und mit Verhütung aller petitionum principii wird von Himmel und Erde geredet, wobey der von Salomo genannte Himmel des Himmels, der von Paulus erwähnte dritte Himmel, der Himmel, der so oft in der Schrift wie Gottes Wohnort bezeichnet ist, und die Schöpfung der Engel, als ihrer Natur nach dahin gehörig, nicht vergessen wird. Daß Gott nicht die ganze Schöpfung auf Einmal mit Einem Act abgemacht, sondern binnen 6 Tagen vollendet habe, behauptet Hr. M. durchaus als einen historischen Satz, nur soll man dieses schrittweise Fortrücken bloß auf die Gegenden und Reviere der Welt einschränken, von welchen es Moses berichtet, und nicht willkührlich auch über alle Himmel verbreiten, da auch nicht zu glauben stehe, daß es überall Abwechslung von Licht und Finsterniß, Tag und Nacht, gebe. Kein philosophischer Vermuthungsgrund ist aufzufinden, geschweige für demonstrativ anzunehmen, daß Gott die ganze Schöpfung in Einem Augenblick, Alles auf Einmal, und so bewirkt habe, daß kein Anfang, keine Fortsetzung — dabey zu denken sey. „Gott „konnte (S. 38.) nach freyem Belieben sich an„ders verhalten, er konnte gute Absichten dabey

„haben, wenn wir dieselben auch nicht entdecken „können, da sich doch auch wenigstens etwas dar„über sagen läßt; und die heil. Schrift kann Gott „kein Verhalten, auch nicht einmal in einem vor„geblichen Gedicht, zuschreiben, das für Ihn un„ziemlich wäre.“ Nachher S. 40. „Man be„merke hiebey, wie es für unsre Einsicht sogar eine „große innere Glaubwürdigkeit habe, daß Gott „nicht die ganze Schöpfung in Einem Augen„blick habe abmachen — wollen. Denn bey „einer allmälig fortschreitenden Schöpfung koun„ten die gleich Anfangs geschaffenen vernünftigen „Wesen auch Zuschauer der noch rückständigen „Theile der Schöpfung seyn. Nach der Anzeige „im Buch Hiob, verglichen mit der Schöpfungs„geschichte beym Moses, sind es die Engel gewe„sen; und daß denn die erst bey ihrer Zeit und in „ihrer Gegenwart erschaffenen Dinge kein ewiges „oder früheres Daseyn gehabt haben, sondern „damals hervorgebrachte Geschöpfe Gottes sind, „ist für sie nicht eben so, wie für uns Hebr. 11, 3. „Gegenstand eines moralischen Glaubens, „sondern eines eben so schlechterdings nothwen„digen Fürwahrhaltens, als für uns alles dasje„nige, was wir im wachenden Zustande mit völ„ligem Gefühl des Bewußtseyns, mit gesunden „Augen und Ohren gesehen und gehört haben, „wovon wir als gegenwärtig gewesene Zeugen „auch andere vergewissern können. Wer will „sagen, daß es Gott unanständig gewesen sey, „eben hierauf bey der Schöpfung eine Absicht zu „nehmen, und deswegen vielmehr eins nach dem

„an-

„andern, als Alles auf Einmal, zur Wirklichkeit „und in vollkommenen Stand zu bringen? —“ Der Ausdruck Geist Gottes V. 2. soll ohne augenscheinliche Gründe, die an diesem Orte nicht aufzufinden sind, nirgends anders, als in seiner ganz gewöhnlichen Bedeutung genommen werden, desto weniger, da er einer der wichtigsten feyerlichen Ausdrücke in der h. Schrift sey, und beym Moses in keiner andern erweislich vorkomme. Hiebey ist noch mehr Bemerkung, als man vermuthet. Das Sprechen Gottes in der Schöpfungsgeschichte ist in der eigentlichen Bedeutung von äußerlicher Rede, für die schon vorhandenen und anwesenden vernünftigen Geschöpfe gehörig, zu verstehen, wie der Hr. Verf. aufs wenigste als höchst wahrscheinlich darlegt, so gut, als das sonst so oft vorkommende Sprechen Gottes, z. B. zu Adam — Abraham — Moses ꝛc. Hiemit eben belegte schon Gott selbst verschiedene Dinge mit gewissen Benennungen, die nachher den Anfang der menschlichen Sprache abgaben. Oder ist dies ungereimt? und wie? Licht heißt nicht die Lichtmaterie, sondern Helligkeit, das, was nachher Tag genennt wurde. Moses erzählt nicht in der Qualität eines Physikers, sondern sinnlich erzählt er, und zwar sinnlich richtig. Gott scheidete das Licht von der Finsterniß heißt: Gott ließ auf das Licht Finsterniß folgen, eins mit dem andern abwechseln, wie ganz klar bewiesen wird, und so bewirkte Gott selbst für die ersten Tage die Abwechslung des Tags und der Nacht. Die Frage also, wie schon damals, ehe die Sonne war oder leuch-

tete, Tag und Nacht auf einander habe folgen können, ist ganz überflüßig, da Moses ganz deutlich hierüber im Voraus Erklärung gegeben hat. Wie der Hr. Verf. das Gott sahe, daß es gut war, verstanden wissen wolle, ohne darinn eine rohe Anthropopathie anzuerkennen, läßt sich nicht kurz genug herüber tragen. Füglicher aber steht der Inhalt der Anmerkung über den noch fünfmal wiederkommenden Schluß des V. 5. im Original: und es wurde Abend, und es wurde Morgen, Ein Tag — hier mitzutheilen. Die gewöhnliche Meynung, daß Abend anstatt der Nacht, und Morgen anstatt des Tages gesetzt sey, wird verworfen, als völlig unerweislich, und nicht einmal der hiesigen Redensart nach dem Zusammenhange genugthuend; und eben hiemit ist ein nicht unwichtiges chronologisches Problem aufgestellt. Hr. M. ist nicht in Abrede, daß die Jüdische Gewohnheit, den sogenannten bürgerlichen Tag von Abend bis wieder zu Abend zu berechnen, aus dem grauen Alterthum herkomme; ob aber diese Sitte schon zu Mosis Zeiten da gewesen und von Moses auf die Nachkommen gebracht sey, bezweifelt er sehr, und daß sie ihren Ursprung aus der Schöpfungsgeschichte her habe, will er, obgleich bescheiden genug, gänzlich leugnen. In der Schöpfungsgeschichte werden die Tage von Morgen zu Morgen gerechnet, mit dem Morgen, nicht mit dem Abend geht daselbst ein neues Tagewerk an; und diese Rechnung ist unleugbar auch die natürlichste. Ist dieses, so steht auch nicht wohl zu glauben, daß Moses den Israeliten eine an-

andre Tagerechnung, die Rechnung von Abend zu Abend, hinterlassen habe, wenn auch dieselbe nicht viel spätern Ursprungs, etwa, wie Hr. M. zu muthmaßen scheint, von Josua her, seyn sollte. Er bemerkt zugleich einen guten Vortheil, den diese Wahrnehmung gewähren könne. Bekanntlich hat es viel Uneinigkeit über die Zeit, zu welcher das Osterlamm gegessen werden sollte, gegeben. Zu den Zeiten Christi, wie man bey den Evangelisten, ohne schon von ganz andrer Meynung eingenommen zu seyn, leicht sehen kann, wurde es gegessen in einer Nacht, die mit dem folgenden Tage Einen bürgerlichen Tag ausmachte, da denn mit nun folgendem Abend der erste Osterfesttag, der 15. Nisan, folgte. Das Osterlamm aber sollte nach dem Gesetz zubereitet seyn und gegessen werden auf den Abend und die Nacht des 14. Nisan. Hiemit kömmt man in der Evangelischen Geschichte ganz leicht aus. Hingegen macht diese Tagerechnung von Abend bis wieder zu Abend Schwierigkeiten beym Moses, bey welchem, wie aller Anschein giebt, auf die Osterlamms-Nacht sogleich mit angehendem Morgen der 15. Nisan, d. i. der erste Tag des verordneten Osterfestes folgte, welcher, wenn er auch auf keinen sonstigen Sabbath fiel, doch als ein Sabbathtag gefeyert werden mußte. Hierüber also würde die ungesuchte neue Erklärung des mehrmaligen und es wurde Abend, und es wurde Morgen ꝛc. in der Schöpfungsgeschichte genügsame Erläuterung geben und auch anderweitig fruchtbar seyn. Bey V. 11—13. wird unter andern angemerkt, man habe nicht anzunehmen,

daß Gott schon am dritten Tage auf der ganzen von Wasser entledigten Oberfläche der Erde Gras, Kraut und Bäume habe hervorschießen lassen; dem Ausdruck des Geschichtschreibers geschehe genug, wenn man dabey nur denke, daß Gott in irgend einer Gegend am dritten Tage allerley Gewächse habe aufkommen lassen, von welchen nachher die ganze Erde befruchtet werden konnte, nach der Analogie, wie nachher zuerst nur wenig Menschen, und gewiß auch von jeder Thierart fürs erste nur wenige Individuen von Gott dargestellt wurden, die sich nach und nach zu unzähligen Mengen vermehren sollten. Hievon macht er in der Folge zur Erklärung des Kap. 2. guten Gebrauch, und hier S. 92. beschließt er diese Anmerkung mit dem Anfügen: „Eben diese „Gegend war denn auch übrigens der vornehmste „Schauplatz der Schöpfung Gottes auf der Erde. „Hier wurden nachher die Thiere und auch der „Mensch geschaffen; nach dem Meridian dieser „Gegend wird man den Abend und Morgen zu „berechnen haben, mit dessen ausdrücklicher Erwähnung Moses den Bericht von jedem Tagewerk „Gottes beschließt, und in eben dieser Gegend, denke man, war es wieder Tag geworden, als Gott „seine Schöpfung weiter von Neuem fortsetzte.“ Da es nach und nach in der gelehrten Welt zur Gewohnheit geworden ist, für bekannt anzunehmen, daß die uns bekannten und eine kaum gedenkbare Menge unbekannter Planeten so gut, als die Erde, mit Bewohnern versehen sey, ja noch dazu, daß die Erde gegen das für unsre Einbildungskraft

kraft unermeßlich große All der Welt, welches unzählige bewohnte große Weltkörper in sich begreife, nur für eine Kleinigkeit zu achten sey — so hat sich der Hr. Verf. bewogen gefunden, nach gegebener Erläuterung der Mosaischen Nachricht von der göttlichen Zubereitung der Sonne, des Monds und der Sterne, auch diese Meynungen unter eine nähere Prüfung zu ziehen S. 95 bis 102. Diese Beurtheilung läßt sich nicht wohl ins kürzere fassen, oder würde sich in einem Auszuge dem Leser nie sattsam empfehlen können. Wir getrauen uns aber zu sagen, daß sie nichts weniger, als verächtlich sey, es wäre denn für diejenigen, die einen Elephanten und Wallfisch, der ausgedehnten Größe wegen, höher und für etwas vornehmeres achten wollten, als einen verständigen Zwerg vom menschlichen Geschlechte. Das Resultat dieser Anmerkung ist folgendes, daß zwar die Meynung von unzähligen bewohnten Weltkörpern mit der biblischen Nachricht von der Schöpfung sich gar wohl vereinigen lasse, auch der anderweitigen Lehre der heiligen Schrift überhaupt nicht entgegen sey, daß sie aber, weit gefehlt, unter die ausgemachten Sätze gezählt werden zu dürfen, nicht einmal unter die wahrscheinlichen zu zählen, sondern für bloß logisch möglich, d. h. für eine solche Meynung zu achten sey, die man auch nicht widerlegen könne. Hienach verdiene sie denn etwa höchstens nur in besondern Fällen mit erwähnt, und zwar denn auch nur als eine bloße Möglichkeit erwähnt zu werden. Unleidlich aber sey es, bey Voraussetzung dieser Meynung, von der Erde als von einer geringen

oder gar einer verächtlichen Kleinigkeit in der Welt zu reden. „Sie kann, schreibt der Hr. Verf., „ihrer geringen Größe ungeachtet, der moralische „Mittelpunkt für alle übrigen Weltkörper seyn, „wenn sie gleich nicht den physikalischen Mittel„punkt abgiebt — Die übernatürliche Offenba„rung lehrt deutlich genug, daß ihr ein solcher „Vorzug wirklich zukomme — Die Erde ist dem „Adam und dessen Nachkommen zum Wohnsitz „gegeben — Der Sohn Gottes selbst aber, durch „welchen alle Dinge geschaffen sind, Joh. 1, 3. „Hebr. 1, 2. 10 — Col. 1, 16. auf welchem „der Endzweck aller erschaffenen Dinge beru„het, ebend. ist nun ein Nachkomme Adams, „und, auch wiefern er Mensch ist, von Gott zum „unumschränkten HErrn über Alles gesetzt, Phil. „2, 9 — 11. 1 Cor. 15, 27. Hebr. 2, 7. 8. aus „Ps. 8. welches alles auch die Sterne namentlich „mit in sich begreift, Ps. 8, 4. vergl. 7. Er selbst „sagt, daß ihm alle Gewalt im Himmel und „auf Erden gegeben sey —" Hienach wird man auch über den fernern Inhalt des Kap. 1. keine bloß alltäglichen Anmerkungen erwarten. Am wenigsten sind es diejenigen, welche sich über Kap. 2. gemacht finden, über die Ruhe Gottes am siebenten Tage, die Einsetzung des Sabbaths, die durch Christum aufgehobene Verbindlichkeit dieses Gesetzes, da es nicht auf den christlichen Sonntag zu ziehen ist, als welcher seine anderweitige Verbindlichkeit für sich hat, also auch nicht gerade wie jener Sabbath zu feyern ist — über die anfängliche Beschaffenheit der Fruchtbarkeit

der

der Erde außer dem ersten Wohnsitz der Menschen Kap. 2, 5. 6. über die Pflanzung des Gartens, die schon am dritten Tage, eben dadurch, daß Gott fürs erste nur in einer gewissen Gegend, für deren Bewässerung besonders gesorgt war, allerley Gewächse hervorkommen ließ, geschehen seyn soll — über die zwey besondern Bäume, und das Positivgesetz, welches den Genuß der Frucht des einen durchaus verbot, und die gedrohete Strafe — über den eigentlichen Endzweck der Ehe und das Wunderbare der Fortpflanzung, über den Ursprung der Sprache ꝛc. Besonders angelegentlich aber ist der Herr Verfasser darauf umgegangen, die Geschichte des Falles 1 Mos. 3. aufzuklären, und von allerley Auflagen und Verunstaltungen zu befreyen, nicht so wohl durch Widerlegung der Gegenmeynungen, als eben durch Aufklärung der Mosaischen Nachricht. Zuerst zeigt er überhaupt, daß dieselbe schlechterdings keine räthselhafte Parabel seyn könne. Man lese nur diese kurze Beleuchtung auf nicht mehr als 3 Seiten, ohne sich schon verhärtet zu haben, und urtheile denn, ob die Bahrdte oder (da wir gern nicht alle seynwollende Reformatoren in Eine Classe stellen) die Lesse mit aller ihrer kurz absprechenden Zuversicht desfalls wahre Weisheit lehren. In den besondern Anmerkungen wird nachher der Grundsatz wiederholt, daß Moses sinnlich, aber sinnlich richtig erzähle, und über V. 1. erstlich gezeigt, daß gleich mit den ersten Worten nicht das ganze Schlangengeschlecht, sondern nur eine einzelne Schlange gemeynt werde,

und

und zweytens behauptet, die erste Rede der Schlange sey, nach dem Hebräischen, an diesem Orte zu sehr übersehenen, Sprachgebrauche, zu übersetzen, nicht wie gewöhnlich, sondern: „Soll„te Gott gesagt haben: ihr sollt von keinem „Baum im Garten essen?“ Dies könnte nun ein Zankapfel werden, wenn die Polemik nicht schon zu sehr in Abnahme gekommen wäre. Hr. D. Müller scheint selbst keine nähere Veranlassung zum Streit haben geben zu wollen. Er hätte nur ausdrücklich auch Hrn. R. Michaelis des bey dieser Stelle kaum entschuldbar vernachlässigten Sprachgebrauchs zeihen dürfen — Anstatt aber Streit zu befürchten oder veranlassen zu wollen, schreibt er vielmehr: „Ich befürchte nicht einmal, „daß mir hierinn ein mäßiger Kenner der biblischen „Sprachen widersprechen werde. Nach dem hebr. „Sprachgebrauche geben diese Worte keinen an„dern Sinn, und die Antwort der Eva setzt eben „diesen Sinn der Rede der Schlange voraus. „Eben dieser Sprachgebrauch wird auch in un„zähligen Stellen, wo er sich selbst an Tag legt, „von Jedermann anerkannt, und schon habe ich „mich bey Kap. 2, 5. 6. ohne Umstände auf ihn „berufen (Hiebey eine Note). Die Schlange „(man erlaube mir, bloß noch die Schlange zu „nennen) stellte sich also an, als habe sie vernom„men, die Menschen stünden in der Meynung, „daß ihnen Gott schlechterdings alle Baum„früchte untersagt habe. Hiemit gab sie der „Unterredung einen unverdächtigen Anfang, holte „die Eva aus, und diese dünkte sich nun weise,

„der

„der Schlange ihre vorgebrachte falsche Meynung „so leicht benehmen zu können. Es wäre zu viel „auf einmal und zu grob gewesen, wenn die „Schlange darüber sogleich hätte Befremdung „äußern wollen, daß Gott nicht den Genuß al„ler Baumfrüchte ohne Ausnahme freygegeben „habe. So zufahrerisch war sie nicht, und konn„te nicht hoffen, damit ihrer Absicht näher zu „kommen.“ Weiter aber wird klar gemacht, daß diese Anmerkung nicht nur die Unterredung der Schlange mit der Eva in ein helleres Licht setze, sondern auch zur gänzlichen Abfertigung der elenden Deutung diene, welche die Schlange in der Eva selbst, in einer aufsteigenden Begierde der Eva gefunden zu haben meyne. Denn wie kann Eva nur auf einen Augenblick sich den Gedanken haben beykommen lassen, den sie nachher wieder ins Reine bey sich gebracht hätte, den Gedanken, es sey den Menschen von Gott alle Baumfrucht verboten? Nicht weniger wollen die Anmerkungen über V. 4. 5. sagen, auch von der Seite der Philologie. Nur etwas weniges davon geben wir hier. Erkenntniß oder Wissen des Guten und Bösen heißt so viel als Allwissenheit, wie auch Hr. R. Michaelis schon erkannt hat. „Wenigstens verhieß denn, sagt der Hr. „V., die Schlange in dieser Rede von dem Ge„nuß der verbotenen Frucht Wissenschaft alles „dessen, was man je zu wissen begehren könne. „Auch kann man daraus abnehmen, daß die er„sten Menschen ihre Neigungen nicht so gar, wie „die neumodische Geschichte der Menschheit leh„ren,

„ren will, auf das Sinnliche gerichtet hatten. „Die Schlange hofft, die Eva damit am besten „zu verführen, wenn sie ihr die Meynung bey„bringt, die verbotene Frucht werde zu göttlicher „Allwissenheit verhelfen —“ Zu V. 7. wird angemerkt, wie es nach dem Berichte des Moses von dem Falle augenscheinlich klar sey, daß bald nach dieser Vergehung der Begattungstrieb bey Adam und Eva eine ungleich größere Stärke gezeigt habe, als er vorher gehabt hatte, und so vielfache, alle andere Geschäfte stöhrende Reizbarkeit, daß sie sich beyde derselben selbst schämten. Bekanntlich lasse sich dieser Trieb bey dem Menschen am schwersten mit Vernunft regieren, und unterdrücke leicht alle andere, sowohl thierische als edlere Triebe — „Wie nun dieser Trieb selbst, „fährt die Anmerkung fort, mit der menschlichen „Natur von Adam auf seine Nachkommen fort„gepflanzt ist, so ist es auch die ungeheure Stär„ke und Reizbarkeit desselben, welche nicht zur „ursprünglichen Vollkommenheit der ersten Men„schen gehörte, sondern durch ihre Verschuldung „erzeugt wurde. So viel lehrt die biblische Ge„schichte des Falles ohne weit hergeholte Schlüsse; „und welche philosophische Vermuthung wär es, „die für wahrscheinlich annehmen wollte, daß die „ersten Menschen diesen Trieb mit eben derselben „Stärke und Reizbarkeit sogleich bey ihrem Ursprun„ge gehabt, also zugleich mit ihrem Daseyn aus der „schöpfenden Hand Gottes erhalten hätten? Wie „die heil. Schrift lehrt, kömmt das moralische „Verderben, welches alle Menschen an sich haben,

„vor-

„vornemlich auf Lüste und Begierden an, wel„che auch die Wiedergebornen nicht genüglich in „ihren gehörigen Schranken zu halten vermögen „Röm. 7, 7. — — und so begreife ich nicht, „wie es Gottesgelehrte geben könne, welche, „wenn sie wirklich, wie sie sollen, die göttlichen „Bücher vor allen andern studiren und aufrichtig „gelehrige Schüler derselben sind, noch daran zu „zweifeln wissen, ob es ein moralisches Verderben „gebe, welches von Adam her bis auf uns fortge„pflanzt sey, oder welche nicht wahrzunehmen im „Stande sind, (ich sehe nicht, sagen sie, wo Mo„ses das lehre) daß Moses in der Geschichte der „ersten Menschen davon etwas berichte. Moses „aber ist auch kein dogmatischer Schriftsteller, „wie z. B. der Apostel Paulus im Brief an die „Römer —“ Ueber eben das moralische Verderben folgen nachher mehrere Anmerkungen, auch über das Vorgeben, daß es einzig in zu großer Sinnlichkeit bestehe ꝛc. Zu V. 14. 15. sind die Anmerkungen desto ausführlicher (von S. 237 bis S. 276) weil erst hier endlich vom Satan, als eigentlichem Verführer geredet wird. Nicht weniger aber erhält das sogenannte erste Evangelium V. 15. eine umständliche Erklärung, die ihren Verfasser am wenigsten als einen Nachbeter, wozu er nie aufgelegt zu seyn scheint, charakterisirt. Was aber kann er dafür, daß keine vernünftigmäßige Hermeneutik, welche keinen Respect gegen den Genius der Zeiten zu beweisen hat, an diesem Orte den Erlöser der Menschen, und zwar als Erlöser von der feindseligen Gewalt des

Sa-

Satans, mißkennen kann? Wir müßten für unsern engen Raum zu viel herüber schreiben, wenn wir einen befriedigenden Begriff von der hier mitgetheilten Erklärung des ersten Evangeliums, ihren Erläuterungen und Beweisen geben wollten. Also begnügen wir uns, den Beschuß derselben in abgebrochenen Stücken hieher zu setzen. S. 273 folg. „Dies ist der Inhalt des „sogenannten ersten Evangeliums oder der ersten „Tröstung, welche Gott den ersten Menschen nach „ihrem Falle zu vernehmen gab. Diese Ver„heißung bezieht sich ganz auf den Satan, hat „auch eigentlich nicht die Form einer Verheißung, „sondern die Form eines richterlichen Urthels„spruchs an die Schlange, d. i. den Satan, wel„cher Spruch nur nicht sogleich vollzogen werden „sollte. Gott würde die Schlange nicht vor den „Ohren der Menschen verurtheilt haben, wenn es „nicht zu ihrer Belehrung und Aufrichtung hätte „dienen sollen. Er gab also hiemit auf einer „Seite zu erkennen, daß es für sie eine Sache von „großer Wichtigkeit sey, zu wissen, daß sie auch „künftig noch mehreres von eben dem Geiste zu „befürchten und alle Kräfte wider ihn zusammen „zu nehmen hätten — Auf der andern Seite aber „wurden sie zu der gewissen Hoffnung aufgerufen, „daß dieser furchtbaren Feindseligkeit mit der Weg„räumung des Feindes durch einen ihrer Nach„kommen ein gänzliches Ende gemacht werden, „und daß sie auch unterdessen im Stande seyn „würden, seinen Absichten mit gutem Erfolg ent„gegen zu streben. Hiezu waren sie gewiß an sich

„selb-

„selbst und in ihrem nunmehrigen Zustande nicht „tüchtig — An Jesum glauben, oder den Glau„ben an ihn vorgeben, und doch von keinem Sa„tan wissen wollen, ist der heil. Schrift so unge„mäß, daß man sieht, die ersten Menschen wür„den bald nach ihrem Falle kaum einen Erlöser „haben hoffen können, wenn sie — Denn ihr „Glaube mußte sich auf einen göttlichen Aus„spruch gründen, der diesem Feinde den Untergang „drohete —“ Den V. 16. übersetzt Hr. M. nicht so, daß er in dem erstern Theile ein Hendiadyoin annähme, sondern genau nach dem Texte: Zu der Frau sprach er: ich will deinen Schmerz und dein Schwangerwerden vermehren ꝛc. und zeigt, wie gut angemessen dieser Verstand allen in Bedacht zu nehmenden Umständen sey. V. 19. gleichfalls genau: Im Schweiß deines Angesichts sollt du Brodt essen ꝛc., und versteht unter Brodt alle Speisen, welche die Natur nicht schon hinlänglich zubereitet darreicht, sondern welche die Menschen erst mühsam aus den Producten der Natur zubereiten müssen, da Adam und Eva vorher dieser mühsamen Zubereitung nicht bedurft hätten. Widrigenfalls würden diese Worte nur eben das sagen, was V. 17. mit den letzten Worten schon gesagt war. Die Anmerkung zu V. 21. führt ins Typische, ohne Weitläuftigkeit. V. 22. werden die gewöhnlichen Auslegungen beurtheilt, und mit angeführten guten Gründen fragweis übersetzt: Siehe! ist Adam geworden, wie einer von uns, zu wissen Gutes und Böses? In dem andern Theile

dieses Verses erkennt der Hr. V. eine Schwierigkeit, die er zu heben sucht. Die letzten Anmerkungen über die Cherubs und über den noch bleibenden Baum des Lebens, da der HErr ihn doch sogleich hätte absterben lassen können, werden hoffentlich wahren Forschern der heil. Schrift sehr willkommen seyn. Die Erwähnung der Cherubs giebt die Art der göttlichen Erscheinungen im Paradiese zu erkennen. Gott scheint nämlich den ersten Menschen in ihrem ersten beglückten Wohnsitz so erschienen zu seyn, wie ihn verschiedentlich die Propheten, z. B. Ezechiel Kap. 1. folg. sahen, nur mit dem Unterscheid, daß den Propheten dieser Art göttliche Erscheinung in sogenannter Ekstase oder Entzückung, den ersten Menschen im Paradies hingegen bey natürlichem Zustand ihrer Sinne ohne Ekstase, widerfuhr. Keineswegs aber sind denn die Cherubs heidnisch poetische Geschöpfe, nicht Donnerpferde oder Donnerwagen, auch nicht Gewitter mit Blitz und Donner, wenn sich dabey auch Blitz und Donner gezeigt hätte, auch nicht natürliches Feuer oder dergleichen etwas. Das einstweilige Bleiben des herrlichen Gartens aber und des Lebensbaums hat gleichfalls eine typische Bedeutung. Hienach urtheile man über den etwanigen Werth dieser Anmerkungen über die erste Weltgeschichte 1 Mos. I. II. u. III. Ganz klar ist es wohl, daß der Hr. V. ohne viel streiten zu wollen auf wahre Aufklärung der ersten historischen Stücke der heil. Schrift, als göttlicher Schrift und göttlichen Unterrichts, umgegangen sey, und in dieser Absicht viel-

vielmehr zur Erinnerung und Belehrung solcher Leser, die Glauben und wahre Gelehrigkeit gegen die heil. Schrift im Herzen tragen, geschrieben habe, als in der Hofnung, neureformirende Gelehrte zu bekehren.

3.

Religion des Philosophen; oder Erläuterung der Grundsätze der Sittenlehre und des Christenthums aus Betrachtung der Welt und der Lage des Menschen in derselben. Von Wilhelm Hay, Esq. Disciteque, o miseri, et causas cognoscite rerum &c. Persius Sat. 3. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Joachim Eschenburg. Braunschweig im Verlage der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung, 1782. gr. 8. 156 Seiten.

Gutes und Schlechtes in dieser Schrift veranlaßt uns, eine mehr als kurze Anzeige davon zu geben. Sie hat im Original den lateinischen Titel: Religio Philosophi in Nachahmung der bekannten Religio Medici von Thomas Browne, und kam zuerst im Jahr 1753 und zum dritten male 1760 heraus. Nach dieser dritten Ausgabe ist die teutsche Uebersetzung gemacht. Der Herr Uebersetzer ist der gemeinen Meynung, so scharf sie auch durch den Augenschein widerlegt wird, daß das gegenwärtige Zeitalter den Einwirkungen ge-

sunder Philosophie in die Religionseinsichten über-
aus viel Aufklärung verdanke, und daß die Wohl-
thätigkeit dieser Einwirkungen angeblicher gesun-
der Philosophie nicht erst von ihm erwiesen zu
werden brauche. Er gesteht, daß seit der ersten
Erscheinung dieser Schrift in England mehrere
und zum Theil noch vollständigere und bessere
Werke dieses Inhalts geschrieben wären; uns
Teutschen fehle es daran noch weniger, da wir
vielmehr in dieser Art einen Vorzug vor den Eng-
ländern in den herrlichen Betrachtungen über
die vornehmsten Wahrheiten der Religion
hätten. „Das hebt uns über sie.“ Und doch
wage er es, dem unsterblichen Verfasser dieser Be-
trachtungen, dem Herrn Vicepräs. Jerusalem
die Uebersetzung dieser kleinen Schrift, als einen
Beweis seiner ehrerbietigsten Hochachtung —
zu überreichen. Ja! das hebt uns über sie,
wenn uns weit tiefere Herabsetzung und weit
schlechtere und auf nichts, am wenigsten auf ge-
sunde Philosophie gegründete Behandlung der
heil. Schrift heben kann, und nicht vielmehr
schon in den Koth der Erde herab gesetzt hat.
Die hier erwähnte Dedication aber haben wir
bey unserm Exemplar nicht gefunden. Das De-
dicationsblatt war weggeschnitten. Vielleicht
hatte der Hr. Uebersetzer bey dem Hrn. Vicepräs-
identen deshalb nicht vorher angefragt, und —
Lieber hätte er nun den ganzen ersten Bogen um-
drucken lassen und mit einer Dedication an einen
andern bloß philosophischen Theologen verse-
hen, oder auch den einzelnen halben Bogen Vor-

rede

rede zurücknehmen, und eine kürzere Vorrede auf das sonst überschüssige Blatt drucken lassen sollen. Doch es verhalte sich damit so oder anders; genug Hr. E. hat sich, wie er sagt, durch den billigen unvartheyischen Geist der Untersuchung, der aus dem gegenwärtigen Buche überall hervorleuchte, zur Uebersetzung desselben bewegen lassen, mehr, als durch die Meynung, diese Uebersetzung sey ein Bedürfniß unsrer Zeit. Das sagt er; und wir finden dies Buch allemal noch weit besser, als viele neuere teutsche Producte, von welchen Hr. E. sagt und möchte sagen wollen: „Das hebt uns über sie!“ Dennoch finden wir darinn den gelobten Untersuchungsgeist in keinem besondern Maaße. Allerdings schreibt der Verf. an vielen Orten so, daß man ihm ohne Bedenken mit Recht beyfällt und wünscht, er möchte überall auf so richtigem philosophischen Wege getroffen werden. Er hat aber, außer einigen Lieblingsvorstellungen, die er enthusiastisch umfaßt, augenscheinlich eine sehr abwechselnde Laune, die ihn keine philosophische Würde behaupten läßt, stimmt mit sich selbst nicht sattsam überein, und verdirbt durch das eine das andere. Seine Schrift hat zwar überhaupt einen nicht eben unnatürlichen Gedankengang; ohne alle Abtheilung aber geht er von einem aufs andere fort, und zwar mit abwechselnder Laune und oft so ohne Bedacht auf das vorherige, daß es ein sehr schweres Geschäft seyn würde, Plan und Abriß davon zu entwerfen. Es würde auch nichts einbringen, in einer Recension derselben so systematisch zu verfahren. Und was sollten wir

denn so mühsam verfahren und damit selbst unsre Leser ermüden?

Der Verfasser, als Philosoph, meynt, es komme sehr viel darauf an, alle Planeten in dem so großen Himmelsraume als bewohnt zu denken, da die Erde erst der dritte Planet unsers Sonnensystems sey, und das Allgemeine der Religion, welches für alle Planetenbewohner gehöre, von dem zu unterscheiden, wodurch die Religion auf dem einen von der auf dem andern, nach der Verschiedenheit der Umstände, verschieden seyn müsse. Hievon geht er aus, und dahin kömmt er öfters zurück. Wir wollen hier über die Zuversichtlichkeit, mit welcher von Einwohnern unzählbarer Planeten geredet wird, nicht im geringsten streiten, und verweisen desfalls bloß auf die eben angezeigten Anmerkungen über die erste Weltgeschichte. Das aber dürfen wir ohne Weitläuftigkeit behaupten, daß es für die von Gott für uns, Philosophen oder Unphilosophen, bestimmte und angewiesene Religion ziemlich gleichviel sey, die Planeten mögen Bewohner haben oder nicht. Die göttliche Offenbarung könnte sonst nicht so ganz vergessen haben, uns von diesen vernünftigen Mitgeschöpfen einige Winke zu geben, welche wenigstens für philosophische Gläubige verständlich und brauchbar wären. Da sie nun so ganz davon geschwiegen hat, so ist es gewiß sehr rathsam, diese Meynung mit der Religionssache gar nicht zu vermischen. Wenn sie denn aber doch in die geringste Betrachtung kommen sollte, so ist fürs erste wohl zuzusehen, daß wir nicht gleich alles

das,

das, was von dem Menschen auf der Erde, d. h. von Adam und seinen Nachkommen, in Ansehung selbst ihrer Natur und Verhältnisse, auch als Hauptsache in der Religion zu merken ist, auf die andern Planeten übertragen. Dafür hat sich Hay nicht sattsam gehütet, so sehr er auch das Allgemeine der Religion von dem Besondern, welches nicht für alle Planeten gehöre, unterschieden wissen will. Zweytens ist zu verhüten, daß man nicht in eben so unphilosophischer Uebereilung biblische Lehrsätze, welche die ganze Welt, Himmel und Erde, umfassen, einschränke oder ihre Allgemeinheit leugne, gleich als ob, was der Erde wirklich besonders angehört, nicht zugleich auf irgend eine Art über alle Weltkörper sich verbreiten könnte. Alle gewöhnliche Irrungen in Dingen dieses Geschlechts findet man auch bey Hay, und zwar mit großer Erkühnung gesagt, und man findet derselben bey ihm noch mehrere. Er nimmt für jeden der unzähligen Planeten in der ganzen Welt nicht nur viele Arten lebendiger Geschöpfe an, (wer hat ihm nun gleich von vielen Arten, gleich als nothwendig, auf jedem Planeten gesagt?) sondern mit eben der Zuversicht auch die Fortpflanzung aller dieser Geschöpfe, des einen eben der Art von dem andern eben der Art. Ist denn die Fortpflanzung etwas nothwendiges bey lebendigen Geschöpfen, wenn sie auch thierischer Art wären, daß Gott auf allen Planeten dieselbe eingeführt haben müßte? Soll man philosophisch glauben, daß Gott in seiner Schöpfung nicht auch desfalls eine große Mannichfaltigkeit und

Verschiedenheit der Einrichtung auf verschiedenen Planeten dargestellt habe? Vermuthlich denkt er dabey zugleich schon auch an Mann und Weib, und läßt auf allen Planeten die Begattung statt finden, da es doch, wenn es Gott gefiel, Fortpflanzung auch ohne Begattung zweyer von verschiedenem Geschlecht geben könnte, und Fortpflanzung geben könnte, die je an drey, vier ꝛc. von drey- vierfach ꝛc. verschiedenem Geschlecht gebunden wäre. Die Engel pflanzen sich nicht fort, sind weder Mann noch Frau, haben keine Kinder ꝛc. Auf eben denselben Planeten könnten auch vernünftige Geschöpfe von ganz verschiedener Art beysammen und unter einander leben. Er nimmt für bekannt an, daß die Bewohner aller Planeten gleichfalls, wie wir, Sünder sind, die der Vergebung und jener Versöhnung bedürften, und auch, daß Gott allen vergeben wolle und für sie alle die Versöhnung verfügt habe, auf ähnliche Art, wie für uns, nämlich so, daß die zweyte Person der Gottheit, wie sie auf der Erde menschliche Natur angenommen hat, eben so auf jedem Planeten sich mit der Natur der vernünftigen Geschöpfe daselbst vereinigt habe ꝛc. Es wird nicht an Lesern fehlen, die das alles für sehr philosophisch achten, wie es vielleicht für sehr triftig von dem Hrn. Uebersetzer angesehen worden ist. Doch meynen wir, daß es nichts weniger sey. Hätten auch alle Planeten vernünftige Einwohner, so dürfte doch nicht für ausgemacht angesehen werden, nicht einmal, daß die Bewohner nur eines einzigen Planeten, außer der Erde, geschweige

ge denn die Bewohner aller Planeten Sünder geworden wären. Diejenigen Engel, die bis jetzt Engel Gottes heißen, sind ja bis jetzt keine Sünder; und von der Moralität der Handlungen hat der Verfasser zu gute Vorstellungen, als daß wir glauben könnten, er meyne, minder vollkommene Geschöpfe wüßten sich weniger von dem moralischen Uebel frey zu erhalten. Wo bliebe die Zurechnung? Wie kann man auch nur für wahrscheinlich annehmen, daß Gott alle zu Sündern gewordene Planetaner begnadigen wolle? Er hat dem Satan und Consorten, so viel wir wissen, nie Gnade angeboten. Ferner findet angeerbtes Verderben nur bey solchen Geschöpfen statt, welche durch Fortpflonzung, oder was derselben gleichgelten möchte, von einander abstammen. Auch wenn die Geschöpfe auf andern Planeten nicht in dem Verhältniß der Abstammung und Verbrüderung von Einem gemeinschaftlichen Ahnherrn her mit einander stehen, so könnte eine Verbrüderung des Sohnes Gottes mit ihnen nicht eben so statt finden, als mit den Menschen auf der Erde. Es verhalte sich z. B. mit der sonst gewöhnlichen Erklärung der Stelle Hebr. 2, 16. wie es wolle, so würde die zweyte Person der Gottheit, wenn sie eine englische Natur in Vereinigung mit sich aufgenommen hätte, dadurch noch nicht in der besonderen Verwandschaft mit den Engeln stehen, in welche sie mit den Menschen getreten ist. Wir führen die Engel nur zur Erläuterung an, keineswegs in der Meynung, als ob sie einen oder mehrere Planeten zum Wohnsitz

hätten. Der Himmel, von wo aus sie Gott sendet, ist innerhalb dieses Weltgebäudes gar nicht zu suchen. Aus dem allen aber ist klar, daß es philosophische Thorheit sey, solche Angaben nur als Muthmaßungen vorzubringen, da sie auch diesen Namen nicht verdienen; wie vielmehr, wenn sie für gewisse Wahrheiten verkauft werden wollen? Es würde nicht schwer seyn, noch sehr vieles dagegen zu sagen. Keinem bedächtigen Manne kann einfallen, zu behaupten oder nur für glaublich auszugeben, daß Jesus auch für die Bewohner anderer Planeten gestorben sey. Der Verf. hatte also keine Ursache, dawider so ernstlich, wie er thut, zu streiten. Nichts desto weniger aber ist es für einen Christen, der die heilige Schrift kennt, mehr als Thorheit und gränzt an Tollkühnheit, wenn der Philosoph (S. 95.) schreibt: „Sich einbilden, daß sich seine (Jesu) „Gewalt über andere Weltkörper erstrecke, ist eben „so ungereimt, als zu glauben, daß eine Obrigkeit in „irgend einem hiesigen besondern Staate auch Obrig„keit in jedem andern sey; oder daß eine Voll„macht, in England etwas auszurichten, einem „eben diese Gewalt in Mexiko und Japan ertheile.“ Wie weit doch eingebildete Philosophie und besonders die Statistik der Planeten führen kann! Gewalt auch über andere Planeten ist für den Sohn Gottes, auch wiefern er Mensch ist, bey weitem zu wenig. Er selbst, sagt, ganz klar auch für seine Menschheit, daß Ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sey; Paulus 1 Cor. 15, 27. bezeugt, aus

Ps.

Ps. 8, also desto unwidersprechlicher von Jesu, auch als Menschensohn, daß ihm Alles unterworfen sey, gar nichts, als nur Gott allein, ausgenommen Hebr. 2, 8. Der Vater hat Ihn, wer will das nur von der Gottheit Jesu verstehen, zu seiner Rechten gesetzt; und er ist höher, als die Himmel, erhaben worden Hebr. 7, 26. Phil. 2, 9. 10. Diese und andere Bezeugungen, die keinen Abgang an Klarheit leiden, müssen jedem Christen mehr seyn, als Träume von den Planeten. Wäre die Erde gleich der allerkleinste unter allen, und hätte sie ihre Stelle auch am entferntesten von dem physikalischen Mittelpunkte des ganzen Weltbaues, an der äußersten Gränze desselben, erhalten, so konnte dennoch es Gott gefallen, Einen Menschen von der Erde zum HErrn über diese ganze Welt und selbst über die höhern Himmel zu erheben. Die mathematische Größe ist in moralischer Betrachtung nichts; oder ein Wallfisch müßte mehr seyn, als der König von England und der Kaiser von China. Die Seele hat wahrscheinlich ihren Sitz im Gehirn, nicht im Mittelpunkt des Körpers, etwa in den Gedärmen des Unterleibs; doch ist um ihrentwillen der ganze Körper da. Und macht Gott bisweilen auch Schaafhirten zu Königen der Erde, um seine Macht bewundern zu lassen, so konnte es Ihm eben so gut belieben, Einen Menschen, ohnehin mit Gottheit vereinigt, zum HErrn über Alles (alle Planeten sind noch zu wenig) zu setzen. Wir wollten einmal die Träume von den Planeten unter unsre Kritik nehmen; da sich die heutige Welt

so

so gern durch Träume bethören läßt. Wenn doch seynwollende Philosophen nicht erforschen wollten, was aller Philosophie zu hoch ist! Das aber sey genug von den Planetenbewohnern! In der Lehre von der Person Jesu Christi und der Dreyeinigkeit scheint der Verfasser mit sich selbst nicht sattsam einig zu seyn, so zuversichtlich auch überall sein Ausdruck ist. Ein Subordinatianer ist er nach seinem klaren Bekenntniß. Dabey bekennt er zugleich die Homousie, d. i. daß die höhere Natur Christi mit dem Vater von Einerley und Einem Wesen sey ꝛc. Die Ewigkeit des Sohns aber erhält bey ihm nicht einerley Erklärung. S. 84 findet man: „Er ist mit dem Vater von „Ewigkeit her gewesen, das heißt vor allen andern „Wesen oder Welten, und selbst vor aller Zeit„rechnung. Allein in diesem Verstande ist er „ewig; nicht in dem unbeschränktesten Verstan„de, in welchem der Vater ewig heißt. Denn „wenn er gleich vor allen Welten ist; so muß er „doch nach dem Vater seyn, weil er von ihm sein „Daseyn hat. Er ist gezeugt, nicht geschaffen —“ Das ist denn weder philosophisch, wenn es auch der Hr. Uebersetzer dafür angesehen hätte, noch biblisch, wenn man auch an nicht weit mehreres, als an Hebr. 7, 3. zu denken hätte. Denn was keinen Anfang des Daseyns und Lebens hat, da es doch da ist und lebt, ist nothwendig ewig im uneingeschränktesten Verstande. Schon etwas eingelenkt aber hat er selbst S. 89. „Wir können „ihnen (dem Sohn und dem heil. Geist) eine „Dauer beylegen, die über alles hinausgeht,

„was

„was die Stärke der Einbildungskraft oder alle „Zahlen nicht erreichen können. Wenn wir aber „alles gethan haben, so können wir kaum sagen, „wie das Athanasische Glaubensbekenntniß thut, „daß keine von den Personen vor oder nach der „andern sey; oder wenn es sagt, sie seyn gleich „ewig, den beyden letztern eben den Grad der „Ewigkeit beylegen, wie dem Vater. So oft „wir diese Sache erwägen, müssen wir einsehen, „daß wir sie in diesem Leben nicht begreifen kön„nen; und daß die Tiefe unsers Verstandes viel „zu seicht ist, um die Tiefe der Ewigkeit zu ergrün„den.“ Dies letztre ist philosophisch genug. Philosophisch aber kann es nicht seyn, ja nicht einmal der gemeinen Vernunft gemäß, in dem Wesen der ewigen Gottheit selbst etwas früheres und späteres, welches auch nicht einmal ein Actus, sondern etwas persönliches seyn soll, zu setzen. Und was sind Grade der Ewigkeit für den Philosophen? Zwischen einer noch so langen endlichen Zeit und der eigentlichen Ewigkeit sind gar keine Grade, auch nicht im geringsten gedenkbar. Wenn der Verfasser nachher sagt, für Christen sey es genug, zu glauben, daß drey Personen in Einer Gottheit sind; so gehörte dazu, daß der Philosoph, als Christ, sehr unphilosophisch eben diesen christlichen Glauben bey der gesunden Vernunft stöhre, wenn er nur zu bedenken geben will, ob nicht eine Person in dieser Einen Gottheit später als die andere, ewiger als die andere sey. Noch viel sonderbarer und zusammen unreimbar sind die Hayischen Begriffe von der heil. Schrift. „Die Schriften

„Mo-

„Mosis S. 38., sagt der Philosoph, sind philosophisch, „historisch, prophetisch, moralisch, politisch, und gottesdienstlich. Und laßt uns nun die Vernunft „zu Rathe ziehen, ob sie nicht die innern Merkmale „eines göttlichen Ursprungs an sich haben. In „dem philosophischen Theile seiner Schriften beschreibt er die Schöpfung der Welt — " Was heißt hier philosophisch, wenn die Schriften Mosis überhaupt göttlichen Ursprungs sind? Der Verfasser meynt, eine buchstäbliche Erklärung der Schöpfungsgeschichte und der Geschichte des Falles vertrage sich weder mit der gesunden Vernunft, noch mit irgend einer wahren oder reinen Vorstellung von der Gottheit. Diese Erzählungen sollen ziemlich durchaus für Allegorien angesehen werden, und nach der allegorischen Auslegung, sagt er, rede Moses eine Sprache, die zugleich dem gemeinen Manne und dem Philosophen verständlich sey. Wie verständlich? So lang es Schöpfungsgeschichte seyn soll, kann sie mit guter Ueberlegung nicht für Allegorie angesehen werden. Himmel, Erde, schaffen, machen, Licht, Wasser, Meer, Gras, Kraut und Bäume, Sonne, Mond, Fische, Vögel, Thiere, Adam, Garten, Frau ꝛc. sind doch nicht allegorisch zu verstehen. Mit welcher Vernunftmäßigkeit kann nun der Philosoph allegorisch deuten, was von und in Absicht auf diese Dinge gesagt wird? Und wenn die Vorstellung von den 6 Schöpfungstagen allegorisch seyn soll, was ist ein allegorischer Tag? Und welche Gründe giebt es für diese Behauptung? Auch Hay weiß keinen andern, als weil es vernünftiger

sey,

sey, anzunehmen, daß Gott in einem Augenblicke Alles erschaffen habe. Gleichwohl ist es vollkommen vernünftig, auch die Möglichkeit zu bedenken, daß es Gott, der freylich die ganze Schöpfung in Einem Augenblick abmachen konnte, dennoch gefallen konnte, sich dabey anders zu verhalten; und es ist nicht vernünftig, jenes Gegentheil zu glauben, da in den Schriften Mosis, denen der Philosoph einen göttlichen Ursprung zugesteht, berichtet wird, die Schöpfung sey binnen 6 Tagen vollendet worden. Durchaus soll die Welt überhaupt, nach seinen Aussprüchen, schon eine sehr alte Welt, und die Erde längst vorher schon, einmal oder mehrmal, bewohnbar und bewohnt gewesen seyn, als Gott, nach der Mosaischen Erzählung, Licht werden hieß ꝛc. Zum Beweis dieser Meynung sagt er beynahe gar nichts, nicht einmal so viel, als zeither so viele teutsche Gelehrte dafür haben sagen wollen. Und man denke nur, was folgender Grund S. 42. bedeuten solle: „Denn wir müssen „nicht glauben, daß damals erst das Licht über„haupt erschaffen, und daß es vorher gar nicht da „gewesen sey. Licht war schon von jeher, und ist „mit aller Ehrerbietung gesagt, eine Eigenschaft „der Gottheit. Die Schrift sagt uns: Gott ist „Licht; er wohnt im Lichte; er kleidet sich mit „Licht, wie mit einem Gewande; in ihm ist keine „Finsterniß; Finsterniß und Licht sind ihm beyde „einerley. So sagt auch unser großer, erhabener „und philosophischer Dichter (Milton) wenn er das „Licht anredet: Vor der Sonne, vor dem Him„mel warst du — — — und nennt es den — —

„mit

„mit ewigem Strahl vom ewigen Lichte,
„Heitern Ausfluß vom heitern und unerschaf-
„fenen Wesen.“ Also eine vernunftwidrige Vorstel-
lung des Dichters wird hier zu einem philosophischen
Satze, der uns die Schöpfungsgeschichte erklären
helfen soll. Die eben angeführten Schriftstellen
sollen weniger allegorisch, als der größte Theil der
Schöpfungsgeschichte, verstanden werden. So
hat zeither kein namhafter Schriftsteller in
Teutschland philosophirt, und in Rücksicht auf
diese Faseley mag Hr. E. wohl sagen: „Das hebt
„uns über sie!“ Uebrigens aber weis uns Hay,
besonders die heil. Schrift betreffend, auch viel
besseres zu sagen, als eben die Schriftsteller, die
uns heben sollten. Die vollkommene Glaubwür-
digkeit und Gewißheit der Mosaischen Geschichte
und Wunder und eben so der Geschichte und Wun-
der Jesu versteht er sehr wohl zu beurtheilen S.
63. folg. ob sich darüber gleich noch weit mehr
sagen läßt. In Teutschland stellt man sich nach
und nach so an, als ob man nicht mehr wüßte,
daß es zusammenhangende sich über 4000 Jahre
erstreckende biblische Nachrichten gebe, welche alle
Kennzeichen und Merkmale der historischen Glaub-
würdigkeit und vollkommenen Gewißheit an der
Stirne und in ihrem Innern bey sich führen,
und will den Wundern Mosis und Jesu mit ganz
geringer Mühe alle wahre Beweiskraft schechthin
absprechen. Das hebt uns nicht über sie! Um
das Elend dieser angeblichen vorzüglichen Einsich-
ten klar genug wahrzunehmen, sehe man fürs erste
die Sache nur hypothetisch an. Wenn die Nach-
rich-

richten von den Mosaischen Wundern und von den Wundern Jesu, wie sie in den Büchern Mosis und in den Evangelien zu finden sind, nichts anderes berichten, als was und wie es sich wirklich zugetragen hat, so war es Unvernunft und hartnäckige Bosheit, wenn die dabey gegenwärtig gewesenen Zeugen den Moses nicht für einen göttlichen Propheten und Jesum nicht für den Sohn Gottes, für den einzigen Sohn Gottes in seiner Art, der wie der Vater geehrt werden muß, hätten aufnehmen wollen. So oft die Israeliten sich diesem Glauben entziehen und die durch Mosen im Namen des Jehovah bekanntgemachten Gesetze, Vorschriften und Anweisungen verachten wollten, fielen sie, nach vorhergegangener Bedrohung und Ankündigung, unter die empfindlichsten Uebel, und sahen ihren Untergang herbey eilen, wenn sie nicht bald zu diesem Glauben und zum Gehorsam zurückkehren wollten. Wär es nun für sie vernünftig oder unvernünftig gewesen, die Beweiskraft der geschehenen Wunder zu leugnen oder zu bezweifeln? gesetzt auch, daß sich dieselbe gar nicht in deutliche Begriffe hätte auflösen lassen. Jesus bedrohet alle, die an Ihn zu glauben sich weigerten, in Beziehung auf die Werke, die er zum Beweis für die Wahrheit seines Bekenntnisses von sich selbst gethan hatte, mit dem Zorne Gottes und der Verdammniß. Wer nun nur einen Theil seiner Wunder mit angesehen hatte, wär es nicht unvernünftig gewesen, wenn ein solcher dagegen Ausreden hätte brauchen wollen, wie zeither besonders in Teutschland gemacht wor-

den sind? Hiemit ergiebt sich ganz klar, daß es thörigt sey, die Beweiskraft der Wunder überhaupt zu leugnen. Nur die vorhandenen Nachrichten von diesen Wundern können sich etwa auf den ersten Anschein ohne unleugbare Vernunftwidrigkeit bezweifeln lassen. Nun aber untersuche man denn die Glaubwürdigkeit und Sicherheit dieser bis auf uns gekommenen Nachrichten. Jeder Vernünftige muß sich darum bekümmern, weil er bey vernachlässigender Verachtung derselben sein ganzes Wohl auf immer in Gefahr setzt. Und was ist es sonach für ein Verfahren, die biblischen Religionslehrsätze, ohne im geringsten nach der biblischen Geschichte zu fragen, wodurch der göttliche Ursprung derselben beweisbar seyn soll und ist, mit einer metaphysischen Kerze zu beleuchten, gleich als wären es philosophische Lehrstücke von philosophischen Köpfen, wie Sokrates, Plato oder Leibnitz und Wolf ꝛc. waren, in der gelehrten Welt aufgestellt. So aber wird jetzt der biblische Lehrbegriff von teutschen angeblichen Religionsverbesserern behandelt. „Hebt uns das „über sie?“ Auch die Beweiskraft der Weißagungen erkennt der Verfasser ganz wohl, ob er sie gleich eben so wenig sattsam ausgeführt hat. Er redet über 5 Mos. 18. von dem Propheten, der durch Moses auf die Zukunft verheißen wurde, welcher mit Moses in Vergleichung kommen, also abermals eine neue Religionsverfassung einführen sollte, der man sich bey Strafe der Ungnade Gottes unterwerfen müsse. Er redet von der den 3 bekannten Erzvätern gewordenen Verheißung,

daß

daß durch ihre Nachkommenschaft alle Geschlechter der Erde beglückt werden würden, welche doch offenbar zum Theil nun längst in Erfüllung gekommen sey, größern Theils aber noch in Zukunft in Erfüllung gehen werde. So auch von andern Weißagungen. Und übrigens redet er nicht selten mit geziemendem Respect von der heil. Schrift, als göttlicher Schrift, und schärft Ehrerbietigkeit gegen dieselbe ein. Angelegentlich bekennt er sich auch zu der Lehre von der durch den Sohn Gottes geschehenen Versöhnung der Sünde. Und doch springt er wieder eben so oft von so guten und richtig bewiesenen Grundsätzen ab, in der Meynung und unter dem Vorwand, daß alles, was die heil. Schrift lehrt, mit der gesunden Vernunft in Uebereinstimmung gebracht werden müsse. Die Besessenen scheinen ihm nur Wahnsinnige gewesen zu seyn. Von den Sacramenten giebt er sehr geringfügige Vorstellungen, deren Unschicklichkeit sich leicht zeigen ließe. Himmel und Hölle will er nicht für gewisse Orte gehalten wissen, sondern für die Seligkeit und Unseligkeit, die jeder bey sich herumtragen werde, gleich als ob auch das die gesunde Vernunft schlechterdings so erheische ꝛc. Von den Symbolen redet er ohne alle Unterscheidung abwürdigend, ohne daran zu denken, daß, wenn man auch nicht jedes Glied einer christlichen Gemeine auf Symbolen zu verpflichten hat, hieraus die Entbehrlichkeit oder Unzulässigkeit einer Verpflichtung der Lehrer auf dieselben nicht folge. Ueber die vielen Streitigkeiten, die es von jeher in der Christenheit gege-

ben hat, schüttet er gegen das Ende seiner Schrift sehr weitläuftig großen Unwillen aus, ohne desfalls nur einiger Maßen eine genügende Belehrung zur Abwendung aller daraus von den Feinden gefolgerten Einwendungen zu geben. Jenes ist sehr leicht, und steht ohne alle Philosophie zu erreichen und zu leisten, daher wirs beynahe in allen teutschen neureformirenden Schriften finden. Denn großer Unwille läßt sich bey einem guten Maaß von Dünkel, leicht fassen und ausgießen. Dieses hingegen ist eine Seltenheit, weil mehr dazu erfordert wird, als Einbildung auf bessere Einsichten und Enthusiasmus für einige Gemeinsätze, die überall in freyer Luft aufzugreifen sind. Er drückt sich in dieser übeln Laune oft nicht besser aus, als ob er mit allen bestellten Lehrern der Religion unzufrieden wäre, und sie der Verachtung aller Welt Preis geben wollte. Dies bemerkt er hinterher selbst, und weil es nun einmal geschrieben war, so lenkt er nachher in etwas um, sucht den Verdacht abzulehnen, erklärt sich, daß er nur die ehemaligen, nicht die jetzigen Zeiten meyne, versichert der englischen Geistlichkeit seiner Zeit die aufrichtigste Hochachtung, und giebt ihr eine förmliche Ehrenerklärung. Wir glauben auch und können nicht zweifeln, daß ers aufrichtig meyne. Zugleich aber bleibt wahr, daß sich Niemand weniger zum Reformator schicke, als ein Gelehrter, der von so abwechselnden Gemüthsbewegungen beherrscht wird. Hieraus beurtheile man zugleich, ob der Hr. Uebersetzer recht daran gewesen sey, wenn er glaubte, daß aus diesem

Buche

Buche überall ein billiger unpartheyischer Geist der Untersuchung hervorleuchte, und wenn ihn eben dieses zur Uebersetzung desselben veranlaßte. Wie die Menschen doch so gar verschiedene Augen haben! Wäre Hr. E. von Profession ein Uebersetzer, oder hätte er die Dedication an Hrn. Jerusalem nicht zur größern Hälfte zurückgenommen, so würden wir des Argwohns fähig seyn, auch hier zu denken, daß nur jedes Ding seine Ursache haben wolle.

4.

Entwurf einer vollständigen Geschichte der Religionsmeynungen des ersten Jahrhunderts, als eine Grundlage zur Erklärung der apostolischen Briefe. Erster Band. Leipzig bey Ch. G. Hertel 1782. 8. 456 Seiten.

Ein mühsam gelehrtes und nützliches Werk, gesetzt auch minder zu dem Zwecke, wozu es dienen soll, mehr unrichtige Hypothesen abweisend, als brauchbare Hauptsätze darlegend, allemal unterrichtend für solche Leser, die gern viel wissen wollen und doch keine große Bibliothek zur Hand haben. Der Verfasser nennt sich unter der Vorrede C. F. L. und hat schon nach S. 401. eine Erklärung des größten Theils des Briefs an die Colosser lateinisch herausgegeben, die wir nicht kennen. Auch der gegenwärtige Band war lateinisch ausgearbeitet, ist also eine teutsche Ueber-

setzung, an vielen Orten allerdings, wie der Verfasser gesteht, etwas rauh, und, wie wir hinzusetzen, nicht selten auch fast schwer verständlich. Warum das lateinische Original nicht abgedruckt worden sey, hat er nicht einmal zu sagen nöthig gefunden. Und freylich kanns jeder errathen, wer gut genug weiß, wie ungewohnt nach und nach die gelehrte Welt der lateinischen Sprache werde, wie die große Menge unsrer jungen Gelehrten kaum noch ein lateinisches Buch lesen können, und mit wie munterer Entschlossenheit längst auch die angesehensten Verleger lateinische Manuscripte verbitten. Wir beklagen also Herrn L., daß er diese traurigen Wahrheiten so drückend hat empfinden sollen. Doch nun von der Absicht und dem Inhalt seines Buchs. Er hält mit Recht dafür, daß eine genauere Kenntniß der mancherley irrigen Meynungen und Abweichungen von der Wahrheit des Evangeliums, welche die Apostel von den erst gepflanzten Gemeinden zu entfernen und entfernt zu halten suchten, zur Erklärung der apostolischen Briefe sehr nützlich sey; auf dieselbe will er in diesem ersten Bande führen, und zur Beurtheilung alles dessen Anweisung geben, was andere Gelehrte, ältere und neuere, zum Theil mit großer Angelegentlichkeit und Zuversicht, auch nicht ohne ziemlich allgemeinen Beyfall, darüber beygebracht haben. Wie könnten wir dies Vorhaben mißbilligen? Nur scheint uns, der Herr Verf. rechne, wie viele vor ihm, auf diese Untersuchungen allzuviel, gleich als ob sich selbst die Hauptsachen in den Briefen der Apostel kaum genüglich ohne diese hi-

storischen Kenntnisse verstehen ließen. Ferner finden wir ihn überhaupt genommen in Absicht auf das eigentliche Christenthum, und, welches dabey jederzeit von erster Wichtigkeit ist, in Absicht auf das rechtmäßige Ansehen der heil. Schrift sehr wohl denkend und nicht bey der Parthey der neuen Reformanten. Wie er aber dabey so manchen neuen Schriftstellern und ihren Schriften so viel Achtung bezeigen könne, als er thut, ist uns nicht wohl erklärlich, ob sich gleich zu erkennen giebt, daß er einiges von ihnen aufgenommen habe, das sich nie mit der richtigen Denkungsart verträgt. Die Schriften gewisser Gelehrten sind gar wohl noch brauchbar, oder auch sehr viel daraus zu lernen, nicht aber deswegen schon hoch anzupreisen und ohne Einschränkung zu loben, noch ihre Verfasser bloß deswegen, wenn sie doch merkliches oder gar sehr großes Aergerniß geben, und eine leichtsinnige Art zu urtheilen befördern ꝛc. einer wirklichen Verehrung werth. Hr. L. wird uns verstehen; und gewiß wird er bey der großen profanen Gegenparthey damit keinen Dank verdienen. Kein Schriftsteller steht bey ihm so hoch, als Hr. R. Michaelis, und nach demselben Hr. Prof. Niemeyer mit der Charakteristik der Bibel, die unsre Leser ganz wohl kennen gelernt haben. Wir würdens, ohne es zu sehen, nicht glauben, daß ein Mann von so viel achtbarer Gelehrsamkeit, als Herr L., auch den letztern so hoch erheben könnte. Doch nichts mehr im Allgemeinen, da wir ohnehin den bestimmten Inhalt des Buchs, weil er überaus reichhaltig und vielfach ist, kaum mehr

als bloß anzeigen können. Nach der Vorrede von VIII Seiten folgt eine Einleitung in zwey Abschnitten, und zwar I. Entwurf einer Geschichte des Zustandes der Apostolischen Kirche überhaupt, in kurzem und doch vielsagendem Abriß. Sehr nachtheilige Erwartung gaben uns S. 3. die Zeilen: „Dies Volk hatte zwar seinen „Unterricht von Gott selbst erhalten, wenn anders „die Sendung Mosis für Göttlich anerkannt wird. „Denn die prophetischen Schriften sind bloß Ent„wickelungen, Auslegungen jenes Plans.“ Hinterher sieht man wohl, wie das verstanden seyn will. Es ist denn doch aber keine löbliche Zweydeutigkeit; und wollte Hr. L. auch für Leser schreiben, die die Sendung Mosis, also auch die der Propheten nicht für göttlich erkennen? da sie denn auch mit gesunder Vernunft die Sendung Jesu und der Apostel nicht dafür erkennen, also auch die Apostolischen Briefe nicht gebührend achten könnten? S. 8. schreibt er, die Wahrheiten, die in den ersten Zeiten die Glaubenslehren der Religion ausgemacht hätten, seyen wenige — gewesen. Gewiß sind ihrer doch (überhaupt genommen und ohne an die Unterscheidung in wesentliche und beyhelfende zu denken) nicht weniger gewesen, als sich jetzt aus den Büchern des N. T. erkennen lassen — und deren sind mehr, als in irgend einem ältern oder neuern Lehrbuch aufgeführt werden. Doch würde der Ausdruck gar wohl einer guten Erklärung wenigstens aus dem nächsten Zusammenhange fähig seyn, wenn nicht nachher S. 9. wo die Sätze angegeben sind, die das Lehrge-

gebäude, nach des Hrn. Verf. Meynung, ausgemacht zu haben scheinen, z. B. auch die Lehren von der Auferstehung, dem Ende der Welt und dem allgemeinen Gericht ausgelassen wären. Uebrigens zeigt eben diese obgleich kurze Hererzählung, daß der Hr. Verf. sehr weit davon entfernt sey, naturalistische oder socinianische Gesinnung zu hegen. Noch bemerken wir, daß der Herr Verf. schon in dieser Einleitung zu zuversichtliche Schlußfolgen a priori mache, die sich auch mit der Moralität der menschlichen Denkungsart, wie sie bey jedem einzelnen Menschen statt finden muß, nicht vertragen, z. B. S. 14. „Das ganze Judenthum „neigte sich damals auf einen bloß äußerlichen „Gottesdienst ꝛc.“ ist schon zu stark gesagt. Noch mehr aber die Folgerung: „Juden demnach durch „dieses Vorurtheil geblendet mußten nothwendig, „wann sie Christen wurden, auch hier bloß äußer„liche Werke für das Wesen des Christenthums „ansehen, die Werke also ohne Glauben betreiben.“ Es wäre doch um das Christenthum eine elende Sache gewesen, wenn es bey Juden, die sich von dem Christenthum ergreifen ließen, diese Verblendung nicht hätte vertreiben können; und es kostete den damaligen Juden zu viel Verleugnung, Christen zu werden, als daß man bey denen überhaupt, die es wurden, so viel anhaltende Verblendung und Verhärtung voraussetzen könnte. Nie verträgt sich das auch mit den herrlichen Lobsprüchen, welche die große Menge der gläubigen Juden zu Jerusalem in der Apostelgeschichte erhält. Wenigstens für die damalige Zeit und auch

weiter hin sind entgegengesetzte Beyspiele nur für Ausnahmen anzusehen, die freylich auch sehr häufig seyn konnten. II. von den Irrlehrern in dem apostolischen Zeitalter überhaupt. Allerdings mehrere gute Erinnerungen, wodurch die Anzahl der so zu nennenden Ketzer und Ketzereyen um ein großes herabgesetzt wird. Doch auch verschiedenes nicht genau genug durchgedachtes. Man bestimme den Begriff Ketzer, wie man will, so wird es doch zu viel seyn, mit Hrn. L. zu behaupten S. 26., daß es in diesem Zeitraum zwar Irrende, aber keine eigentliche Ketzer gegeben habe — immer noch, wenn auch z. B. wirklich zweifelhaft wäre, was nachher S. 47. in Wahrheit der Bezeugung des Apostels durchaus entgegen, bezweifelt wird, ob Hymenäus und Philetus 1 Tim. 2, 16 — damit, daß sie lehrten, die Auferstehung sey schon geschehen, einen Irrthum von Wichtigkeit gelehrt hätten. Mögen sie unter der schon geschehenen Auferstehung verstanden haben, was sie wollen, so ist doch klar, daß sie hiemit die künftige Auferstehung der Todten, wie Christus und die Apostel dieselbe im Glauben erwartet wissen wollten, leugneten. Und das war ja wohl ein Irrthum von Wichtigkeit 1 Cor. 15. Man sieht aber auch im folgenden sattsam, daß Hr. L. seiner Behauptung, daß es im ersten Jahrhundert noch keine Ketzer gegeben habe, kaum getreu zu bleiben gewußt habe. Von S. 57. an folgt Erster Theil, Geschichte der Religionsmeynungen ꝛc. selbst, in zwey Kapiteln, jedes von 2 Abschnitten, und mehrern Abtheilungen, auch diese in mehrern gezählten Absätzen, zur Bequem-

quemlichkeit in der Zurückweisung, weil doch die Seitenzahl nicht angeführt werden konnte. Also Erstes Kapitel: Jüdischgesinnte Christen. Erster Abschnitt: Gesammlete Nachrichten. Erste Abtheilung: Juden-Christen. Man kann Ursache genug finden, Jüdischgesinnte Christen von Judenchristen überhaupt zu unterscheiden. Judenchristen sind alle diejenigen, welche von Jüdischer Abkunft oder vorher Proselyten waren, und nachher das Christenthum annahmen. Diese waren nun nicht alle nothwendig bey ihrem Christenthum Jüdischgesinnte, ob ihrer gleich viele oder etwa gar die meisten es waren, hingegen konnten auch Christen aus den Heiden, von Jüdischgesinnten Judenchristen irre gemacht, Jüdischgesinnte seyn. Auf diesen Unterschied scheint der Hr. Verf. fast nicht gedacht zu haben, und so sind ihm beynahe geradehin alle Judenchristen auch Jüdischgesinnte, d. i. solche, welche a. das ganze Mosaische Gesetz beybehielten und b. mit Zurücksetzung des Glaubens durch die Werke selig werden wollten. Wir unterscheiden mit Fleiß a. von b. Denn nicht gleich können diejenigen seynwollenden Christen, welche an der Beobachtung des ganzen Mosaischen Gesetzes halten wollten, (und daß sie noch auch Opfer dargebracht hätten, so lange Jerusalem und der Tempel stund, erklärt Herr. L. selbst für sehr ungewiß) auch dafür angesehen werden, daß sie ihre Gerechtigkeit und Gnade bey Gott auf ihre Werke gegründet hätten; sondern dies letzte muß besonders erwiesen seyn. Wer wollte von der großen Juden-Christen-Gemeine zu Jerusalem unter

den

den Augen der Apostel, überhaupt genommen, eine so nachtheilige und zugleich der Liebe ungemäße Vorstellung fassen? Sie beobachteten das Gesetz in der Meynung, noch immer dazu verpflichtet zu seyn, ähnlich, wie jetzige wahre Christen sich nach den Geboten Gottes und des Sohnes Gottes achten, ohne darauf ihre Gerechtigkeit zu gründen. Freylich aber konnten viele bey jener Festhaltung an dem Gesetz leicht von pharisäischdenkenden Anführern irre gemacht werden, und wurden zum Theil irre gemacht. Daher denn die ernstlichen Remonstrationen des Apostels Paulus, von dem die übrigen Apostel nicht verschieden dachten, ob wir gleich in den wenigen und kürzern Briefen von vieren derselben keine solche Remonstrationen finden. Es ist klare Sache, daß keine Differenz zwischen Paulus und den ältern Aposteln, am wenigsten über ein solches Hauptstück, je gewesen sey. Auch dieses hat Hr. L. nicht sattsam bedacht, und schreibt sogar im Folgenden S. 100 von Petrus, „es sey selbst der Irrthum, in den Petrus „verfallen sey, deshalben er auch von Paulo be„straft worden, kein anderer, als der, den auch die Na„zaraer hegten, und man könne nicht ohne Grund „sagen, Petrus wäre selbst, wenigstens auf einige „Zeit, ein Glied dieser Secte gewesen, oder habe „wenigstens die Meynung dieser Secte vertheidi„get.“ Das ist einem gelehrten Manne, wie Hr. L. sich zeigt, kaum zu verzeihen, und möchte ihm nicht so leicht entfahren seyn, wenn er etwas minder ein Verehrer von Hrn. Michaelis wäre, eines Mannes, der sich gewöhnlich nicht entsie-

siehet, was ihm eben einfällt, sogleich hinzuschreiben, und denn freylich auch fleißig seine Meynungen zu widerrufen. Wo hat Petrus die Meynung dieser Secte vertheidigt? oder wie kann nur gesagt werden, daß er je die Meynung dieser Secte, als einer Secte, seitdem sie es war, gehabt habe? Worüber ihn Paulus ernstlich bestrafte, Gal. 2, 11 — das war ein fehlerhaftes heuchlerisches und ärgerliches äußerliches Betragen von Petrus für das Mal, nicht eine irrige Meynung in Glaubenssachen, die er je gelehrt oder vertheidiget hätte. Er wird von Paulus selbst auf seinen eignen Glauben, den er bisher gehabt und gelehrt hatte, und eben nur jetzt durch sein Verhalten zurückzunehmen schien, verwiesen; und aus welchem Grunde könnte man glauben, Petrus habe nun bey sich selbst sein voriges Verhalten gegen geborne Heiden, vergl. Apostg. 11, 2 — worüber er sich gegen die Judenchristen zu Jerusalem vollkommen und aufs freymüthigste, auch zur sattsamen Zufriedenheit derselben rechtfertigte, ebend. V. 18. für unrecht gehalten. Paulus zeigt ihm nur die übeln Folgerungen, die aus einem solchen Verhalten, wo es Petrus nicht für äußerst verwerflich erkennen und bekennen wollte, zu machen stünden. Chronologie ist für die Hauptsachen, die der Hr. V. darzulegen sucht, sehr wichtig, wie sich nachher zeigen wird. Doch scheint er in Ansehung derselben minder sorgfältig gewesen zu seyn. Er sammlet sonst nicht nur die Angaben der Kirchenväter genau, sondern auch bloße Meynungen neuerer Gelehrten, die von

keiner

keiner Seite das Ansehen historischer Zeugen in Absicht auf jene Geschichte haben können noch begehren. Gerade aber die chronologischen Verschiedenheiten bemerkt er zu wenig. S. 64 ist von der Zeit die Rede, um welche die Vermischung des Juden- und Christenthums geschehen sey, und der Uebergang der Heiden zum Christenthume den Anfang genommen habe. Er beruft sich auf Vitringa, der das eine und das andere in die Regierung des Nero setze, und auf Stark (welchem gleichfalls in diesem Buche viel unverdiente Ehre widerfährt), der dafür ungefähr das 30. Jahr nach der Himmelfahrt Christi angebe. Das ist, unsers Ermessens, augenscheinlich zu spät. Denn das wäre ja nur 10 Jahre vor der Zerstöhrung Jerusalems. Wenn man nicht ohne allen tauglichen Beweis annehmen will, daß Cornelius Apostelg. 10. in die Gemeinschaft des Evangeliums aufgenommen sey, längst erst nachher, nachdem Paulus von Barnabas Apostg. 11, 25 — nach Antiochien gebracht war, so ist das eine, wie das andere, vor der Regierung des Claudius, unter der des Cajus, also höchstens gegen das 10. Jahr nach der Himmelfahrt geschehen. Bengel setzt das erste noch ins Jahr 37 unsrer Aere. Gerade aber der accurate Bengel, unwidersprechlich ein scharfdenkender Chronolog, mit dem nicht wohl ein späterer zu vergleichen ist, ist von Hrn. L. nirgends erwähnt. Zweyte Abtheilung: Falsche Apostel. Der Name scheint zwar von so weiter Bedeutung zu seyn, daß man glauben sollte, es lasse sich kaum etwas allgemeines

nes von den Lehren der falschen Apostel sagen, sondern die eben an irgend einem Orte erwähnten falschen Apostel müßten nach dem beurtheilt werden, was eben da von ihnen gesagt wird, da auch andere feynwollende Lehrer mit ganz andern Lehren dieses Namens werth seyn könnten. Doch sieht man, wie Paulus damit gewisse Jüdischgesinnte bezeichne, die ihre Denkungsart auszubreiten suchten, und so behandelt sie der Hr. V. gleich mehrern ältern Gelehrten, wie Leute, die in eine Secte vereinigt waren, und trägt alles das zusammen, was ihnen je mit einiger Glaublichkeit ist beygemessen worden, zeigt aber auch, daß sich nicht alles zusammen reime und vereinigen lasse. Dritte Abtheilung: Nazaräer. Vierte Abtheilung: Ebioniten. Beyde genannte sollen mit den falschen Aposteln einerley gewesen seyn. Hier findet man ziemlich alles, was von diesen Secten die Alten berichtet und die Neuern gemuthmaßt haben: und so vieles beysammen zu finden, wird immer einer großen Menge Leser angenehm seyn. Doch vermißten wir Hrn. D. Ch. A. Döderleins Schrift de Ebionæis e numero hostium diuinitatis Christi eximendis. S. 106 mußte uns Wunder nehmen, zu lesen: „— ob sie „(die Nazaräer) aber auch die unächten Bücher „des A. T. so wie die hellenistischen Juden thaten, als kanonisch annahmen, ist ungewiß, und „wird mit vieler Wahrscheinlichkeit verworfen“ — mit Berufung auf Hrn. Starks Kircheng. des 1. Jahrh. Hr. Stark mag wohl so schwatzen, in Hrn. D. Semlers Gefolge, nicht aber sollte Hr.

Hr. L. solchen Autoren etwas nachschreiben. Es kann destoweniger eine Frage seyn, ob die Nazaräer ꝛc., da es nur ein Semlerisches Mährchen ist, daß die Helleniſten mehrere Bücher für kanonisch angenommen hätten, als die Hebräer. Es verdrießt uns, immerfort Widerlegungen Semlerischer Behauptungen, die an sich nichtig sind, nachweisen zu sollen. Es hätte doch Hrn. L. leicht einfallen können, wenigstens nach Beweisen eines Satzes zu fragen, der an sich unwahrscheinlich und mit dem Zeugniß des Josephus schlechthin unverträglich ist. Kein Beweis für denselben aber kann darinn liegen, daß die Christen seit dem 3ten Jahrhundert angefangen haben, einige apokryphische Bücher unter die kanonischen aufzunehmen. Fünfte Abtheilung: von den Elzesaiten. Sechste Abtheilung: von den Cerinthianern. Daß Cerinthus von einem künftigen tausendjährigen Reiche etwas gelehrt habe, wird S. 183 wieder mit Berufung auf Hrn. Stark für eine Nachricht ausgegeben, die noch mehrerer Beweise bedürfe. Wenn man das doch endlich merken wollte! Es hängt mit der ganz elenden Dichtung zusammen, daß Cerinth Verfasser der Offenb. Joh. sey. Besser aber hätte hiebey auf Ch. F. Schmids Untersuchung über die Offenb. Joh. und Histor. antiqu. et vindic. Canonis &c. verwiesen werden und mehreres aus diesen Schmidischen Schriften benutzt werden können. Wie mag es kommen, daß auch diese Schriften Hrn. L., der sich sonst so weit umgesehen hat, ganz unbekannt geblieben zu seyn scheinen?

nen? Zweyter Abschnitt: Geschichte der Juden-Christen so wie sie wirklich war; ein Resultat aus dem bisherigen. Ein ganz nettes Stück, wo man erst sieht, wo alles vorherige hin wolle, wenn auch immer vieles davon hätte zurückbehalten werden können. Es giebt auch sodenn noch Belehrung, wenn man einige Hauptsätze nicht annehmen, oder einer starken Einschränkung benöthigt erkennen wollte. Offenbar steigt Hr. L. zu weit, auch in Meynungen, die seine Sache vollkommen entbehren konnte, und sagt hier S. 192 gar: „Paulus scheint beynahe „allein unter den übrigen Aposteln vor der Zer„stöhrung Jerusalems, ganz den Geist der neute„stamentischen Religion eingesehen zu haben —“ Was wären denn doch die übrigen für Apostel gewesen? Fast nicht weniger übertrieben ist S. 193 das Angeben: die Juden (Judenchristen) hätten allemal ungern gesehen, daß auch Heiden sollten in die Gemeinschaft des Evangelii aufgenommen werden, und dies noch dazu ohne Beschneidung. Man vergleiche nur abermals Apostelg. 11, 18. Dennoch urtheile man, ob nicht etwas richtiges in folgender Vorstellung liege, die wir abgekürzt mitzutheilen suchen. Der Hr. V. zertheilt die Geschichte der Judenchristen in vier Perioden, A) von der Himmelfahrt Christi bis zur Annahme des Christennamens, B) — bis auf die Zerstöhrung Jerusalems, C) — bis beynahe an das Ende des ersten Jahrhunderts, D) bis an das Ende der Judenchristen, oder, welches der Hr. V. für fast ganz einer-

ley angiebt, der falschen Apostel = Nazaräer = Ebioniten. A. zerfällt wieder in zwey Abtheilungen, welche durch die Bekehrung des Cornelius bestimmt werden. Vor derselben war bey den gläubigen Juden Juden- und Christenthum in aller Sicherheit mit einander vereinigt, ohne den Gedanken, daß auch Heiden Theil an Christo bekommen sollten. Wir merken hiebey an, daß aufs allerwenigste doch die Apostel, nun mit dem heil. Geiste begabt, sich auch der Anweisung Christi erinnert haben werden: Gehet hin in alle Welt ꝛc. Nach der Bekehrung des Cornelius aber bestund ein großer Theil (hier scheint Hr. L. selbst nicht mehr zu sagen) darauf, daß die bekehrten Heiden sich dem Gesetz Mosis unterwerfen müßten. B. Als zu Antiochien der Christenname aufkam, meynt der Hr. V., hätten die Judaisirenden den Namen der Nazaräer sich selbst beygelegt, (mit dem sie vorher von den ungläubigen Juden belegt worden wären) obwohl beyde, Juden- und Heidenchristen, noch Eine Gemeinde geblieben, und einander nur als Irrende betrachtet hätten. Wir können aber nicht wohl glauben, daß der Name Nazaräer schon damals so üblich geworden sey, da es sonst in der Apostelgeschichte und in den Apostolischen Briefen an Erwähnung desselben schwerlich fehlen würde. Auch wird man nicht zu glauben haben, daß Apostelg. 11, 26. nur die Gläubigen aus den Heiden fürs erste Christianer genennt worden wären. Inzwischen ist wohl richtig, daß die nun größere Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden ohne Beschneidung

dung die durchaus Judaisirenden zu größerm Eifer gereizt habe. Nicht aber alle Judenchristen waren so stark Judaisirende, daß sie auch die Heidenchristen dem Gesetz hätten unterworfen wissen wollen, am wenigsten nach dem sogenannten Apostolischem Concilium Apostelg. 15. Und die bis auf den Grad Judaisirenden hätten die Gegenmeynung nicht für einen bloßen Irrthum ansehen können. Also auch hier könnte der Hr. V. sich durch sich selbst zurecht finden. C. Nach der Zerstöhrung Jerusalems scheinen viele bis dahin noch ganz Judaisirende auf bessere Gedanken gebracht worden zu seyn, allein nicht wenige beharrten auf der zeitherigen Meynung. Hiedurch aber, sagt der Hr. V., wurden die Christen bewogen, sich nun von ihnen abzusondern; wenn diese Trennung nicht von den Nazaräern zuerst geschehen sey, denn ungewiß sey es immer, wer sich zuerst abgesondert — D. Um das Ende des ersten Jahrhunderts, heißt es endlich, entstund eine Uneinigkeit zwischen der gelindern und strengern nazaräischen Parthey. Ebion und Cerinthus scheinen solche veranlaßt zu haben — Von dieser Zeit an theilte sich die ehemalige Nazaräische Secte in drey Haufen, Nazaräer, Ebioniten, Cerinthianer. Jeder mäßige Kenner der kirchlichen Nachrichten von diesen Zeiten wird, wie wir glauben, diese Bemerkungen sehr brauchbar finden. Nachher entwirft der Hr. V. nach seiner Meynung die Glaubenslehre der Judaisirenden für jede der unterschiedenen 4 Perioden. Dabey wird man leicht manches auszusetzen wissen, z. B. wenn für die zweyte

Periode diese ganze Parthey, welche an dem Mosaischen Gesetz fest hielt, angeschuldigt wird, behauptet zu haben: das ceremonialische Gesetz, wenn es befolgt würde, mache gerecht vor Gott, nicht der Glaube, Werke machen Gott wohlgefällig — Noch folgt S. 203 bis 238 ein Anhang zum ersten Abschnitt: von dem Evangelio Matthäi d. i. eine Untersuchung, ob das Evangelium Matthäi ursprünglich hebräisch geschrieben und welche Bewandtniß es mit dem hebr. Evangelium der Nazaräer habe? Die erste Frage ist der Hr. V. geneigt, dem Hrn. R. Michaelis entgegen, verneinend zu beantworten, und hätte, nach den angeführten Gründen, gar wohl etwas zuversichtlicher sprechen können. Zugleich hält er für glaublich, daß Matthäus selbst sein griechisches Evangelium ins Hebräische übersetzt habe. Das zweyte Kapitel handelt, gleichfalls in zwey Abschnitten, und mehrern Abtheilungen von den Heidnischgesinnten Christen. Erster Abschnitt: Gesammlete Nachrichten von den heidnischgesinnten Christen. Erste Abtheilung: Heiden-Christen überhaupt. Auch unter Heidenchristen giebt der Hr. V. nicht bloß Christen von heidnischer Abkunft, sondern zugleich mit heidnischen Vorurtheilen zu denken. Dieser Ausdruck also sagt bey ihm nicht weniger, als Heidnischgesinnte, da doch füglicher der eine von dem andern unterschieden werden könnte. Diese Heidnischgesinnten nun, nimmt er an, hätten die Meynung gehabt, der Glaube allein sey nur erforderlich, der Werke bedürfe es nicht; sie wären

also schon eben hiedurch gerade das Widerspiel der Jüdischgesinnten gewesen. So runde Sätze in historischen Sachen sind selten richtig genug, wenn sie auch etwas richtiges enthalten. Man kann auch die wahre Tugend und Gottseligkeit in Werken verabsäumen und zu wenig üben oder gar zurücklassen, ohne theoretisch den Grundsatz zu haben, daß es so recht sey — und dies konnten sich eben so gut Juden- als Heidenchristen zu Schulden kommen lassen. Auch diesen Unterschied sehen wir nicht sattsam bemerkt. Nicht bloß Petrus, wie Hr. L. anmerkt, sondern eben so gut, ja noch mehr Paulus, auch in dem Brief an die Hebräer, macht wider diese Meynung ernstliche Vorstellung. Freylich hatten die Heidenchristen ihre Eigenthümlichkeiten, z. B. den Hang an Opfermahlzeiten Antheil zu nehmen ꝛc. Zweyte Abtheilung: Falsche Lehrer. Falsche Propheten. Wie oben die Falschen Apostel als eine Secte vorgestellt werden, so ist der Hr. V. auch geneigt, die falschen Lehrer = falschen Propheten, für eine Secte Heidenchristen zu halten, ohne wenigstens dieses, daß sie als eine besondere Secte zu denken wären, durch einen angegebenen Grund glaublich zu machen. Er sieht eigentlich auf 2 Petr. 2, 1 — wo doch von vielen falschen Lehrern geredet wird, die (mehrere) verderbliche Spaltungen einführen würden. Dritte Abtheilung: Bileamiten. Da diese, auch nach Hrn. L. Meynung, keine besondere Secte gemacht haben sollen, ob sie gleich von einigen dafür angesehen worden sind, so ist auch der Name Bileami-

ten, welcher Anzeige einer gewissen zusammengehörigen Parthey giebt, nicht allzuschicklich. Vierte Abtheilung: Anti-Christi. Diese werden wieder für eine besondere Secte angesehen, wie wir glauben, mit Ungrund, da Johannes nur sagt, es wären viele Antichristi schon da, da der im besondern Verstande so benannte Antichrist erst kommen werde. Für Ketzer sollen sie nicht anzusehen seyn, sondern für eine philosophische Secte, weil sie sich schon früh von der Gemeine der Christen abgesondert hätten. Es fragt sich aber, ob sie selbst für keine Christen mehr haben geachtet seyn wollen, und keinerley Glauben an Jesum, als den Christ, mehr vorgegeben haben? Johannes nennt sie Antichristen, wie jetzt so manche neue Theologen genennt zu werden verdienen; sie selbst scheinen sich diesen feindseligen Namen nicht gegeben zu haben. Fünfte Abtheilung: Nicolaiten. Nach Anführung einer Menge sehr mishelliger Meynungen über den Namen, den Ursprung und die Abweichungen dieser verschrienen Secte, fragt Hr. L., wer die Nicolaiten gewesen, deren Offenbarung 2, 6. 15. gedacht wird, hält es für glaublich, daß hiebey nicht eben an die übrigens bekannte Secte der Nicolaiten zu denken sey (hievon wissen wir gar keinen Grund abzusehen) und erklärt für die wahrscheinlichste Meynung, wenn man annehme, es wären die gewesen, welche das Heidenthum mit dem Christenthum hätten vereinigen wollen, mithin eben die Heiden-Christen, von denen vorhin die Rede war. Das wäre denn ein sehr weiter Begriff, und desto weniger

niger würde zu beantworten stehen, woher alle diese Heidenchristen den Namen der Nicolaiten bekommen hätten? Sechste Abtheilung: Simon der Zauberer. Hier ist zur Gnüge zu lesen, was die Alten und Neuen von dem berüchtigten Menschen gemeldet und geglaubt haben. Heumann sprach, Simon sey der D. Faust der Alten, d. h. es sey nichts auf alle die sonderlichen Erzählungen zu achten, welche die Väter von ihm ausgebracht haben. Zu dieser Meynung bekennt sich auch Hr. L. Sie ist gleichwohl nichts besseres, als ein kräftiger Machtspruch, der sich auf Verzweiflung gründet. Siebente Abtheilung: Gnostiker. Eins der besten Stücke dieses Buchs, wo man alles gesammlet findet, was von den Gnostikern je gesagt ist. Der Hr. Verf. streitet wider die seit vielen Jahren ziemlich herrschende Meynung, daß diese Secte schon zu der Apostel Zeiten erwachsen sey und daß auf dieselbe an mehrern Orten der Apostolischen Briefe hingesehen werden müsse. Er bestreitet auch nicht unscheinbar die durch Mosheim Mode gewordene Ableitung des Gnosticismus aus einer ältern Morgenländischen Aeonen-Philosophie, und erklärt für wahrscheinlich, daß eben diese Philosophie gleichzeitigen und eben denselben Ursprung mit dem Gnosticismus habe, oder eben mit demselben entstanden sey, wenn es auch vorher einige Meynungen gegeben habe, welche homogen damit sind. Zum Beschluß bringt der Hr. V. noch manches wieder in Anwendung, wogegen wir schon sattsame Erinnerungen gemacht haben.

Von S. 362 an folgt der Zweyte Theil: Kurze Geschichte jeder Gemeinde insbesondere, an welche Briefe vorhanden. Es versteht sich von selbst, daß diese Geschichte nicht weit führen könne. Der Wunsch des Hrn. V. ist gewiß sehr eitel, daß der Charakter jeder Gemeinde von dem hier wegen seines Scharfsinns gepriesenen Verfasser der Charakteristik der Bibel entworfen seyn möchte — Was würden wir da für Dichtungen, im Zauberton gesungen, zu lesen haben! Weil sich zur Entwerfung dieser Geschichte wenig eigentlich geschichtliches findet, so redet Hr. L. vielmehr von dem Inhalt der Briefe selbst, als von Geschichte der Gemeinden, welche auch selbst großen Theils erst aus den Briefen geschöpft werden muß. Den vorausgesetzten Hypothesen wird manches angepaßt, welches ohne dieselben in ziemlich anderer Gestalt erscheint. Ohne diese oder ohne andere jetzt gangbare Vorurtheile würde man z. B. wohl nie sagen, wie S. 367 gesagt wird, daß sich auch Heiden d. i. Christen heidnischen Ursprungs unter der Gemeinde zu Rom befunden haben — sondern, daß sich auch Judenchristen darunter befunden haben. Denn es würde ohne jene Vorurtheile jedem klar seyn (wenn sich gleich schwer erklären läßt, wie das Evangelium bey den Heiden zu Rom, ehe noch ein Apostel oder ein anderer angesehener bekannter Lehrer hinkam, so viel Eingang gefunden habe) daß der Paulinische Brief an die Römer an eine Gemeinde gerichtet sey, die allermeistentheils und nur nicht ganz aus Christen heidnischer Abkunft be-

bestanden haben müsse, Röm. 1, 13. 14 — 15, 15. 16 — oder Paulus müßte selbst weniger, als wir, gewußt haben, an welcherley Christen er schrieb. Vergl. Apostg. 28, 17 — 28. Daß die damaligen Christen zu Rom schon so viel Kenntnisse aus den Büchern des A. T. hatten, beweiset nichts fürs Gegentheil, sondern dient vielmehr mit zum Beweise, daß alles Evangelium auch unter den Heiden sich auf die ältere göttliche Offenbarung berufe und gründe. Wenn es dem Hrn. Verf. gefallen wollte, bevor er seine Erklärung der Apostolischen Briefe selbst ans Licht bringt, auf unsre Erinnerungen einige Rücksicht zu nehmen (anderswoher möchten ihm wohl nicht viel Einwendungen von Belang gemacht, oder seine mühsame Arbeit kaum sattsam angezeigt werden) so würde er leicht vieles ins Reinere bringen können. Wir wünschten aber sodenn noch mehreres beyseite, wozu die Anlage schon gemacht ist, wenn es auch leicht genug vielen modernen Theologen viel Vergnügen machen sollte. Dahin gehört, was wir z. B. von den Galatern und über Pauli Brief an dieselben S. 385 finden: „Gelehrsamkeit mag wohl ihre Sache nicht gewesen „seyn (wer wollte eben das Gegentheil behaupten?) „einige Ausdrücke deren sich der Apostel bedient, „scheinen dies anzudeuten. Der Brief selbst, wie „ich glaube, muß von dieser Seite betrachtet wer„den; daher die Beweise weit sinnlicher, als in den „Briefen an die Römer und die Corinthier sind: „sie lassen sich leicht überreden, und das Ansehen „des Apostels ist ihnen Beweises genug.“ Dies

letzte in Wahrheit mit Recht. Soll es nicht auch uns genug seyn? Doch bedient sich der Apostel nicht überall seines rechtmäßigen Ansehens. Er wollte auch weitere Belehrung geben, und zeigen, aus welchem Gesichtspunkt man manche besondre Geschichte des A. T. zu betrachten habe, und wie manche dunkle Weißagung zu verstehen sey. Auf den ersten Anschein wissen wir uns in diese Apostolischen Belehrungen nicht zu finden. Wir sollen denn die heil. Schrift desto sorgfältiger studiren, mehr studiren, als nun gewöhnlich ist, und so wird sich vieles finden, auch was vielleicht unsre Väter nicht gefunden haben. Mit Annahme solcher Grundsätze, als Hr. L. hier äußert, macht man sich die Sache gar zu leicht, leichter, als sie nach aller vernünftigen Präsumtion seyn soll, und tritt dem schuldigen Respect gegen einen Apostel Christi ganz unwiderleglich zu nahe. Konnte er das, was er den Galatern aus dem A. T. beweisen wollte, richtig beweisen, wozu bedurfte es eines wirklichen Mißbrauchs ihrer Schwachheit. Und woher weiß Hr. L. daß sie leicht zu überreden wären? Ist das etwa aus dem Briefe klar? Gewiß nicht, möchte es auch Hr. Niemeyer in seiner oft dichterischen Charakteristik gesehen haben! Ließ sich dasjenige, was der Apostel lehren wollte, aus dem A. T. nicht richtig beweisen, so durfte ers nur als ein Apostel schlechthin als Wahrheit zu glauben anweisen, um so mehr, da die Galater leicht zu überreden gewesen seyn sollen. Alle andere Ueberredungskunst war für ihn ungeziemend, und kann nicht mit dem

apo-

apostolischen Charakter bestehen. Oder wie sollte er darüber behörig gerechtfertigt werden, und wie sollte unser Glaube an die Lehre der Apostel mit der gesunden Vernunft bestehen? So fragen wir immer, was es auch für geglaubte große Männer seyn mögen, die solche Sätze gelehrt und verdauet haben. Den Thessalonichern schreibt der Hr. V. den Irrthum vom tausendjährigen Reiche bey, den doch der Apostel bey diesen Christen im geringsten nicht rügt. Seine Zurechtweisungen in Ansehung der Zukunft Christi gehen auf ganz andre Punkte. Und warum gerade tausendjähriges Reich, da mit nichts zu erweisen stehet, daß vor dem Daseyn der Apokalypsis irgendwo von irgend Jemand ein tausendjähriges Reich, was man sich auch davon für Vorstellungen gemacht haben möchte, gehofft worden sey? Wir sind sicher, daß uns Hr. L. vermöge seiner weit verbreiteten Belesenheit keinen Beweis für diesen Satz, der doch als eine historische Sache betrachtet werden müßte, aufstellen könne. Und mehrmals redet er von dem geglaubten tausendjährigen Reiche. Daß Petrus seine Briefe gleichsam nur an Judenchristen geschrieben habe, hätte dem Hrn. V. um so weniger glaublich vorkommen sollen, weil er für wahrscheinlich hält, daß die Gemeinden, an welche Petrus schrieb, nicht von ihm selbst, sondern von Paulus gegründet gewesen wären. Wo sollte Paulus Gemeinden gegründet haben, die bloß oder allermeist aus Gliedern von Jüdischem Herkommen bestanden hätten?

5.

Briefe über die Bibel im Volkston. Eine Wochenschrift von einem Prediger auf dem Lande. Halle, 1782. bey J. F. Dost, in des Universitätsbuchdrucker Fabers Hause. 8. (Zwey Vierteljahrgänge, vom 5. Jan. bis zum 29. Jun. 415 Seiten.

Auf welchem Wege es auch geschehen mag, so muß freylich der reformatorische Geist unsrer Zeiten, der Geist des profansten Unglaubens und der so gut als förmlichen Bestreitung alles Christenthums immer weiter heraus ins helle Licht. Bahrdt und Lessing sprangen mit ravagirenden Füßen am Mittage auf den Märkten herum, daß nicht nur Gelehrte, sondern auch Halloren und Matrosen in Lerm kamen. Hr. D. Semler sah die Tollheit, wollte nicht für den ursprünglichen Anstifter angesehen seyn, und kam mit einem Schilfrohr in der Hand, Friede zu gebieten und noch auf einige Zeit Zurückhaltung zu lehren. Die Welt, mit ihr auch orthodoxe Theologen, nahm seine Wendung für Rückkehr oder gar für Beweis seiner Unschuld an. Jetzt nun besucht ein feinerer Feind, gekleidet wie ein Abbé, alle schon aufgeklärte Häuser in Halle ꝛc. theilt kenntliche Bechkränze aus, die nicht weniger Endzweck haben, als das Fragment vom Zweck Jesu und seiner Jünger, nur etwas manierlicher aussehen, als Bahrdts Glaubensbekenntniß — er hat seine Besuche

suche schon über ein halbes Jahr lang fortgesetzt — und Hr. Semler sieht mit aller Ruhe, vielleicht auch mit Heiterkeit des Geistes, zu, ob die Kirchen bald brennen werden.

In Wahrheit, hier ist so viel, als Lessing und mehr als Bahrdt; ein Semlerischer Schüler, dreuster, aber auch schmeichelnder, als sein Lehrer, ein Mensch von nicht minderer Gewandtheit, der auch die Producte der Berlinschen Feinde, z. B. die Kleine Bibel klüglich zu benutzen weiß, und, falls er ja bestritten werden sollte, seine Affecten besser regieren wird, als sein Meister. Die vor uns liegenden Briefe haben es mit der evangelischen Geschichte zu thun, und ob sie wohl noch nicht bis ins 12te Jahr Jesu Luc. 2, 42 — reichen, so verbreiten sie doch schon, mit Hülfe der reichhaltigsten Romanischen Schlagader, ihr naturalistisches Licht über die ganze Geschichte Jesu vorwärts, und über das ganze A. T. zurück. So zu nennender **Volkston** in diesen Briefen ist fast nur die oft wiederholte Anrede: Lieben Brüder — übrigens nicht Volkston, sondern fließende, schmeichlerische Sprache, die alles das deutlich heraus sagt, was Hr. D. Semler unter sonderbarer Rede verbirgt und andere zurückhalten. Da der Verfasser eine romanische Dichtergabe hat, so versteht sich auch, daß er vieles so ausgebildet habe, wie vor ihm noch Niemand. Er kömmt damit allen Consorten zu Hülfe. Daß wir hiemit nicht zu viel gesagt haben, ersehe man aus folgenden Stückchen. Die Engels-Erscheinungen, welche Zacharias, Maria, Joseph ꝛc. erhiel-

hielten, erklärt er für bloße Einbildungen. Maria hatte diese Einbildung, da sie schon schwanger, und ihrer Schwangerschaft wegen in Verlegenheit war. Ganz deutlich sagt dieser Schaamlose, obgleich mit allen möglichen frömmelnden Verzierungen, daß die zärtliche Maria Untreue gegen ihren Bräutigam bewiesen habe — und erinnert nachher mehrmals daran, z. B. wo er von dem liebevollen Herzen Jesu redet. Daß hierinn eine der größten Lästerungen liege, ist unschwer wahrzunehmen. Wollten solche Menschen den evangelischen Nachrichten desfalls nicht glauben, so sollte man meynen, sie würden lieber, um doch eine augenscheinliche Lästerung zu vermeiden, Jesum für einen Sohn Josephs erklären, da sie ja Rath genug wissen, viele andere historische Stücke umzustalten. Doch sie kennen einmal keine Furcht Gottes, tragen den tollkühnsten Muthwillen im Herzen, den nur der eine mehr zu verbergen sucht, als ein anderer, und fragen auch danach nichts, mag damit immerhin für Naturalisten, ihre Brüder, wohl gar desto mehr Anreiz auch zur Unzucht gegeben werden. Gott weiß es, und wird richten! Daß Jesus für diesen Volksmenschen ein bloßer Mensch sey, versteht sich von selbst. Er hält für wahrscheinlich, daß Er der vollkommenste Mensch an Größe und Schärfe des Verstandes, wie an Güte des Herzens, gewesen sey, der die vortrefflichste Erziehung genossen habe. Gerade die Jugendgeschichte desselben, wovon nur Lucas ganz wenig erwähnt, führt er durch weitläuftige Dichtungen aus, die, so sehr sie auch wider

alle

alle vernünftige und historische Wahrscheinlichkeit (selbst ohne die Göttlichkeit der heil. Schrift vorauszusetzen) schlechthin anstoßen, dennoch für das Wahrscheinlichste von der Welt, beynahe für völlig historische Nachrichten ausgegeben werden. „Was ein Gebäude ohne Fenster wäre (schreibt der Wahnsinnige S. 244 nicht anders als den Evangelisten zum verdächtigenden Vorwurf) „das „würden meine Briefe über die Bibel seyn, wenn „sie nicht eine vollständige Beschreibung der Ju„gendgeschichte Jesu enthielten.“ Das Licht nun, welches durch diese Fenster in die von den Evangelisten beschriebnen Geschichte Jesu fallen soll, hat folgende Farben. Von einem mit einer Caravane bey Nazareth vorbeyreisenden, den wahren Gott kennenden Perser hat Jesus, als Knabe, 2 Arzneygläser gegen alle Blindheit und gegen Schwäche der Nerven, und nachher von einem Alexandrinischen Juden zu Jerusalem ein drittes Glas gegen die Wut, nebst Recepten zu diesen Arzeneyen, erhalten. Schon vorher, ehe die Geschichte Luc. 2, 41 — vorfiel, ist Jesus mehrmals mit seinen Eltern an hohen Festen zu Jerusalem gewesen, und mit gelehrten Alex. Juden, die seine frühzeitige Einsicht, Tugend und Seelengröße bewunderten, in große Vertraulichkeit gekommen. Sie lehrten ihn den ausgebreitetsten Naturalismus, und, mehr als Naturalismus, daß alles, was Gottlosigkeit, Bosheit Ruchlosigkeit genennet werde, nur den Namen der Thorheit führen könne, daß an Strafen Gottes ꝛc. gar nicht zu denken sey. Sie erzählten ihm die Geschichte

des

des Sokrates — man muß sich schämen, es nur kurz auszuschreiben, was alles die Alexandriner von Sokrates hier schwatzen, und wie dadurch der Knabe Jesus gerührt worden sey. Eben diesen Alexandrinern werden viele der vornehmsten nachmaligen Aussprüche Jesu in den Mund gelegt, zum überflüssigen Beweis der abgehärteten Unverschämtheit des Menschen, der diese Briefe im Volkston geschrieben hat. Der letzte in der feynsollenden Jugendgeschichte Jesu vor dem zwölften Jahre aufgeführte Lehrer ist ein Palästinischer Priester, nicht minder Naturalist und Indifferentist, als jene Alexandriner, aber ganz eingerichtet, das Volk zu täuschen, so lang es keine Aufklärung ertragen konnte, also auch voll praktischer Lehren, die ein künftiger Sokrates tief in sein Herz prägen sollte, damit er nicht zu früh, ohne vernünftige Hoffnung seine große Absicht für eine halbe Welt zu erreichen, hingerichtet würde. Mit seinem Vetter Johannes hat Jesus in diesen Briefen von der zartesten Jugend an den vertraulichsten Umgang gehabt, hat ihm alle seine seltenen Einsichten mitgetheilt, und den Plan verabredet — Durchaus leidet der Volkslehrer keine übernatürliche Offenbarung, und erklärt alle vernünftige Zuverlässigkeit derselben für unmöglich, und alle Wunder für eingebildet. Wer wollte sich hierauf mit solchen Menschen in Streit einlassen? Das Mosaische Gesetz macht er vornehmlich durch elende Anmerkungen über die vielen Abgaben an die Priester verdächtig, vielleicht ohne zu wissen, daß nach diesem Gesetz der

ganze

ganze Stamm Levi dagegen kein Eigenthum an liegenden Gründen, wie die übrigen Stämme, besitzen sollte. An mehrern Orten kann man nicht einmal glauben, daß er selbst für wahr halte, was er geschrieben hat. Der vorhin erwähnten Arzney-Gläser und der Alexandrinischen Juden mit ihrem Sokrates gar nicht zu gedenken, geben wir nur zu beurtheilen, was S. 270. zu finden ist. Nach großen Lobpreisungen Josephs und der Maria und der vortreflichen Erziehung Jesu, den er für einen bloßen Menschen, nach gewöhnlicher Art gebohren, angiebt, fährt er fort: „War es mög„lich, daß in das Herz dieses Kindes auch nur ein „Keim von unedlen und lasterhaften Gesinnungen „kommen konnte? O. M. B. ein Kind, das (auch „nur in den ersten zehn Jahren seines Lebens) nie „das Böse zu sehen und zu hören bekommt, kann „nicht böse werden. Die ersten Jahre entscheiden „die Hauptzüge des Karakters aufs ganze Leben; „und zwar so sehr, daß das Herz zu gewissen Feh„lern, wenn sie dem Kinde und dem Knaben un„bekannt bleiben, alle Empfänglichkeit ver„liert. Jesus bekam nie die Miene des Zorns, „des Zwistes, der Menschenverachtung, der Kälte „gegen Nothleidende u. s. w. zu sehen: und so be„kam er auch als Kind nie Begriffe von diesen „Fehlern, und sein Herz blieb ihnen auf ewig ver„schlossen. Er sah im Gegentheil nichts als Lie„be, Eintracht, Freude an der Arbeit, Freude an „Hülfsleistung, Freude am Wohlthun, Freude an „Gott und dem tausendfachen Guten, das seine „Eltern ihm täglich zuschrieben ꝛc. und so mußten

„sich diese Empfindungen ihm nothwendig mit-
„theilen.“ Wir sagen, das kann der Mensch, der es schrieb, selbst nicht für wahr halten. Er schreibt aus wahrem Haß gegen das Christenthum, wie Jesus und die Apostel es gelehrt haben, und so sucht er sich und seine Leser, welche Vorbereitung genug dazu haben, nur auf irgend eine Art, sey es so oder anders, zu befriedigen, wie Voltaire, Lessing ꝛc. auch thaten. Ist dies zu viel gesagt von einem Weggeworfenen, der die Jugendgeschichte Jesu, zwar immer mit frömmelnder Mine, aber allemal ohne Furcht vor Gott, der Herz und Worte richten wird, aufs niederträchtigste, d. i. mit schamloser Geringschätzung alles Urtheils vernünftig denkender und vorher wohl unterrichteter Leser, durch ganz unscheinbare Dichtung auszubilden sucht? Oder wo sind die Perser und Alexandriner mit ihren Arzneygläsern und Recepten hingekommen? Wo sind die Alexandriner oder ihre Schriften, die Jesum hätten unterrichten können?

Hr. D. Semler macht zwar etwas andere Dichtungen von den Alexandrinern. Daß aber im Ganzen der Briefschreiber im Volkston, wie so viele andre Schreiber, aus den von Ihm zugerichteten Quellen schöpfen, leidet keinen Zweifel. Und Er, wenn er sich erklären sollte, wird er nicht das Christenthum der Briefe im Volkston für ein gleichfalls gutes Christenthum erklären, wie er das Steinbartische, kein besseres und überhaupt eben dasselbe, für ein gutes Christenthum erklärt hat? Uns ist weder dieses noch jenes, noch auch die Semlerische Aeußerung über dieses, im geringsten un-

er-

erwartet erschienen. Kein böser Baum kann gute Früchte bringen. Wer nicht a priori urtheilen konnte, urtheile denn endlich a posteriori: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Oder sind das nicht auch Früchte? Wir glaubten längst der Schrift: es muß also geschehen — und glaubten längst (schon ehe Hr. D. Semler einen Namen erwarb) eben der Schrift, die uns vorher sagt, daß es noch immer ärger, weit ärger auf allen Seiten, wie es noch nie gewesen ist — daß endlich auch die ärgste Intoleranz gegen das Christenthum, welches einzig wahres Christenthum ist — daß endlich das förmliche und wüthende Antichristenthum kommen werde. Viele Fromme wollten das immer nicht glauben, weil sie desfalls sich nicht durch die Schrift belehren lassen, sondern lieber auf locos communes, die oft einen Abfall leiden und gelitten haben, bauen wollten. Diesen kömmt denn vieles unerwartet, macht sie wankend und ängstlich; und am wenigsten wissen sie mit einigem Muth entgegen zu streben. Ohne Stolz dürfen wir bey dieser Gelegenheit daran erinnern, und ohne Affectation es sagen, daß wir nicht in Unwillen, weil unsre Ehre bei einer Welt, die sich nun auch der Briefe im Volkston freuet, verloren ist, da wir darauf gut zubereitet waren, sondern aus Liebe zu Jesu Christo, dem Sohne Gottes und wahrem Gott, unserm Heiland und HErrn, da uns diese Liebe nicht kaltblütig und gleichmüthig lassen kann, und aus Liebe zu allen, die er mit seinem Blute erkauft hat, uns über solche Zurüstungen zur Vertilgung des Glaubens an Ihn ernstlich auslassen.

Die Lessingischen Fragmente waren nichts ärgeres, als diese Briefe über die Bibel im Volkston. Jene erregten sogleich alle theologische Welt, diese gehen schon ins dritte Vierteljahr ungehindert und öffentlich unbescholten fort; nicht bloß, weil sie feiner tönen, ob sie gleich Volkston ankündigen, sondern weil schon nun mehr Volk von allerley Stande weiter vorbereitet und empfänglicher geworden ist, so empfänglich, daß der Verfasser, den seine Hoffnung nicht betrogen hat, diese Wochenblätter zur sonntäglichen Erbauung seiner Leser S. 7. bestimmen konnte. Wir glauben es wohl, daß auch in Halle viele Gläubige darüber seufzen und beten, und ihr Gebet nicht umsonst seyn werde. Wie viele Prediger aber wird es geben, die es noch für wohlanständig genug halten möchten, öffentlich wider so große Frechheit des Unglaubens, welcher mitten in der Christenheit, unter dem Vorwand Christenthum zu lehren, alles Christenthum zum Gespötte macht, zu reden, ihre Gemeinen mit Unwillen dagegen einzunehmen, zu warnen und zu verwahren? Verboten ists gleichwohl nirgends, eben so wenig, als irgend einer Gemeinde das Neue Berlinsche Gesangbuch aufgedrungen werden soll. Freylich aber ists in Halle mit nichten Herr D. Semler allein, der als öffentlicher Lehrer solchen Briefen im Volkston den Eingang bereitet hat. Wäre nicht das ganze Unternehmen des Briefstellers im Volkston für bloßes Gespötte anzusehen, so könnten wir wenigstens ohne Uebelstand hier fragen, durch welche geheime Curen und erkünstelte Mirakel, verschieden von den unverdächtigen

tigen Wundern, von welchen wir in den Schriften des Neuen Testaments so ganz unverdächtige, alle logische und historische Untersuchungen aushaltende Nachrichten haben, das Evangelium in Judäa und von Judäa her in aller Welt seinen Eingang und Aufnahme, zum Trotz allen widerwärtigen Philosophen und Priestern, und selbst ungeachtet aller auch grausamen Gegenvorkehrungen der hohen und niedern Obrigkeit, gefunden habe? oder wie es komme, daß in neuern Zeiten auch die Jesuiten aus Rom und Paris unter den Heiden mit ihren Bekehrungsversuchen gegen die unstudirten Apostel und ihre Gehülfen so gar weit haben zurückstehen müssen? Und wie viele Fragen könnten wir sonst noch vorlegen, deren keine von solchen Autoren zur halben Befriedigung ernsthafter und verständiger Leser würde beantwortet werden können.

Litterarische Nachrichten.

1.) Gottesgelahrtheit.

Wie doch manche Männer, in übereiltem Eifer für die neue Reformationssache, zum Nachtheil für ihre eignen Absichten geschäftig sind! Unsre Leser erinnern sich der von Hahnschen Uebersetzung der Addisonschen Abhandlung von der Wahrheit der Christlichen Religion nach der neuesten französischen Ausgabe des Herrn von

Correvon ꝛc., deren erster Theil an der letzten Ostermesse erschienen ist. Diese Uebersetzung war bey guter Zeit im vorigen Jahre angekündigt, weil der Herr Uebersetzer in so mißlichen Zeiten die Herausgabe nicht wohl ohne Pränumeration unternehmen konnte. Geradehin und öffentlich, mußte man glauben, werde doch kein angesehener Gelehrter etwas dagegen machiniren, weil er damit vor dem Publicum erröthen müßte. Ob nun dennoch nichts dagegen machinirt sey, wie wohl allemal vergeblich, urtheile man aus folgendem gleichfalls an der Ostermesse erschienenen Buche: Des Herrn Addisons Entwurf von der Wahrheit der christlichen Religion, nebst des Herrn Gabriel Seigneux von Correvon darüber im Französischen herausgegebenen Anmerkungen und weitläuftigen Abhandlungen übersetzt und zum Theil in einen Auszug gebracht, mit einer Vorrede Sr. Hochwürden, des Herrn Abts und Vicepräsidenten Jerusalem. Hamburg und Leipzig bey Benjamin Gottlob Hofmann. 1782. 8. 482 Seiten. Die zweyte Ausgabe des Correvonschen Addison in 3 Theilen 8., wonach auch dieses teutsche Werkchen gemacht ist, war schon seit dem Jahre 1771 vorhanden; und soll es denn wohl von ungefähr so zutreffen, daß endlich auf Einmal zwey Teutsche Ausgaben davon, eine vollständige und eine abgekürzte, zusammen ans Licht wollten? Sowohl der Herr Vorredner als der Herr Uebersetzer der letzten stellen sich an, als ob sie von der vollständigen Uebersetzung des Hrn. von Hahn nichts wüßten — nichts wüßten.

wüßten. Der Herr Uebersetzer sagt, es sey ihm von verehrtester Hand der Vorschlag geschehen, sich mit der Uebersetzung dieses Werks auf eine nützliche Art zu beschäftigen — Wer diese verehrteste Hand sey, wissen wir nicht, freuen uns aber im Grunde recht herzlich, daß auf einmal der Correvonsche Addison zwiefach gerade in solcher Verfassung erscheint. Denn vermuthlich hat sich die verehrteste Hand von dem Herrn Uebersetzer und Abkürzer etwas anderes versprochen, als derselbe geleistet hat, nämlich Weglassung meist alles dessen, was nicht nach dem Geschmack und gemäß den Grundsätzen der jetzigen Religionsbesserer ist, vielleicht, weil sie wußte, daß derselbe (wie sonst sehr viele, die freylich allerley Unrath auffangen, aber es doch nicht so gar böse meynen, weil sie mehr, als wir, mit einander reimen können) den Novatoren und ihren Producten recht wohl wolle. Genug, er hat gerade das nicht oder doch nur das wenigste von dem ausgemerzt, was die neuen theologischen Weisen nicht leiden mögen. Man findet also auch hier ganz gut, was der Herr von Correvon in seinen Anmerkungen und Abhandlungen, z. B. von den Besessenen und Orakeln, von dem Ansehen und Gebrauch der heiligen Schrift unter den erstern Christen, von dem Martyrerthume und den Märtyrern, von den Wundern der Apostel und noch nach den Zeiten der Apostel ꝛc. sehr gelehrt und besser, als viele unsrer Orthodoxen, vorgetragen hat. Hr. Vicepräs. Jerusalem, wär er auch gern gegen das alles tolerant, ja! wär auch das alles nach seinem Sinn, würde doch wohl nicht gern

freywillig genug einen so guten Glauben öffentlich haben befördern wollen. Die A. D. Bibliothekaren werden darüber murren. Er muß sich wohl im voraus zu einer Vorrede verbindlich gemacht haben, und schreibt nun am Ende derselben, „ob „gleich die Geschäfte, die die Schwachheit seines „Alters ihm noch zu besorgen übrig lasse, ihm nicht „erlaubt hätten, das Werk in dieser seiner neuen „Gestalt durchzusehen, sondern er nur ein paar „Bogen davon gesehen habe, so glaube er doch, „nach dieser Probe mit Zuversicht urtheilen zu kön„nen, daß die reine fließende Schreibart und die „mit so richtigem Urtheil gewählte Kürze, dem Le„ser dasselbe noch so viel angenehmer und schätzba„rer machen werde.“ Ein Gelehrter aber, der durch eine Vorrede ein Buch empfehlen will, (denn wozu sonst soll eine einem fremden Werke vorgesetzte Vorrede, die auch nicht etwa einen besondern Gegenstand abhandelt, dienen?) sollte es doch wohl durchgelesen oder durchgesehen haben; wenigstens dieses werden alle Käufer hoffen, bey denen Hrn. Jerusalems Name etwas gilt, oder bloß der Name, auf dem Titel gedruckt, müßte ihnen gnügen. Hier also sind sie hintergangen. Rein und fließend genug ist zwar die Schreibart dieser Uebersetzung, zugleich aber ist sie nicht selten etwas schleppend, verwickelt periodisch, und steht an Nettigkeit und Feinheit der von Hahnschen Uebersetzung sehr weit nach, wie Jeder, der beyde beysammen hat und vergleichen will, unwidersprechlich fühlen wird. Die Abkürzung hat vornehmlich die ausführlichen Abhandlungen betroffen, die Herr von Corre-

von

von in dem zweyten und dritten Bande geliefert, der Herr Uebersetzer aber als Anhänge den Abschnitten des Addisonschen Entwurfs, auf welche sie Beziehung haben, angefügt hat. Doch sind auch, wie sich versteht, nicht wenige Anmerkungen unter dem Addisonschen Texte stark abgekürzt worden. Wenigstens einige hätten immer bleiben können, wie sie waren, wenn der Herr Uebersetzer dafür seine eignen ob gleich nicht eben zahlreichen Anmerkungen hätte weglassen wollen, welchen er auch selbst keine große Wichtigkeit beylegt. Wir theilen nur eine einzige mit, weil dieselbe etwa auch Hrn. Jerusalems Beyfall gefunden haben und die vorhin genannten Journalisten noch leidlich bey guter Laune erhalten könnte. Hr. v. Correvon sagt S. 5. in seinen vorläufigen Betrachtungen, eigentlich sey doch die Verderbniß des Herzens die erste und vornehmste Ursache, warum einigermaßen scheinbare Einwürfe gegen das Christenthum so leicht Eingang fänden. Hiezu hat der Hr. U. folgende Note von jetzt gewöhnlichem Schlage gemacht: „Aber was mag denn doch wohl die Ur„sache seyn, daß auch einige wohldenkende und tu„gendhafte Menschen sich weigern, die christliche „Offenbarung anzunehmen? Sollte dies nicht „wohl hauptsächlich daher rühren, daß sie die Re„ligion selbst in ihrer wahren göttlichen Simplici„tät nicht genug kennen, indem sie die in die Theo„logie eingeschlichenen metaphysischen und schola„stischen Subtilitäten, nebst dem, was Aberglaube „oder Fanatismus in die Religion hineingetragen „haben, mit den eigentlichen und unvermischten

„Lehren der Religion selbst vermengen; oder daß „sie, ohne die Lehren der Religion in ihrer Quelle „selbst zu studiren, sich von den falschen Vorstel„lungen der Deisten und dem blendenden Witz u. „s. w., oder daß sie sich an den oft sehr unschickli„chen Vorstellungen mancher Vertheidiger der Re„ligion in den gemeinen Lehrbüchern stoßen u. s. w.“ Auf die erste Frage antworten wir: probetur, daß die und die, die sich weigern, wohldenkende und tugendhafte Menschen sind, da Jesus selbst Joh. 3, 18 — 21 bezeugt: wer nicht glaubet, ist schon gerichtet — dies aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, als das Licht, denn es waren böse ihre Werke. Jeder, wer schlecht handelt, hasset das Licht, und kommt nicht zum Licht — Wer aber die Wahrheit thut, sich rechtschaffen beweiset, kommt zu dem Lichte — Solche Aussprüche sind uns doch wohl mit Recht mehr, als aller betrügliche Schein, den sich solche Menschen zu geben wissen, die wir nicht in ihren Häusern, noch weniger in ihren Studirstuben, und deren Herz und Sinn wir noch weniger belauschen und beobachten können, von welchen wir auch wohl mehrere Tagereisen weit entfernt leben. Warum lesen sie denn nicht die heilige Schrift selbst? Doch der Herr Uebersetzer hätte auch nach seiner Denkungsart keine Ursache gehabt, diese Anmerkung hinzuschreiben, und dadurch den Raum für nachherige Anmerkungen des Französischen Herausgebers zu beengen. Hr. von Correvon ist sehr bald nachher S. 6. selbst

etwas

etwas freygebig. Herr von Hahn, der mit Anmerkungen bey diesem Buche sehr sparsam ist, fügt daher (S. 36.) eine kurze Aufklärung bey, die wir zur Antwort auf jene Frage noch hinzusetzen: „An „den Erzählungen, die man uns so häufig von tu„gendhaften Ungläubigen macht, sonderlich von „solchen, die mitten in der Christenheit lebten, schei„net Haß oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen „die Religion nur allzugroßen Antheil zu haben. „Bey genauerer und unpartheyischer Prüfung „aber bleibt kaum ein äußerlicher ehrbarer Wan„del übrig. Wie wird nicht Baylens Tugend von „dem Geschichtschreiber seines Lebens gepriesen, „dessen Mund und Feder gleichwohl von den „schlüpfrigsten, unreinsten Reden überfloß, und „der sich von den Buchführern dingen ließ, die an„stößigsten und ärgerlichsten Dinge zu schreiben.“ Die Uebersetzung des Herrn von Hahn hat, außerdem daß sie das ganze Addison-Correvonsche Werk vollständig liefert, noch auch genügliche Nachrichten von den Lebensumständen beyder Verfasser bey sich, die der abgekürzten Jerusalemschen Uebersetzung fehlen. Diese, ob sie wohl nur Einen mäßigen Band ausmacht, kostet beynahe zwey Drittheile des Preises, für welchen jene in drey Theilen durch Vorauszahlung zu erhalten ist, da man eben auf den zweyten Theil vorschießen und dabey den ersten um eben den Preis noch bekommen kann.

Von Hrn. Consist. R. D. Christ. Albr. Döderleins Theologischen Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion ist vor kurzem

kurzem in der Bödnerschen Buchhandlung des zweyten Bandes drittes Stück erschienen, 14¼ Bogen gr. 8. Man findet darinn das Leben, die Seligkeit und die moralischen Eigenschaften Gottes, nämlich die Heiligkeit, Güte, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes nach dem Licht der Natur ausführlich abgehandelt, auf die Art, die wir St. 1. dieses Bandes unsers Journals S. 69 bemerkt haben. Die Abhandlung von der Gerechtigkeit Gottes ist jedoch noch nicht zu Ende gebracht, sondern das Fernere davon in dem folgenden Stück zu erwarten. Dieser zweyte Band ist nun 792 Seiten stark. Unter den neureformirenden, alles Christenthum verkehrenden Theologen hat insbesondere namentlich der so großsprechende Hr. Steinbart in dem gegenwärtigen Stück an zwey Orten S. 583 und S. 682 einige Weisungen erhalten, und zwar vornehmlich seiner elenden Großsprechereyen wegen.

Wir sind, bekanntlich, keine Liebhaber und Gönner der Wolfischen, auch nicht der Baumgartensch-Wolfischen Philosophie. Dies aber kann uns nicht zurückhalten, wahres Christenthum, Bemühung und Eifer um Beförderung desselben auch bey Philosophen dieser Parthey hochzuschätzen, ihnen allen guten Fortgang damit zu wünschen, und selbst so viel als möglich dazu beyzutragen. Seit langer Zeit haben wir keine so gute Gelegenheit gefunden, diesen lautern Sinn zu zeigen, als eben jetzt. Der sel. Alex. Gottlieb Baumgarten selbst hat, wie längst nicht unbekannt war, Gedanken bey den Reden Jesu,

so

so viele derselben in den 4 Evangelien vorkommen, im Manuscript hinterlassen. Er übergab sie vor seinem Abschiede seinem damaligen vertrauten Amanuensis, dem jetzigen Hrn. Past. Ant. Bernh. Thiele zu Rathstock und Hatheno bey Cüstrin, mit dem Auftrage, die Herausgabe zu besorgen. Derselbe hat seitdem einen Verleger für dieses gewiß lesenswürdige Buch gesucht und nirgends finden können. Ob die Ursache der Vergeblichkeit seiner Bemühungen in der immer schlechter gewordenen Denkungsart des Publicums, welche und so weit dieselbe den Herren Buchhändlern aus fleißiger Durchsicht der gelehrten Zeitungen und Journäle bekannt wird, zu suchen sey, oder etwa nicht weniger in der ungünstigen Lage der Gegend, wo Hr. Past. Thiele lebt, oder auch vielleicht in der Unberathenheit des zwar frommen und gelehrten aber doch mit der Buchhandlungs-Welt zu wenig bekannten Mannes — das wissen wir nicht auszumachen. Allemal ist zu bewundern, daß in so vielen Jahren die so groß gewesene Menge der Verehrer des sel. Philosophen diesem nachgelassenen Werke nicht einmal so viel Vortheil gebracht hat, daß es nur ans Licht hätte kommen können. Endlich ist Hr. Past. Thiele des Entschlusses geworden, dasselbe auf Pränumeration drucken zu lassen. Zur Bekanntmachung und Empfehlung dieses Vorhabens hat er vor kurzem vorläufig herausgegeben Die in den vier Evangelisten enthaltenen Reden Jesu nach ihrem Inhalte entworfen von Alexander Gottlieb Baumgarten, ehemaligen Professor

der

der Philosophie zu Frankfurt an der Oder — ebendas. gedruckt bey Winter. 4. 66 Seiten nebst einer Vorrede von 8 Seiten. Dies kleine Werkchen ist eigentlich eine harmonische Tabelle, besonders in Absicht auf die Reden Jesu, wie sie bey den vier Evangelisten zu finden sind. Die Hauptsache der Harmonie hat der sel. Verfasser von Clericus angenommen, mehreres aber nach seiner eignen Einsicht geordnet. Er setzt demnach vier Osterfeste zwischen die Taufe und zwischen die Himmelfahrt Jesu, findet durchgängige Zeitordnung in der Erzählung nur beym Johannes, und in Absicht auf die Handlungen und Reden Jesu in Galiläa weder beym Matthäus, noch beym Marcus und Lucas. Darüber ist nun hier nicht zu kritisiren, und für die eigentliche Hauptsache kann diese und jene Zusammenordnung der Evangelien ziemlich gleichgelten. Uebrigens ist die Tabelle so accurat und pünktlich, wie sie von Baumgarten erwartet werden kann. Der Inhalt aller Reden Jesu ist in 1589 Numern aufgestellt. In der Vorrede theilt der Herr Herausgeber noch einige sehr erbauliche Anekdoten von Baumgartens Sterbebette mit, und vornehmlich zur Probe einige von desselben Gedanken bey den Reden Jesu. Sie sind in Wahrheit sehr schön, und für diejenigen, die etwa die teutsche Schreibart des Philosophen Baumgarten nicht kennen, und denn glauben möchten, daß sie nicht besser, als die Schreibart seines Bruders, des Theologen, seyn werde, geben wir die Versicherung, daß sie nichts weniger als schlecht, sondern gut und

rein,

rein, nett und munter sey. Um nicht in den Verdacht zu fallen, als sagten wir, den nunigen Religionsverbesserern, zum Theil in der Philosophie Baumgartenianern, zum Verdruß, mehr, als wahr sey, schreiben wir eine dieser Proben herüber: „Num. 676. Joh. 7, 7 — Die Feindschaft gegen Gott, der angeborne Haß gegen das größte „Gut, wird bey der Welt, so lange sie Welt bleibt, „ein Haß gegen Jesum und seine Lehre, so (die) „vom natürlichen Verderben — anfängt: „μετανοειτε. Ja es scheint die Welt mit Gott einen Waffenstillstand aufrichten zu wollen, wenn „sie Jesu Lehre näher angreift. Wie lobt sie alsdenn nicht zuweilen die natürliche Gottseligkeit? „Wie dürstet sie nach Tugend? Nur will sie „vom Glauben an Jesum nichts wissen. — Nur „des Christenthums Wahrheiten bringen uns das „Maaß der Ewigkeit und des Heiligthums Gottes, welches wir im Fall verloren, vom Himmel „wieder zurück, nach welchem unsre beste Werke „der Natur zu leicht, zu klein, zu gering befunden „werden, als daß sie Gott und die strengste Wahrheit gut nennen könnte. Wenn uns Christi „Lehre der natürlichen Finsterniß entrissen, dann „allererst sehen wir in seinem Licht, wie dick, wie „schwarz die Nacht gewesen, in der wir gesteckt.“ Wie können also so viele moderne Theologen sehen, wie dick, wie schwarz die Nacht sey, in der sie stekken? Hr. Past. Thiele kündigt den ersten Band dieser Baumgartenschen Gedanken bey den Reden Jesu, welcher 2 Alphabet in gr. 8. betragen soll, auf 1 Rthlr. Preuß. Cour. Pränumeration

meration an. Wir wünschen, daß die Sache bestens von statten gehen möge. Die noch in guter Anzahl übrigen Verehrer der Baumgartenschen Philosophie, wenn sie noch Christen seyn wollen, sollten erröthen, daß ein so christliches Werk ihres philosophischen Lehrers oder Führers, über dessen Bücher sie Vorlesungen gehört haben, bis jetzt noch nicht hat ins Publicum kommen können, und sollten denn desto mehr mit Eifer dazu beytragen, daß es noch endlich erscheine.

In Bremen bey Förster ist in diesem Jahre herausgekommen Hermann Heimart Cludius, Pastors der Georgii Gemeine in Hildesheim, Wahrheit der christlichen Religion, insbesondere zur Widerlegung der Juden und zum Unterrichte der Proselyten. 8. ohne die Vorrede und Inhaltsanzeige 386 Seiten. Ein Buch, welches sowohl die modernen Journalisten, wenn sie etwa, ohne es durchzulesen, nur verschiedentlich hineinsähen, als auch wir, nachdem wirs durchgelesen haben, sehr loben können. Es ist an Hrn. Consist. R. Walch in Göttingen dedicirt, durch dessen Vortrag über die Religionsstreitigkeiten der Hr. Verf. zuerst in der Polemik gegen die Juden Licht bekommen und auf den hier ausgeführten Plan geleitet zu seyn versichert — Das gab uns ein sehr gutes Vorurtheil; und ob gleich, wie überall erhellet, Hr. Cl. keine nachgeschriebene Vorlesungen hier liefert, so ist doch sehr vieles oder die eigentliche Hauptsache in diesem Buche eines so verehrungswerthen Theologen, als der eben genannte ist, vollkommen würdig. Wie

sehr

sehr wollten wir wünschen, daß alles darinn nach dem Sinne eines Walchs abgehandelt wäre! So viel aber war kaum möglich. Nothwendig mußten dabey auch Hr. R. Michaelis, Hr. D. Leß ꝛc. großen Einfluß haben, und wie übelartig dieser Einfluß sey, bey einem Manne, der sich gewiß ohne solche Lehrer auf seinen eignen Fleiß weit besser gefunden haben würde, konnten wir nicht ohne schmerzhafte Empfindung bemerken. Schon in der Vorrede schreibt der Hr. Verf. z. B. man solle dem Juden in den heiligen Büchern zu bemerken geben, daß das Gesetz zunächst nur leibliches irdisches Glück verheiße; ohne zu bedenken, daß dasselbe doch wenigstens klar genug auf Abrahams, Isaaks und Jakobs Glauben zurückwies, die sich auf dieser Erde nur für Fremdlinge hielten, ihr hiesiges Glück nicht hoch zu preisen wußten 1 Mos. 47, 9. und bey ihrem Abschied ihre Hoffnung auf das Heil des Jehovah bezeugten, ebend. 50, 18., und ohne zu bedenken, wie David, besage so vieler Psalmen, weit höhere Verheißungen in den Büchern Mosis gefunden habe. Auch schreibt er ebenda, wir müßten den Juden (verstehe, der jetzt ein Christ werden will) anleiten, jene alten heiligen Schriften als alte Urkunden anzusehen, die durch häufiges Abschreiben viel gelitten haben, deren Richtigkeit daher schon die Masorethen dadurch zu erhalten suchten, daß sie die verschiedenen Lesearten sammleten, welche aber, weil sie weder mächtige noch angesehene und reiche Leute waren, so wenig selbst in der Welt herumreisen, als auf ihre Kosten gelehrte Reisegesellschaften in kritischer Absicht in viele Länder schicken konnten — Mehr, als Hr. R. Michaelis, scheint Hr. D. Leß

zu Hrn. Past. Cludius kritischem Geschmack beygetragen zu haben. Er spricht auch ganz in eben dem zuversichtlichen Tone, nicht selten mit guten Scheltworten, wie dieser, von historischen Liedern ꝛc. „Was die Kompendien, sagt eine Note „S. 308., ganz wider die Vernunft und Bibel von „dem Stande der Unschuld und dem Verluste des „göttlichen Ebenbildes, lehren, findet in diesem „Entwurfe reiner biblischer Lehren keinen Platz.“ Welche Compendien, ist zwar nicht gesagt. Doch scheinen wohl sehr viele gemeynt zu seyn. Die Geschichte des Falles wird an einem Orte ganz übergangen, und der Tod für ein unvermeidliches Uebel ausgegeben, S. 30., ob er wohl nach der Vorstellungsart der heiligen Bücher Strafe der Sünde sey; also scheint denn auch an kein angeerbtes Verderben gedacht werden zu sollen. Weiter hinten aber lieset man die Anmerkung: „Das „sinnliche Vergnügen bezaubert gleichsam unsere „Vernunft. Wir sehen die verbotene Frucht, „und werden lüstern, schaudern wohl anfangs bey „dem Gedanken wider das Geboth zu handeln — „— — Das ist die wahre Geschichte des Falls „bey jedem Menschen. So sind wir mit Adam „alle gefallen.“ Was aber kann mehr Lessisch seyn, als wenn der Hr. Verf. S. 91. über Ps. 89, 4. 5. 20-38. das kurze Urtheil hinwirft: „Die „angeführten Verse sind nichts anders als süße „schwärmende Begeisterung über das Orakel 2 „Sam. 7, 12 ff. Selbst die Ausdrücke „Ein„mal hab ich geschworen bey meiner Gott„heit u. s. w. sind nichts anders, als kraftvolle

„Dich-

„Dichterbilder, die nur den Gedanken darstellen, „daß Davids Nachkommen den Thron immer be„haupten sollen.“ Alles, was Herr C. aus den Psalmen, und das meiste dessen, was er aus den Propheten anführt, übersetzt er poetisch in kurzen Strophen, und verekelt dadurch dem ernsthaften Leser nicht wenig. Sehr oft kommt darinn aus der Lessischen Kraft-Dogmatik vor das widerliche Schutz-Gott Israels u. d. gl., ja auch als Uebersetzung von Zach. 9, 9. „Freue dich sehr, du „Nymphe Zion! Jauchze, du Nymphe Jerusalem!“ Denn S. 96. sagt eine Anmerkung: „Die Hebrä„ischen und Griechischen Dichter legen jedem Orte „eine Nymphe bey, als eine Schutzgöttin.“ Müßten die Propheten von David an nicht elende eitle Menschen gewesen seyn, ihres Gottes ganz unwerth? Die Besessenen im N. T. erklärt Hr. C. schlechterdings für bloß natürlich Rasende, und thut sich darüber mit einer in Wahrheit sehr flüchtigen Note S. 202. genug. Ganz Lessisch ist es, wenn er S. 204. durchaus Marc. 11, 13. die Worte ὁ γαρ ἦν καιρος συκων nicht im Texte leiden will, und schlechterdings für eine eingeschobene Glosse erklärt. „Es ist offenbar, spricht er, daß „die ganze Erzählung dadurch in Unsinn verwan„delt wird.“ Am Ende ist der einzige Grund dieser, daß Plinius sage, die Feigen wären in Judäa schon im März reif. Wenn nun sogar hierauf zu bauen stünde, so wären ja doch solche kritische Kraftworte noch nicht gut angebracht. Wie manches vortreffliche Genie mag durch den Lessischen Enthusiasmus verderbt werden, noch weit mehr,

als durch Hrn. R. Michaelis behende Flüchtigkeit! Wollten wir aber von diesem Buche nicht mehr sagen, als eben so viel, so würden wir nicht nur unsrer Pflicht nicht Genüge gethan, sondern auch dasselbe und den Herrn Verfasser aufs häßlichste verleumdet haben. Wir kehren also um, und versichern, auch sehr viel Gutes richtig und brauchbar darinn vorgestellt gefunden zu haben, mehr, als irgend Jemand unsrer Christlichen wohlbelehrten Brüder, nach dem obigen zu urtheilen, darinn erwarten kann. Schon der Plan ist ganz gut, und verdient, hier verzeichnet zu werden: Einleitung. Von der Wichtigkeit der Untersuchung, welche Religion die wahre sey; und von der Wahrheit der Mosaischen. Der erste Theil, welcher die Gründe zur Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion enthält. Erster Abschnitt. Nähere Beleuchtung der Mosaischen Religion. Beweis, daß Gott sie längst aufgehoben habe. Zweyter Abschnitt. Wer die allgemeine Religion bringen soll? Wann dieser kommen und woran er kenntlich seyn soll? Dritter Abschnitt. An wem finden wir alle Kennzeichen des Messias erfüllt? Zweyter Theil. Erster Abschnitt. Lehren des Christenthums. Zweyter Abschnitt. Vorschriften des Christenthums. Ueberall kommt zwar mit unter, noch außer dem vorhin angezeigten, etwas ausschweifendes und charakteristisch Lessisches vor, auch manche schwer zu verdauende Stücken. Erstlich aber muß man von selbst vermuthen, daß Hr. C. die Brauchbarkeit der Bücher des Alten Testaments nicht so herab-

abwürdigen werde, wie Hr. Leſſ. Denn wie wollte er ſonſt einen Juden belehren? Zweytens bleibt er nicht nur bey den dem Chriſtenthum vornehmlich weſentlichen Lehren, z. B. von Gott, der Dreyeinigkeit, der Perſon Chriſti, der durch Ihn geſtifteten Verſöhnung ꝛc. ſondern erhärtet dieſelben auch ſehr gut und ernſtlich, und giebt in allen eben aufgezählten Abtheilungen überaus gute Belehrung, bringt auch aus den ältern Jüdiſchen Schriften kurz dasjenige bey, was zur Ueberweiſung des Jüdiſchen Unglaubens dienen kann. Man wird leicht erachten, daß des Erſten Theils zweyter Abſchnitt eins der wichtigſten Hauptſtücke ſeyn müſſe, und ſo hat es auch Herr C. behandelt. Je beſſer und einleuchtender aber er mehrere hieher gehörige Weißagungen vorgeſtellt hat, deſto mehr beklagen wir die vielen Schwächen und Flecken, die auch hier aufſtoßen. Die geſchmackige Dichterſprache in den Ueberſetzungen ganz überſehen, muß es für Juden und für noch nicht neuverdorbene Chriſten äußerſt befremdlich und ſonderbar erſcheinen, daß Hr. C. in den geſammten Büchern Moſis kaum eine einzige eigentliche Weißagung von dem Erlöſer der Welt wahrzunehmen weiß. Was er nun aus den Ausſprüchen Jeſu ſelbſt, z. B. Joh. 5, 46. 47. machen wolle, wiſſen wir nicht, glauben aber, daß, wer denn das, was Jeſus hier ſagt, beym Moſes noch nicht gefunden hat, wenn er doch an Ihn, den Sohn Gottes von Herzen glaubt, hohe Urſache finden ſollte, anſtatt ſich auf ſeine Einſichten etwas einzubilden, vielmehr in dieſelben desfalls das größ-

te Mistrauen zu setzen, oder für gewiß anzunehmen, daß er in so fern noch sehr schlecht unterrichtet seyn müsse, und sich ernstlich zu befleißigen habe, bessere Einsichten zu bekommen. Vielleicht ist eben das eingebildete Dichtergefühl und andere Raritäten, die Hinderniß, und vielleicht sind die Bücher Mosis von solchen Gelehrten noch nicht mit solchen Augen angesehen, noch nicht mit Voraussetzung richtiger Grundsätze und mit sattsam demüthiger und immer vernünftiger Gelehrigkeit studirt worden, welche sie für sich, und welche alle übrige göttliche Schrift und Jesus Christus selbst für sie fordern. Wehklagen, nicht Lobpreisungen, verdienen denn die akademischen Lehrer, welche so weit von der Wahrheit abführen, und die richtigen Gesichtspunkte in der Theologie so weit verrücken. Die einzige Stelle nun, die Hr. C. in den Büchern Mosis vom Messias noch findet, ist 1 Mos. 49, 10. und dabey soll es noch sehr zweifelhaft seyn, ob der sterbende Jakob aus göttlicher Eingebung geredet habe, weil wir nirgends bey Mose fänden, daß er ein Prophet gewesen. Ist das nicht sonderbar? Sagt Moses auch nicht ausdrücklich, daß Jakob ein Prophet gewesen, so geben es doch mehrere von ihm erzählte Umstände, und Jakob erklärt sich wenigstens, nach dem Bericht des Moses, in Ansehung dieser seiner Abschiedsrede selbst dafür, wenn er ebend. V. 1. anhebt: — ich will euch bekannt machen, was euch in der Zukunft begegnen wird. Hat Moses etwa diesen Erzvater so geschildert, daß wir meynen dürften, er sey ein Faßler gewesen? Und hat der Ps. 105,

15.

15. nicht Gewicht genug? Meynt denn aber doch Jakob 1 Mos. 49, 10. eben die Person, die nachher als Messias, d. h. König Israels, weiter angekündigt wurde, wie kam er auf diesen Glauben? und ist Moses ein so schlechter Geschichtschreiber, daß er uns hier in der Rede Jakobs eine Passage von der größten Bedeutung für alle Welt mit aufgestellt hätte, wie plötzlich aus dem Himmel herabgefallen oder in der Einbildungskraft eines Sterbenden geboren, ohne vorher im geringsten etwas berichtet zu haben, worauf diese Worte einen Bezug haben könnten, da sie selbst so lauten, daß sie sich auf etwas vorher schon bekanntes beziehen müssen? „Was übrigens, sagt der Hr. Verf. S. 89, „in den Schriften Mosis, und den Geschichtbüchern bis auf Davids Zeit vom Messias gedeutet „wird, ist sehr willkührliche Allegorie.“ Wir sollten meynen, Hr. C. habe diese mit Macht sprechenden Anmerkungen ganz ohne Nachtheil für seinen Zweck, und noch vieles andere, welches nur Anstoß und keinerley Belehrung giebt, völlig zurück behalten können. Um doch etwas hiegegen beyzubringen, führen wir nur an 1 Sam. 2, — 10. Hanna war vermuthlich nicht längst eine Prophetin. Ist sie es aber auch in dieser Rede nicht? Wie kam sie auf der Stelle dazu, so erhaben Gott zu preisen? Und wie kam ihr ein König in den Sinn, zu einer Zeit, da unter den Israeliten noch an keinen irdischen König gedacht wurde? Freylich bedarf es solcher Stellen bey uns zur Belehrung der Juden nicht so sehr. Es ist aber eben so unrichtig als zweckwidrig, ihnen

den κατ' ἐξοχην so benannten Messias darinn abzuleugnen. Unsre Sache, die wir bey ihnen betreiben wollen, wird ihnen dadurch nur desto verdächtiger werden. Gern erwähnten wir auch insbesondere mehrerer Stücke, die Hr. Cl. und wie er sie sehr gut dargestellt hat. Diese Kritiken aber, die sich nicht zurückhalten ließen, haben uns den Raum beenget. Und unsre Leser werden nun um so weniger befürchten, daß wir ihnen aus irgend einer Partheylichkeit dies Buch dennoch als sehr brauchbar anpreisen. Noch aber ist etwas zu gedenken, welches gar etwa für eine mit Fleiß verborgne Ursache angesehen werden könnte, warum wir uns gegen den Herrn Verf. so freundschaftlich bewiesen, wenn wir es unerwähnt lassen wollten. Er glaubt und lehrt nämlich eine künftige allgemeine Bekehrung der Juden und aller Völker der Erde zum Christenthum, und in Ansehung der erstern nicht nur eine allgemeine Bekehrung, sondern auch eine allgemeine Zurückbringung in ihr Land ꝛc. Das ist, nach unsrer völligen Ueberzeugung, ganz klare Schriftlehre, auch keineswegs etwa nur auf wenige mißliche, sondern auf sehr viele lichthell in unverderbte Augen leuchtende Stellen der heiligen Schrift gegründet, im Neuen Testamente immerhin, wenn man nicht besser wollte, die Apokalypsin ganz abgerechnet, die ohnehin desfalls ihr Licht erst aus den Propheten des Alten Testaments empfangen muß. Dies prophetische Buch rechnet Hr. C. sogar desto weniger hieher, weil er nach S. 284. sich überredet hat, daß dasselbe nur von dem Gericht über Jerusalem weißage.

weißage. Diesen Glauben von einer allgemeinen Bekehrung der Juden ꝛc. hatte er auch in diesem Buche desto weniger zu verbergen, weil christliche Gelehrte bey Ermangelung desselben desto weniger guten Fortgang in Religionsunterredungen mit den Juden haben können. Denn diese sehen ja wohl und müssen sehen, daß ihrem Volk auch auf die Zukunft sehr große und herrliche sichtbare Vorzüge vor allen Völkern der Erde verheißen sind — und ihnen das alles ableugnen, sehen sie denn leicht für ein untrügliches Kennzeichen einer schlechten Sache an. Hierinn also mit Herrn C. sehr wohl zufrieden (nur mit dem Wunsche, daß er etwas mehr Beweis, der sich sehr reichlich führen läßt, was auch Hr. D. Döderlein in Altorf bloß raisonnirend eingewendet hat, geführt haben möchte) müssen wir doch unsre nicht geringe Unzufriedenheit über einige andere Vorstellungen zu erkennen geben, die hier in eben die Sache eingeflochten sind. S. 281. „Dann wird Christus seinen herr„lichen Thron einnehmen und die Apostel werden „richten die zwölf Stämme Israels ꝛc.“ Man kann kaum zweifeln, daß hiemit gemeynt sey, Christus werde alsdenn auf Erden als sichtbarer König regieren. Wie die Apostel auch dazu kommen sollen, ist nicht wohl abzusehen, da der Herr Verf. keiner Auferstehung erwähnt, die vorhergehen solle. Hingegen schreibt er S. 151. Christus werde sitzen zur Rechten Gottes, als Beherrscher der Welt, bis alle seine Feinde, Juden, Heiden und Barbaren bekehrt seyn würden; ohne hiebey, worüber wir uns höchstens wundern, an 1 Cor. 15, 23 — zu

denken, eine klare Stelle, welche schlechterdings alle Vorstellung von einem für die Menschen im Fleisch sichtbaren Regieren Christi auf dieser Erde und in den Zeiten dieser Welt verbannet. Offenb. 20, 4 — welche Stelle wir aber eben so wenig von Hrn. C. angeführt finden, sagt gleichfalls nicht, daß Christus auf diese Erde herabkommen und daß daselbst die ehemaligen und noch hinzu kommenden Märtyrer mit ihm, sichtbar den noch im Fleische lebenden Menschen, regieren werden. Demnach gehört auch jene den Aposteln gegebene Verheißung nicht für die Zeiten dieser Welt. So viel fanden wir, auch schon um unsert willen, zu erinnern nöthig. Kaum können wir zweifeln, daß Hr. C. etwas zu voreilig mit diesem Buche ans Licht gekommen sey, und wünschen und hoffen, die Gnade und der Geist Jesu Christi werde ihn zu reinerer Erkenntniß der Wahrheit leiten. Wie viel aber von allem dem, was er so zuversichtlich behauptet, wird er dann verleugnen müssen!

Hilscher in Leipzig verlegt eine Sammlung und Erklärung der parabolischen Erzählungen unsers Herrn von M. Georg Lorenz Bauer. 8. 248 Seiten. Voran stehen drey kurze Abhandlungen. Die erste untersucht, was eine Parabel sey. Eine Parabel im weitläuftigern Verstande, sagt der Hr. Verf., sey eine Erzählung einer erdichteten Sache oder Begebenheit, um darunter eine wichtige Wahrheit zu lehren und anschaulicher zu machen. Sie heiße Fabel nur sodenn, wenn sie aus einer Zusammen-

menſetzung ſolcher Ideen beſtehe, welche außer dem Gehirn des Dichters nicht ſtatt finden, wie die Parabeln des Lockmann, von welchen hier ſogar auch einige zu leſen ſind, des Aeſop und Phäder. Da die Parabeln Chriſti von dieſer Art gar nicht wären, ſo ſey es unrichtig, dieſe Parabeln, wie Bahrdt gethan hat, Fabeln zu nennen. Dennoch will Hr. Bauer dieſen Ausdruck noch nicht für unanſtändig halten, vermuthlich, weil er es zu wenig fühlt, daß man unter Fabel mehr ein vergnügendes Spiel des Witzes, als eine auf wirklich ernſtlichen Zweck angelegte Vorſtellung denkt, und ſo braucht er ſelbſt, ungeachtet der zugeſtandnen Unrichtigkeit, dieſen Ausdruck von Parabeln Chriſti. Seine Definition ſelbſt aber ſagt auch ſchon darinn zuviel, daß er der Parabel im weitern Verſtande, wie dazu gehörig, den Zweck beylegt, eine wichtige Wahrheit anſchaulich zu machen und klärer vorzuſtellen. Mehrere Parabeln gehören offenbar in die Claſſe der Räthſel, welche ganz einen andern Zweck haben. Das iſt er auch nachher in der zweyten Abhandlung, über die Lehrmethode Jeſu in Parabeln, ſo gut als geſtändig, und ſchreibt S. 21. „Ob wir nun gleich mit „Recht behaupten, daß die Parabel von dem „Heilande um der Deutlichkeit willen gebraucht „worden; ſo muß man doch — auch ſagen, daß „er ſie zuweilen wählte, wenn er nach ſeiner Klug„heit gewiſſe bittere und unangenehme Wahrhei„ten, oder künftige Dinge nicht gerade zu heraus „ſagen wollte.“ Auch das iſt noch zu wenig.

Die

Die dritte Abhandlung will die bey den Parabeln nöthigen Auslegungsregeln angeben, ist aber eben so mager, als kurz. Nachher folgen 34 Parabeln Jesu, mit Erklärungen versehen. Hrn. B. Erklärungsart, überhaupt genommen, ist ganz gut, und er hat so wohl viele philologische Hülfsmittel, als auch Antiquitäten-Kenntniß bey der Hand. Nur wird er nicht selten, nach Art großer Gelehrten und besonders in der Qualität eines Erneſtiſchen Schülers, zu geschwind fertig, und behandelt mehrere Parabeln zu cursorisch, in der Meynung, die freylich etwas sehr richtiges bey sich hat, daß man nicht alles ad unum reseciren müsse. So hat er z. B. bey der Parabel von den Arbeitern im Weinberge Matth. 20. die eigentliche Hauptsache beynahe ganz übersehen. Er glaubt nämlich mit Hrn. Prof. Blasche, Christus wolle unter der Hülle dieser (so drückt er sich hier aus) Fabel darstellen, **das Verfahren Gottes gegen die Menschen, welche zur Kirche Christi gehören und seine Lehre angenommen haben. Es gefallen ihm die nicht, welche auf ihre guten Werke rechnen, und um derselben willen Belohnungen von Gott erwarten, sondern diejenigen welche bey einem redlichen Eifer in der Gottesfurcht bloß auf seine Güte und Gnade ihr Vertrauen setzen.** Wir sollen ja aber eben im Vertrauen auf die Güte und Gnade Gottes Belohnungen unsrer guten Werke erwarten. Was sollte auch sonst das Versprechen und die Auszahlung des Lohns in der Parabel bedeuten?

Sie

Sie soll ganz offenbar zunächst eine Erläuterung des Kap. 19, 30. (denn das Kap. 19. hängt unzertrennlich mit dem Kap. 20. bis V. 16. zusammen, und es kann keine schlechtere Kapitel-Abtheilung je geben, als diejenige ist, welche nach Kap. 19, 30. ein neues Kapitel anfängt) angegebenen Satzes seyn: viele erste werden letzte, und letzte erste seyn, und in Ansehung der Frage Petri Kap. 19, 27 — zunächst lehren, daß noch viel mehrere, auch solche, die nicht so viel haben verleugnen dürfen, und nicht so viel mühselige Geschäftigkeit für die Sache Jesu Christi haben beweisen können, als die Apostel, dennoch den Aposteln an Belohnung gleich kommen werden, wenn es auch nur bloß aus freyem Belieben Gottes geschähe, und daß es ungebührlich sey, wenn Petrus und seine Collegen eine Unzufriedenheit darüber fassen wollten. Daher schließt sich auch die Vorstellung mit eben dem Satz: So werden die letzten erste und die ersten letzte, d. h. diese werden jenen und jene diesen gleichgesetzt seyn. Doch ist dieser Satz mit nichten ein Universal- sondern ein Particularsatz, da er (durch den Artikel) sich auf den Particularsatz Kap. 19, 30. beziehet. Anstatt des bekannten: Viele sind berufen ꝛc. übersetzt der Hr. Verf. mit humanistischer Entschlossenheit: „Allen ist „zwar das Glück zugedacht, aber nicht alle ge„fallen und erhalten es“ und will durchaus nicht glauben, daß der meiste Theil der Menschen verdammt, nur der geringere aber selig werde. Wir sind es, spricht er, von dem gütigen und menschen-

schenfreundlichen Herzen Jesu überzeugt, daß er dieses nicht hat sagen wollen. Das ist denn aber doch wohl kein philologischer Grund; obgleich ein Grund, womit man auch die deutlichsten Aussprüche zurückweisen könnte; etwa auch Matth. 7, 13. 14? Doch Hr. B. accommodirt sich nicht ganz wenig nach unsern Zeiten, wie wir schon gesehen haben. In der eignen Erklärung Jesu über das Gleichniß von dem viererley besäeten Erdreich nimmt der Teufel das Wort von dem Herzen derer, die als hartes am Wege liegendes Land abgebildet werden. Der Hr. B. merkt wohl, daß es weder humanistisch noch hermeneutisch sey, auch diese Erklärung Jesu noch für parabolisch anzusehen, würdigt aber auch hier, wie mehrmals, sogar den unwürdigen Bahrdt, dessen quasi entgegenstehende Erklärung (herrschende Lüste und Begierden, die doch nachher besonders von Jesu als etwas anderes angeführt werden) beyzubringen, und sagt sodenn: Wir wollen nicht entscheiden. Nachher muß er gleichwohl noch besonders auch von den Lüsten und Begierden reden, und setzt dabey denn den Teufel in parenthesi, wie vorhin bey dem Teufel die Lüste und Begierden in parenthesi. Das heiße eine Erklärung! Denn ein Ernestischer Schüler darf auch für Eins zählen, was bey Christo Zwey war. Wenigstens darf er unentschieden lassen, ob Zwey wirklich Zwey oder ob es nur Eins sey. Uebrigens sieht man immer, daß Hr. B. kein verächtlicher Scribent, sondern ein achtbarer Gelehrter sey.

sey. Nur sollte er etwas minder hoch auf solche Theologen herabsehen, die den Homer ꝛc. entweder nie gelesen haben, oder doch mehr zu thun finden, als daß sie ihn noch fernerhin lesen könnten.

Der gelehrte und fleißige Hr. D. Moldenhawer in Hamburg hat seine vielen exegetischen Schriften im vorigen Jahre noch vermehrt durch eine Anweisung, wie die von den vier Evangelisten aufgesetzte Nachrichten nach der Zeitordnung auf einander folgen — Bremen bey J. H. Cramer. 8. 175 Seiten. Auf einen Vorbericht von nicht mehr als 15 Seiten folgt die Geschichte Jesu nach den vier Evangelisten in summarischen Tabellen, mit untergesetzten Anmerkungen. In jenem werden die Grundsätze kurz vorgelegt, nach welchen die Nachrichten der Evangelisten regulirt sind. Mit dem vollkommensten Recht behauptet der Hr. Verf., daß es nicht aller Evangelisten Absicht gewesen seyn könne noch müsse, durchaus alle Begebenheiten nach der Zeitordnung zu beschreiben. Er bedient sich dabey nur der ungemächlichen und wirklich unrichtigen Redensarten: „Die Evangelisten stimmen in „Absicht auf die Zeitordnung nicht völlig „überein, — haben nicht eine und dieselbe Zeit„ordnung beobachtet — bey einem oder bey „dem andern finden sich Versetzungen. Haben sie nicht alle durchaus nach der Zeitordnung, sondern zum Theil nach einer andern Ordnung schreiben wollen, so läßt sich, nach unsrer Einsicht, der Sache gemäß nicht wohl so reden, oder

man

man veranlaßt dadurch selbst mißliche Urtheile. Da hauptsächlich ein großer Theil der Begebenheiten Christi in Galiläa von Matthäus auf Einer und von Marcus und Lucas auf der andern Seite in verschiedener Ordnung nach einander erzählet sind, so fragt sich, ob jener oder ob diese, oder ob weder jener noch diese dieselben nach einander in der Zeitordnung gestellt haben. Hr. D. Moldenhawer will durchaus erhärten, daß hier die Zeitordnung bey Marcus und Lucas sich finde, eine Meynung, welche sonst schon mehrere hatten, die aber durch des sel. Bengels Bemerkungen vollkommen widerlegt und auch so ziemlich abgethan zu seyn schien. Seine Gründe sind folgende: 1.) Matthäus habe sich nie dahin erklärt, daß er die Begebenheiten so erzählen wolle, wie sie auf einander gefolget sind; hingegen habe sich Lucas Kap. 1, 3. (καθ' ἑξης) so erklärt, und in eben der Ordnung erzähle Marcus; 2.) Marcus habe bey Abfassung seiner Nachrichten, wie aus der wörtlichen Uebereinstimmung an so vielen Orten erhelle, das Evangelium des Matthäus vor sich gehabt, und behalte doch dessen Ordnung nicht bey, und seine Beschreibung sey um so richtiger, weil er (wie der Herr Verf., auf 1 Petr. 5, 13. sich begründend, glaubt) aller Wahrscheinlichkeit nach des Apostels Petrus leiblicher Sohn gewesen. Daß Marcus das Evangelium Matthäi — vor sich gehabt, ist eine sehr gewöhnliche Meynung. Doch wird sie jederzeit, wie wir überzeugt sind, so groß auch die wörtliche Uebereinkunft beyder sehr oft ist, ganz unauflösliche Schwierigkeiten behalten. Marcus hat

nicht

nicht nur vieles nicht, was Matthäus berichtet, und wieder manches, dessen Matthäus keine Erwähnung thut, sondern verschiedene Geschichte, die Matthäus vollständiger erzählt, berichtet er so, daß so gar scheinbarer Widerspruch zwischen beyden ist, z. B. von zwey Besessenen unter den Gergesenern redet Matthäus Kap. 8, 28 — hingegen Marcus Kap. 5, 2. und Lucas nur von Einem. Hätten diese von zwey Besessenen, die in dieser Gegend für das mal von Jesu von den Mishandlungen böser Geister befreyet worden waren, gewußt (denn die göttliche Eingebung oder göttliche Abrichtung zum Reden und Schreiben machte auch in Ansehung der Sachen, wovon zu reden und zu schreiben war, nicht allwissend) wer will zweifeln, daß sie denn von zweyen geredet haben würden? Die nöthige Kürze erlaubt uns nicht, hievon mehr zu sagen. Die Uebereinstimmung in Worten ist allein schon aus der in Ansehung der Geschichtserzählung weniger wortreichen hebr. Sprache (da Marcus im höchsten Grade und mehr, als sonst die hellenistischen Schriftsteller, hebraisirt, und weit minder, als Lucas, eines mannichfaltigen Ausdrucks sich bedient) nothdürftig zu erklären. Man vergleiche die Bücher der Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige. Jene sind gewiß nicht aus diesen ausgeschrieben, und haben doch nicht weniger Wortübereinstimmung mit diesen, als Marcus mit Matthäus. Wir werden allemal leichter glauben, aber doch noch nicht behaupten, daß Lucas die Nachrichten des Marcus, als daß Marcus die des Matthäus vor sich gehabt habe,

da auch Lucas mehrere schon vorhandene schriftliche Nachrichten von den Handlungen Jesu kannte, als er die seinigen schrieb, Luc. 1, 1 — welches von Marcus nicht eben so bewiesen ist. Wie aber kann Herr M. sogar schreiben, des Marcus Nachricht sey um so richtiger, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach des Apostels Petrus leiblicher Sohn gewesen sey? Von Richtigkeit und Unrichtigkeit kann ja hier die Rede nicht seyn, sondern sie ist nur von einer Verschiedenheit der Ordnung der Erzählung, wobey vorausgesetzt wird, daß wenigstens nicht alle diese 3 Männer der Zeitordnung durchaus nachgegangen sind. Beynahe aber beweiset der Hr. Verf. auch nachher einige Ungünstigkeit gegen den Matthäus. Der Ausdruck καθ' ἑξης Luc. 1, 3. habe diese oder eine andere Bedeutung, so läßt sich nie daraus beweisen, daß Lucas alles, was er berichtet, durchaus im Großen und im Kleinen schlechterdings nach der Zeitordnung zu beschreiben versprochen habe; und Matthäus konnte der Zeitordnung weit mehr nachgehen, als Lucas, wenn er auch nicht vorher sagt, daß er καθ' ἑξης schreiben wolle. Ob jener mehr als dieser, oder dieser mehr als jener, καθ' ἑξης (wenn es von der Zeitordnung in der Beschreibung der Begebenheiten zu verstehen, und nicht vielmehr gut lateinisch durch deinceps und teutsch durch sofort zu übersetzen ist) die Zeitordnung beobachtet habe, kann bloß aus der Beschaffenheit ihrer Nachrichten und aus den Redensarten, womit sie von einer Begebenheit zur andern übergehen, beurtheilt werden. Wir wünschten, daß Hr

D.

D. Moldenhawer mit andern Auslegern unsrer Zeit, die sich noch nicht durch die wüste Welt herumtreiben lassen, nicht auf einer Seite Wortbedeutungen urgiren möchten, die der Sprachgebrauch so genau und scharf gar nicht bestimmt, und auf der andern Seite, wo auch mehr darauf ankömmt, mehr urtheilende Schärfe und Genauigkeit beweisen möchten, ohne solche Muthmaßungen zu Hülfe zu nehmen, wie z. B. daß der Evangelist Marcus wahrscheinlich Petri leiblicher Sohn gewesen sey, woraus doch nicht gefolgert werden kann, daß er durchaus der Zeitordnung nachgegangen seyn werde; oder es müßte daraus noch mehr dies folgen, daß er also auch die Geschichte Jesu weit ausführlicher, als Lucas, beschrieben haben werde. Denn dieser war weder ein Apostel, noch eines Apostels Sohn. Man vergleiche, um die Schwäche der Muthmaßung zu erkennen, z. B. Marc. 1, 16—20 mit Luc. 5, 2—11. Wir, unsern Theils, kennen die scheinbaren Schwierigkeiten sehr wohl, (noch mehrere, als Hr. D. Moldenhawer auch nachher bemerklich gemacht hat) welche dem Satze, daß Matthäus alle Galiläische Begebenheiten nach der Zeitordnung erzählt habe, entgegengesetzt werden können. Doch halten wir ihn durch sehr triftige Gründe, welche der Herr Verf. in seinem zu kurzen Vorbericht gar nicht berührt, die auch der sel. Bengel nicht alle angeführt hat, für vollkommen erweislich. Weit leichter aber könnten wir glauben, daß diese Begebenheiten von keinem Evangelisten nach der Zeitordnung beschrieben wären, als daß wir glauben

ben könnten, Lucas habe die Zeitordnung so sehr beobachtet, als Hr. M. für gewiß ansetzt. Hr. M. stößt auch nachher mit seinen Anmerkungen auf viele Stellen beym Lucas, wo er das καθ' ἑξης nicht zu behaupten weiß. Ueber den Matthäus hingegen macht er mehrere Anmerkungen, die Ordnung in der Erzählung betreffend, welche in Wahrheit nicht wenig gewaltsames an sich haben und sogar gutdenkende Leser an diesem Apostel irre machen könnten. Z. B. schreibt er S. 36. Matthäus scheine der Bergpredigt Jesu manches einverleibt zu haben, welches Jesus nicht damals, sondern bey anderer Gelegenheit vorgetragen, weil er überhaupt darstellen wollen, was Jesus gelehrt hat. Dies ist, wie wir glauben, vielmehr nicht selten der Fall beym Lucas, wo derselbe weder Zeit noch Ort angiebt, wo der HErr das alles geredet habe, was er zusammen berichtet, z. B. 12, 13 — 59. wo verschiedenes vorkommt, das Matthäus in der Bergpredigt nicht, aber Lucas in derselben anführt. Wie kann von Matthäus in Ansehung der Bergpredigt eine solche Einverleibung vermuthet werden, wenn man von Matth. 5, 1. fortlieset bis 7, 28. 29. 8, 1? Und wer müßte denn nicht meynen, Matthäus habe nur nach Gutfinden einen Redeinhalt zusammen geordnet, von welchem seine Leser glauben sollten, das alles zusammen habe Jesus damals geredet? Doch nicht mehr hievon! Zu seinem nicht geringem Vortheil unterscheidet sich Hr. M. von den gewöhnlichen Auslegern darinn, daß er das Fest Joh. 5. nicht für ein Osterfest, sondern für ein Pfingstfest an-

annimmt, also auch nicht über 3, sondern nur über 2 von der Taufe bis zur Himmelfahrt Jesu verflossene Jahre ansetzt. Die Anmerkungen unter der harmonischen Tabelle enthalten viel Brauchbares. Besonders aber fielen uns diejenigen etwas widerlich auf, welche zu verstehen geben, daß Jesus mit seinem Körper nach der Auferstehung an den Orten, wo er eben war, nothwendig schon durch seine Gegenwart den eben da gegenwärtigen Menschen sichtbar gewesen, und nicht anders, als eben durch Weggehen unsichtbar geworden sey; eine Meynung, die neuerlich ihren enthusiastischen Vertheidiger an Hrn. D. Less gefunden hat. Siehe Krit. Samml. J. 1779. S. 113.

Wenn wir etwas weniger mit der neuen theologischen Welt bekannt wären, so würden wir mit großer Verwunderung eine kleine Schrift gelesen haben, die den Titel führt: Der wahre Gesichtspunkt der Bibellehre vom Versöhnungstode Jesu Christi. An Herrn Pastor F. G. C. Kütz in Haag. Die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind. 1 Cor. 1, 25. Halle in der Hemmerdeschen Buchhandlung. 1782. 8. 70 Seiten. Wir wollen nicht sagen, ob der Hr. Verf. ein namhafter Gottesgelehrter seyn möge. Wer er auch sey, so können wir ihn doch noch nicht unter die Verachtungswerthen zählen. Er hat, wie man sieht, im eigentlichen Verstande des Worts viel untersucht, hat auch etwas Zeug dazu, ob mit der gehörigen Richtung und ohne Verleugnung irgend eines der ersten Grundsätze, ist eine Frage für sich — hat auch ein erwecktes Gewissen

und erinnert an Gottes Gericht, ob gleich mit sehr moderner Feinheit, die auch die Frechen, wie Herr Steinbart ist, loben kann. Bey dem allen spricht er mit großer Zuversicht, die er vielleicht erst in den letztern Jahren erwarb. Er stellt sich namentlich zwischen die bekannte Seilersche Schrift und zwischen den Nachtrag zur neuen Apologie des Sokrates über den Versöhnungstod Christi, diese (sind seine Worte) freymüthige Streitschrift wider den Herrn D. Seiler hin, trägt kein Bedenken, zu erklären, daß ihm der Streit vorkomme — gerade, wie bey den Alten das Spiel der blinden Fechter, und will beyden Theilen den Standpunkt anweisen. Diesen seynsollenden Standpunkt theilen wir mit, wie wir ihn S. 5. finden: „Die erste eigentliche und Hauptabsicht „des Todes Jesu Christi gieng auf seine Auf„erstehung. Er mußte sterben, damit er wieder „auferweckt werden konnte. Sein Tod war „nothwendig um seiner Auferstehung willen. „Dies ist der wahre Punkt, wovon wir ausgehen „müssen. Nun benutzt die göttliche Weisheit die„sen Tod J. C., der um seiner Auferstehung willen „nöthig war, nur weiter zum warnenden Straf„exempel und zum beruhigenden Versöhnopfer „für uns Menschen. Und hierzu ward weiter „nichts erfordert, als eine feyerliche Erklärung „Gottes an die Menschen, daß dieser Tod, der „bereits um einer andern Ursache willen nöthig „war, zugleich Straferempel und Versöhnopfer „für uns seyn sollte, und die freye Einwilligung „J. C. zu dieser Benutzung seines Todes. Daß

„aber

„aber Gott den Tod Christi zu beyden Absichten „nutzte, war im geringsten nicht Bedürfniß auf „Seiten Gottes, sondern bloß und allein Be„dürfniß auf Seiten der Menschen. Bloß zur „Beförderung unsrer Ruhe und unsrer Besse„rung ꝛc.“ Der erste Satz: der Tod Christi war nothwendig um seiner Auferstehung willen — wird leicht jedem Leser auffallen, der auch noch so gut weiß, daß die heil. Schrift uns die Auferstehung J. Chr. als den wichtigsten Beweisgrund (und zwar zunächst als Beweisgrund der hohen Würde Christi und der Wahrheit seiner eigenen Aussage von sich, welches der Hr. Verf. nicht einmal erwähnt) vorstellt. Denn wie? damit ein solcher Beweisgrund, wie die Auferstehung J. C. ist, zu Stande kommen könnte, hat Christus sterben müssen? Ist Gott so arm an Mitteln, daß er bloß um uns von der Wahrheit der Lehre zu überzeugen, der Auferstehung J. C. bedurfte, und um dies Ueberzeugungsmittel möglich zu machen, des Todes J. C. seines geliebten Sohns bedurfte? (wir sagen noch nicht einmal eines so schmählichen Todes —) und, wenn es ganz nur auf Ueberzeugung und Beruhigung auf unsrer Seite ankam, ist Gott so arm an Mitteln, daß es überhaupt hiezu einer so besonderen Person, wie die Person Jesu Christi ist, die hoffentlich auch der Hr. Verf. noch für eine wirkliche göttliche Person erkennt, bedurfte? Das muß jeder Philosoph (mit Philosophen redet der Herr Verf. mehrmals) und jeder nachdenkende Idiot ganz unglaublich finden. Es ist wahr, was er S. 52. sagt, daß

wir ohne Auferstehung J. C. keine christliche Religion haben würden — aber nicht in so fern, weil uns Gott sonst nicht von der Vergebung unserer Sünden und einer zu hoffenden ewigen Seligkeit, wenn auf Seiten Gottes die erste ohne einen wirklichen Versöhnungstod eines Mittlers statt finden sollte, völlige Ueberzeugung und Beruhigung hätte geben können. Die Behauptung des Hrn. Verf. ist so erdreustet und kühn, daß man sie nie von einem bedächtigen gelehrten Manne erwarten sollte. Dies dürfen wir kurzhin sagen, ohne andere Mittel, die Gott zu dem besagten Zweck unsrer Ueberzeugung hätte brauchen können, in Vorschlag zu bringen. Weiter aber (die Unglaublichkeit jenes Satzes unterdessen nicht geachtet) wenn Gott die feyerliche Erklärung an die Menschen giebt, daß dieser Tod (zugleich, wie der Hr. V. sagt) Strafexempel und Versöhnopfer (verstehe bey Gott) seyn sollte, ist er denn nicht wirklich Straferempel und wirklich Versöhnopfer? Eine feyerliche Erklärung Gottes — kann ein Mensch, er sey Philosoph oder Idiot, mit Ueberlegung das bezweifeln oder dem widersprechen, was, wie er selbst glaubt, Gott durch eine feyerliche Erklärung bekannt gemacht hat? Will er vorgeben, daß Gott etwas unwahres lehre? sogar durch eine feyerliche Erklärung, der Zweck dabey sey dieser oder ein anderer, etwas unwahres lehre? Können wir in irgend einer Sache nicht auf die Wahrhaftigkeit Gottes völlige Gewißheit begründen, so fällt alle Sicherheit unsrer Erkenntniß, auch der natürlichen, hin! Hier ist un-

er-

erläßliche Pflicht des Glaubens, eigentliche Pflicht, wo wir den Zusammenhang der Dinge, die und wie Gott sie lehrt, nicht durchschauen. Der Hr. V. ist an einem der ersten Grundsätze aller menschlichen Erkenntniß, wie sie logisch beurtheilt werden muß, irre. Dies war Hrn. D. Semlers Lehre (denn was waren seine dicta κατ' οἰκονομιαν anders?) so lang und so fern er noch nicht den göttlichen Ursprung der heil. Schrift leugnen wollte, wie er ihn nachher, vielleicht auch bey sich selbst auf diesem Wege, leugnen gelernt hat. Gesetzt, welches doch nie zugestanden werden kann, Gott vergebe bey sich selbst den Menschen die Sünden, sey ihnen, ob sie gleich Sünder sind, mit liebreicher Geneigtheit so zugethan, als ob sie keine Sünder wären, ohne alle Hinsicht auf den Tod seines Sohnes, er habe aber erklärt, wie der Hr. V. sich ebenfalls ausdrückt, daß dieser Tod als eine für die Sünden der Menschen erlittene Strafe von den Menschen angesehen werden solle, so wär es, selbst unter dieser Voraussetzung, eine tollkühne Verwegenheit, lehren zu wollen, dieser Tod sey nicht eine für die Sünden der Menschen erlittene Strafe, ob ihn gleich Gott von den Menschen dafür angesehen wissen wolle und lehre oder durch seine Boten lehren und feyerlich erklären lasse, daß er es sey. Ist der Hr. Verf. dieses Verbrechens nicht schuldig, so kann nur Gott wissen, wie er unschuldiger Weise auf diese Behauptung, auch in einer öffentlichen Schrift, die Jedermann lesen kann, gerathen sey. Um nicht kurz abzubrechen, folgen wir ihm weiter

nach. Was hatte Gott für Ursache, die Menschen glauben zu machen, daß der Tod J. C. bey ihm als ein Versöhnopfer gelte? Er meynt, (S. 23. 24.) die Menschen hätten einmal ihrer unverkennbaren Vergehungen wegen eine abergläubische Furcht vor Gott, die Jahrbücher der alten Welt zeigten uns den Menschen in allen Zeiten bis auf das Christenthum in der fürchterlichen Einbildung, ohne Versöhnopfer — sey auf keine völlige Vergebung der Sünden für einen reuigen und sich bessernden Sünder zu hoffen. Er führt Stellen aus den Psalmen und Propheten an, welche zur Vergebung der Sünden alles Opfern für überflüßig erklärten oder desselben dazu als erforderlich nicht gedenken; und gleichwohl (S. 27.) hätten alle diese Vorstellungen keine Wirkung bey einem Volke gethan, das von Jugend auf an den Opferdienst gewöhnt gewesen wäre. Wir übergehen hier einige moderne und mit nichts bewiesene Begriffe von den Opferanstalten unter den Juden, welche doch der Hr. V. wenigstens nicht für bloß menschliche Politik anzusehen wird scheinen wollen, und fragen lieber, woher diese Persuasion bey den Menschen ihren Ursprung habe, daß Gott nicht schlechthin ohne Zwischenkunft einer andern Sache Sünden vergebe? Wäre sie bloß menschlichen und natürlichen Ursprungs, wie ist die Natur des Menschen so eingerichtet, daß sie auf Versöhnopfer verfällt und darauf so sehr besteht? Haben die Menschen ehedem je, um von ihren Königen Vergebung begangener Verbrechen zu erhalten, Thiere geschlachtet und

das

das Blut davon zur Versöhnung dem Könige zugebracht oder zubringen lassen? Nichts von der Art legt die Geschichte auf. So müßte man denn denken, die Natur des Menschen empfinde nur in Ansehung Gottes eine eigne Erforderniß außer dem Sünder zur Vergebung der Sünden; von wem hat der Mensch diese Natur? und sollte sie damit nicht etwas wohlgegründetes lehren? Doch die ganze biblische Geschichte führt dahin, daß die Opfer keine menschliche Erfindung sind; und wenn sie dennoch, auch vermittelst eines bloßen Zufalls, es wären, so sieht man nicht, wozu Gott die Meynung der Menschen von nöthigem Versöhn-Opfer nachher unter den Israeliten durch so mannichfaltige Opfergesetze noch weit mehr bestätigt und verstärkt hätte, wenn darunter nicht eine große ganz reine Wahrheit versteckt gewesen wäre. Denn dabey nur politische Absichten denken, und doch Gott selbst für Gesetzgeber annehmen, wie die unwiderleglichsten Gründe schlechterdings erfordern — was ist es, wenn es nicht Thorheit ist? Oder hat Gott aus bloßer Fürsorge für ein Staatssystem ungegründete und nicht selten beängstigende Meynungen seines Volks in Ansehung der wichtigsten Angelegenheit vernünftiger Geschöpfe noch mehr verstärkt? Doch auch das alles übersehen — Wußte Gott endlich, da er die große Reforme der Religion auf der Erde durchsetzen wollte, keine bessere Mittel, die Menschen vollkommen zu beruhigen, als nur solche, die nunmehr zur Nahrung einer, wie nun so viele Religionsbesserer schlechthin behaupten,

ungegründeten Meynung dienten, einer Meynung, die von jeher den Philosophen mißfällig und anstößig gewesen ist? Etwas unwahrscheinlicheres kann kein Mensch vorgeben. Wie aber weiter? Durchaus bleibt der Hr. Verf. dabey, die heilige Schrift lehre klar und deutlich, von dem Tode Christi, daß er ein Versöhnungstod für die Menschen bey Gott sey, beruft sich auch auf Hrn. D. Ernesti und Hrn. R. Michaelis, die er die größten Sprachkundigen unsrer Zeit nennt. Beyde erklären es nämlich für eine Unmöglichkeit, die Lehre vom stellvertretenden Tode Christi zum Straferempel und zur Büßung oder Versöhnung unsrer Sünde aus der Bibel wegzuschaffen; der erste bietet jedermann Trotz, seine Beweise für diese Bibellehre grammatikalisch zu widerlegen. Nirgends sind ihm die Socinianer stumpfer vorgekommen, als hier. Der andre erklärt die neuern Versuche der Ausleger über diese Bibellehre, unter dem Vorwande des Orientalismus der Bibel, für so unerhört wunderlich, daß er freymüthig sagt, er würde, wenn die Bibel solcher Auslegungen fähig wäre, sie als unnütz verwerfen, kein Christ länger seyn, sondern ein Naturalist werden. Das alles führt der Hr. Ungenannte S. 53. mit eben so viel Worten und mit vollkommner Zustimmung an. Da er nun dennoch die allerunauflöslichsten Schwierigkeiten in der Sache selbst zu finden meynt, die seines Wissens Niemand in einem stärkern Lichte vorgestellt habe, als der Verfasser des Nachtrags, so, meynt er, bleibe kein andrer Weg übrig, bey dem deutlichen Buchstaben der Bi-

Bibel veſt zu halten, als ſeine Theorie. Dieſe Theorie haben wir kennen gelernt, und da ſie ſo gerade weg leugnet, daß die Sünden der Menſchen von Gott des Todes Chriſti wegen vergeben werden — wie geht es zu, daß der Hr. V. ohne Erröthung vorgeben kann, er halte an dem Buchſtaben der Bibel veſt? Er ſagt noch S. 54. bey dieſer Theorie könne er ſich völlig beruhigen, und giebt eben dieſe ſeine Beruhigung für einen beſondern Grund ſeiner Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit an, und vertheidigt dieſelbe nun noch mit andern geglaubten Beyſpielen, wo Gott in der Bibel ebenfalls ſo erſcheine, daß er, zu der Schwachheit der Menſchen ſich herablaſſend, gelehrt habe, was doch an ſich nicht wahr ſey. Da wird denn ganz klar, daß der Hr. V. überhaupt die Wahrhaftigkeit bey dem Unterricht Gottes in der heil. Schrift zum wenigſten durchaus wankend mache. Und dabey hat er Beruhigung? Wir bekennen, daß wir nicht wiſſen und begreifen können, wie das zugehe; und gewiß wird es nicht viele nachdenkende Menſchen geben, welche bey einer ſolchen Theorie Beruhigung haben könnten, und nicht vielmehr, anſtatt eine ſolche Theorie anzunehmen, lieber den Naturalismus vorziehen würden, der auch allemal wenigſtens vernünftiger iſt. Der Fehler liegt darinn, daß der Hr. V. eine Menge bibliſcher Lehren erſt durch neumodiſche Erklärungen verunſtalten gelernt hat, und dieſelben denn freylich in dieſer Verunſtaltung nicht für wahr halten kann. Jedermann wird nun glauben, er erkläre, etwa einigermaßen

ähn-

ähnlich, wie Hr. Steinbarth, die Lehre von der Versöhnung der Sünden für eine Sache, die man bloß dem gemeinen Manne überlassen, oder auch demselben mit Fleiß beybringen müsse — Denn wie könnte sie für ihn selbst und andere Philosophen, die so weit sehen gelernt haben, den geringsten Vortheil zur Beruhigung haben? Dennoch irrt man auch darinn. Der philosophische Christ soll, ungeachtet jener Theorie, Jesu Tod dennoch nicht nur als warnendes Strafexempel für sich zu benutzen suchen, sondern auch seine Hoffnung einer völligen Vergebung der Sünden nach christlicher Heilsordnung auf Christi Tod allein bauen und zwar erstlich, weil er sonst große Gefahr laufe, die Ruhe seines Gemüths im Sterben zu verlieren ꝛc. ꝛc. So schreibt er S. 36. und kaum ist sattsam zu verstehen, was er zur Bestärkung dieser nach dem obigen ganz unerwarteten Ermahnung und Warnung sagt. Widersinnig muß es allemal uns biblischen und dabey immer nicht unphilosophischen Theologen vorkommen. Denn wie kann ein Mensch mit Bedacht zugleich leugnen, daß Gott um des Todes Christi willen Sünden vergebe, und zugleich seine Hoffnung einer völligen Vergebung seiner Sünden auf Christi Tod allein bauen? Hiebey denkt auch der Hr. V. den Tod Christi nicht als Bestätigung der Lehre und Verheißungen Christi (denn diese Bestätigung will er vielmehr an der Auferstehung haben) sondern als Versöhnungstod, wofür ihn Gott erklärt habe. Oder meynt der Hr. Verf. etwa, der christliche

Phi-

Philosoph solle doch endlich, wenns zum Sterben geht, noch im Ernst glauben, daß ihm Gott in Hinsicht auf den Tod Christi, als bey Gott geltendem Versöhnungstod, alle Sünden völlig vergebe? Genug, sein angelegentlicher Rath ist bey jener Theorie widersinnig; und es bleibt wahr: Die Thorheit Gottes ist weiser, denn die Menschen sind, und die diese Thorheit von Herzen annehmen, sind weiser, als der Hr. V. und andere Philosophen, welchen ihre geglaubten höhern Einsichten nicht zulassen, den feyerlichen Erklärungen Gottes wahren Glauben zuzustellen. Was aber sind diese höhern Einsichten? Bey Voraussetzung richtiger moralischer Begriffe von unsrer eigentlichen Verpflichtung gegen Gott, und von Sünde, läßt sich philosophisch nicht absehen, wie Gott über begangene Sünden hinsehen, die Sünden ungestraft lassen, und den Sünder eben so, als wär er nicht Sünder, behandeln könne. Wer über diesen Punkt so leicht weggeht, als die Eberharde, Steinbarte ꝛc. verräth, daß es ihm an richtigen moralischen Begriffen fehle, daß er alle Pflicht nur aus unserm Verlangen nach Glückseligkeit herleite und Sünde nur als Vernachlässigung unsrer Glückseligkeit betrachte. Ist Pflicht und Sünde mehr, als so viel, so können wir der Vernunft gemäß entweder gar keine Vergebung der Sünden bey Gott glauben und hoffen, oder wir müssen hoffen, daß Gott selber eine Veranstaltung gemacht habe, vermittelst welcher es, ohne Verleugnung seiner Vollkommenheit und seinem Verhältniß gegen vernünftige

Ge-

Geschöpfe unbeschadet, geschehen kann, daß er Sünden vergebe, gegen Sünder seine sonst bereitwillige Güte unvermindert beweise und die auf die Sünden gebührenden Strafen nicht vollziehe. Für eine solche Veranstaltung aber erklärt Gott durch übernatürliche Offenbarung den verfügten Tod seines Sohnes, der nicht eines bloßen Menschen Tod war. Sehen wir nicht ein, wie hiedurch bey Gott die Vergebung unsrer Sünden möglich gemacht sey, so kommt uns dennoch, bey Gefahr noch größerer Strafe wegen der Verachtung angebotener Gnade, zu, die Wahrhaftigkeit Gottes durch herzlichen Glauben zu ehren, der sich auch in uns durch vollkommne und dauerhafte Beruhigung bewährt. Ob der Hr. V. richtige moralische Begriffe habe, ist nach allem seinen Vorbringen aufs wenigste sehr zweifelhaft, ob er gleich auch positive göttliche Strafen geglaubt wissen will. Denn er ordnet in dieser Schrift sehr viele Dinge zusammen, die nie mit einander bestehen können.

Ueber die Vorsehung. Von Heinrich Sander, Prof. am Coll. illustr. in Carlsruhe ꝛc. Leipzig bey Jacobäer 1780. und Zweyter Theil 1781. 8. In der Vorrede des Ersten Theils, den aber der Hr. Verf. nicht so benannt hat, wird gemeldet, daß dieses eigentlich eine Fortsetzung des bekannten Buchs: Nichts von Ungefähr, seyn solle, aber um derjenigen Leser willen, die letzteres nicht besitzen, einen besonderen Titel erhalten habe. Es handelt dieser Erste Theil 1) von der Erhaltung, 2) von der Unterstützung,

stützung, da nämlich Gott zu Erreichung unsrer guten Endzwecke mitwirkt; und 3) von der Regierung Gottes. Hr. S. unterhält seine Leser nicht mit theoretischen und tiefsinnigen Raisonnements, sondern er lehret durch Beyspiele, Beobachtungen und Erfahrungen, worinn man die Vorsehung und Regierung Gottes, so zu sagen, anschauend wahrnehmen kann. Allenthalben leuchtet eine lebhafte Empfindung der Religionswahrheiten hervor, deren Feuer sich auch in seinem Ausdrucke zeigt. In dem Zweyten Theile betrachtet der Hr. V. die Lehre von der Vorsehung aus einem andern Gesichtspunkte, nämlich in Absicht auf das viele in der Welt vorhandene Elend, worüber keine gründliche und genugthuende Auflösung gegeben ist, wenn man nicht die große Wahrheit von einem ewigen Leben nach dem Tode, wogegen die kurze Zeit des Vorbereitungszustands in dem irdischen Leben für nichts zu achten ist, zum Grunde setzt. Die Absicht des Verfassers ist, seine Leser auf diese Betrachtung zu führen, und da er das Elend dieses Lebens aus lauter geschichtlichen wirklichen Begebenheiten schildert, so muß die ungekünstelte Vorstellung der Wahrheit nothwendig weit mehr Eindruck machen, als alle redneriſche und poetische Gemälde thun könnten. Man muß, so wie in dem ersten, also noch mehr in dem zweyten Theile, die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers bewundern, und zugleich den edlen Gebrauch, welchen er davon macht, rühmen. Wir haben ihn in diesem Werke mit desto größerm Vergnügen

als einen solchen Mann gefunden, da wir in dem letztvorhergehenden Bande unsers Journals wegen seiner Arbeit über das Buch Hiob, so viele gegründete Erinnerungen gegen ihn machen mußten, wiewohl wir doch auch hier Spuren desjenigen, was wir damals zu tadeln genöthigt waren, gefunden haben. So lasen wir z. E. in der Vorrede des Zweyten Theils, wo der Hr. V. von dem großen Nutzen des ächten Studirens der wahren Geschichte redet, sehr unerwartet folgende Stelle: „Ach! daß doch insbesondere die jungen Diener „der Kirche die Geschichte ihres Glaubens lernen, „und fleißig bey Mosheim, Semler, und „Walch in die Schule gehen möchten.“ Also ist, bey Hrn. Sander, Semler ein zuverlässiger Lehrer der Glaubensgeschichte? Wie Hr. Sander ihn dafür halten, und doch zugleich so viele Verehrung für die heilige Schrift und ihre Wahrheiten haben kann, dieses ist uns unbegreiflich, wie es gewiß auch mehrern seyn wird. Jedoch dieser Anstoß hält uns im geringsten nicht ab, den Werth des Sanderschen Buchs zu erkennen. Wir sind weit davon entfernt, mit gewissen unreifen Beurtheilern dafür zu halten, daß seine Schilderungen und die mannichfaltigen Scenen des Elends, die er darstellt, den Menschen ohne Nutzen niedergeschlagen machen, ja ein Murren gegen die Vorsehung veranlassen können. So können nur solche Leute urtheilen, die durchaus in den irdischen Dingen eine wahre Glückseligkeit suchen wollen, und denen alle traurige Vorstellungen, sie mögen auch noch so gegründet seyn, um

des-

deswillen unausstehlich sind, weil sie dadurch in ihren Träumen gestöret werden. Wie könnten alle diese Vorstellungen uns auf einige Weise zum Murren gegen die Vorsehung berechtigen, da die heilige Schrift uns so nachdrücklich auf den Aufschluß, den die Ewigkeit geben soll, verweiset, und sattsame Trostgründe dagegen darreichet? Ein Christ wird durch solche Betrachtungen freylich sein Verlangen nach einem bessern Leben verstärken, und dieses ist schon ein unschätzbarer Nutzen derselben. Soll man sie um deswillen unterdrücken, damit eitle Menschen nicht in ihrem Wahne gestört werden und vielleicht zum Nachdenken kommen mögen? Der zweyte Theil des Philotas (Leipzig 1782.) nennet Hrn. Sanders Vorstellung übertrieben. Kann der ungenannte Verfasser die Wahrheit derselben leugnen? Wie kann sie also übertrieben seyn, wenn sie wahr ist? Jedoch, wie kann man von einem Schriftsteller, der die Menschen lehren will, wie sie sich ohne Christenthum beruhigen sollen, andere Urtheile erwarten? Wir hoffen, Herr Sander werde über den Tadel solcher Leute weit hinweg seyn.

Selbst ziemlich räthselhaft ist eine Versuchte Auflösung der von dem Herrn Lavater für die größten und wichtigsten gehaltenen Zwey Räthsel bey den Beweisen für das Christenthum, wobey ein Beweis der Einigen Sünde als des Aggregats aller Sünden aller Menschen kürzlich gegeben wird. Berlin, 1782. bey Ch. L. Stahlbaum. 8. 66 Seiten. Die zwey Lavaterischen Räthsel sind Lavaterischer

Art, d. h. sie versteigen sich zu hoch, begehren mehr, als Menschen in dieser Welt mit guter Ueberlegung begehren können, und setzen schon etwas falsches voraus. Hr. L. meynte nämlich, die Bonnetsche Untersuchung der Beweise für das Christenthum hätte auch folgende zwey Fragen: Wie das in der Welt vorhandene Uebel aus der Welt weggehoben, und wie dem noch Bevorstehenden vorgebogen werden könne? beantworten, und das große Geheimniß von der absoluten Realbefreyung von der Sünde (verstehe, nicht bloß bey den Menschen) lehren sollen. Diese Belehrung hinzuzusetzen, erlaubte Hrn. Lavater seine Muße nicht, und so hoffte er dieselbe noch von Hrn. Bonnet oder von einem seiner einsichtsvollesten Freunde, dem Verfasser der Lebensgeschichte Jesu. Keiner von beyden hat es übernehmen wollen. Ein Ungenannter also ist an ihre Stelle getreten. Er meynt es zwar ziemlich gut, so gut, daß er selbst die Lavatersche Voraussetzung, es müsse und solle das alles schlechthin bey allen Creaturen geschehen, scheint abweisen zu wollen. Sehr vieles aber oder das meiste und das ganze dieser seynsollenden scharfen Belehrung ist von der Beschaffenheit, daß es seinen Zweck schwerlich bey zwey andern Menschen erreichen kann. Der Verfasser philosophirt äußerst dunkel und schwerfällig, und spricht auch da mit großer Zuversicht, wo er am wenigsten auf richtigem Wege ist. Von der Heiligkeit Gottes scheint er eine ziemlich gute concrete Idee zu haben. Seine Definitionen aber sind nicht

eben

eben so gut, und nicht nur von der Freyheit Gottes, sondern auch sogar von der Güte und Barmherzigkeit hat er unreimbare Concepte, z. B. „die Gerechtigkeit Gottes im weiten Verstande hat — alle Creaturen zu Gegenständen, „und ist Güte und Barmherzigkeit, so weit er „seiner Heiligkeit, der allgemeinen Vollkommenheit gemäß, den vernünftigen Geschöpfen wohlthut ꝛc.“ Willkühr erkennt er durchaus bey Gott nicht, und Gott willkührliche Gesetze zuschreiben, erkühnt er sich zu sagen, sey so viel, als sich ihn als einen närrischen Despoten in der Welt vorstellen ꝛc. Daß doch auch Männer, die Furcht Gottes zu haben scheinen, so ungebührlich reden! Das dem Menschen im Paradiese gegebene Gesetz ist seinem Bedünken nach das göttliche Grundgesetz gewesen, und unter dem verbotenen Baume die Abgötterey zu verstehen. Die Creatur soll, nach seinem Ausdruck, Gott zum Ruhepunkt aller ihrer Triebe und Absichten und dadurch ihre Seligkeit haben. Neigt sie sich anders, so ist sie in Abgötterey. Man sieht leicht, daß der Hr. V. hier richtiger denke, als er redet. Eben die Abgötterey erklärt er denn für die Einige Sünde ꝛc. ist also auch weit davon entfernt, Gott nur zum Diener unsrer Glückseligkeit zu machen. Ueber die Genugthuung philosophirt er nicht übel. Nicht aber zufrieden, Räthsel aufzulösen, giebt er S. 37. selbst ein Räthsel: „Sollte es Gott nach seiner Heiligkeit nicht möglich seyn, das falsche Verlangen aller abgöttischen Creatur, glückselig zu seyn, bey

ihr auszulöschen, und das wahre Verlangen, glückselig zu seyn, bey ihr zu erwecken? „Die Bibel würde dem Herrn Lavater kein Ge„nüge thun, da seine Räthsel nicht allein auf die „Menschen, sondern auf alle vernünftige Creatur „gehen, die mit Uebeln beschwert ist. Er will ei„ne philosophische Auflösung davon haben, da „seine Räthsel alle andere abgöttische Creatur, „als die Teufel, und wenn dergleichen noch mehr „seyn mögen, als die Seleniten im Saturn ꝛc. „zu Gegenständen haben.“ Wir meynen, diese ganze Räthselsache hätte immerhin in Ruhe bleiben mögen. Zuletzt wirft der Hr. V. selbst noch verschiedene Zweifel gegen die Bibel auf, die er erst in der Fortsetzung dieser Schrift auflösen will. Das dünkt uns sehr unrathsam oder beynahe unverantwortlich gehandelt, Zweifel aufwerfen und die Beantwortung derselben verschieben — und möchte auch seines etwanigen Zwecks verfehlen, die Leser auf die Fortsetzung begierig zu machen.

Weiter kann die neue Reformation, wenn sie nicht gar den völligen Atheismus mit dürren Worten lehren will, nicht wohl getrieben werden, als in folgender Schrift: Auch ein Monakzessit zu der Berlinschen Preisaufgabe aufs Jahr 1780. Irrthum und Täuschung betreffend. Nebst einer Vorrede von Herrn Hofrath Wieland. Zürichau, auf Kosten der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung 1782. 8. 168 Seiten. Dieser Mann, vielleicht vormals Famulus bey Hrn. Steinbart, strotzt

strotzt von Laune und Witz humoristischer und burlesquer Art, springt mit bunten Hosen und Stiefeln, auch eine Pritsche in der Hand, in Kirchen, theologischen Hörsälen, Kaffehäusern und Bierschenken herum, führt bald seinen Bernhard und Landarzt (Basedow und Semler) bald einen Johannes Vinariensis, der sich eben so leicht errathen läßt, doch diesem nach andrer Musik, bald noch andre Namen und Buchstaben zum Tanz auf, und reformirt endlich durch Träume, nachdem er witzig eingeschlafen ist. Wem nun endlich solche Lectüre gefällt, den wissen wir billig nicht mehr zu beklagen. Doch finden sich einmal viel solche Leser, die nachher gleichfalls an allen genannten Orten minder humoristisch reformiren; und nur in dieser Rücksicht gedenken wir dieses Monakzessits, um so mehr, da es seinen Verlagsort nicht verleugnet, Züllichau, welches sich sonst auch gern verleugnet, müßte denn nur der Täuschung halber ironisch namhaft gemacht seyn. Der lustige Schriftsteller ist sehr unzufrieden damit, daß die Berlinsche Akademie auch Schriften gekrönt und akzessitirt hat, welche die Täuschung empfehlen. Er hat wohl ziemlich recht, wenn er S. 44 sagt: „ehe die Frage, ob Täuschung gut sey? beantwortet werden könne, müsse erst eine andre Aufgabe gelöst seyn, nämlich die: ob man jetzt noch täuschen könne, oder wie man die Folgen der entdeckten Täuscherey verhüten könne?“ Doch hat er dabey nicht bedacht, daß ja wenigstens sein Landarzt nicht nur Täuschung gebietet, sondern auch selbst noch täuscht, und daß von

ihm viele sich immer noch täuschen lassen, so sehr, daß derselbe, unzufrieden mit seinem jetzigen Physikat, durch Hülfe seiner Täuschung leicht noch zu einem andern berufen werden kann. Aus Possen hat der Flagellant gar den Wielandischen täuschenden Namen zur Täuschung gemißbraucht, um zu zeigen, daß Täuschung längst vergeblich sey. Er hat die Vorrede von Hrn. Wieland nicht erbeten, sondern aus dessen Diogenes eigenmächtig geraubt. Er würde dem teutschen sogenannten Originalschriftsteller auch wohl noch mehr geraubt haben, wenn Täuschung seine Sache wäre. S. 21 spricht sein Humor (ob im guten Geschmack, bekümmert einen lustigen Autor nicht) von dem zeitherigen Demoliren, und sodenn ziemlich passend von den Wiederaufbauern: „Ein „jeder, der etwa ein D. oder ein P. oder ein M. „hinter seinen Namen schreiben darf, ja nicht al„lein der Klerus, sondern auch der Laye aus al„lerley Ständen, erbaut sich eine eigne Kapelle — „aus neuen und alten Fragmenten: schafft mit dem „Hobel der Kritik das Wurmstichige davon hin„weg, fugt sie mit dem Mörtel seiner Philosophie „fein in einander, und sucht durch die Tünche sei„nes etwanigen Vortrags dem Ganzen ein neues „liebliches Ansehn zu geben. Kaum ist das „Häuslein so schnell als ein Pils in die Höhe ge„schossen; so ist er bemüht (eh es noch die Luft „hat austrocknen können) durch das ausgehangne „Schild eines auffallenden Titels das Publikum „hineinzulocken.“ Das schreiben zwar die Schwarzsichtigen in einem P. M. Er selbst aber

aber ist denn doch ihr Eingeber, und seine Schwarzsüchtigen sind auf seiner Seite. Die Personen in seinen Träumen reden eine ernsthaftere Sprache, und ein alter Philosoph Verus ist eigentlich sein Mann. Dieser beurtheilt die christliche Lehre, wie sie von dem großen Heere der Reformirer, zu Pferd und zu Fuß, beurtheilt wird, gerade so, als wäre sie einmal in einem alten Gewölbe gefunden worden, ohne daß man wüßte, von wannen sie sey. Denn nach der Geschichte wird überall nicht gefragt. Er ist dem Gipfel der Reformation schon bis auf den letzten Schritt nahe. Keiner Unsterblichkeit der Seele, keines zu hoffenden oder zu fürchtenden Zustands nach dem Tode soll es im geringsten bedürfen, ja der Glaube daran soll der Tugend oder Ausübung der Religion nur hinderlich seyn. Moses Mendelssohn, der diesen Glauben für unentbehrlich erklärt hat, erhält darüber eine ernstliche Weisung S. 150 — Also nur noch nicht ausdrücklicher Atheismus. Und das alles hat in Züllichau oder bey Hrn. Steinbart in Frankfurt die Censur erhalten.

Lectüre für müßige Advocaten, die aus Unmuth bey Charten und Billard ihren unschmackhaften Witz am liebsten an der Religion und ihren Dienern reiben, mögen wohl seyn so betitelte Aufsätze betreffend die ungegründeten Rechte der christlichen Geistlichkeit. Aus dem Englischen. London 1782. Der Verfasser muß etwa einen Verstoß mit der hohen englischen Geistlichkeit gehabt, und daher einen Groll wider

alle christliche Geistlichkeit aller Partheyen und Secten aller Zeiten ohne Unterschied gefaßt haben. Es würde ganz unnütz seyn, seine zuversichtliche Ignoranz, die allerley Kram aus andern Büchern zusammen geschrieben hat und nicht selten ganz unverständig mit eingebildetem Witz und doch ohne Witz raisonnirt, aufzudecken. Auch die Verunstaltung mehrerer Namen können nicht wohl Druckfehler seyn. Der Uebersetzer hat vielleicht von dem seinigen etwas weniges hinzugethan. Es müßte aber weit mehr sagend seyn, als es ist, wenn er oder der Verleger rathsam finden wollte, gerade London als Verlagsort anzugeben. Der Aufsätze sind 5 mit folgenden Ueberschriften: Ueber den Nutzen der Wahrheit und den Ursprung der Größe der Geistlichkeit — Ueber die Zehnten der Geistlichkeit — Ueber die sich unrechtmäßig angemaßte Gewalt der Geistlichkeit — Ueber die von der Geistlichkeit angewenderen Mittel das Volk zu unterdrücken — Ueber die Grausamkeit der Geistlichkeit. Höchstens wird nur der letzte Aufsatz die Geduld der vorhin genannten Leser nicht ermüden. Kaum ist der Verfasser mit der Spanischen Inquisition und einigen Raisonnements darüber fertig, so fährt er S. 259 fort: „Man glaube aber nicht, daß, weil ich meine „meisten Beyspiele von dem Pabst und der „Römischkatholischen Geistlichkeit hergenommen, „diese nur allein die Vorwürfe treffen, welche ich „ihnen gemacht habe. Keineswegs. Die Prä„dikate, welche ich der Geistlichkeit beygelegt ha„be,

„be, treffen fast alle christliche Priester, zu welcher „Konfession sie sich auch bekennen mögen. Ein „Priester bleibt immer ein Priester, und denkt sel„ten anders, als ich ihn hier geschildert habe. „Nur der Druck, unter welchem er oft lebt, ge„stattet ihm nicht ꝛc. S. 261. Die ersten Re„formatoren sind allemal Verfolger in der Theorie „und Praxis geworden, so bald sie die Macht da„zu in die Hände bekamen ꝛc. S. 261. Luther, „Melanchthon, Zwingel, Bucer, Beze, Farel „und vorzüglich Kalvin haben sich, als sehr hef„tige Verfolger gezeigt ꝛc.“ So ist denn gar Melanchthon auch dabey! Wär er mit Stillschweigen übergangen worden, so möchten wohl gar das alles auch heutige Theologen mit modern frisirten Haaren rechtsprechen. Was aber legt der dreuste Ankläger von Luthern auf! Nicht mehr, als was leicht Jedermann, der will, beurtheilen kann. S. 264. „Luther hatte im Grun„de keine viel bessere Gemüthsart. Sein ganzes „Betragen gegen Tezeln, welches nachher zu so „vielen wichtigen Veränderungen, die Luther selbst „gewiß nie zur Absicht gehabt hat und haben konnte, „zeugt hievon — Er selbst saß sehr gerne Beichte, „und Tezel kam ihm also mit dem Ablaß eben „recht, weil seine Beichtstühle deshalb ledig wurden, „und die Beichtkinder sich auf Tezels Absolution be„riefen, die ihnen eben so kräftig, als Luthers „seine schien. Luther hätte wahrscheinlich gerne „selbst den Ablaß geprediget, und seine Umstände „dadurch verbessert, da dies aber nicht geschehen „konnte, so gerieth er wieder Tezeln so sehr in

„Zorn

„Zorn ꝛc.“ Man sage, ob ein Mensch, der sich so undankbar für die Wohlthat der Gewissensfreyheit beträgt, von welcher er in diesen Aufsätzen den ausgelassensten Gebrauch macht, sehr zu beklagen sey, wenn er unter eine Spanische Inquisition fallen sollte?

Wahrscheinlich durch die großen Unternehmungen Josephs II. hat sich ein Ungenannter veranlaßt gefunden, von neuem abdrucken zu lassen: An den Christlichen Adel deutscher Nation von des Christlichen Standes Besserung. D. Martinus Luther. Mit Anmerkungen. Frankfurt und Leipzig. 1782. gr. 8. 108 Seiten. Bekanntlich eine Hauptschrift des von Gott legitimirten Reformators, vom J. 1520, aus welcher man den greulichen Zustand der Abendländischen Christenheit in damaligen Zeiten ziemlich kennen lernen kann. Sehr viel böse Sache, welche Luther darinn in ernstliche Censur genommen hat, ist bis auf den heutigen Tag geblieben, selbst in verschiedenen protestantischen Ländern das Freß-Fest, die sogenannte Kirchweihe. Fast könnte man wünschen, da jetzt so manches geringhaltige Buch mit vorgesetzter Zueignungsschrift bis an die höchsten Thronen sich wagt, daß der gegenwärtige Abdruck dieser Lutherischen Schrift, da sie Luther selbst an die damalige Kaiserl. Majestät und den gesammten teutschen hohen und niedern Adel gerichtet hat, mit einer neuen geziemenden Zuschrift an Joseph II. versehen seyn möchte. Die hinzugekommenen Anmerkungen sind ihres Texts nicht un-

unwerth, doch könnte man wünschen, daß durch einige mehrere noch verschiedene Stellen erläutert seyn möchten, die ohne Erklärung vielen Lesern ziemlich unverständlich bleiben werden.

2.) Schul- und Erziehungssachen.

Ein Menschenfreund in Hamburg setzte im J. 1779 eine goldene Preismedaille von 10 Species-Ducaten für die beste Ausarbeitung eines Unterrichts für Schulmeister niederer Schulen aus, und versprach zugleich für die der besten Ausarbeitung am nächsten kommende eine goldene Medaille von 5 Species-Ducaten. Dieser Veranlassung hat das Publikum eine der vortrefflichsten Schulschriften zu verdanken, nämlich Daniel Joachim Köppens, Pastors zu Zettemin ꝛc. im Königl. Preuß. Vor-Pommern, Unterricht für Schulmeister niederer Schulen. Eine in Hamburg aufgegebene und mit dem ersten Preise gekrönte Abhandlung. Rostock und Leipzig, in der Koppenschen Buchhandlung, 1782. 8. 296 Seiten, und XXII. Seiten Vorbericht. Der gelehrte und hochachtungswerthe Hr. V. hat diesen Unterricht in 4 Abschnitte vertheilt. Der Abschnitt I. handelt von der nöthigen Beschaffenheit des Schulmeisters; der II. von den Sachen, die in der Schule, und von der Art, wie sie zu treiben sind; der III. von der Ordnung und Verbindung der Lectionen, und von der Eintheilung der Schule; der IV. von der Schulzucht. Dieser

ser ganze Unterricht ist durchaus praktisch, d. i. er zeigt nicht nur, was gethan und geleistet werden solle, sondern giebt auch brauchbare Vorschläge und Regeln an, die den Schulmeister bestens anweisen, wie ers leisten und ausführen könne. Ein Hauptvorzug dieser Schrift ist, daß die Forderungen nicht übertrieben und doch auch nicht zu sehr eingezogen werden. Der Abschnitt II. ist der weitläuftigste, und redet 1.) vom Lesen, 2.) vom Schreiben, 3.) vom Rechnen, 4.) von der Religion oder dem Christenthume. Num. 2.) sucht vornämlich dem Schulmeister auch das wichtigste von der Orthographie beyzubringen; Num. 3.) lehrt ihn selbst, wenn ers noch nicht kann, die nöthigsten Stücke der Arithmetik. Num. 4. hat es erstlich mit den nöthigen Religionsbüchern zu thun. Hr. Past. Köppen wünscht anstatt der gewöhnlichen Katechismen in Fragen und Antworten lieber einen ganz kleinen Aufsatz, in welchem das Wesentliche des Christenthums deutlich vorgetragen und unter jedem Satz einige dahin gehörige Sprüche der Bibel, zum Nachschlagen, angezeigt wären. Er beruft sich auf seine Erfahrung, da er selbst ein solch Büchlein zurecht gemacht hat, dasselbe größten Theils unter die Kinder umsonst vertheilet, und auf Verlangen Exemplare davon an andre, vermittelst der Koppenschen Buchhandlung, zu überlassen verspricht. Doch sollen dadurch nicht schlechthin die eingeführten Katechismen verdrängt werden; eine Sache, die in gegenwärtigen Zeiten auch sehr unrathsam wäre. Nachher beant-

wor-

wortet er zwey Fragen, jede umständlich besonders 1.) Wie sind Kinder im Christenthum zu unterrichten? 2.) Wie werden Kinder in der Schule zum gottseligen Sinn und Wandel angeführet? Die Antwort auf die erstere enthält vornehmlich eine faßliche Anweisung zum Katechisiren, besonders in hier aufgestellten Beyspielen. Auch aber die Beantwortung der zweyten ist sehr schön, und redet zugleich vom Singen und vom Beten. Der Abschnitt IV. (da man die Ueberschrift desselben leicht mißverstehen könnte) beantwortet folgende zwey Fragen: 1.) Zu welchem Betragen sind die Kinder die Schulzeit über anzuhalten? 2.) wie führet der Schulmeister die Kinder dazu an. Harte Mittel läßt Hr. K. zwar allerdings, aber nur als Nothhülfe gelten und erkennt sie für unentbehrlich. Eine Zugabe, von S. 211 an, handelt noch vom Briefschreiben und theilt mehrere Formulare von Briefen, Verschreibungen, Quittungen, Rechnungen ꝛc. mit, damit der Schulmeister an diesem Unterricht nothdürftig alles beysammen habe, was zu seiner Sache gehört. Wir wünschen dies schöne Buch in viele Hände. In jeder Landschaft sollten einige reiche Menschenfreunde zusammen treten, und Exemplare von einem so nützlichen Buche ohnentgeltlich an die Schulmeister vertheilen lassen. Eine einzige Erinnerung erlauben wir uns. Hr. Past. Köppen schreibt sehr gut, natürlich und fließend, warnt auch vor aller affectirten Modernität. Doch schreibt er oft mal anstatt einmal, und nach dem Comperativ läßt er folgen (das Französische que —

ne)

ne) als — nicht, z. B. es wird ein viel tüchtigerer Mann erfordert, als ich nicht bin. Da jenes höchstens nur in einer gewissen Gegend (die uns aber noch nicht bekannt hat werden wollen) gemeine Mundart, dieses aber nicht einmal wirklich teutscher Sprachgebrauch ist, so wünschten wir beydes in einer folgenden Ausgabe, die der Hr. Verf. leicht erleben kann, abgeändert.

Nach unserm Erachten nicht sehr wohlbedächtig ist entworfen ein Schulstudien-Plan oder Abriß der Schulstudien für junge Studirende auf Gymnasien und Schulen. Nebst einem Verzeichniß der dazu gehörigen vorzüglichern Bücher. Von Johann Friedrich Facius, außerord. Prof. am Casimir. Gymnas. (zu Coburg.) Nürnberg bey Grattenauer 1782. 8. 52 Seiten. Der Hr. Verf. denkt hiebey an Schulen, auf welchen junge Leute zur Universität zubereitet werden, welche aber doch eben sowohl auch solche Schüler haben, die keine Universität beziehen, sondern außer dem gelehrten Stande der Gesellschaft dienen wollen. Für beyde steckt er den Umfang der auf Schulen zu erwerbenden Kenntnisse so weit, daß wir nicht absehen, wie der Plan auszuführen stehen soll. Die letztern können freylich, wenn sie wollen, gleichfalls die lateinische und französische Sprache ꝛc. bis auf ziemlich hohen Grad mitlernen, können auch nicht nur Arithmetik und Geometrie, sondern auch von Astronomie, Mechanik, Baukunst, Naturgeschichte ꝛc. Kenntnisse aufzufassen streben, wenn dazu Lehrer und Lectionen da sind — Wo aber

sind

sind die? und wenn sie da wären, so, daß diese letztern Schüler immer hinlänglich in Geschäftigkeit erhalten und von Müßiggang zurückgehalten würden: wie, von welchen Lehrern und in welchen Stunden sollen für die auf weiteres Studiren umgehenden die nöthigsten Sachen genügsam betrieben werden? Hr. F. ist kein Verächter der alten Sprachen, und erläßt nur den künftigen Juristen die Erlernung der Griechischen Sprache. Da er aber jede Classe von Gelehrten schon auf der Schule auch zu ihrem Fach besonders zubereitet wissen will, wo sollen z. B. die juristischen und medicinischen Schullehrer und Lectionen herkommen? und würden dadurch die Sprachen nichts leiden? Doch er scheint auf den Privatfleiß der Schüler viel zu rechnen. Recht gut! Für die wirklich Fleißigen konnte er denn einen Plan entwerfen. Aber ihn so hoch spannen, heißt sie so führen, daß sie das vorerst nöthigere versäumen, desto leichter, weil dieses vorerst nöthigere dem Geiste nicht so schmackhaft ist, als die nachher zu betreibenden Wissenschaften. Den jungen Schultheologen macht er nicht nur mit Semlers und Töllners Anleitung zum Studiren der Gottesgelahrtheit, sondern auch mit den Semlerischen Apparatibus ad liberal. interpretat. V. et N. T. und Institutt. ad doctrinam Christian. liberaliter discend., mit Eichhorns Einleit. ins A. T. ꝛc. ꝛc. schon bekannt. Auch diejenigen, welche im Ernst alle diese Bücher vortrefflich nennen, werden doch, wie wir hoffen, noch nicht wünschen, daß sie schon von Gymnasiasten, wenn es auch Studenten in Coburg wären,

ren, gelesen werden möchten. Oder was soll davon herauskommen? Die jungen Schuljuristen sind etwas mehr geschont worden. Wer wird ihnen mißgönnen Schmids Geschichte der Deutschen zu lesen? Merklich mehr ist den Schulmedicinern zu thun gegeben. Da sie einmal Griechisch mitlernen sollen, so sollen sie auch schon in diesen Jahren den Hippokrates lesen. Sehr gut, wenn sie ihn verstehen können. Wenn nun diese letztern den Hippokrates lesen, und zugleich auch Botanik, Anatomie ꝛc. studiren, so kann allerdings denen, die bloß Humanisten oder Philologen werden wollen, für ihr Fach sehr viel aufgelegt werden. Wenn sie aber das alles schon auf Schulen für sich studiren, so sieht man nicht, wie sie auf Universitäten noch eines lebendigen Lehrers, der, so vieler ihm zuhörenden Stümper wegen, nur langsame Schritte thun kann, bedürfen werden.

An ihrem Orte sehr auffallend und wohl mehr als auffallend müssen gewesen seyn Vereinigte fromme Wünsche aller rechtschaffenen Schulmänner (die vermuthlich erst 2440 zur Erfüllung gedeihen werden) aufgesetzt von Johann Christian Meier, Rector der Domschule. Erstes Stück. Stade, gedruckt bey H. A. Friedrich. 1782. 4. 71 Seiten. Diese Wünsche, ob ihre Erfüllung gleich für unsre und nächstfolgende Zeiten nicht gehofft wird, sind mit großer Freymuthigkeit, wir können sagen, zum Theil auch mit nicht hinlänglich bedachtsamer Dreustigkeit vorgetragen, in einem witzigen und lau-

launigten, doch etwas unmodischen Tone, den wohl nicht wenige, die sich etwa getroffen finden, für beleidigend ansehen werden. Sie sind meist bestens gegründet, und wäre die Sprache des Hrn. Verf. in etwas eine andere, so möchten sie, als gute Erinnerungen betrachtet, immer einige Erhörung im Kleinen erreichen können. Er beruft sich auf eine Erfahrung von 30 Jahren, und so hebt er an: „Mohren waschen; Steine „und Baumaterialien mit scheinbarem Eifer „sammlen, um den modischen Zeitvertreib zu ha„ben, selbige wieder zerstreuen zu können; Sil„houetten mit Mahler-Anstande in Umriß brin„gen, und mit gefälliger Gefühllosigkeit anstau„nen lassen; mit Seifenblasen spielen, und markt„schreierisch „schön Narität, schön Spielwerk“ „ausrufen; Sanct Veits Tänzer mit Entzückung „bewundern ꝛc. ꝛc. — und endlich nach so vielen „ermattenden Geschäften blos zur Erholung über „Schulwesen, Erziehungs-Anstalten, Philanthro„pine, Schulmänner und derselben Handwerksge„räthe unverzagt urtheilen und schreiben; das sind „die eben so beliebte und modische, als unwirksa„me Beschäftigungen dieses zu Ende eilenden 18. „Jahrhunderts.“ Diese Schilderung sagt nicht leicht zu viel. Niemand aber wird wegen des so schlecht bestellten Erziehungswesens, und daß rechtschaffene Schulmänner nicht mehr Frucht schaffen können, so hoch angeklagt, als die Väter und Mütter. Einer der vornehmsten Wünsche ist bey Hr M. dieser, daß durchaus der Staat die Sorge der Erziehung übernehme — Dies

möchte nun auch wohl im J. 2440 noch nicht geschehen; und wenn das menschliche Geschlecht nicht erst überhaupt besser wird, als es ist, so dürfte wohl die Erziehung der Kinder unter der Besorgung des Staats nicht besser gedeihen, als sie bisher gediehen ist. So viel, sollten wir meynen, lasse sich leicht übersehen. Das Beyspiel der Perser in der Cyropädie ist ja doch meist nur Ideal, und das der Lacedämonier gehört gar nicht hieher. Denn wodurch haben sich diese ausgezeichnet, als nur durch unbiegsame Härte und Tapferkeit, welche überall von Barbarey begleitet war? Hingegen wird Hrn. M. kein uneingenommener Beobachter widersprechen, daß die Erziehung unsrer Väter, Groß- und Urältervåter unsrer modischen und französischen Erziehung in sehr vielen Stücken weit vorzuziehen sey. Er mag es auch wagen, zu behaupten, wie er S. 18 thut, daß die Erziehung, praktisch betrachtet, niemals mangelhafter, fehlerhafter und unwirksamer gewesen sey, als eben jetzt, und er mag ebend. erinnern, daß man in den Häusern und Familien der Großen, der Reichen, der Angesehenen und der Gelehrten viel Theorie, viel Raisonnements, viele Regeln, viele Berathschlagungen u. s. w. über die Erziehung finde, aber dagegen desto weniger Thätigkeit und Ausübung. „Die neumodische „Erziehung, schreibt er S. 21, ist zu weichlich, „zu zärtlich, zu gemächlich, zu nahrhaft, zu „mästend. Es ist Kindern sehr heilsam, wenn „sie lernen, das Joch in der Jugend tragen —“ Nach mehrern freymüthigen Ergießungen, kommt

er

er endlich S. 35. auf die Stücke, die ihm vornehmlich am Herzen lagen, 1.) Undank der Eltern und Zöglinge. 2.) Eselsarbeit und Mäuschenkost. 3.) Verachtung und Geringschätzung der Schulmänner. Damit Niemand meyne, Hr. M. suche hier nur seine eigene Sache, so versichert er, besonders in Ansehung der Eselsarbeit und Mäuschenkost, das Gegentheil, bezeugt, daß er mit seiner Stelle und Einnahme zufrieden sey, giebt sich auch nicht undeutlich als einen begüterten Mann zu erkennen. Vielmehr also betreibt er die gemeine Sache des Schulstandes. Wer wollte nicht eingestehen, daß dieser Stand, wohl ziemlich in allen christlichen Staaten, eines freymüthigen Wortführers bedürfe? Es giebt also hier ernstliche Wünsche, und zur Unterstützung derselben manche anonymische, doch ganz glaubhafte Geschichtchen, vieles aber etwas zu bitter gesagt, wie von einem Manne, dem Geld Muth macht. Was die Verachtung und Geringschätzung der Schulmänner betrifft, so bekennt er, daß sich viele derselben unter dem Elend ihrer häuslichen Umstände auch selbst verächtlich machen, und sucht ihnen zugleich, andern zum Trotz, erhabnere Begriffe beyzubringen, z. B. S. 33. folg. „Noch gar zu viele Schulmänner denken gar zu „klein und niedrig und geringschätzig von ihrem „Amte und Stande. Stolz, trotzig sollten sie seyn „auf ihre Würde, da ihnen die wichtigsten Schätze „des Staats anvertrauet werden; und sie sind kriechend, gebückt und gekrümmet, schleichend; bis „zum Speichellecken, bis zum Anbeten, im Stau-

„be und in der Asche sich demüthigend und weg-
„werfend. Husten und Niesen unterdrücken sie
„in Gesellschaften, und reden mit gedämpfter
„Stimme. Muthig, getrost und unverzagt bey
„allem Neid, Haß, Verfolgung, Verachtung, Ge-
„ringschätzung sollten sie seyn; und sie sind klein-
„müthig, verzagt, niedergeschlagen —“ Wir wünschten doch, daß Herr M. seine Herren Amtsbrüder mehr beklagt, als mit Vorwürfen belegt, und sie auf etwas andere Art ermuntert haben möchte. Stolz und Trotz legt sich wohl, wenn Mondschein (auch ein Ausdruck des Hrn Verf.) im Beutel ist; und wozu soll auch Stolz und Trotz, dessen unter solchen Umständen nur die Verzweiflung fähig macht? Daß überhaupt genommen (einzelne Ausnahmen sind kein Beweis des Gegentheils) die Schulmänner überall noch zu wenig in Achtung stehen, zur Unehre für aufgeklärt seyn wollende Zeiten, und daß sie auch von Staats wegen nicht nothdürftig hervorgezogen werden, behauptet Hr. M. wider Jedermann, der es in Abrede seyn will, auch wider den Freyherrn von Zedlitz — und macht zum Gegenbeweise Hauptsache daraus, daß an den meisten Orten die Schulleute eigentlich gar keinen Rang hätten, nicht einmal wüßten, ob sie im Staate zu den geistlichen oder weltlichen Personen gerechnet würden. Auch Hr. Hofr. Heyne wird S. 46 — zurecht gewiesen, welcher ein Hauptverderben des Schulwesens darinn sucht, daß es so viele lateinische Schulen gebe, und an Orten, wo keine hingehörten und keine bestehen könnten; daß dagegen die Anzahl

der

der nützlichen Bürgerschulen zu gering sey. Hierüber haben wir unsre Gedanken schon anderswo (J. 1781. St. 4. S. 744) gesagt. Hr. M. will nicht sowohl die Anzahl der lat. Schulen, als vielmehr die Anzahl der Lehrer an mehrern derselben vermindert wissen. Noch leichter mußte es ihm freylich seyn, den bekannten Hrn. Past. Schwager, der gewohnt ist, mit gespornten Stiefeln über alles herzufahren, was ihm entgegen ist, in Censur zu nehmen. Derselbe sieht den Verfasser der Abhandlung über das schädliche des Predigerordens für einen Schulmann an, kriegt denn in seiner Widerlegung, wie Hr. M. sich ausdrückt, die Schulmänner bey den Ohren und schimpft dabey wie ein Rohrsperling. Das ist freylich eben so ungebührlich, als unwitzig. Aber warum lobt denn Hr. M. den Schwagerschen Dickius? etwa weil darinn Hr. S. andre Männer bey den Ohren kriegt, denen Hr. M. in der modischen Meynung, daß es überall solche Männer gebe, es bestens gönnt, daß ein Schwager sie herum prügelte? Ein solcher Autor sollte von einem angesehenen Schulmanne gar kein Lob bekommen haben. Genug, Hr. M. nimmt sich insbesondere des Ranges der Schulmänner an, und begehrt aufs wenigste, daß sie nicht unter die Prediger herabgesetzt seyn möchten. Jeder Verständige wird, jedoch mit Unterschied, etwas sehr billiges in dieser Forderung erkennen. Nur hätte sie, meynen wir, in einem bloß gelassen ernstlichem Tone vorgetragen werden sollen; und mehr Eingang dürfte sie auch vor dem J. 2440

finden, wenn sie durch angesehene Schriftsteller, die nicht selbst Schulmänner sind, dem Staate vorgelegt würde. Hr. Basedow wollte alle bisherige Schulen umkehren, hat also deßfalls nur für die Philanthropine gesorgt, und die Lehrer derselben heißen Professoren. Verba ualent, sicut nummi.

Der Gestalt nach mehr nach der Mode, doch in der Sache nicht allzumödisch, ist Der Kinderbeobachter. Erstes Bändchen. Bayreuth, 1782. 8. 182 Seiten. Der Hr. Verf. ist in Erfurt zu Hause, und entschuldigt sich darüber, daß einige Aufsätze viel örtliches an sich haben. Wir geben ihm recht, daß für die Sache, die er zur Absicht hat, hieraus kein Nachtheil erwachse; und warum sollte es unwiderleglich seyn, darinn z. B. von der Erfurtischen Spittelkirmse (Kirchweihfest des großen Hospitals) Nachricht zu erhalten, und daran erinnert zu werden, daß in Thüringen auch auf den Dörfern viel Musik anzutreffen sey? Allemal sucht er auch eine weit bessere und mehr christliche Erziehung zu befördern, als der größte Theil der jetzigen Pädagogen, und macht auf viele Hauptstücke ganz gut aufmerksam. Dennoch finden wir in diesem ersten Bändchen sehr merkliche Schwächen. Der Hr. V. mag sich überaus wohl mit Kindern unterreden können; in den gedruckten Gesprächen aber mit seinen Kindern ist der Ton nicht überall genug herabgestimmt, und mit unter so hoch gespannt, daß er Kindern äußerst befremdlich vorkommen muß. Er macht so geschwinde Bekehrungen, als in der wirk-

wirklichen Jugendgeschichte nie vorkommen werden, läßt Einen Bruder und Einen Schüler wider den andern öffentlich denunciren, ohne zu befürchten, daß der Angeber dem Angegebenen nachher eine äußerst verhaßte Person seyn werde, in der Meynung, daß der letztre sehr leicht durch liebreich ernstliche Vorstellungen, oder durch mäßige Züchtigung, zur Erkenntniß zu bringen sey, und nun gleich dem erstern für seine Dienste sich hoch verpflichtet achten müsse. Diese Meynung kann sich unmöglich auf wahre Beobachtung gründen. Da im vorigen Jahre zwey Jüdinnen von Herrn D. Froriep getauft worden sind, so hat ihm diese Begebenheit Veranlassung zu einer belehrenden Unterredung mit seinen Kindern über das Jüdische Volk gegeben. Ein anderer Pädagog möchte, bey jetzt herrschender Geringschätzung und Unwissenheit der alttestamentlichen Geschichte, kaum so viel richtiges von dieserley Dingen zu sagen gewußt haben. Desto unangenehmer aber war uns das in diesem Gespräch mit niedergeschriebene Unrichtige, z. B. S. 158. vom Osterlamm, daß es nach göttlicher Vorschrift zuerst am 10. des ersten Monden geschlachtet und gegessen worden sey — daß dieser Tag hernach von den Israeliten alljährig sehr heilig und feyerlich habe begangen werden müssen, und noch bis jetzt von den Juden beobachtet werde. Dies scheint zu sagen, daß die Juden bis jetzt noch Osterlamm äßen, welches sie doch weder thun, noch für statthaft halten können, weil es in ihrem Lande nur an dem Orte, wo in den erstern Jahrhunderten die Stiftshütte war, und nachher

nur zu Jerusalem geschlachtet und gegessen werden durfte. Und nicht am 10. des ersten Monden, sondern am 14. sollte es geschlachtet und gegessen, am 10. aber im voraus von den übrigen Schafen oder Ziegen abgesondert werden.

Mit großem Vergnügen haben wir gelesen die so betitelte Bibliothek für Kinder. Aus dem Französischen des Herrn J. A. Brüel ins Deutsche übersetzt. Dreßden in der Hilscherschen Buchhandlung 1782. 8. I. Theil 165 Seiten; II. Theil 178 Seiten; III. (letzter) Theil 136 Seiten. Erzählungen, wahre und erdichtete, Fabeln, Betrachtungen über die Wunder der Natur, besonders im Thier- und Pflanzenreiche, Gemälde der verschiedenen Nationen ꝛc., das eine immer mit dem andern abwechselnd, daß nichts ermüde, machen den mannichfaltigen, angenehmen und lehrreichen Inhalt dieses Buchs aus. Die Schreibart ist gut, an vielen Orten reizend, in Erzählungen meistens überaus naiv und munter, und nur selten in der Uebersetzung misgerathen. Genug, es ist eins von den wenigen neuern Büchern, die allgemein bekannt und geschätzt zu werden verdienen. Desto leichter lassen wir uns verleiten, zu sagen, was wir daran noch auszusetzen finden. Ungeachtet aller jener Eigenschaften scheint doch nur ein guter Theil des Inhalts Lectüre unmittelbar für Kinder seyn zu können. Alles aber ist werth, von Erwachsnen und besonders von Vätern und Müttern, von Hofmeistern und andern Erziehern gelesen zu werden, und kein Leser wird lange Weile dabey haben. Um so mehr aber wäre

re

re zu wünschen, daß wenigstens bey jeder Geschichtserzählung die Quelle, aus welcher geschöpft ist, angezeigt seyn möchte. Viele derselben sind neuere Morgenländische, die ihre eigne Farbe und eine solche Fassung haben, daß der Einfältige (und solcher Einfältigen giebt es längst sehr viele) leicht glauben gemacht werden könnte, es gebe in der Welt oder habe ehedem unter jenen Völkern so viel Verderben gar nicht gegeben, als alle Geschichte im Großen beweiset; und das hilft denn zum Nachtheil der gesunden Denkungsart und zum Nachtheil für alle nöthige Klugheit, einseitige Vorstellungen und eine bloße Idealwelt in schwachen Köpfen bilden, und schafft bey jungen Leuten keine gute Vorbereitung zum Eintritt in die wirkliche Welt. Wir merken das an, vornehmlich in Rücksicht auf eine Menge modischer Gelehrten, die in ihren Gedichten die Menschen immer mit weit mehr Güte ausstatten, als sie aus der Hand der verdorbenen Natur mitgebracht haben. Mancher leugnet desfalls aus eingeschlurftem süßem Vorurtheil die fühlbare Wahrheit, so bitter sie ihm selbst oft wird, wenn er sich von seinen poetisch verengelten Mitmenschen übervortheilt, verleumdet, betrogen, bedrückt, geplagt, gepeinigt findet. Mitleid an sich ist noch keine Tugend, und die Menschen müßten schon selbst verteufelt seyn, wenn sie auch bey sonst gleichen Umständen, ohne einem andern ihrer Triebe Abbruch thun zu dürfen, keine Zuneigung und Liebe gegen einander empfinden und beweisen, wenn sie nie zur Bewundrung der Seelengröße bey andern hingerissen, nie vom Gefühl

fühl der Dankbarkeit überwältigt werden sollten. Die Russen müßten Tigerseelen gehabt haben oder Menschenfresser gewesen seyn, wenn sie den im Blute liegenden Kleist (Th. 1. S. 65.) hätten verhöhnen und die seltenste Tapferkeit, den einzigen unterscheidenden Ruhm eines Soldaten, nicht am Feinde hätten bewundern und ehren wollen. Freylich konnte der Held auch unter Feinden fallen, die minder empfindsam und minder gerecht, minder ihr eignes mögliches Schicksal beherzigend, also auch minder theilnehmend gewesen wären. Selbst dieses, daß man die von ihnen hier bewiesene Großmuth bewundert — ist es nicht Anzeige genug, daß man so viel nicht erwartet hätte und für etwas ungewöhnliches ansieht? Und weswegen nun? Th. II. S. 110. fängt der Verf. einige schöne Erzählungen mit folgendem an: „Die erste bürgerliche „Pflicht, die die Sinesen gern genau erfüllen, ist, „allen Menschen wohlzuthun, und hülfreich gegen „Arme und Dürftige zu seyn. Ihre Geschichte hat „auch die Namen aller derer sehr sorgfältig auf„bewahret, die sich durch Ausübung derselben aus„gezeichnet haben.“ Wenn die Sineser überhaupt genommen, d. h. mit eben nicht sehr bemerklichen Ausnahmen, diese Pflicht gern genau erfüllen, so müßte es unter ihnen beynahe an Gelegenheit fehlen, durch Ausübung derselben sich auszeichnen zu können, und die Geschichte würde nicht viele besondere Beyspiele davon aufzuweisen haben. Denn dasjenige bewahrt sie nicht auf, was etwas ganz gewöhnliches ist. Sollte die Gutthätigkeit gegen alle Menschen — Eigenschaft des Volks überhaupt

seyn,

seyn, so würden sich unfehlbar solche Begebenheiten, die die Geschichte als die schönsten und reizendsten berichtet, beynahe täglich zutragen. Eben dies nun, daß auch die Chineser dieselben so hoch bewundern und als des Andenkens werth für die Nachwelt aufzeichnen, giebt ihre Seltenheit unwiderleglich zu erkennen. So viel moralische Empfindung aber, als dazu gehört, schöne Begebenheiten dieser Art zu loben und mit Ehrerbietung zu bewundern, wird man allemal noch auch unter Völkern finden, bey denen nichts weniger, als herzliche Gutthätigkeit gegen Arme und Dürftige das gewöhnliche ist. Wir machen diese Anmerkungen, um verhüten zu helfen, daß nicht durch die modernen erklügelten Meynungen von der natürlichen Güte der Menschen die augenscheinliche historische Wahrheit (unterdrükken läßt sie sich nicht!) wenigstens schweigend gemacht werde. Der Verfasser eines so guten Buchs, als die Bibliothek für Kinder ist, konnte unmöglich Tugend ohne Religion, auch nicht Tugend ohne Christenthum anpreisen wollen, Das giebt er auch, wiewohl nicht allenthalben und in jedem Betracht allzusparsam, doch an verschiedenen Orten deutlich zu erkennen. Ein Aufsatz im Th. III S. 48. mit der Ueberschrift: Das Bild des Weisen, fängt an: „Unter Gebeth und „Nachdenken vertheilt der Weise seine Zeit —“ und S. 55. folgt ein anderer: Gottesfurcht ist der Weg zum Glücke; welchen Ausdruck nun längst viele Theologen nicht mehr leiden wollen. Der Epilog des ganzen Buchs ist dieser: „Der

„Tu-

„Tugend allein laßt uns Weihrauch streuen, und „ihren Befehlen zu gehorchen, soll immer unser „einziges Bestreben seyn ꝛc. Aber um wirklich tu„gendhaft zu seyn, ist der bloße Wille nicht hin„länglich. Man muß Gott ernstlich darum bitten, „denn er allein giebt Wollen und Vollbringen. Die „heiligste Religion lehrt uns dieses. — O! Tochter „des Ewigen, unverwelkliche Schönheit, unge„schminkte Religion, größte aller Wahrheiten! du „schöpfest den Glanz, der dich umstrahlt, aus dem „ewigen Urquell deines Daseyns selbst! Glücklich „ist der Mensch, der dich kennt, dich liebt und dir „dient.“ Schmerzhaft aber war es uns, demungeachtet in diesem ganzen Buche auch nicht ein einziges mal Jesum Christum, den Sohn Gottes, ausdrücklich erwähnt zu finden. Der Verfasser hat vielleicht befürchtet, nicht viele wirkliche Christen zu Lesern zu bekommen. Die Feinheit aber ist zu groß, mit welcher er denn etwa ehrliche Naturalisten zum Christenthum locken will. Einige andere Anmerkungen müssen wir zurückbehalten. Dafür aber geben wir doch noch Eine. Der Verfasser muß von Physiognomie entweder nicht viel gewußt haben, welches sich doch bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen nicht denken läßt, oder er war ihr nicht sehr zugethan, und wollte vor der Uebertreibung derselben warnen, da die Geschichte den besten Grund dazu an die Hand giebt. Sogar der große Turenne ist ein auffallendes Widerspiel gegen die physiognomische Zuversicht. Hr. Lavater selbst wird uns verzeihen, daß wir ein Stückchen Gegengeschichte herübertragen. Th. I.

S.

S. 127. „Turennes wenig empfehlende Phi„siognomie, und die Einfalt in seinem Aeußerlichen, „haben zu verschiedenen sonderbaren Irrungen Ge„legenheit gegeben. Einmal war er im Schau„spiel, und hatte sich in einer Loge vom ersten Rang „ganz vornehin gestellt. Zwey junge Herren vom „so genannten Bon-ton kamen bald darauf in die „nämliche Loge, bildeten sich ein, die Figur des „Vicomte verunstaltete das Schauspielhaus, und „thaten ihm den Vorschlag, er möchte ihuen den „Vordersitz einräumen. Turenne hielts nicht für „nöthig, die Gefälligkeit so weit zu treiben, und „blieb ganz ruhig auf seinem Platze. Einer von „ihnen wollte sich wegen dieser Störrigkeit an ihm „rächen, und warf ihm Hut und Handschuhe, die „er vor sich hingelegt hatte, aufs Theater. Diese „Unverschämtheit erregt' im Parterre ein Geschrei „des Misfallens, daran sich aber die iungen Tho„ren nicht kehrten. Jedoch ein iunger Edelmann, „der auf dem Theater war, hob den Hut und die „Handschuhe auf, und gab sie Turennen, mit der „Höflichkeit und Ehrerbietung, worauf Verdienst „und Geburt ein Recht haben. Die iungen Her„ren schämten sich ihrer Thorheit, und wollten sich „davon machen. Aber der Vicomte hielt sie zu„rück, und sagt' ihnen mit viel Sanftmuth: Blei„ben sie, bleiben sie, wenn wir zurücken, haben wir „alle drei Platz ——“ Das Moderne in der Orthographie, welche der Uebersetzer liebgewonnen hat, hält noch Maaße. Freylich aber sehen wir nicht, warum das im Teutschen von je her so wohl aufgenommene y auch in Griechischen Wörtern

nicht

nicht mehr statt haben solle, und warum nun zu schreiben sey: Phisiognomie, phisisch, Egipten, Dionis (Dionysius), oder auch Uibermacht ꝛc. es müßte denn dem zahlreichen Heere von Schriftstellern zu Gefallen verworfen werden sollen, welche ihre Unwissenheit zu decken lieber i auch anstatt ü schrieben, wo ihre Mundart etwa auch diese beyden Laute von einander nicht unterscheidet.

In Tübingen bey Heerbrandt ist in d. J. herausgekommen Neuer Atlas für die Jugend von 21 Kärtchen mit einer kurzen Anleitung, wie man ihn gebrauchen solle, die Erdbeschreibung auf eine ganz neue Art leicht und nüzlich zu lernen, verfertiget von M. Jakob Friderich Klemm, Diakonus in Balingen im Würtembergischen. 8. 317 Seiten. Die Charten selbst sind sehr sauber gestochen und illuminirt, und legen auf: 1. Europa, 2. Deutschland, 3. Holland, 4. die österreichischen Niederlande, 5. die Schweitz, 6. Italien, 7. Frankreich, 8. Portugal und Spanien, 9. Großbritannien und Irland, 10. Dännemark, 11. Norwegen und Schweden, 12. das europäische und asiatische Rußland, 13. Preußen und Pohlen, 14. Hungarn, 15. das ottomannische Reich in Europa, Asia und Afrika, 16. Griechenland, 17. Asien, 18. das gelobte Land, 19. Afrika, 20. Amerika, 21. Südindien oder die neuentdeckten Länder und Inseln im Südmeer. Zum Gebrauch für Kinder sind diese Charten nicht mit vielen Ortbemerkungen und Namen beschwert, aber doch mit weit mehrern, auch mit mehrern Abtheilungen ꝛc. versehen, als

Fran-

Franzens Charten für die Jugend. Die Gränzen der verschiedenen Länder und Landschaften sind überall durch doppelte Punkte so gezeichnet, daß sie aus einander geschnitten werden können. Dies aber soll nicht anders als auf folgende Art bewerkstelligt werden. Man pappt jede Charte auf Preßpapier mit reinem Leim auf, und eben so auf den Avers weißes Papier. Nachher schneidet man sie nach den bezeichneten Gränzen in ihre kleinern Theile, welche beym Unterricht nach und nach zusammen gelegt und auf diese Weise ganze Charten gebildet werden. Nicht nur so viel, sondern mehreres andere zum Gebrauch dieser Charten lehrt Herr Klemm in dem dazu gehörigen Buche. Ein großer Theil seines Inhalts aber sind zusammengedrängte Beschreibungen der Länder und Provinzen nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, Producten, Volksmenge, Regierungsart ꝛc. welche Beschreibungen, etwa mit noch mehrern Abbreviaturen, auf den weißen Avers jedes Landtheils verzeichnet werden soll. Auch wir sind geneigt zu glauben, daß diese Beschreibungen etwas zu reichhaltig für Kinder, auch für erwachsne Kinder, sind; nicht als ob dies Alter überhaupt nicht so viel fassen könnte, wenn es einen guten Lehrmeister hat, sondern weil es, um so viel schon zu fassen, zu viel Zeit damit hinbringen und dafür die Erwerbung anderer nicht weniger nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten versäumen müßte. Jedoch ist es allemal besser, daß eine solche Anweisung zu viel, als daß sie zu wenig sage. Mancher Lehrer wird leicht etwas weglassen, aber nicht eben so leicht hin-

zu setzen können. Zur Probe des guten Unterrichts hat Herr Klemm nicht nur einige geographische Lectionen, sondern auch einige Gespräche mit Kindern über diesartige Gegenstände beygefügt. Den meisten sowohl Klein- als Großgelehrten, wenn sie auch weder Verächter der Gottesverehrung noch Unchristen seyn wollten, werden die einen, wie die andern, ziemlich mißfällig seyn, weil sie überall auf christlichen Glauben führen und an wichtige Pflichten des Christenthums erinnern. Nicht aber sind sie deswegen wirklich tadelnswerth; oder man müßte voraussetzen, daß der Herr Verf. sein Buch gern aller Welt auf alle Weise und auf allen Seiten gefällig habe machen wollen, welches doch nach seinem Urtheil allem Anschein nach eine zu eitle Absicht gewesen wäre. Die Erde mit allem ihrem Zubehör ist Gottes Geschöpf und muß von jedem Vernünftigen jederzeit in ihrem Verhältniß gegen Ihn und in ihrer Abhängigkeit betrachtet werden. Alle Güter der Erde sind Gaben Gottes, die nicht ohne Dank genossen, nicht ohne Lob betrachtet werden sollen. Alle Menschen auf der Erde sind unsre Verwandte, deren mannichfaltige Abirrungen und Gebrechen unser Mitleid erregen und uns zur Fürbitte aufrufen sollen. Hieran geziemt sichs junge Christen bey der Erdbeschreibung zu erinnern, und hiezu giebt Herr K. sehr schöne Anleitung. Den Beschluß macht er mit einer Menge räthselhafter Fragen nebst beygesetzten Antworten, welche letztern doch zum Theil vielleicht auch für viele gelehrte Leser nicht Auflösung genug geben werden.

Voll-

Vollkommen empfehlungswerth sind Angenehme Beschäftigungen für kleine Kinder zur Bildung des Herzens und Verstandes von einem Kinderfreunde gesammlet. Erste Sammlung. Neue Auflage. Lüneburg 1782. bey Lemke. 8. 136 Seiten; Zweyte Sammlung. Neue Auflage. 124 Seiten, außer dem zahlreichen Pränumerantenverzeichniß; Dritte Sammlung. 135 Seiten. Hier finden die Kinder eine große Menge kleiner, ihrem Alter mehrentheils sehr wohl angemessenen Aufsätze, in gebundener und in ungebundener Rede, Lieder und Gedichte, Erzählungen und Fabeln, Unterredungen und Betrachtungen. Sehr leicht sieht man, daß sie mehrere Verfasser haben, und zusammen gesammlet oder zusammen getragen sind. Einige Stücke in Versen haben zwar in der Wortfügung eine merkliche Härte; eben diese aber sind an Inhalt ziemlich die besten und christlichsten. Nur wenige haben zu viel Modernität, z. B. Samml. 1. S. 76. fragt eine Mutter: „Schläfst noch „nicht lieber Karl?“ und S. 79. spricht eben diese Mutter, eine Frau von geringem Stande, zu ihrem Manne: „O mein Lieber, fasse Muth, und „glaube an den Allvater im Himmel.“ Einige wenige Aufsätze sind auch für Kinder, zumal für kleine Kinder, nicht faßlich genug, z. B. Samml. II. S. 16. die Sonnenfinsternis beym Tode Jesu, oder vielmehr ist der Witz darinn zu gesucht; und wenige andere bestärken sogar den durchaus zu misbilligenden Weihnachts-Kinderglauben vom heil. Christ und Knecht Ruprecht.

Was soll solcher Kram noch? Doch sind das alles nur Flecken, die man übersehen oder ausstreichen kann. Noch etwas auffallender waren uns Samml. III. in dem historischen Gespräch über die Reformation, welches übrigens sehr lehrreich ist, mehrere Fehler, z. B. S. 110, daß die Augsburgische Confession im Jahr 1530 dem Kaiser Maximilian I. übergeben worden sey. Der Hr. Sammler will gern noch mehrere Sammlungen liefern. Eins der Mittel aber, wodurch er sich die Mühe erleichtern will, gefällt uns nicht. Er schreibt in einer der III. Sammlung vorgesetzten Anrede an die Liebenswürdige, Hofnungsvolle Jugend: — „Wenn Sie, meine zarten Freun„de, einen Lehrer haben, von dem sie so oft auf ei„ne angenehme und lehrreiche Art unterhalten „werden, bald durch Erzählungen, bald durch Ge„spräche, bald durch Gedichte und Fabeln, o so „bitten sie denselben in Ihrer aller Namen, daß „er von dem, was Ihnen so gut gefallen hat, ei„nen Aufsatz machen, und dem Verleger dieser „Sammlung zuschicken möge.“ Hiedurch kann sich mancher Jugendlehrer und Hofmeister, der mehr Eitelkeit als Geschick und Beurtheilungskraft besitzt, verleiten lassen, ein Etwas einzuschicken, das keiner Aufnahme werth ist und sie doch unschwer erhalten könnte; und so versprechen wir uns im voraus nicht viel von einer Vierten Sammlung. Est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Unter dem Titel: Fortgesetzte Unterweisung für Taube und Stumme mit hinzugefügten An-

Anmerkungen hat Herr J. L. F. Arnoldi, Pfarrer zu Großen Linden bey Giesen, eine ziemliche Anzahl Briefe eines seiner gewesenen tauben Zöglinge, eines jungen Edelmanns aus der Schweitz, bey J. Ch. Krieger in Giesen 1781. 8. 112 Seiten herausgegeben. So weit wir urtheilen können, lehrt auch Herr A. seine Tauben erst reden, und hernach schreiben, wie Herr Heinicke in Leipzig. Den Jüngling, welcher Verfasser dieser Briefe ist, hat er über vier Jahre bey sich gehabt, und wünscht, um seiner eignen Neugierde willen, einen fähigen Taubstummen von seinem fünften Jahre an bis ins sechszehnte zu unterrichten, um zu sehen, welchen Grad der Vollkommenheit ein solcher erreichen könne. Der erste dieser Briefe ist vom 10. Sept. 1776, nach einem Unterrichte von 7 Monaten, und lautet so: „Lieber Groß„herr! Ich danke. Geld komm her. R. M. „sagen: Ihr gehorsamer Diener, Lieber Großherr. „Ich komme, Kutsche, zwey Pferde und lieber „Herr Pfarrer Arnoldi. Küssen die Hände, lie„ber Großherr, viel. Ich, Buch geben, Buch „mahlen, viel. Sehen Kuh, Hirsch, Löwe, Haus, „viel, blau, roth, gelb, weiß. R. M. mahlen viel. „Herr Pfarrer Arnoldi mahlen viel. Herr Pfar„rer mahlen nicht. Herr Pfarrer Wenger schrei„ben viel. Ihr gehorsamer Diener R. M.“ Die folgenden Briefe hingegen werden immer besser, bis zur Verwunderung. Einer der letzten, vom 28. April 1780, ist folgender: „Lieber Herr „Pfarrer A! Darf ich die Bauern bestellen, daß „sie das Wasser aus dem Brunnen schöpfen. Es

„ist ein Bohrer in den Brunnen gefallen, welcher „heraus soll. Ich will einem jeden Bauer vier „Kreuzer geben. Ich habe die Ehre zu seyn De„ro gehorsamer Diener R. M.“ Möchte sich doch in jedem Lande nur Ein guter Lehrmeister für Taubstumme finden!

3.) Lebensbeschreibungen und noch andere Schriften.

Auch ohne unter die Pränumeranten zu gehören, haben wir gelesen D. Joh. Salomo Semlers Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt. Zweiten Theil. Halle, 1782. gr. 8. 384 umzierte Seiten. Lange wollen wir zwar hiemit unsere Leser nicht unterhalten. Doch will auch die Vorrede von 32 ungezählten Seiten nicht übergangen seyn. Sie unterscheidet sich dadurch von andern Semlerischen Vorreden, auch von der dem Ersten Theile vorgesetzten, daß sich darinn zwar merkliche Empfindlichkeit, aber doch nicht eben so unschlachtige Bitterkeit, Verunglimpfung ꝛc. ergossen hat. Hr. Semler thut in derselben nach seiner Art überaus fromm und demüthig (wir meynens mit dieser Anzeige noch nicht spöttisch); wer aber muß nicht sein freyes Urtheil üben, wenn er dabey allerley dem Manne freylich zur Fertigkeit gewordene Ziereyen immer wieder findet? wenn derselbe z. B. schreibt: „— Eben so „gewiß ist es also, daß ich die gütigen und öffent„lichen Aussprüche über mich, gar nicht als sehr „wohl verdient ansehe. Sie haben ganz gewiß

„guten

„guten Grund zu ihren Aeußerungen gehabt, die „würdigen teutschen Männer, worunter auch „Nichttheologen sind, daß sie sich dem ἐξσδενισμος „öffentlich widersetzt haben, den manche, in beson„dern Absichten, mir zubereiteten —“ Eine Hand wäscht die andere. Niemand aber glaube, daß Hr. S. hier auf uns ansteche. Dafür will er nicht angesehen seyn, und thuts einandermal, und so unvermerkt, daß nur wirs verstehen, gerade und genau so, als wenn wir unvermerkt von Hrn. D. Semler reden wollten, und anstatt ihn zu nennen, lieber den Johann und Salomo nennten. Es versteht sich, daß wir darüber lachen, weil sich daraus doch etwas abnehmen läßt. Hier aber meynt er die Berliner, ganz andre Gegner, die ihm ἐξσδενισμον zubereiteten, welches wir, die wir keine politische Kunst und Macht besitzen, uns nicht einfallen lassen konnten. So war er aber wieder einmal aufs Griechische bey ergötzender Betrachtung seines Lobs gerathen. Bald darauf giebt er denn weiter Griechisch: „Unter den jetzi„gen zum Theil ganz laut und dreiste gefälleten „rümlichen Urtheilen über mich und meine Lebens„beschreibung, habe ich mir in Gedanken meinen „ἐνταφιασμος bereits zurechte gemacht; und ich „suche zuweilen wieder eine frohe Vorstellung dar„aus mir einzuprägen, da ich dem rechtmäßigen „Tadel ohnehin selbst recht ernstlich beitrete —“ Wären die Griechischen Wörter nicht dabey, so könnten doch auch die Nichttheologen diese stolze Demuth sattsam verstehen. Demüthiger wärs gewiß gewesen, wenn anstatt der Einbal-

samirung ein teutscher Sterbekittel erwähnt worden wäre. Wer aber wird auch schon sterben wollen, bevor er 60 Jahr alt ist? Außerdem verspricht er in dieser Vorrede, auch noch (in einem folgenden Theile) sein Glaubensbekenntnis, als Christ, vorzulegen; redet von seinem stetigen Hange zu mystischen Schriften; von dem Unterschiede zwischen Theologie (die nach Beschaffenheit der Zeiten täuschend oder untäuschend seyn kann) und Privatreligion, z. B. daß die libri symbolici nicht die Privatreligion haben bestimmen sollen; erinnert wiederholt, daß er in diesem Theile nicht zugleich seine eigne oder jetzige Einsichten von sich gebe ꝛc. sucht begreiflich zu machen, wie er um die gute Ordnung des lateinischen (nicht auch des teutschen?) Stils, die er in der ersten Hallischen Professorzeit noch gehabt, habe kommen müssen, und erzählt dabey noch eine Anekdote von Ernesti. Dieser nämlich sagte ihm einmal: „das thue ich „Ihnen nicht nach, solchen lateinischen Mischmasch zu lesen; ich verdürbe mir mein Latein.“ Doch hiemit genug von der Vorrede. Der zweyte Theil der Lebensbeschreibung selbst erzählt die Geschichte seiner gelehrten und Professorbeschäftigungen, und zwar nur bis auf Baumgartens Tod, d. i. bis 1757. Es wird also noch viel zu pränumeriren geben. Erste Abtheilung. Von meinem Studiren und Lesen bis auf Baumgartens Tod. Irren wir nicht sehr, (denn Herrn S. unrecht zu verstehen, ist leicht geschehen) so heißt hier Lesen nicht so viel als professoralisch dociren, sondern Bücher für sich lesen. Nach einer Einleitung bis

S.

S. 11, die z. B. auch mit anmerkt, daß in Halle vor seiner Ankunft die Rede gegangen sey, nicht sein Kind, sondern seine Frau sey gestorben, folgt für das folgende in dieser Ersten Abtheilung die einzige Ueberschrift: Ueber die Philosophie, und keine Unterabtheilung weiter. Man erwartet also, nun zu erfahren, wie Hr. S. in den ersten Jahren seines Hallischen Professorats Philosophie studirt habe, findet aber nichts weniger, als dieses; oder der Mann hat einen unermeßlich weiten Begriff von der Philosophie. Zwar redet er von der Geschichte der Philosophie unter den Christen, und daß er die von den Vorlesungen ihm freygelassene Zeit auf Bücherkenntniß überhaupt und insbesondere auf die philosophische Geschichte gewendet habe. Aber diese Worte haben bey ihm einen Begriff, den man noch weniger definiren, als errathen kann. Und von philosophischen Untersuchungen, mit der Absicht, zu wissen, was man über philosophische Gegenstände für wahr und gewiß anzunehmen habe, ist gar nicht die Rede. Denn Herr S. ist von seinen Schülerjahren nur helluo librorum gewesen, und hat jederzeit mehr gelehrte Speisen gegessen, als ein menschlicher Magen verdauen kann. Hauptsache scheint er hier aus dem Unterschied zwischen frommer und gelehrter Parthey (verstehe, nicht Philosophen, wie wir die Leute nennen, sondern Theologen) zu machen. Aber auch ohne Rücksicht auf diesen Unterschied recensirt er aus damaliger Lectüre her, nach seiner Art kurz oder lang, eine Menge Schriften. Hauptnamen sind in dieser Philoso-

phie Carlstadt, Schwenkfeld, Theophrastus Paracelsus, Weißager von dem bevorstehenden Gericht Gottes, Valentin Weigel (dessen Schriften er für interpolirt hält, da der Mann nicht so arg gewesen sey) Rosenkreuzer, die Alchymie dabey wohl bedacht, Jacob Böhme ꝛc. Mancher, der Geduld genug hat, mag diese philosophische Geschichte wohl nicht ungern lesen. Zugleich aber werden die Verständigen erachten, wie wohl oder übel Hr. D. Semler seine Zeit mit dieser Bücherkenntniß hingebracht habe, Er, der nachher mehrmals von Aengstlichkeit redet, die ihn in Ansehung dessen, was er als Professor zu lehren hatte, geplagt habe. Was würde D. Luther für ein Reformator geworden seyn, wenn er, nicht durch fleißiges Lesen und Studiren der heil. Schrift, sondern durch solcherley Lectüre dazu vorbereitet worden wäre? In Wahrheit, nun erst werden auch die Berliner einzusehen meynen, wie es zugehe, daß Hr. S. ein so unzuverlässiger Mann sey. Und dennoch wird auch dies Studiren der philosophischen Geschichte von vielen Recensenten gelobt werden. In der zweiten Abtheilung von S. 119. an erzählt nun Hr. S. seine Professorarbeiten bis zu Baumgartens Tode, über die Bibel — Kirchenhistorie — Reformationsgeschichte — Augsburgische Confession und symbolische Bücher — Dogmatik — und zuletzt folgt noch eine kurze raisonnirende Anzeige seiner Schriften aus dieser Zeit. Besonders in der letzten giebt er klar zu bemerken, daß er damals an Einsichten noch nicht so hoch gestiegen sey, hinge-

gen

gen erzählt er bey jenen verschiedenen Gegenständen seines öffentlichen Fleißes in der ersten Professorzeit schon ziemlich durchaus nicht nur eben die Art zu urtheilen, sondern auch eben die Urtheile über allerley Sachen, die er nachher in so vielen Schriften der Welt vorgelegt, und wundersam immer wiederholt (nach einem seiner sonstigen Ausdrücke) eingeknetet hat. Wir wenigstens wissen uns desfalls in seine Nachrichten nicht genüglich zu finden. Viele Bücher hat er immer gelesen, und theilt hier vieles von seinen ehemaligen Excerpten mit. Sein Fleiß über die Bibel hat, wie seine Berichte geben, nie die Richtung gehabt, daß er auf sichere und zuverlässige Erklärung derselben für sich und seine Zuhörer ernstlich umgegangen wäre. Wegen der sich bey ihm aufthuenden besondern Meynungen war er oft ängstlich, und wo er selbst in der Dogmatik nichts gewisses vorzubringen wußte, da las er aus ältern Werken vor, was er über die Sache fand, die eben abzuhandeln war. Dies ließ sich auch desto leichter thun, weil er ohnehin nach Baumgartenscher Weise, die hier mehrmals bemerklich gemacht wird, seinen ganzen Vortrag ablas. Andere Männer wollen nicht eingestehen, daß Baumgarten so schlechthin abgelesen habe, obgleich sein Vortrag über einerley Sache immer auch wörtlich eben derselbe gewesen sey. Freylich denken wir hiebey, es würde für Hrn. S. und für den Hörsal besser gewesen seyn, wenn er, anstatt in den Nebenstunden so viele scilicet philosophische Bücher zu lesen, lieber dasjenige alles sorgfältig un-

untersucht, überdacht und studirt hätte, was öffentlich abzuhandeln war, oder was doch nahe genug dahin gehörte. Er begnügte sich aber, z. B. für die Dogmatik, wie er von Stück zu Stück fortrückte, ein älteres dogmatisches Werk durchzulesen, und wechselte darinn von Einem Jahre zum andern ab, las z. B. in diesem Jahre zu seiner Vorbereitung den Gerhard, in dem folgenden Bechmann, nachher Calow, Baier, Musäus — Ganz klar ergiebt sich, daß er weit zu jung und unvorbereitet in ein Amt gekommen sey, dem er nicht gewachsen war, und daß eben hierinn eine Haupturſache seiner so ganz ungeheuren Besonderheiten zu suchen sey, die sich selten Jemand, wär er auch von nicht geringerer Entschlossenheit, zu eigen machen kann. Da er so oft erwähnt, daß der große Baumgarten beynahe Zudringlichkeit bey ihm gebraucht habe, um ihn, da er in Altdorf nur erst zu leben angefangen hatte, zur Annahme der Vocation nach Halle zu vermögen, so wünschten wir, daß andere Baumgartensche Vertraute der damaligen Zeit (denn nicht Heilmann war es allein) die wahre Bewandniß, die es um diesen Handel hatte, bekannt machen möchten. Dadurch würden noch einige Vorwürfe, die sich nun kaum beantworten lassen, von dem Baumgartenschen Namen abgewischt werden. Zuverlässig hat Baumgarten in dieser Sache eigentlich gar nicht nach seiner Einsicht, sondern bloß weil anderswoher auf ihn angedrungen wurde, gehandelt. Für uns, die wir solche Anekdoten nicht aus seinem Munde haben, schickt sichs nicht, die

die Sache zu erzählen, und wir würden damit auch zu wenig Glauben finden. Es sey also genug, nur erwähnt zu haben, daß es solche Nachrichten gebe; und wenigstens von uns, die wir auch kein Interesse dabey haben, sind sie nicht ersonnen worden. Was die Kirchengeschichte betrifft, finden wir hier nichts merkwürdigeres, als den Gesichtspunkt, aus welchem Hr. S. schon in jener ersten Professor-Zeit z. B. die Kirchenhistorie des Eusebius angesehen zu haben S. 169 Nachricht giebt. Er glaubte nämlich zu bemerken, daß Eusebius diese Bücher gar nicht für sich und seines gleichen gelehrte und verständige Leute gesammlet habe; es sey der erste Versuch gewesen, die bischöflichen oder katholischen Kirchen mit einigen erträglichen Nachrichten zu versehen, statt der bisherigen Ebbe und Fluth von Erzählungen und Schriften ꝛc. Solche angebliche Bemerkungen, so wenig sie auch für verständige Kenner glaublich gemacht werden können, möchten etwa alsdenn nicht geradeweg abzuleugnen und zu widerlegen stehen, wenn es keine ältern Schriften christlicher sogenannter Kirchenväter, auch keine ältern Nachrichten von Ketzern und Abweichungen ꝛc. mehr gäbe, die sich mit des Eusebius Geschichte zusammenhalten ließen, um aus der offenbaren Harmonie den unverdächtigen historischen Charakter dieses Geschichtschreibers noch mehr erachten zu können, als schon daraus, daß er bekanntlich selbst das Lob der Orthodoxie und der Liebe zu derselben, also auch zu der katholischen Parthey nicht hatte, um für parthey-

theyisch für dieselbe angesehen werden zu können. Man bemerke aber auch hieraus, wie Hr. S. gar zu gern bey wichtigen Geschichtschreibern einen Charakter sucht, wie der seinige ist, und was daraus für oder wider die Zuverlässigkeit, Treue und Aufrichtigkeit seiner historischen Schriften sich ergebe. Ita suspicari, etiam nullis additis rationibus, si licet, quis innocens et purior Semlero?

Mit vollem Vergnügen und herzlicher Theilnehmung haben wir gelesen: Leben und Charakter Friederich August Weihe, Predigers zu Gohfeld im Fürstenthum Minden. Ein Beytrag zu den Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger. Minden, verlegt von Martin Gottfried Franke. 1780 8. 291 Seiten, nebst 18 Seiten Vorbericht. Ein Buch, das wir allen redlichen Amtsbrüdern in die Hände wünschen. F. A. Weihe war 1721 zu Hordorf im Halberstädtischen geboren, studirte erst auf der Domschule zu Halberstadt (welche neulich ihren zeitherigen wackern Rector, Consist. R. Struensee verloren hat) und nachher bey D. J. Langen zu Halle, ohne damals mit dem Waisenhause in Verbindung zu kommen, gieng darauf um, sich zum akademischen Lehramt vorzubereiten, wurde aber durch das Ableben seines Vaters, Predigers in Hordorf, von diesem Vorsatz zurückgerufen. Im 21sten Jahre seines Alters bekam er die Feldpredigerstelle bey dem Fürst Dietrichschen Regimente zu Bielefeld, die er 8 Jahre verwaltete, und den zweyten Schlesischen Feldzug

nicht

nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit mitmachte. Endlich wurde er Prediger zu Gohfeld, wo er im 51sten Jahre seines Alters im Jahr 1771 sein Leben für diese Welt beschlossen hat. Er gehört unter die ganz vorzüglich merkwürdigen Männer seines Standes. Zu Gohfeld und in jener ganzen Gegend sah es vor seiner Zeit um wahres Christenthum sehr trübselig aus; durch seinen Dienst aber unter der Gnade Gottes hat dort beynahe alles eine andere Gestalt gewonnen, die sich auch bis jetzt noch erhalten hat. Er war ein zu allem aufgelegter, munterer und geschäftiger Mann, fähig, Prediger für ein ganzes Land zu seyn, hatte für gewöhnlich nicht nur eine Menge auswärtiger Zuhörer in seiner Kirche, sondern war in den letztern Jahren auch wie Anführer mehrerer dortigen treuen Prediger, von Hohen und Niedern geehrt (da im Kriege auch fast alle Generale der alliirten und der Französischen Armee bey ihm geherbergt haben) hat eine gute Anzahl Candidaten zugezogen, und durch seinen Briefwechsel weit herum Frucht gebracht. Außerdem zeichnen ihn noch einige besondere Schicksale und die christliche Art, wie er sich dabey genommen hat, aus. Seine Lebensbeschreibung, die wir hiemit anzeigen, ist in einer guten Schreibart sehr praktisch abgefaßt, und bleibt uns dabey nicht viel anderes zu wünschen übrig, als daß der Hr. V. seinen Vortrag hier und dort etwas enger zusammen gezogen haben möchte, da ihm jeder verständige Leser übrigens für so viele mitgetheilte schöne Anmerkungen Dank wissen wird. Damit man hier desto weniger etwas

was gemeines zu finden meyne, theilen wir die Ueberschriften der 9 Kapitel, in welche der Inhalt vertheilt ist, und aus etlichen derselben einiges mit. Kap. 1. Familie und Jugendgeschichte; Kap. 2. Amtsführung als Feldprediger; S. 17. „Bey seinem Aufenthalt in Sachsen fand er oft ein Quartier, wo man ihn sehr unfreundlich aufnahm, und so kläglich that, als ob man ihm nicht das geringste anzubieten hätte. Dann machte er den Wirth, und wußte durch seine Freundlichkeit die Herzen so zu gewinnen, daß man ihn besser behandelte. In einer gewissen Stadt sollte er sein Quartier bey einer Wittwe haben. Er kam vor ihr Haus, zeigte seinen Zettel, die Frau aber weigerte sich hartnäckig, ihn anzunehmen. „Ey, „sagte er, Sie werden doch lieber den Feldpredi„ger beherbergen, als einen Officier? Nein, mein „Herr, lieber den rüdesten Officier, als Sie.“ Endlich fragte Sie nach seinen Namen. „Ich „heiße Weihe.“ Nun, sagte sie, wenn Sie nicht K... (vormaliger Feldprediger bey diesem Regimente) heißen, so kommen sie in Gottes Namen herein; und sie bewies ihm alle Gastfreundschaft. Wie berüchtigt mußte jener Mann seyn, für den die Wittwe lieber den wildesten Officier im Hause haben wollte?“ Kap. 3. Antritt in Gohfeld. Anfangs und in den ersten Jahren schien alle ernstliche Bemühung vergeblich zu seyn, überall zeigten sich Schwierigkeiten und nicht einmal ein tröstender Freund unter nahen Amtsbrüdern war auszufinden. Freylich muß es sehr übel in einem Lande zugestanden haben, wo es zum

Theil

Theil noch jetzt so aussieht, wie S. 39. beschrieben wird: „Oft geschehen auch unter vorgegebenem „Schutz der Obrigkeit, obgleich, wie ich gewiß „weiß, wider die Absicht derselben, gewaltsame Er„pressungen, daß, zum Exempel, der Musikpächter, „ohne daß man ihn fordert, und ohne daß man „Musik haben will, erscheint, auf seine Pacht trotzt, „und sich mit seiner Geige aufdringt. Unmöglich „steht doch das in seinem Pachtcontract, daß jeder, „der ein Haus aufrichtet, und die Leute, die ihm „dazu helfen, bewirthet, zugleich verpflichtet seyn „soll, den Musikanten zu nehmen. Der rechtschaf„fene Prediger befindet sich hierbey in einer trau„rigen Lage. Hat er sich erdreistet, die Versündi„gungen, so auf Hochzeiten und andern Gelagen „vorgehen, ernstlich zu rügen, so muß er erwarten, „daß der Musikpächter sich am Amte beschwert, er „befürchte, seine Pacht nicht bezahlen zu können, „wenn dem Prediger der Mund nicht gestopft wer„de —“ Vor Misdeutungen hat sich der Hr. V. hinlänglich verwahret. Der Fehler liegt nun wohl in der Verpachtung der Musik. Und wer sollte erwarten, daß noch in unsern Zeiten eine der schönen Künste, die Musik, irgendwo verpachtet würde? Die Sache dürfte vielleicht nur an den rechten Ort kommen, um abgestellt zu werden. Kap. 4. Anfang besserer Zeiten. Kap. 5. Amtsführung von S. 74. bis 152. unstreitig das schönste und lehrreichste Stück dieses Büchleins. Beynahe könnte es die Stelle einer guten Pastoral vertreten, und vielleicht hat mancher schon alte Prediger keine so kernichte Anweisung zur würdigen Führung des

Predigt- und Seelsorgamts gelesen, als hier an Weihens aufgestelltem Beyspiel gegeben wird. Wer argwohnen wollte, daß der außerordentliche Mann zu vortheilhaft geschildert seyn möchte, da doch übrigens auch seine Schwachheiten nicht verschwiegen werden, wird dennoch nicht in Abrede seyn dürfen, daß aus diesen Schilderungen sehr viel zu lernen sey. Des Schönen und auch gut gesagten ist zu viel darinn, als daß es nicht allzuschwer seyn müßte, das vorzüglichere davon auszuheben, wenn wir auch Raum genug dazu hätten. Doch geben wir etwas, ob gleich noch bey weitem nicht das beste. S. 80. „Er predigte nicht nur „schriftmäßig, sondern auch gern mit biblischen Aus„drücken, theils um die Ueberzeugung von der „Wahrheit zu erleichtern, theils um die Zuhörer „mit ihrer Bibel bekannter zu machen. Denn so „sehr es auch heutiges Tages Mode werden will, „die Bibelsprache zu verdrängen, und andere ver„ständlicher seyn sollende Redensarten unterzuschie„ben, so viel Schaden thut es doch dem einfältigen „Bibelleser, der hernach seine Bibel nur desto we„niger versteht, je mehr man ihn an ganz andere „Worte gewöhnen will. Es ist besser die Ausdrücke „der Schrift oft gebrauchen und oft erklären, wo „sie dunkel und bildlich sind, so werden sie dem Ver„stande des gemeinen Christen geläufig und deut„lich, er finde sie denn beym Lesen oder Hören. „Aber gewisse Leute mögen die Wahrheit nicht „leiden, die mit den biblischen Worten ausgedruckt „wird, sonst würden sie die Worte leicht stehen las„sen —“ Kap. 6. Ausgebreitere Brauchbarkeit.

keit. Dieses Kapitel fällt gegen das vorhergehende etwas ab; nicht als ob es wenig lehrreiches enthielte, sondern weil der Hr. Verf. zu weitschweifig wird. Es reicht bis Seite 187. Kap. 7. Privat-Leben. Kap. 8. Umgang und Freundschaft. Kap. 9. Schicksale. Der sel. Weihe hat in seinem Leben mancherley erfahren, z. B. Plünderung im Kriege von Freunden; eine Feuersbrunst, die bloß seine Wohnung in die Asche legte, aber auch vermittelst seines christlich unbekümmerten Benehmens dabey für viele zur Erweckung diente, und die Folge hatte, daß er eine Collecten-Reise nach Holland, und nachher nach Hamburg und Altona that, welche auch zur Beförderung des wahren Christenthums nicht vergeblich war. Kap. 10. Letzte Krankheit und Tod. Eine Erinnerung erlauben wir uns zum Beschluß. Der sel. Weihe hat verschiedene vorbedeutende Träume gehabt, von welchen der Hr. Verf. seiner Lebensbeschreibung gleichfalls Nachricht zu geben in guter Absicht nicht hat unterlassen wollen. Wir sind weit davon entfernt, solche Geschichtsachen zu leugnen, oder sie geradedurch von einem ungefähren Zusammentreffen oder aus der natürlichen Vorstellungskraft der menschlichen Seele herzuleiten. Erstlich aber glauben wir nicht, daß solcherley Dinge zur Ueberweisung der Ungläubigen oder auch unsrer modernen Freydenker geschickt genug sind; in dieser Absicht also würden wir dieselben nie öffentlich bekannt machen. Meynt doch Abraham, in der Erzählung JEsu, nicht einmal, daß die Erscheinung eines Todten für Ungläubige, der einen oder der andern Clas-

se, Ueberweisungskraft genug haben werde. Diese Leute mögen sich durch die heil. Schrift belehren lassen; wenn sie das nicht wollen, so sind sie überhaupt desfalls, wie auch im Ganzen, nicht zu belehren. Zweytens ist auch für besser denkende großer Nachtheil davon zu besorgen, wenn man solche Begebenheiten ohne sorgfältige Unterscheidung ins Publicum bringt, oder in gemischter Gesellschaft erzählt. Denn wie? Ueberhaupt auf Träume ist doch nicht zu achten; auch nicht überhaupt auf besonders lebhafte Träume, wenn sie sogar von der Beschaffenheit wären, daß man sähe, sie wollten unsre Aufmerksamkeit erregen. Ueberhaupt können sie eben so leicht von bösen wirkenden Ursachen herkommen, als von guten; und nicht alles, was einen guten Schein hat, oder an sich nicht böse ist, hat man von einer guten Quelle abzuleiten. Ein Mensch, der fürs erste sogar etwas ganz gutes geträumt hat und sich nun in aller Sicherheit auf Träume hat aufmerksam machen lassen, kann nachher durch weiter folgende Träume sehr weit von dem guten Wege abgeleitet und in die gefahrvollsten Irrthümer geführt werden. Wir wissen solche Beyspiele, und geben deswegen sehr ernstlich die Regel, daß man sich durchaus vornehmen solle, auf keine Träume, wenn sie sich auch unsrer Aufmerksamkeit recht sehr andrängen, zu achten, es müßte denn seyn, daß man sich dadurch nur an gute Allgemeinsätze, die ohnehin ihr Gewicht haben, und etwa sonst nur aus der Acht gelassen würden, erinnern ließe. Wollte Gott etwa weiter, als so weit, auf irgend einen Traum geachtet wissen, so

wird

wird unsre Aufmerksamkeit bis dahin unwiderstehlich gelenkt, und wir davon, daß der Traum Wahrheit lehre und aus einer guten Quelle komme, unüberwindlich überzeugt werden, wie von dem, was wir wachend und unbetäubt mit gesunden Sinnen empfinden. Nur dürfte es auch mit keiner zuverlässigen Vernunft- und Schriftwahrheit streitig zusammenstoßen. Solche Bewandniß hat es, wie man sieht, mit den göttlichen und englischen Träumen gehabt, davon die heil. Schrift Nachricht giebt. Wegen des so gar leichten Betrugs präsumirt man, wenigstens der Sicherheit wegen, mit mehr Recht in solchen Fällen (Ahndungen und Gespenster sind ähnlich zu beurtheilen) eine böse, als eine gute Ursache, donec probetur contrarium; und das ist gerade das Gegentheil der gemeinen Weise, die gern, wie sie etwas Gutes wünscht, so auch immer etwas Gutes in so fern präsumirt. In einer Welt voll Betrügerey läßt sich nie zu viel Vorsicht bey so mislichen Dingen beweisen. In eben dem Verlage zu Minden sind auch herausgekommen Gedichte auf die Vollendung des Hochehrwürdigen und Hochgelahrten Herrn Friedrich August Weihe, zwanzigjährigen Predigers zu Gohfeld im Fürstenthum Minden. 1781. 8. 56 Seiten. Es sind einige ganz feine Stücke darunter, besonders gleich das erste von Herrn Carl Justus Friederich Weihe, jetzt Prediger in Menninghüffen, Sohne eines so ehrwürdigen Vaters. Wir setzen davon einige Strophen her. Der Anfang:

Wie dunkel ists um mich! ach diese Wunde
Ist allzutief! zu schrecklich war die Stunde;
Dir war sie süß, mein Vater und mein Freund!
Mehr weint mein Herz, als dieses Auge weint ꝛc. ꝛc.

Wie viel verliert Dein Sohn bey Deinem Sterben!
O möcht ich, Vater, Deinen Geist zu erben,
Nur halb so glücklich, als Elisa, seyn!
Gewiß ein reicher Segen wäre mein. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bey Deinem Grabe will ich einsam klagen;
Oft will ich mirs mit lauter Stimme sagen:
Hier ruht Sein Ueberrest, dort schlief Er ein.
O möcht ich dieses Vaters würdig seyn!

* * *

Unsrer Erwartung geschahe kein Gnüge durch die Freymüthige Anmerkungen über Herrn D. Bahrdts Kirchen- und Ketzer-Almanach auf das Jahr 1781. Von einem Liebhaber der Wahrheit. Frankfurt und Leipzig 1782. 8. 86 Seiten. Der ungenannte Hr. Verf. scheint es mit der Orthodoxie recht gut zu meynen, läßt aber sein Urtheil überaus sehr von den gewöhnlichen Zeitungen und Journalen regieren, die er doch für nichts weniger als für orthodox ansehen sollte. Er bemüht sich ohne Noth durch mehrere Gründe darzulegen, daß Bahrdt wirklich Verfasser des Almanachs sey, und setzt voraus, daß derselbe noch eine Schaamfähigkeit habe,

will

will ihn denn also beschämen. Da er nun den Schaamlosen nicht sattsam kennt, so muß Lesern, die ihn besser kennen, das Wenige von Freymüthigkeit, daß er gegen ihn beweiset, ziemlich frostig vorkommen, und eben so der viele Witz, dessen er sich gegen ihn bedient. Denn wider Menschen, wie Bahrdt, ist aller Witz nur stumpf, und was gegen andere Freymüthigkeit heißt, kann in Absicht auf Bahrdten diesen Namen nicht führen. Inzwischen zeigt der Hr. V. sehr wohl, daß Bahrdt in dem Almanach eine Menge litterarischer Schnitzer gemacht habe, weil mehrmals Hrn. Meusels gelehrtes Teutschland seine Quelle war, woraus er Gelehrte und Schriften nennt, mit der Miene, als ob er sie gelesen habe und kenne, und dabey zugleich Druckfehler oder andere Versehen ausschreibt, auch ohne die Vorreden und den Nachtrag zur dritten Ausgabe nachzusehen, wo vieles berichtigt ist. Das wollen wir denn auch an unserm Theil angezeigt haben, weil etwa, wie leicht möglich ist, hier und da ein Jemand auf den übeln Weg gerathen könnte, den Bahrdtischen Almanach als eine litterarische Quelle zu brauchen. Uebrigens will der Hr. Verf. mehrere Gelehrte gegen Bahrdtische Urtheile vertheidigen, welches doch nicht nöthig war, schreibt aber auch mehrere Bahrdtische Censuren dem Alphabeth nach nur ab, ohne dieselben abzuweisen. Wozu das solle, sieht man nicht, der Hr. Verf. müßte denn, welches wir doch kaum glauben könnten, manchen ehrlichen und würdigen Mann von jenem Pritschmeister für rechtmäßig gestäupt

ansehen, vielleicht weil er aus gelehrten Zeitungen und Journalen nachtheilige Vorstellungen aufgefaßt hätte. Anderer hingegen nimmt er sich an, die es minder verdienten, und macht sogar bey aller Orthodoxie, Hrn. Nicolai, namentlich wegen des Nothankers, Schmeicheleyen. Sollten sich dessen nicht alle Orthodoxen schämen? Ganz wohl macht er wahrscheinlich (welches übrigens gewiß genug ist) daß Bahrdt ehedem habe zur römischen Kirche übergehen wollen. Warum das nicht? Nur hätte man ihm eine Abtey geben müssen. Denn er wollte Equipage und einen Mundkoch halten, da ers müde war, in eigner Person für sich und seine Tischgesellschaft, mit einer Schürze über dem schwarzen Rocke, die Brühe zu machen. Allen Damen aber immer noch, wie zuvor, die Kochkunst zu lehren, hätte er sich wohl ferner gefallen lassen. Die Register bey diesem Werkchen haben dem Hrn. V. gleichfalls mehr Mühe gemacht, als Noth war. Der einzige Artikel Bahrdt in dem Namenregister könnte gleichwohl manchen vergnügen. Er ist auf 3 Seiten lang. Wir setzen daraus einige Nachweisungen her: „Bahrdt, verschweigt seinen Namen — „verräth sich selbst — ist das confisciren gewohnt „— kann die Gedanken errathen — mustert tum„me Teufel — ist Verfasser der kleinen Bibel (ist aber gewiß nicht wahr, wenns auch alle gelehrte Zeitungen gesagt hätten; Hr. T. läßt sich die Autorschaft nicht nehmen) — „schimpft, wie ein „Bootsknecht — kocht sein unschmackhaftes Glau„bensbekenntnis noch einmal auf — urtheilt über

„un-

„ungelesene Bücher — posaunt gern — ist pro-
„jectvoll (schon von Mutterleibe an) — macht
„Wind — schämt sich ohne Noth — hat ein gu-
„tes Herz — ein in allem Betracht merkwürdi-
„ger Mensch — überwiegt hundert andre — muß
„nicht stets nüchtern seyn (wozu auch? da ja
„längst auch die Trunknen reformiren?) — soll Er-
„nesti's Asche in Ruhe lassen — schneidet mit ei-
„nem langen Messer auf — sollte Pillen einneh-
„men ꝛc. ꝛc. Wer sollte in diesem Büchlein so viel suchen?

Folgende kleine Schrift ist uns auf gute Art in die Hände geliefert worden: Von dem Einflusse des Mönchswesens auf Staat und Religion 1782 8. 64 Seiten. Der Verf. giebt am Ende vor, schon selbst im Mönchsstande gewesen zu seyn, und überall giebt er sich die Miene eines Katholiken. Wär es, so müßte man sich über die Vollkommenheit und Schönheit seiner reinsächsischen Schreibart wundern, obgleich minder darüber, daß er von den neuen Reformirern unter den Protestanten schon beynahe bis zum Socinismus sich hat reformiren lassen; denn es kann nicht ausbleiben, daß auch Katholiken von dem Bösen Geist unsrer angeblichen Religionsbesserung sich ergreifen lassen, desto leichter, weil sie von Jugend auf die Lehre vom Glauben und von der Heilsordnung nie nothdürftig kennen gelernt haben. Die Broschüre soll nur der Vorläufer eines größern Werks seyn. Schon aber hier lernt man die Möncherey sehr gut kennen; und da mancher unsrer Leser nicht eben hinläng-

liche Kenntnisse davon haben möchte, so theilen wir auch aus einer so kleinen Schrift etwas mit. S. 8. zeigt er, wie durch dieselbe das ganze Bestrebungssystem des Menschen verrückt werde: weil der Mönch nichts eigenthümliches besitzt, und alles, was er erwirbt, des Klosters Eigenthum ist, so halte er sich für einen Meineidigen und Dieb, wenn er das geringste einem Dürftigen mittheile „— Er hat also nicht jene glückliche Aufforderung „zur Thätigkeit, die der Handwerksmann, der „Künstler und der Gelehrte hat, welcher darauf „denken muß, wie er sich mittelst seiner Hände „und seines Kopfs sein Leben angenehm machen „könne. In dieser bürgerlichen Unnützbarkeit — „wird er durch den geschwornen ehelosen Stand „bestärkt — Künste und Wissenschaften können „nur in sofern für ihn einen Reitz und anziehende „Kraft haben, als sie ihm entweder zum Zeitver„treib oder zur Sättigung einer ihm unerlaubten „Ehrbegierde dienen. Da aber diese beyden Ab„sichten der höhern Vollkommenheit seines Stan„des, nach der er sich verpflichtet hat, schnur„stracks widersprechen: so ist er ganz außer Stand „gesetzt, der menschlichen Gesellschaft durch seine „Hände oder seinen Kopf nutzbar zu seyn. Aber „er wird nicht nur durch diese beyden Gelübde ein „todtes Mitglied des bürgerlichen Staats, in dem „er lebt; sondern noch mehr und hauptsächlich „durch den blinden Gehorsam, den er dem römi„schen Pabste und den Obern seines Ordens und „Klosters zugeschworen hat. Weil er einer frem„den Obrigkeit für immer unterworfen ist ꝛc.“

Was

Was die Möncherey für Absichten vorgebe, sagt er sehr gut S. 13. „Darf ich aber wohl Verge„bung hoffen, wenn ich den ehrwürdigen Stand „von Menschen unnütz nenne, die sich dem Dien„ste der Religion auf die vollkommenste Art ge„weihet haben, welche, um die züchtigende Ruthe „Gottes von uns abzuwenden, beten, fasten, ih„ren Leib kasteien, durch tausend gute Werke die „Schatzkammer der Verdienste Christi eröffnen, „und die frommen, andächtigen Seelen der übri„gen Menschen durch die Vereinigung ihrer gu„ten Meynung mit der ihrigen, und durch voll„kommne und unvollkommne Ablässe bereichern? „Welche täglich eine Million von heiligen Meß„opfern, sowohl für Lebendige als Abgestorbene, „welche noch im Fegefeuer um Erlösung seufzen, „verrichten: von Sonnenaufgang bis Niedergang „Beicht sitzen, und die Sünder sowohl hiedurch „als durch Predigen und gute Beyspiele auf den „rechten Weg zurückführen?“ Er legt vor S. 41 — wie die Ordensobern viel Geld zusammenbringen, und in Schatzkammern begraben; wie sehr vieles nach Rom gehe, an die Ordenshäupter, die Secretairen und Assistenten, die Präsides der Congregationen, welche zu Rom residiren und manchem Kardinale an Einkünften nichts nachgäben. „Je reichlicher sie nebst den ordentlichen „Abgaben von den Provinzialen der Orden und „Obern der Klöster beschenkt werden, desto größer „und dauerhafter ist ihre Gewalt. Die Unter„gebenen folgen dem Beyspiele ihrer Obern in den „Provinzen. Um sich vor den Plackereyen dieser „kleinen

„kleinen Tyrannen zu schützen, erkaufen sie sich „den Schutz eines oder des andern Obern zu Rom, „und wenn sie ordentlicher Weise ihren Tribut ab„tragen, so stellen sie sich nicht nur vor Verfolgun„gen in Sicherheit, sondern erlangen auch gewisser„maßen eine vollkommne Unabhängigkeit. Der „ordentliche Weg hiezu zu gelangen, ist, daß sich „der Mönch die Titel und Würden z. B. eines „Vicarius generalis, Magister Ordinis, Magister „Provinziä, Assistenten u. s. w. zu Rom erkaufe. „Viele gelangen zwar mit Recht zu diesen Wür„den, sind aber dessen ohngeachtet gewissen Taxen „unterworfen —“ Eben so gut weiß der Verf. von allerley Mönchshandel, von Lorettoglöckchen, Niklasbrödchen, Ignatiusblechen ꝛc. zu reden, giebt an, daß für 10000 katholische Einwohner in Berlin des Sommers nur 3 Messen gelesen werden, hingegen in einer andern großen aber wenig bevölkerten Stadt für etwas mehr als 6000 Katholiken 100 Messen von Mönchen und eben so viele von Weltpriestern; in einer gewissen andern Stadt aber an den Begräbnißtägen reicher Personen 400 Messen in Einer Kirche an 24 Altären. Er will das Mönchswesen keineswegs bloß eingeschränkt und vermindert, sondern schlechthin ausgerottet und vertilgt wissen. Am Ende hält er darüber eine wohlgesetzte Anrede an Joseph II. welche sich dahin schließt: „— o so be„freye auch das teutsche und römische Reich von „den schändlichen Banden, welche ihm die Mön„che angelegt haben. Umsonst giebst Du den „Menschen ihr angebohrnes Recht frey zu denken

„wieder;

„wieder; umsonst führst Du brüderliche Verträg-
„lichkeit unter die verschiedenen Verehrer einer
„Gottheit zurück; umsonst ꝛc.; selbst diese große
„Wohlthat, erlaube mir es, diese schreckliche Wahr-
„heit zu sagen, kann ihren Enkeln zur Quelle der
„blutigsten Verfolgungen werden, wofern noch ein
„lebendiger Keim der Möncherey übrig bleibt.“
Dieser Verfasser nun leitet zugleich alle Pflichten
von dem Glückseligkeitsverlangen, und alle Sün-
den von der Eingeschränktheit des Verstandes her,
gründet die Vergebung der Sünden bloß auf Reue
und Abbitte, redet von der Versöhnung der Men-
schen mit Gott eben so, wie von der Versöhnung
der Menschen unter einander, und, wie sich aus
dem allen erwarten läßt, scheint er das ganze Chri-
stenthum auf Uebung der Moral, und dieselbe auf
Nachahmung Gottes zu setzen. Der Mann muß in
Leipzig bey Hrn. Plattner Philosophie gehört haben.

* * *

Es giebt viele nicht übelgesinnte Männer, welche,
wenn sie erkennen, daß wir uns in diesem
Journale der guten Sache der Wahrheit an-
nehmen und daß die Wahrheit besonders
des Christenthums einer ernstlichen und rohe
Gegner nicht schonenden Vertheidigung gar wohl
werth sey, doch oft besorgen, daß wir uns darüber
außer den Verunglimpfungen von der Gegenpar-
they, wohl gar auch Ahndungen von höhern Or-
ten her zuziehen könnten. Nun können zwar
manche politische Gelehrte, auch aus der Ordnung
der modernen Geistlichen und Theologen, an ih-

ren

ren höhern Orten leicht allerley Vorspiegelungen machen, die eine Unterdrückung der lautern Religionswahrheit und ihrer Vertheidiger, selbst wider Wissen und Willen der hohen Obrigkeit zur Folge haben. So lange aber die reformatorische Parthey mit denen, die ihr abstimmig sind, nicht im geringsten sanft und fein verfährt, sondern sich sogar alle gemüthliche Ungezogenheit gegen dieselben erlaubt, auch zur Beförderung ihrer von uns für durchaus böse erkannten Sache sich unehrbarer und, anstatt der Ueberredung, lieber zwingender Mittel bedient, und so lange diese Art des Verfahrens entweder jedem zweyäugigen und unbefangenen Beobachter von selbst einleuchtet, oder aufs leichteste klar gemacht werden kann, so lange kann man ohne alle Besorgniß fortfahren, solchen Widerwärtigen ihre Blößen aufzudecken, damit das Publicum sehen könne, wenn es will. Vielen jener wohldenkenden Männer aber, die so besorgt sind, fehlt es auch gewöhnlich nur an hieher gehöriger Notiz. Wie unbändig hat nicht vormals die A. D. Bibliothek, sehr viele auch der angesehensten Gelehrten, gescholten und geschmäht? und bis jetzt, da doch alles weit feiner geworden seyn will, wie begegnet sie einer Menge Schriftsteller? Man denke weiter an die Steinbartische Höflichkeit; an die Politesse, womit Semler und Bahrdt, Semler und Basedow, Semler, (auch Schütze) und die Berliner, einander begegnet und geküsset haben; der Manner, Benner und Bechtold, zweyer Collegen, ingleichen Froriep und Gegner ꝛc. gar nicht zu gedenken.

denken. Es sey ferne, daß wir irgend einem dieser genannten in der Art zu polemisiren nachahmen wollten. Wer ein verständiger Richter seyn will, lese und urtheile; er urtheile aber nicht, ohne gelesen zu haben, wie so viele nur nach dem urtheilen, was ihnen ins Ohr geraunt wird. Wir wollen nur bloß ein tertium comparationis, aus der weiten Ferne, gezogen wissen, um nicht ohne Grund für unbedächtig angesehen zu werden, wenn wir dreuste Vertheidiger der auf manche rohe Weise verscholtenen Wahrheit sind. Apitsch, in der Sache des neuen Gesangbuchs, welches dem Titel nach unter königlichem Ansehen und von dem höchsten geistlichen Collegium ausgefertiget war, wurde in äußerster Intoleranz von gewissen Journalisten und andern Journalisten und andern Schriftstellern für einen Aufrührer erklärt; er hatte in seiner Eingabe sehr dreust geschrieben, vielleicht wie in andern Ländern nur Advocaten in schon eingeleiteten Processen schreiben dürfen, ohne drucken zu lassen. Doch hat ihn der König weder für einen Aufrührer erklärt, noch dafür behandelt und behandeln lassen. Er sahe sich, als ein Laye, nachher genöthigt, lieblöse Verunglimpfungen abzuweisen, und schilderte, so gut er konnte, die eigentlichen Friedestöhrer nach dem Leben; was ist ihm darüber widerfahren? Wir wünschen, daß er nur das einzige mal Schriftsteller gewesen seyn und nie wieder werden möge. Auch Herrn Steinbart ist nun der Kopf verschiedentlich gewaschen, und er wirds hinnehmen müssen. Man hat höchsten Orts sehr weislich und wohl bedacht,

daß

daß es wirkliche und ganz unverkennbare Religionsbedrückung sey, so viel bedeutende Religionsneuerungen auch wider alle lautredende Einwendungen in Schutz zu nehmen, und öffentliche, auch sehr freymüthige Remonstrationen, Beschwerden und Weigerungen dagegen nicht zu gestatten. Gelehrte und gläubige Kenner der heil. Schrift und des eigentlichen Christenthums nach der Lehre Jesu und seiner Apostel würden einer laulichen oder verdammlich gleichgültigen und menschengefälligen Gesinnung schuldig werden, wenn sie, dafern sie Geschick genug haben und es unschwer möglich finden, sich der unstreitigen Befugniß und unbeschränkten Erlaubniß dazu nicht bedienen wollten. Die Pflicht des Christenthums ist auch bey den Christen nicht bloß patriotisch und in die Gränzen des Staats, dessen bürgerliche Glieder sie sind, eingeschlossen. Wer meinem HErrn, der im Himmel wohnt, angehört, ist mein Bruder; der in der Türkey lebt, so gut, als der, mit welchem ich in einer Stadt zusammen wohne; und was der Sache meines HErrn widerfährt, geht mich nicht weniger an, wenn es in dem entferntesten Staate, als wenn es in meines Nachbars Hause geschieht. Ich werde also für Pflicht erkennen, den Feinden derselben nach Möglichkeit, ohne mich zu überheben, entgegen zu arbeiten, wenn auch nie zu befürchten stünde, daß ihre Unternehmungen je die geringste nachtheilige Wirkung an meinem Orte und in meinem Lande hervorbringen würden. Sollte dies nicht Jedermann fassen können, so wird es gar wohl für eine gute Anzahl noch nicht auf Modernität ersessener

Leser

Leser faßlich sey. Doch wir waren dabey, von der heut zu Tage geltenden Libertinage in gelehrten oder ungelehrten schriftlichen Streitigkeiten Beyspiele zu geben, so wenig wir uns auch eine wirkliche Licenz gestatten. Die bekannten, obschon nicht ganz gleich berufenen Namen Wieland und Nicolai, die einander Böcke schimpften (wo haben wir je eine ähnliche Probe gegeben?) gehören, überhaupt genommen, unstreitig hieher. In der auch in unserm Journal angezeigten Bockiade sollten sie, dieser Ungezogenheit wegen, gezüchtigt, und nächst ihnen noch viele andere Streitschriftsteller wegen gewohnter Ungebühren zurecht gewiesen werden. Durch Erwähnung der Bockiade machen wir keinen Uebergang in eine andre Classe von Dingen. Im vorigen Jahre ist in Berlin erschienen die Neue und vermehrte Bockiade, in Briefen über den Ton in der Litteratur, Kritik, Streitschriften, Geschmack, Meynungen und Sitten des heutigen Jahrhunderts. 8. und sie schleppt noch einen langen aus vielerley Stücken, die wir namhaft zu machen uns für zu gut halten, zusammengesetzten Schweif hinter sich her. Auf dem Titel präsentiren sich wieder die zwey Böcke. Der Verfasser hat sich auch nicht mehr verborgen gehalten. Es ist der berüchtigte Cranz, einer und derselbe mit dem Verfasser der Gallerie der Teufel und der Charletanerien. Wir erwähnen der neuen Bockiade nur der sehr weit getriebenen Libertinage wegen. Hätte Cranzens Arrest, wovon mehrere Zeitungen Nachricht gegeben haben, in der Bockiade seine Ursache ge-

habt, so würde Hr. Nicolai schon dafür gesorgt haben, daß diese Ursache desselben zugleich aller Welt bekannt hätte werden müssen. Denn eben Er wird in derselben aufs greulichste herunter gemacht, und mit ihm die A. D. Bibliothek und die Arbeiter an derselben. Da diese Schriftsteller wohl nicht dafür angesehen werden können, daß sie gern, wenn sie einen Schlag auf den einen Backen erhalten, auch den andern hinhalten, so sollte man meynen, sie würden Ehre halber Hrn. Nicolai auch für vollwichtiges Gold nicht mehr zu Diensten stehen wollen, wenn derselbe nicht der ganzen Mitarbeiterschaft Genugthuung verschaffte, die aller Welt bekannt gemacht werden könnte. Und der Hr. Verleger und Director selbst, nur allein betrachtet, wie kann er sich über einer solchen Schändung seines Namens beruhigen? Aus christlichen Bewegungsgründen bleibt er wohl dabey nicht stille. Wie nun? Entweder er hofft nicht, mit einer Injurien-Klage durchzudringen, oder er hat es schon versucht, ohne etwas zu erreichen. Beydes läßt sich doppelt erklären. Das Bewußtseyn, weit bessern und wichtigern Männern es längst nicht besser gemacht zu haben, als Ihm von Cranz widerfahren ist, und die gerechte Besorgniß, mit der Klage nicht angenommen zu werden, mag ihn leicht zurückhalten können. Daß ers aber längst vorher weit bessern Menschen, ohne Ahndung zu befürchten, so arg machen durfte, und es nun wieder so erfährt, wie viel ungestörte gelehrte Freyheit setzt es nicht voraus? Wir erlauben uns nicht, von dem Cranzischen prostituirlichen Witze, womit die gesammte A. D. Bibliothekgesellschaft in der neuen

Bockiade ausgepeitscht worden ist, etwas auszuschreiben, um nicht für Cranzische Gönner von Hrn. Nicolai angezeichnet zu werden. Noch etwas näher aber gehört hieher, was Cranz eben allda zur tiefsten Herabsetzung des neuen Gesangbuchs geschrieben hat. Er sagt, das neue der Augsburgischen Confession sehr unangemessene Berlinsche Gesangbuch sey ausposaunt worden, wie man Sachen ausposaunen müsse, die sich nicht selbst anpreisen — seine Charletanerien hätten außerordentlichen Abgang gefunden, ungeachtet sie nicht, wie das frostig heterodoxe neue Gesangbuch in hundert Wischen angepriesen, und gegen die Befehle des Königs von Priestern, Leviten, obrigkeitlichen Personen und Viertel-Commissarien, von Haus zu Haus herumgetragen, und den Leuten auf den Hals geschwatzt worden. Die geheimen Emissairs, welche incognito und ohne Namen sich zu Gunsten des neuen Gesangbuchs verwendet ꝛc. ꝛc. Auch dies führen wir nur an, als Beyspiel von der unverwehrten Libertinage. Daß aber ein guter Theil Wahrheit darinn sey, steht nicht zu bezweifeln. S. nachher. Doch auch Hr. Hofr. Kästner hat etwas zur Neuen Bockiade beygetragen, welches Hr. Nicolai eben so übel oder noch härter empfinden muß, und, wenn sichs thun ließ, durch eine Injurienklage ahnden würde, nämlich folgende Epigrammen, die Cranz hier mittheilt:

Ueber die Herausgabe des Bunkels.

Der lange Nickel kehrt mit seinem Laden-Besen
Vor seiner Thür ein Buch, das alle Dunse lesen.

Ein par Worte über den Herrn 17***.

Mit Witz und guten Ruf kämpft ein gelehrter Zwerg,
Und stürmt hinan den stolzen Berg,

Worauf ihn Wielands Geist, in Riesengröße, bläuet.
Mit Bänden vom allrichtenden Journal,
Schon sechs und dreyßig an der Zahl.
Verschanzt er sich, und — siegt vielleicht? er schreyet.

An den Verfasser der Bockiade. K.

Dein strenger Richterstab
Straft Nickeln zwar mit Schaam und Reue,
Und stößet ihm die stolzen Hörner ab.
Allein was hilfts? Ihm wachsen täglich neue.

* * *

Wir sind ohne alle Zudringlichkeit wieder aufs neue Berlinsche Gesangbuch zu reden gekommen, und müssen doch auch das Verlangen unsrer Leser, die weitere Aufnahme, die es findet, zu wissen, nach Vermögen befriedigen. Das Journal für Prediger, welches eine übertriebene zärtliche Sorge für diese Angelegenheit trägt, klagt herzlich über die Unbiegsamkeit und Störrigkeit des Volks, und man kann sich vorstellen, worüber noch mehr. Wenn es doch beklagte, daß man so unklug ein allgemeines Gesangbuch für alle lutherischen Gemeinen in den Königl. Staaten hat zubereiten wollen, und so blöde gewesen ist, zu glauben, daß nicht mehr Kunst dazu gehöre, ein so klar auf Reformation umgehendes und von so unverholen reformirenden Männern zubereitetes Gesangbuch nur in Berlin, geschweige denn in allen Königlichen Staaten, einzuführen. Doch vermuthen wir immer, daß dasselbe schon an weit mehrern Orten angenommen sey, als die meisten wegen dieserley Wehklagen werden glauben wollen. Würden diese Journalisten viel weniger klagen, wenn es schon in ⅔ aller lutherischen Kirchen in den Preuß. Ländern eingeführt wäre? so sehr uns das wundern müßte, so unzufrieden würden da-

mit die Reformanten selbst, und noch unzufriedener die bey der Reformirung bedienten Schriftsteller seyn. Denn das Ziel war auf Einmal viel weiter gesteckt, und mit einer Bestrebung dachte mans abzureichen. Eben die Journalisten beschuldigen unsre Recension des Gesangbuchs einer großen Heftigkeit, und wie müßten ihnen das nicht viele sanfte Leute nachsprechen, die lieber nachsprechen, als selbst urtheilen, weil dies letztre etwas ungemächlicher ist. Viele Worte aber haben nach modernem Sprachgebrauche ganz einen andern Sinn bekommen. Wer jetzt bey Beurtheilung solcher Dinge etwas ernstlich, wie sichs gebührt, verfährt und seinen mit unverwerflichen Gründen bestärkten Tadel nicht mit süßen Verbeugungen würzt, die man doch vielen Schriftstellern schlechterdings nicht mit gutem Gewissen machen kann, der ist sehr heftig. Bey Vergleichung unsrer Beurtheilung mit allen andern gegen das Gesangbuch herausgekommenen Schriften möchte sich wohl gar deutlich ergeben, daß kein Gegner demselben so viel Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, als eben wir. Bey diesen Männern aber ist kein Dank zu verdienen, und wohl denn uns, daß wir uns um ihr Lob nie bewerben. Doch, noch etwas.

Mehrere Berichte ergeben klar, daß man an vielen Orten, dem bekannten Königlichen Befehle durchaus zuwider, den Gemeinen das Neue Gesangbuch aufzudringen suche. Daß solche Versuche nicht überall durchgehen und ihren Zweck erreichen, versteht sich von selbst. Anstatt nun sich dieser unwidersprechlich intoleranten, von des Königs Maj. verbotenen Zudringlichkeit hinterher zu schämen, klagen viele Leute vielmehr nur desto zuversichtlicher über die Unwissen-

heit und den störrigen Sinn des Volks, das sich ein solches Gesangbuch nicht aufdringen lassen will, und bringen wohl gar mährenhafte Erzählungen von so mislungenen Versuchen ins Publicum. Eine solche haben wir neulich im Deutschen Museum, in dessen Fünften Stück, nämlich im May oder Wonnemond, 1782. gelesen, und theilen sie zur Unterhaltung der Neugierde unsrer Leser, und zu wichtigern Betrachtungen, mit. So lautet sie:

Mansfeld den 4ten März 1782.

„.... Vor vierzehn Tagen wurde das neue Gesang„buch für die Preußischen Staaten auch hier zum öf„fentlichen gottesdienstlichen Gebrauch aufgenom„men. Die Bürgerschaft setzte sich dawider; und „warum? Weil am Ende des im Faberschen Verlag „zu Halle gedruckten neuen Gesangbuchs sich ein „Holzschnitt findet, der das Bild einer Heiligen, die „ein Krucifix in den Händen hält, vorstellet. „Dies „ist eine Nonne, sagte die Bürgerschaft oder vielmehr „der Pöbel. Das Buch ist katholisch. Man will eine „andre Religion einführen u. s. w. Es entstand öf„fentliche Stöhrung des Gottesdienstes aus dieser „Volksgrille. Man drohete laut mit Beleidigungen „dem Prediger, der das alte Gesangbuch abgeschafft „hatte, und gewiß wären die Drohungen in Erfül„lung gegangen, wenn nicht die Obrigkeit durch „freundliches Zureden das Volk besänftiget hätte.“

Man merke nur auf den Ton dieses Berichts. Wenn nun aber der Correspondent einmal nicht verständiger war, hätte es nicht der Herausgeber des Museums seyn sollen? Hienach ist ja unwidersprechlich klar, daß der Prediger für seinen Kopf, ohne die Gemeine (oder versteht der Correspondent unter der

Bürgerschaft einen fremden Haufen?) gebührend vorher zubereitet, Exemplare des Gesangbuchs in hinreichender Menge unter dieselbe gebracht und ihre Einwilligung, nach Königl. Befehle, zuvor vernommen zu haben, das Neue Gesangbuch habe einführen wollen. Durchaus soll ja der Prediger nicht für seinen Kopf das alte Gesangbuch abschaffen und das Neue einführen. Das Bild einer Heiligen mit einem Crucifix ist nirgends in unsrer Kirche etwas seltenes; sollte man in Mansfeld keine Gebetbücher mit solchen Bildern haben? wie konnte es der Bürgerschaft oder dem Pöbel nur auffallend seyn? Wenigstens auf einen Bericht, der so lautet, wie dieser, kann man auch den Pöbel zu Mansfeld noch nicht in Bezüchtigung nehmen. Und schlecht genug, wenn der Prediger, der das Neue Gesangbuch aufnahm, weder wußte, wie dürftig das Volk unterrichtet war, noch — Doch bona fide reden und schreiben nun viele so, als ob sich kaum eine andere, als thörigte, Ursache ausdenken ließe, weswegen eine Gemeine dies Gesangbuch von sich ablehnen könnte. Und doch müßte man auch solcher Ursachen wegen behutsam zu Werke gehen — und allemal soll man Gewissen schonen. List und Gewalt ist es, wenn Prediger an Orten, wo der gemeine Mann von dem königl. Freyheitsbriefe in Ansehung des Gesangbuchs etwa nichts weiß und doch damit unzufrieden ist, dasselbe, gleich als auf Königliche Verordnung, einführt. So geht es ohne Zweifel an mehrern Orten; wie wir von einigen historisch wissen, ohne deswegen Zeitungsträger seyn zu wollen. Hier und dort erfährt die Gemeine hinterher, daß der Prediger (wie bejammernswerth ist es nicht, weil alles Zutrauen zu ihm dadurch verlohren gehen kann?) sie arglistig hintergangen habe, will nun das neueingeführte Gesangbuch

wieder abgeschafft wissen, wie auch schon z. B. gleich Anfangs in Charlottenburg, geschehen ist, und kommt wohl gar mit ihrem Prediger förmlich in Proceß, wie wir auch schon von wenigstens Einem Orte her wissen, ohne durch Nennung desselben den Prediger marken zu wollen. Genug die Sache des neuen Berlinschen Gesangbuchs ist eine bittere Galle, und würde es seyn, wenn auch in dem Buche selbst nichts anstößiges wäre, schon allein aus der Ursache, weil die Männer, von welchen es zubereitet worden ist, längst vorher durch ganz unleugbare große Abweichungen von dem symbolischen Lehrbegriff ihren Credit bey allen, die ihren bisherigen Glauben nicht aufgeben noch gefährden lassen wollen, schlechthin verdorben hatten. Denn das hat zur Folge, daß man auch da andere Deutungen macht, Mißlichkeit und Gefahr zu sehen meynt, wo man sonst ganz sicher dafür seyn würde. Es ist aber allerdings viel Anstößiges in dem Buche selbst, wie wir gezeigt haben. Auch an solchen Orten ist es eine bittere Sache, wo es nach der Pluralität in der Gemeine zur Einführung kömmt. Wenn wir unsere Leser mit Zeitvertreibenden Geschichtchen von versuchter und mislungener Einführung desselben unterhalten wollten, die leicht amüsanter seyn dürften, als das von Mansfeld, so brauchten wir nur etwas aus einem neulich erhaltenen Briefe abzuschreiben. Was aber sollte dabey herauskommen? In Halle selbst, wo, wie jene Nachricht angiebt, das neue Gesangbuch von neuem gedruckt worden ist, braucht man noch das vorherige Hallische Gesangbuch. Auch die dasigen Herren Prediger sollen über die Einführung des neuen Berlinschen nicht einig seyn. Sie werden sehr wohl thun, und sich am besten dabey befinden, wenn sie diesen Zankapfel unter ihre Gemeinen nicht hinwerfen, sondern abwarten, ob die Stimme des Volks, ohne ihre Veranlassung, sie zur Einführung desselben aufrufen wolle.

Auch dies ist wohl sehr heftig geschrieben? So werden wir denn für Pflicht erkennen, sehr heftig zu schreiben.

Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.

Kritische

Sammlungen

zur

neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit.

Des Achten Bandes

Viertes Stück.

Wismar und Leipzig,
in der Boednerschen Buchhandlung.
1783.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789/phys_0553
DFG



Vorrede.

Wir preisen die Gnade Gottes in Jesu Christo darüber, auch diesen Band unsrer Sammlungen so wohl beschließen, und zugleich das erste Stück des folgenden liefern zu können. Unversehene Uebel, die für das Mal eintraten, schienen so viel nicht zulassen zu wollen; und nun sind sie überwunden. Unsre günstigen Leser, denen wir für ihre fortwährende Aufmerksamkeit danken, würden sichs im Allgemeinen zu erklären wissen und nicht befremden lassen, wenn wir wieder einmal zurückgeblieben wären. Da wir noch immer die sonderlichen Leute sind, die schier überall dem Strome entgegen streben, ohne ihn doch aufhalten zu können, so müssen uns mit unter auch grosse Hindernisse

begegnen. Desto leichter werden sie uns auch merkliche Schwachheiten zu verzeihen wissen.

Für eine Schwachheit aber ist uns nicht anzurechnen, daß wir z. B. im St. 4. bey den neuen Schriften und Streitigkeiten über die Offenbarung Johannis so lange verweilt haben. Das Buch ist einmal unter den neutestamentischen göttlichen Documenten das einzige in seiner Art, also auch von besondrer oder eigner Bedeutung; sein Dasein muß eine wichtige Absicht haben, wenn es sogar bis jetzt ein noch ganz unaufgelöstes Räthsel wäre; es ist unrecht, von dem Unterscheidenden seines Inhalts, gleich als aus überlegten Gründen und mit eingebildeter Klugheit, keinen Gebrauch machen, und unrecht, über die Herkunft und die Aechtheit desselben immerfort ungewiß bleiben zu wollen, desto größeres Unrecht, weil es sich selbst Offenbarung Jesu Christi nennt. Da nun von Neuem wieder so ernstlich über dasselbe gestritten wird, so fühlten wir desto mehr Beruf, diese neuen apokalyptischen Streitigkeiten etwas umständlich anzuzeigen und zu beurtheilen, je kürzer und ungenüglicher unsre Corrivalen in der gelehrten Lesewelt davon Nachricht geben.

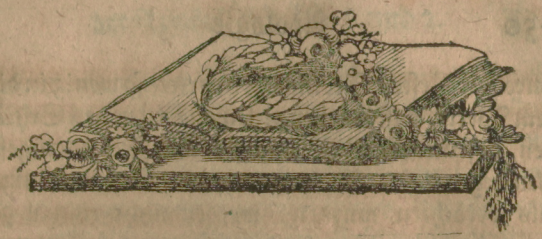
Vielleicht aber vermißt man dagegen ungern bey uns die Anzeige mancher andern Schriften, besonders auch solcher, welche empfoh-

pfohlen zu werden verdienen. Das mag seyn; nur daß wir nicht eingestehen können, irgend ein Buch von Belang je aus der Ursache unerwähnt gelassen zu haben, weil es etwa eines weitläuftig ausgeführten Lieblings-Artikels wegen keinen Raum hätte finden können. Raum würde leicht durch Weglassung oder Einschränkung anderer Artikel zu verschaffen gewesen seyn, die Niemand auf die Rechnung einer besonderen Liebhaberey wird schreiben wollen. Vielmehr ist die Ursache dieser etwa so zu nennenden Defecte diese, daß uns manche neue gelehrte, auch wohl ganz gut christliche Producte nicht zu Händen kommen. Unsre Einnahmen reichen nicht hin, sie herbey schaffen zu lassen, und unsre Absicht leidet nicht, die Herren Autoren oder besser die Herren Verleger sammt und sonders um Einsendung aller ihrer Waaren zu ersuchen, und dagegen unsre besten Ausrufer-Dienste zu versprechen, weil wir nie gemeynet sind, für irgend einen Kaufpreis zu loben, was mit gutem Gewissen nach unsrer Einsicht sich nicht loben läßt. Leicht würden wir sonst unsern Vortheil eben so gut verstehen, als andre Journal- und Zeitungsschreiber, die zum Theil, ohne allen eignen Verlag und Fond, einträglichen Buchhandel treiben. Und doch giebt es auch bey ihnen überaus große Defecte. Mit dieser Erklärung, hoffen wir,

werden alle unsre Leser, die nicht mit gutem Willen hintergangen seyn wollen, ausnehmend zufrieden seyn. Weh thut es uns öfters, von einem Gönner oder Freunde aus der Ferne her an dieses oder jenes Buch namentlich erinnert zu werden, das unsre Beurtheilung oder Empfehlung verdiene, ohne dasselbe zur Durchsicht bekommen zu können. Eben hiemit antworten wir zugleich einem würdigen Gelehrten an den mittäglichen Gränzen von Teutschland, der uns vor einiger Zeit ersuchte, gewisse von ihm herausgegebene Schriften beurtheilend anzuzeigen. Zudem besteht auch unsre Gesellschaft nicht aus vielen Personen, die mit vereinigten Kräften sehr viel leisten könnten; und wer unsre Verfassung näher kennt, wundert sich vielleicht, wie so viel zu leisten stehe, als geleistet wird. Nur eine gnädige Fügung Gottes erhält bis hieher unsre Kritischen Sammlungen bey ihrer Dauer, und scheint sie noch länger erhalten zu wollen. Sie wird dieselben denn auch nicht ohne Segen seyn lassen.

— im April 1783.

Der Herausgeber.



I.

Neue Schriften und Streitigkeiten über die Offenbarung Jesu Christi.

a.) Apologie der Apokalypse wider falschen Tadel und falsches Lob. Erster Theil. Chemnitz bey J. C. Stößel 1780. 8. 358 Seiten. Zweyter Theil. 1781. 247 Seiten. (Der dritte Theil folgt nachher.)

So gern es auch viele neue Theologen sehen möchten, daß die ihnen so unschmackhafte und widerliche Offenbarung Johannis nach und nach auf die Seite und in Vergessenheit käme, so scheint doch die über alles erhabene Vorsehung wichtige Ursachen zu haben, dieselbe in solchen Zeiten immer wieder in lebhafte Erinnerung zu bringen. Daß der Verfasser dieser Apologie kein Bengelianer oder Crusianer sey, hat wahrscheinlich schon durch den Titel zu erkennen gegeben werden sollen, welcher dem Buche zwar Käufer und Leser verschaffen kann, aber doch, nach unserer Meynung, zu modisch ist, als daß er ernsthafte Theologen und wohlbelehrte Kenner sehr

anreizen dürfte. Recensent erwartete so wenig in diesem Werke, daß ers, bey vielen andern neuen Schriften, in seiner Kammer eine geraume Zeit uneingesehen liegen ließ. Viele andere, die es nichts weniger als verachten würden, werden nicht einmal gewünscht haben, es in die Hände zu bekommen, da es auch in gelehrten Zeitungen, aus Absichten oder aus Fühllosigkeit und Unkunde der Recensenten nicht sonderlich ausgezeichnet worden ist. Abgang wird es, wie gesagt, demungeachtet gefunden haben, bey Halbgelehrten und Ungelehrten, die nur für die lange Weile und zur Ergötzung lesen, aber das Ding nicht goutiren können. Irren wir nicht, so kömmt es aus diesen Ursachen zusammen genommen, daß der Hr. Verf. in der Vorrede zum Th. II. Ursache gefunden h[illegible], sich über die Magerkeit der Recensionen des Th. I. zu beklagen. Hat er gleich anonymisch geschrieben, so zweifelten wir doch schon nach dem Titel nicht, daß er der Hr. M. F. G. H. P. z. G. sey, welcher die von uns im Jahr 1781 St. 1. S. 160 — kurz beurtheilten Gedichte und poetischen Abhandlungen, Freyberg 1780 herausgegeben hat. Im Th. III. dieser Apologie läßt er uns wissen, daß er Hr. Mag. Hartwig, Pastor zu Großhartmannsdorf bey Freyberg, sey. Wer die zeitherigen Streitigkeiten über die Offenbarung kennt, möchte etwa durchaus nicht viel von einem Apologeten, der Prediger auf dem Lande ist, erwarten wollen. Doch zeigt sich hier das völlige Gegentheil, und wiefern äußerliche Hülfsmittel zur Ausführung einer Streitschrift über die Offen-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1025698789/phys_0560
DFG

fenbarung gehören, könnte Hr. M. Hartwig schwerlich mehr geleistet haben, wenn er auf einer mit allem Apparat versehenen Universität lebte, oder in einem stillen Nebenzimmer der größten Bibliothek seine Apologie geschrieben hätte. Einen, wie sich zeigen wird, ganz unleugbaren Fehler hat er zwar damit begangen, daß er die seynsollende apokalyptische Exegese zugleich mit der kritischen Beurtheilung der Aechtheit des Buchs aufstellt, und Abhandlungen von beyderley Art unter einander setzt. Das aber kömmt doch nicht daher, daß er ein Landprediger ist. Genug, auch dieses Fehlers ungeachtet, ist er der competenteste Gegner des Hrn. D. Semler, und leistet in diesem Fache als kritischer Patristiker in gewissem Betracht mehr, als der sel. D. Chr. Fr. Schmid. Wer uns für Crusianer hält, mag dies Lob über die Hartwigsche Apologie für desto unverdächtiger achten. Die klare Wahrheit hats uns abgenöthigt, und alle Kenner dieserley Sachen werden allemal in Hrn. Hartwig, ungeachtet seiner exegetisch-poetischen Schwachheiten, einen Capital-Gegner wider den Semlerischen kritischen und exegetischen Unfug in Ansehung dieses biblischen Buchs finden. So viel war voraus zu schicken, damit nicht der nun folgende Anfang unserer Recension auf die Leser einen zu nachtheiligen Eindruck mache.

Der Hr. Verf. liefert in jedem Theile einige, ihrem Inhalte nach sehr weit verschiedene Stücke, und fängt mit der Exegese an. Num. I. hat die Ueberschrift: Erster Grundsatz zu richtiger Erklärung der Apokalypse. Bloß Erster

Satz wird er nachher S. 4. genennt, und in folgendem besteht er: „Zwey Stücke machen eigent„lich das Hauptwerk von dem ganzen prophetischen „Theile der Apokalypse aus, nämlich die Zerstöh„rung der großen Stadt Cap. 17. sq. und die „Aufrichtung des neuen Jerusalem Cap. 21. sq. „Das übrige alles ist Vorbereitung und Neben„werk. — Allein eben diese Hauptbegebenheiten, „und nicht etwa nur die vorhergehenden entfern„ten Vorbereitungen waren es, welche damals „bald nach Verfertigung des Buchs in Erfüllung „gehen sollten. Dies wird so klar und deutlich „gesagt, daß, wenn dieses nicht geschehen wäre, „die ganze Weißagung falsch seyn müßte.“ Dies letztre, daß, wenn ꝛc. die ganze Weißagung falsch seyn müßte — wiederholt der Hr. Verf. mehrmals, und wer sieht nicht, wie erkühnt der Ausspruch an sich sey, und wie viel Vorschub er den Bestreitern der Aechtheit des Buchs gebe, um desto zuversichtlicher zu sagen: Atqui — und zu schließen: Ergo — Zur Erläuterung merken wir daher sogleich an, daß es Hauptangelegenheit dieses Apologeten sey, ein gewisses Erklärungssystem durchzusetzen, dafür er aufs denklich höchste eingenommen ist, und welches er mit Enthusiasmus (einen gelindern Namen wissen wir dem Feuer nicht zu geben, welches bey ihm lodert) vertheidigt und anpreiset. Dieser Enthusiasmus ist allemal da, so bald er exegetisch schreibt, und geht in Nüchternheit und bloß gesetzte Lebhaftigkeit über, sobald er die Aechtheit des Buchs historisch vertheidigt. Nicht geringen Antheil scheint daran sein

Hang

Hang und Talent zur Poesie zu haben, und poetisches Feuer kann man, wenn bey irgend Jemand, vornämlich bey Hrn. H. kennen lernen. Doch wir dürfen nicht zu weitläuftig seyn. Worauf aber dieser kühne Ausspruch beruhen solle, weiß Jeder, der die Offenbarung kennt, nämlich auf ἐν τάχει und ὁ καιρὸς ἐγγὺς Kap. 1, 1 — 3. 22, 6. 10. 16. Wäre das nun ein so augenscheinlicher Grund, als hier behauptet wird, so wär es unerklärlich, wie das Buch bey der christlichen Kirche oder nur bey einer Menge Väter vom 3ten Jahrhundert an hätte in Aufnahme seyn können, welche doch die Erfüllung von Kap. 17 folg. in keiner schon vorübergegangenen Geschichte finden konnten, oder wenigstens nicht gefunden haben. Der Lehrsatz aber, daß die Zerstöhrung der großen Stadt Kap. 17. folg. und die Aufrichtung des neuen Jerusalems eigentlich das Hauptwerk sey, gründet sich auf Kap. 1, 1. 22, 6. 16. vergl. Kap. 17, 1. 21, 9. Der zu Anfang und gegen Ende des Buchs erwähnte Engel muß allerdings dafür angesehen werden, daß er dem Johannes die eigentlichen Hauptsachen gezeigt und näher aufgeklärt habe, und freylich tritt dieser Engel, um dem Johannes etwas zu zeigen, nur Kap. 17. und 21. auf. Er zeigt ihm aber Kap. 17, 3 — nicht nur die Hure, sondern auch das Thier, welches von Kap. 13. an ein Hauptgegenstand war, und verspricht v. 7. ihm das Geheimniß, d. h. die von selbst nicht leicht errathbare Bedeutung nicht nur des bildlichen Weibs, sondern auch des Thiers mit 7 Köpfen

und 10 Hörnern zu erklären, und fängt diese Erklärung v. 8. bey dem Thier an. Hienach ist denn die eigentliche Hauptsache der weißagenden Vorstellung schon von Kap. 13. an zu suchen, und dieser Theil der Hauptsache reicht zunächst bis Kap. 19, 21. ja in das Kap. 20. hinein, wo V. 4. und 10 nochmals des Thiers gedacht wird, wie Johannes auch schon im voraus Kap. 11, 7. desselben erwähnt. Daraus aber folgt dennoch nicht einmal, daß das übrige alles nur Vorbereitung und Nebenwerk zu nennen wäre, als welche Ausdrücke vielmehr ganz unschicklich sind. Von Kap. 4. an wird der Gesichtspunkt bestimmt, aus welchem man die ganze Weißagung ansehen soll, und bildlich bezeichnet, woher sie sey, zugleich mit der Abhängigkeit aller Dinge und Begebenheiten von Gott und Christo. Wer wollte das Nebenwerk nennen? Auch ists denn nicht bloße Vorbereitung, wie z. B. die Ouverture bey einer feyerlichen Musik, sondern Darstellung dessen, was der Seher, und was der Leser und Hörer zur Beurtheilung des folgenden immer im Gedächtniß haben soll. Unter andern liegt darinn die große Lehre, daß nichts geschehe, welches nicht zuvor von Gott versehen, und wie im voraus schon niedergeschrieben und bis auf einen gewissen Zeitpunkt versiegelt beygelegt sey —. Kap. 8, 7 — geht die weißagende Vorstellung von demjenigen an, was nach einander geschehen soll. Ist dies auch noch nicht die eigentliche Hauptsache der weißagenden Vorstellung, so ist es doch nicht bloßes Nebenwerk. Es wird von hier an vor-

vorstellig gemacht, was erst vorhergehen werde, bevor die Hauptsache komme, und wie sie sich immer weiter nähere, weil sie sonst zu zeitig, unmittelbar nach der Bekanntmachung der Offenbarung, mit Recht erwartet, und die Vorstellung derselben auf unrechte nachherige Geschichtsachen gedeutet seyn würde. Die 7 Engel, die Johannes mit Posaunen sahe, stießen nicht zugleich in ihre Posaunen, sondern einer — nach dem andern; nach jedem Posaunenschall trug sich etwas großes zu, welches irgend eine Währung haben muß — einige dieser vorgebildeten Ereignisse haben auch eine ausdrückliche, wiewohl nicht von selbst klar verständliche Zeitbestimmung bey sich Kap. 9, 5. und 10. 9, 15. 12, 6. 14; und bevor die Zeit vergangen war, binnen welcher das geschehen sollte, was im Gesicht nach dem Posaunen-Schall jedes der 6 erstern Engel vorstellig gemacht wurde, konnte noch nicht geschehen, was Johannes nach gehörtem Schall der Posaune des 7ten Engels sahe und hörte. Das ist unwiderleglich klar, so wohl nach der fortschreitenden Vorstellung, wie sie Johannes erhielt, als nach den klaren Worten des Schwurs Kap. 10, 7. vergl. 8, 13. und jeder aufmerksame unbefangene Leser muß es wahrnehmen. Eine gute Zeitlänge ist auch zu denken bey Kap. 10, 11. Welch exegetisches Verfahren ist es nun, wenn man behauptet, wegen des ἐν ταχει und ὁ καιρος ἐγγυς hätten die eigentlichen Hauptbegebenheiten (nach gewöhnlichem Sprachgebrauche) alsbald nach Verfertigung des Buchs in Erfüllung gehen müssen —

Das Buch erklärt sich über diese Ausdrücke vollkommen selbst. Die Erfüllung der Vorbildung sollte sogleich ihren Anfang nehmen und hinter einander ohne große Zwischenzeiten fortgehen. Sogleich aber nach bekanntgemachter Weißagung konnten die Hauptbegebenheiten durchaus noch nicht erfolgen, weil erst mehreres vorhergehen sollte; einiges davon konnte auch nicht ganz kurz abgethan seyn, wenn es seiner Beschaffenheit nach mehr Zeit erforderte, als etwas anderes, z. B. Kap. 9, 13. 21. Johannes sahe emblematische Vorstellungen von Begebenheiten, die bald darauf nacheinander geschehen sollten, und so war die Zeit nahe. Daniel erhielt Weißagung von großen Begebenheiten, die nicht sogleich und nach einander ununterbrochen fort, geschehen, oder auch nicht sogleich, sondern erst nach langer Zeit ihren Anfang nehmen sollten, und so erhält er die Anzeige, es sey noch lange Zeit hin. Dan. 8, 26. 12, 9. Hr. H. erkennt Kap. 20. 11 — die Auferstehung der Todten und das allgemeine Endgericht, auch Kap. 21. den neuen Himmel und die neue Erde im eigentlichen Verstande. So ist ja denn aber wenigstens die zweyte Hauptsache der Weißagung des Buchs bis jetzt noch nicht da, nämlich noch nicht das neue Jerusalem auf der neuen Erde, und so erhält ja auch dadurch des Hrn. Verf. nahe Zeit bald nach Verfertigung des Buchs einen sehr großen Abfall. Hier hilft er sich mit einer ganz unscheinbaren Klügeley, und läßt das neue Jerusalem längst auf der alten Erde errich-

ten.

ten. Das ist für uneingenommene Beurtheiler genug. Von allem dem aber, was er unter Num. I. auf 2 Bogen aufgestellt hat, wäre zum Behuf der nun folgenden Apologie der Aechtheit des Buchs nicht mehr nöthig gewesen, als dies allein, daß die Offenbarung nur eines einzigen Engels gedenke, der dem Johannes etwas gezeigt und Aufschlüsse gegeben habe, und das bedurfte keiner besondern Abhandlung. Diese nun kann viele Leser, nicht etwa nur Bengelianer und Crusianer, gleich beym Eingange mit Widrigkeit einnehmen. Was Hr. D. Semler damit gemacht habe, werden wir nachher beschreiben. Hierauf folgt II. Neue Untersuchung über das Zeugniß Caji Romani. Eine wahre, gelehrte und scharfsinnige kritische, nicht etwa eine nur sogenannte Untersuchung. Es ist hier um die bekannte Stelle zu thun, welche Eusebius K. G. III. 28. wo er vom Cerinthus redet, aus Caji, Römischen Presbyters noch im 2ten Jahrhundert, verloren gegangegenen Dialog mit dem Montanisten Proculus anführt, als auf welche Stelle Oeder und Hr. D. Semler die widersinnige Behauptung gründeten, daß Cerinthus Verfasser der Offenbarung Johannis sey. Weil wir von der Untersuchung des Hrn. Apologeten über diese Stelle kaum etwas verständlich anführen könnten, ohne diese Stelle selbst mitzutheilen, so wollen wir die von ihm gegebene Uebersetzung derselben herüber nehmen. Sie lautet also: „Auch Cerinthus sucht durch „Offenbarungen (Apokalypsen) als von einem „großen Apostel geschrieben, wunderseltsame

Din-

„Dinge, als von Engeln ihm gezeigt, uns lügen-
„hafter Weise aufzuheften (nebeneinzuschieben), in-
„dem er sagt: Nach der Auferstehung werde
„das Reich Christi irdisch seyn; und: Die
„in Jerusalem wohnenden Körper (την σαρκα)
„würden von Neuem den Begierden und
„Wollüsten dienen; und, als wahrer Feind der
„göttlichen Schriften sagt er in der Absicht zu ver-
„führen: Es werde eine Anzahl von tausend
„Jahren in hochzeitlichfestlichen Lustbarkei-
„ten zugebracht werden.“ Wenn wir zur Be-
urtheilung dieser Nachricht auch nichts weiter
wüßten, als daß sie von einem Römischen Pres-
byter, der gegen das Ende des 2ten und zu Anfan-
ge des 3ten Jahrhunderts lebte, sey, so würden
wir uns ihrer, wiefern sie unsrer Offenbarung
zum Nachtheil angeführt werden wollte, doch
leicht entledigen. Denn entweder ist darinn die-
selbe gar nicht gemeynt, oder Cajus verdient da-
mit weder Glauben noch die geringste Aufmerk-
samkeit. Weder die darinn angegebenen Sätze,
am wenigsten die zwey letztern, sind in der Of-
fenbarung Johannis zu finden, noch kann sich die-
selbe je mit den anderweitigen bekannten Irrleh-
ren des Cerinthus vertragen, sondern ist denselben
allemal durchaus zuwider. Und ist es nicht,
als ob wir durch ein solches Vorgeben, es sey von
Cajus oder von Oeder, Semler und Stroth, nur
geäfft werden sollten? Nach alten unverdächti-
gen Nachrichten hat sich der Apostel Johannes dem
argen Cerinth sehr geflissentlich entgegengesetzt; und
nach dieser Gelehrten Vorgeben sollten wir
glau-

glauben, Cerinthus sey nicht nur so keck gewesen, eben diesem Apostel ein so bedeutendes Buch unterschieben zu wollen, sondern habe auch die Zauberkunst besessen, diesen Betrug glücklich auszuführen, ein Buch, welches mit 7 Briefen im Namen Jesu Christi an die Bischöfe 7 Asiatischer Gemeinen, in deren Nachbarschaft Johannes sein Leben beschlossen hat, versehen ist, welche Bischöfe zum Theil darinn auch sehr ernstlich gemustert werden; ein Buch, welches besage seines Inhalts von dem Verfasser selbst an diese Gemeinen geschickt seyn mußte, wenn der Betrug nicht sogleich notorisch werden sollte ꝛc. Und wäre dies für alle Verständige nicht genug zur völligen Abweisung eines so elenden Vorgebens? Hr. H. aber begnügt sich hiemit nicht. Er theilt seine Untersuchung in 2 Abtheilungen. Die erste ist Exegese des Texts von S. 36 bis 168. Wir wünschten zwar, daß er sich minder in diesen Text vertieft, nicht so manches, welches an zu subtilen Fäden hängt, wenns auch nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist, neben dem, was leicht ganz klar gemacht werden konnte, zu behaupten gesucht hätte. Hierüber werfen die Gegner kurze Sottisen hin, und suchen damit die ganze Beleuchtung der Stelle verächtlich zu machen. Viel triftiges aber hat der Apologet auch hier gesagt. Zuerst Kritik selbst über die Beschaffenheit des Texts und bestens gegründete Censur über die Strothische Uebersetzung. Nachher urgirt er den Plural, da Cajus nicht von Einer Apokalypse, sondern von mehreren Apokalypsen rede, und dieser Ausdruck doch

als

als Büchertitel verstanden werden müsse, Niemand aber je von (mehrern) Apokalypsen des Johannes geredet habe, und sie auch selbst nur in der einzelnen Zahl sich eine Apokalypse nenne. Ferner zeigt er, daß die Cerinthischen Apokalypsen (wenn es welche gegeben) nothwendig eine ächte Apokalypse von einem Apostel voraussetzen, weil er sich sonst nicht im geringsten einigen Beyfall für die seinigen zu versprechen gewußt haben würde, und man nicht einmal sähe, wie er auf den Einfall, Apokalypsen zu erdichten, hätte kommen können. Allemal eine triftige Anmerkung! Ausnehmend gut aber finden wir den Satz ausgeführt, daß die von Cajus als Inhalt der Cerinthischen Apokalypsen angegebene Stücke in unsrer Offenbarung gar nicht zu finden sind, obgleich einiges von Hrn. H. eigenthümlicher apokalyptischen Auslegung dabey mit einläuft. S. 114 kommt er auf den zweyten Cerinthischen Satz, daß das Fleisch in Jerusalem den Begierden und Lüsten dienen werde, kann ihn in unsrer Offenbarung nirgends finden, nicht einmal eine Stelle, wobey sich mit Wahrscheinlichkeit denken ließe, daß ihn Cajus daraus genommen oder nur geschlossen habe, und fordert die Gegner auf, diesen Punkt auszumachen, und zu zeigen, daß und wo dieses in unser Apokalypse enthalten sey — „In „der That, hier stehen die Gegner so bloß, als fast „nirgends. Nicht ein Wort sagen sie über dies„ses so wichtige Stück, zur Ueberzeugung selbst„forschender, das heißt, solcher Leser, die sich selbst „die Punkte gesammlet haben, worauf es vornehm-

„nehmlich ankommt, und nun mit Begierde nachse-
„hen, was man darüber sagen wird — Und dies wird
„nun desto auffallender, wenn wir bemerken, wie
„nahe sie oft dabey waren; so nahe, daß sie recht
„über diesen Punkt wegspringen mußten, und ihn
„doch nicht berührten. Ich muß dieses so wohl
„von Oedern als Semlern in sehr merkwürdigen
„Stellen zeigen —“ Und nun zeigt ers, zur Verwunderung der Leser. Wer Gefühl nur von Ehre hat, und die Offenbarung kennt, muß über das schlechte Verfahren beyder unaufhaltsam unwillig werden. Beyde versprechen, diese Punkte der Reihe nach aus dem Buche darzulegen. Der erstre, auch erinnert durch eine Stelle des Fabricius in Cod. Apocr. N. T. die er anführt, hat an dem Orte, wo er dies leisten sollte, es wieder vergessen, so weit daß er den Verfasser unsrer Offenbarung sogar zum Enkratiten, zum Ehefeinde und übertriebenen Keuschheitsprediger macht. „Der letzte (von Fr. Untersuch. des Canon Th. 1. S. 225 —)
„geht die vorhergehenden Worte nach der Reihe
„durch: kömmt endlich an diese — springt so glatt
„darüber weg, als wenn sie gar nicht da stünden
(das einzige Nebenwort Jerusalem ausgenom-
„men) — geht die folgenden Worte wieder nach der
„Reihe durch, und ist am Ende ganz sicher, daß
„seine Meynung recht sey.“ Ja, das ist auch so recht bey Hrn. D. Semler, und dennoch ist er ein rechtschaffener Mann, wenn er gleich selbst den sel. Hrn. Canzler Reus und andre, die Caji Nachricht nicht, wie Er, erklären konnten, beschuldigt, daß sie apocalypsin durchaus, auch auf große Unkosten

des Wahren und der Redlichkeit behalten wollten. In Wahrheit ein Mann, der nicht zu erröthen weiß, sondern auf alle solche Fälle sogleich in Unwillen fährt und in Harnisch läuft. Das alles hat Hr. H. überaus wohl ausgeführt. Unter dasjenige aber, was wir aus einer polemischen, wenn auch nicht angreifenden, sondern apologetischen Abhandlung wegwünschten, weil es nur etwa zu einer mäßigen Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann, und den Gegnern nur Gelegenheit giebt, unnützes Geschrey zu machen, rechnen wir z. B. die Meynung, daß die Punkte, welche Cajus aus den Apokalypsen des Cerinthus anführt, mit ganz geringer Ausnahme wörtlich so darinn gestanden hätten. Darauf beruhet auch zum Theil die Gestalt der Hartwigschen Uebersetzung, wie wir sie mitgetheilt haben. Die zweyte Abtheilung reicht bis S. 228 und ist nicht viel weniger erheblich. Die erste Frage ist hier, wie denn andre Alte, die die Stelle in dem Dialog des Cajus selbst lesen und aus dem Zusammenhang beurtheilen konnten, dieselbe verstanden haben? ob sie der Meynung gewesen sind, daß Cajus darinn von unserer Apokalypse geredet habe? Also vor allen Eusebius selbst, wie verstand er diese Stelle, da er sie anführt? Der Apologet schreibt: „Ich behaupte „dreist, Eusebius selber verstand die Stelle gar „nicht von unsrer Apokalypse. Werden meine Gründe nicht die Probe halten, so nenne man „meine Dreistigkeit Verwegenheit.“ Die Gründe, die er für diesen Ausspruch anführt, sind von so gutem Gewicht, daß er damit jedem gegenseitigen

gen Kritiker unter die Augen treten kann, gesetzt, die Sache wäre damit auch noch nicht völlig ausgemacht. Wir theilen den Anfang des Beweises mit: „Zuvörderst muß man auf Eusebii Absicht „sehen, welche hier nicht erst errathen werden darf, „sondern am Tage liegt. Es ist unleugbar: Er „hats hier gar nicht mit der Apokalypse, sondern „mit Sammlung historischer Nachrichten von den „Ketzereyen des ersten Jahrhunderts, zu thun; „und so wie er im 26sten Kapitel vom Menander, „und im 27sten von den Ebioniten geredet, so „geht er nun im 28sten zu den Cerinthianern, und „von diesen im 29sten zu den (wie er selber sagt) „in der Offenbarung Johannis erwähnten Niko„laiten fort, wo er diese gesammleten Nachrichten „völlig beschließt. Von den Cerinthianern nun „führt er nach seiner beständigen Gewohnheit ein „paar Zeugnisse anderer Schriftsteller an, welche „den Cerinthum und seine Lehre deutlich cha„rakterisiren. Dies ist augenscheinlich die ganze „und einzige Absicht, in welcher er Caji Stelle an„führt. Man höre ihn selber. „Um die nämli„che Zeit, sagt er, wurde auch Cerinthus, wie „man uns berichtet, Partheyhaupt einer andern „Secte. Cajus, aus welchem ich oben schon einmal „eine Stelle angeführt, schreibt in seiner vorhande„nen Disputation folgendes von ihm: Ἀλλὰ καὶ „Κήρινθος &c. Nun folgt die Stelle ohne die ge„ringste weitere Anmerkung —“ Die andere Stelle von Cerinthus, die Eusebius anführt, ist die bekannte Passage aus des Dionysius 2ten Buche von den Verheißungen, in welcher aller-

dings eigentlich von der Offenbarung Johannis die Rede ist, wie auch Eusebius anmerkt. Demungeachtet, da Eusebius hier nur eben von Cerinthus reden wollte, bringt er sie hier so abgebrochen bey, daß man nur sehen kann, wie Cerinthus darinn charakterisirt sey, nicht aber, was sie von der Offenbarung Johannis sage, welches man nun auch gar nicht wissen würde, wenn Eusebius nicht an einem ganz andern Orte, wo er die Offenbarung betreffende Nachrichten zu liefern die Absicht hat, das ganze Stück aus dem Dionysius mitgetheilt hätte. Hieraus macht Hr. H. ziemlich klar, daß Eusebius jene Stelle des Cajus durchaus nicht von eben der Offenbarung verstanden haben könne, weil er sonst dabey noch mehr, als bey der Dionysischen Stelle, hätte Ursache finden müssen, anzumerken, daß beym Cajus von der Offenbarung Johannis die Rede sey, weil darinn, so wie er sie anführt, von Apokalypsen ausdrücklich die Rede ist. Das konnte zur Sache genügen; doch führt sie Hr. H. noch weiter. Hätte nämlich Eusebius unter den Apokalypsen, welche, nach Caji Bericht, Cerinth geschrieben haben soll, die unter Johannis Namen bekannte Apokalypse gedacht oder von seinen Lesern gedacht wissen wollen, so hätte er die Stelle Caji keineswegs so geradehin als historische Nachricht von Cerinthus brauchen können; sondern nun wär erst die Frage gewesen, ob die angezeigten Lehrsätze in dieser Apokalypse stünden, und ob man über das Buch die Schmach dieser Anschuldigung füglich so hinwerfen könne, da es als eine ächte Schrift

des

des Apostels Johannis von so vielen und angesehenen Vätern, selbst besage der Kirchengeschichte des Eusebius, anerkannt und in hohen Ehren gehalten ward, auch z. B. von Origenes. Wir setzen hinzu, daß, wenn Eusebius desfalls nur schleichend und hinterlistig gehandelt haben sollte, ein so kurzes und aus dem Zusammenhange gerissenes Allegat in seiner Kirchengeschichte bey keinem Verständigen mehr gelten könnte, als z. B. bey uns viele Semlerische Allegate, so lange wir sie nicht selbst nachsehen können, gelten. Auch hiemit beschließt unser Apologet seine Darlegung nicht, sondern führt noch einen zweyten Beweis, der darauf beruhet, daß Eusebius in Ansehung der Offenbarung von Caji Stelle gar keinen weitern Gebrauch macht. Er führt an einem andern Orte (von welchem im Folgenden mehreres) die schon erwähnte Stelle des Dionysius mit hauptsächlicher Absicht auf die Offenbarung Johannis an, in welcher Stelle eben ein Theil der Hauptsache dieser ist, daß einige Aeltere das Buch vom Cerinthus hergeleitet haben — und da thut er des Cajus gar keine Erwähnung, ob er gleich hier bey der Stelle des Cajus dessen, was Dionysius von Cerinthus melde, zweckmäßig abgebrochen mit gedacht hatte. Was wär er für ein Geschichtschreiber, wenn die gepaarten neuern Bestreiter der Offenbarung in Ansehung der Stelle Caji Recht haben sollten? Zu wissen, von wem dies so hoch in Aufnahme gekommene Buch sey, daran war zu Eusebii Zeit mehr gelegen, als daran, was Cerinth gelehrt habe; und er hätte denn gerade

die erstre Frage aufs nachlässigste behandelt, nicht einmal irgend einen bedeutenden ältern Mann dabey namentlich angeführt, der den Cerinth als Verfasser desselben angebe, und so vielen andern großen Männern mit Anstand entgegengesetzt werden könnte. Endlich folgt noch S. 179 — eine Untersuchung, was Eusebius selbst über die Apokalypse urtheile und was er davon halte — aus eignem Nachforschen des Hrn. Verf. Sie führt dahin, daß Eusebius die Offenbarung für eine ächte und unverwerfliche Schrift halte, jedem aber zum freyen Urtheil überlasse, sie von dem Apostel Johannes oder von dem Presbyter Johannes herzuschreiben, wiewohl er geneigter sey, den erstern für den Verfasser anzunehmen. Nach den Zeugnissen der Alten aber will Eusebius die Sache beurtheilt wissen, und so hat die Offenbarung nach den Berichten dieses Geschichtschreibers, und wo ist ein besserer in Ansehung jener Zeiten? so gut als alles für sich. Und auch hier mußte Hr. D. Semler seine Abfertigung erhalten. Da es aber eben um die Stelle des Cajus zu thun ist, so zeigt der Apologet S. 197 — noch weiter, daß weder Dionysius noch Hieronymus, der gelehrteste Lat. Kirchenvater und ein wichtiger Schriftsteller für die Offenbarung, den Cajus so verstanden haben könne, als ob derselbe den Cerinth für den Verfasser dieser Apokalypse ausgegeben habe; eben so wenig Theodoret, der selbst beynahe eben so sich ausdruckt, wie Cajus — und hiebey erhält Hr. Stroth, der eine ganz unentschuldbar falsche Glosse über Theodorets Vortrag

trag gemacht hat, eine gebührende Censur S. 200 — „Ich bedaure, schreibt der Apologet S. 202, „den Gelehrten, der eine so üble Sache vertheidi„get, daß er sich solcher Beweise und Manieren „bedienen muß.“ Bald nachher kommt die Apologie noch auf den Photius und Nicephorus. Photius hat des Cajus Schriften, auch die wider den Proklus, selbst gelesen und recensirt. Er schweigt aber nicht nur ganz davon, daß Cajus den Cerinth zum Verfasser unserer Offenbarung mache, sondern merkt, wie Eusebius und Hieronymus, treulich an, daß Cajus in dem Dialog nur 13 Episteln Pauli gezählt habe, also die Epistel an die Hebräer nicht mit. Ein solch stilles Auslassen, spricht der Apologet, merkt er an, und ein solch lautes Verwerfen der Apokalypse sollte er nicht angemerkt haben? Ferner sagt Photius ausdrücklich, dieser Cajus sey ohne Zweifel der Verfasser der Schrift περι της τε παντος ουσιας. Ein noch vorhandenes Fragment dieser Schrift aber nennt Hr. H. mit Recht sehr apokalyptisch, da es von einem unauslöschlichen Feuersee in Hades redet, in welchen noch Niemand geworfen sey. Beyläufig merken wir gegen den Hrn. Verf. denn selbst an, daß Cajus sonach nicht gemeynt haben könne, daß die Weißagung der Offenbarung bis ans Ende des Kap. 19. schon erfüllt sey. Doch vielleicht ist er eben daher mit geneigt, ihn sogar den Chiliasten beyzuzählen S. 160, worüber Hr. D. Semler einmal gar außer sich kommen möchte. Sind aber das nicht sonderbar gegen einander abstechende Dinge zum Vortheil der

Offenbarung? Nicephorus ist unbedeutender. Hier brechen wir ab, um nicht ermüdend zu werden. Jeder aber urtheile, wie sauer dazu Hr. D. Semler sehen müsse, dem der Hr. Verf. noch S. 212 mit einem guten Belege vorwirft, daß er Historie mache. „Der Hr. D. wird sonst immer böse, schreibt er, besonders bey diesem apokalyptischen Streit, wenn Jemand Historie „macht, wo keine ist. Er hat vollkommen recht; „nur ist zu bedauren, daß er nicht auch böse wird, „wenn ers selber thut.“ Nicht eben so weitläuftig recensiren wir das folgende, und am wenigsten die exegetischen Abhandlungen über die Offenbarung, wo man oft in Versuchung kommt, den Philologen und Kritiker ganz zu verkennen, den man eben verehrte. III. Untersuchung, ob die Apokalypse ein irdisches Reich Christi und eine erste Auferstehung im eigentlichen Verstande, behaupte. Der erstre Theil dieser Frage, ob es ein irdisches Reich Christi nach der Offenbarung geben solle, ist ganz gut entschieden, ob es gleich hier und dort an Genauigkeit fehlt. Hätte der Hr. V. hier eben so sorgfältig, wie in der vorhergehenden historisch-kritischen Abhandlung, untersucht, so würde er z. B. den wild herum laufenden Gegnern nicht zugestanden haben, daß vor der Existenz unserer Apokalypse ein Jüdischer Glaube von einem tausendjährigen Reiche irgendwo zu finden gewesen. Ueberhaupt aber nimmt er mehrere Zahlen in der Offenbarung nicht scharf, und nur daher wissen wirs zu leiten, daß er die 1000 Jahre der Gefangenschaft des

Sa-

Satans mit den 1000 Jahren der an der ersten Auferstehung Theil habenden für einerley hält, obgleich offenbar die erstern schon zu Ende seyn sollen, da die letztern wenigstens noch fortwähren. Dennoch sagt Hr. H. auch über die erste Auferstehung viel triftiges, falls sie eigentlich zu verstehen sey, nur will er sie nicht eigentlich verstanden wissen, sondern behauptet S. 248 die Apokalypse selbst lehre und nöthige uns, das alles symbolisch zu verstehen. Auf das alles, was der Hr. Verf. hier in eins zusammen nimmt, da er sich über die Erklärung beynahe der ganzen Offenbarung ausbreitet, können wir uns hier nicht einlassen, da sehr mancherley darüber zu merken ist. Die allgemeine (oder mit Hrn. H. zu reden, die zweyte) Auferstehung Kap. 20, 11 — soll eigentlich verstanden werden, nicht aber die erste Kap. 20, 4 — 6. Was auch in aller Welt zur Rechtfertigung dieser Behauptung gesagt werden mag, so ist dennoch ganz klar aus Kap. 20, 5. daß die Märtyrer und Bekenner, welche 1000 Jahre vor der nachher V. 11 — beschriebenen Auferstehung auferstehen sollen, nicht sodenn eine zweyte Auferstehung erfahren werden. Denn hier wird gesagt, daß die übrigen der Todten erst 1000 Jahr nachher auferstehen würden, also wohl doch die Märtyrer und Bekenner nicht zugleich wieder mit. Sie müßten sonst vorher auch einen zweyten Tod erfahren; und das würde sich nicht einmal in einer symbolischen Sprache sagen lassen. Doch der Hr. Verf. übertreibt die symbolische Erklärung wider alle gute Empfindung, und will nur mit

einer einzigen Regel gerade durch. Weil einmal sehr vieles (oder gar das meiste) in dem Buche symbolisch zu verstehen ist, so will Hr. H., daß alles, was Johannes gesehen hat, nicht eben so das, was er hörte, symbolisch verstanden werden müsse, nur den Anfang und das Ende (die zweyte Auferstehung) ausgenommen, weil die beyden Gränzlinien der Zeit deutlich hätten ausgedruckt und charakterisirt werden müssen. Die Abweichung der Ausleger von dieser Regel gebäre eine Menge Ungereimtheiten — und sey dem natürlichen Gefühl entgegen. Dies letztre heißt gewiß viel behaupten, selbst wider das natürliche Gefühl. Wer wollte mit einer einzigen Regel in der Auslegung so vielfacher weißagender Vorstellungen alles durchsetzen? Eine einzige Regel giebt einen zu steifen Gang. Vieles symbolische stellt sich unwidersprechlich als symbolisch dar; andere Stücke halten gänzlich oder zum Theil die Analogie von schon in der ältern Geschichte dagewesenen Begebenheiten, dergleichen auch noch einmal wieder kommen dürfen, und können denn mit keiner guten Ueberlegung und nach keinem natürlichen Gefühl anders, als eigentlich verstanden werden; noch andere Stücke aber sind auf den ersten Anschein zweydeutig und können ihre Auslegung nur durch genau abgewogene Vergleichung erhalten, oder bleiben bis jetzt zweifelhaft. Auch in einem menschlichen Gedicht (da der Hr. V. sogern die Apokalypse als ein Gedicht, doch allemal ganz unschicklich, und dem natürlichen Gefühl zuwider, charakterisirt) können eigentliche

liche und symbolische Vorstellungen zusammen gefügt werden. Man lese Miltons verlornes Paradies. Weil Satan darinn keine andere als symbolische Brücke bauet, und die Engel nur mit symbolischen Kanonen schießen, wird daraus folgen, daß auch der Garten in Eden nur ein symbolischer Garten sey? Wäre das alles symbolisch, was Hr. H. dafür erklärt, so könnte das Ganze nie eine sichre Deutung erhalten, würde auch durch die Erfüllung selbst nicht aufgeklärt werden. Es ist vielmehr biblische Analogie, mit Symbolen eigentliche Vorstellungen zu vermischen, und zwar aus eben dem Grunde. Man sehe Ezech. 23. Dan. 7. und 8. Und wie wollte Hr. H. nach dieser einförmigen Regel z. B. mit dem einzigen Ps. 22. auskommen. Das sey genug vom Ersten Theile dieses Werks.

Der zweyte Theil fängt wieder mit der Exegese des Buchs an. Es folgt nämlich unter Num. I. Zweyter Grundsatz zu richtiger Erklärung der Apokalypse bis S. 56. Was wird wohl dieser zweyte Grundsatz seyn? „Die nächste Fra„ge, die nunmehr entsteht, sagt der Hr. Verf. „S. 3, ist diese: Was ist (das apokalyptische) „Babylon? und die richtige Beantwortung die„ser Frage nenne ich den zweyten Grundsatz zu „richtiger Erklärung der ganzen Apokalypse. — „Aber auch diese Beantwortung nehme ich nir„gends als aus ihr selber her.“ Ja, wenn die Beantwortung nur aus der Offenbarung selbst genommen wäre! Wir können der von vornherein beynahe synthetischen Deduction nicht auf dem

Fuße

Fuße folgen, geben also nur kurz die Hauptsache an. Unter Babylon soll man durchaus, wie Hr. H. will, das ehemalige Jerusalem verstehen, welches die Römer zerstöhrt haben. Ein angeblicher Grund dafür ist, weil dies Babylon und das neue Jerusalem Kap. 21 — einander entgegengesetzt wären. So geradehin aber gehts fürwahr nicht, der Aufschluß wäre zu leicht, als daß er richtig seyn könnte; und wenn nun allerdings das alte und neue Jerusalem einander entgegengesetzt werden, wo ist der Beweis, daß das ehemalige Jerusalem, entgegengesetzt dem neuen, Eins mit Babylon sey? Denn man kann nicht einmal sagen, daß das neue Jerusalem seine Beziehung auf das ehemalige Jerusalem, nachdem und wiefern es endlich verworfen war, habe, sondern auf Alt-Jerusalem, als wirkliche Stadt Gottes von Davids und Salomons Zeiten an. Wie könnte sonst die herrliche Stadt Kap. 21 — den Namen Jerusalem führen? Der eigentliche Hauptbeweis des Hrn. Verf. soll darauf ankommen, daß die Stadt, die nachher Babylon genannt wird, eben diejenige sey, welche Kap. 11, 8. die große Stadt, Sodom und Aegypten heißt, wo der HErr der zwey Zeugen gekreuzigt sey; denn das Thier werde als daselbst gegenwärtig vorgestellt, und Kap. 17. als mit Babylon in genauester Verbindung, und hieraus folge, daß beydes eine und dieselbe Stadt seyn müsse. Antwort: Es folgt nicht. Das Thier kann zu irgend einer oder auch mehrern Zeiten in Jerusalem seyn und doch mit einer andern großen Stadt Babylon, in ge-

genauerer Verbindung stehen. Zu den Zeiten der Kreuzzüge sind mehrere abendländische Fürsten in Jerusalem gewesen, und ihre eigentliche Residenzien waren doch im Abendlande. Die Offenbarung selbst aber widerspricht schlechthin dieser Behauptung. Denn Kap. 16, 19. wird die große Stadt (vergl. 11, 8.) ganz hell und klar von Babylon unterschieden und zwischen jener und dieser die Städte der Völker (Heiden unterschieden von Israel) erwähnt, da denn Babylon in näherer Verwandschaft mit diesen, als mit jener zu denken ist. Wem diese Unterscheidung nicht klar genug ist, den können wenigstens wir für keinen tauglichen Exegeten der Apokalypse erkennen. Hier ist kein Raum, auszumachen, ob das Erdbeben Kap. 16, 19. verglichen mit dem Erdbeben 11, 13. früher oder später zu setzen sey. Da sich aber Kap. 11, 13. nach Niederstürzung des 10ten Theils der großen Stadt (Jerusalem V. 8.) neun Zehntheile ihrer Einwohner zu Gott bekehren, so stimmt auch damit nicht überein, daß sie die Babylon sey, welche ganz von Grund aus, aufs scheußlichste und auf immer bald nachher zerstört werden soll. Auch muß man schon sehr an dichterische und dem natürlichen Gefühl ganz widerlich auffallende Exegese gewöhnt seyn, wenn man das ganze Kap. 18. dem ehemaligen Jerusalem angemessen finden will, z. B. auch V. 17 — und 17, 18. Nothwendig also muß man bey gleichmüthiger Ueberdenkung des allen, auch dazu genommen das oben von uns angemerkte, an spätere Zeiten, nicht an ehemalige Geschichten des ersten

Jahr-

Jahrhunderts denken. Der Hr. Verf. sieht selbst in der Offenbarung Verheißung besserer und herrlicher Zeiten fürs Christenthum auf der ganzen Erde. Sollten darunter die Juden nicht mit begriffen, und nach den Propheten nicht noch an große künftige Dinge in Palästina zu denken seyn? Kann es künftig nicht einmal wieder einen antichristischen großen Herrn, wie Julian war, geben, der die ungläubig Jüdische Religion in Jerusalem herzustellen, die Juden aus allen Gegenden zusammenzubringen suchte, die aber nachher durch besondere Fügung der Allmacht zum Theil dem Christenthum zufallen, zum Theil vertilgt werden konnten? Darüber nun, daß das abtrünnige Jerusalem für Babylon schlechterdings gelten soll, und aus diesem Grunde fast einzig, den Hr. H. einen Grund a priori nennt, behauptet er eben so zuversichtlich, daß die Offenbarung unter Nero, etwa im J. 60 oder in einem der nächstfolgenden geschrieben sey, weil sie sonst von den damaligen Juden und der Zerstöhrung Jerusalems nicht weißagen könne. Ein anderer wird denn auch wohl noch a priori (wir wissens wohl, daß diese Benennung allemal unrichtig ist; einem Nichtphilosophen aber hält man sie zu gute) beweisen, daß Johannes dieselbe nicht auf der Insel Pathmus, sondern vielmehr in Judäa erhalten haben müsse. Daraus wird folgen, daß unter Pathmus Judäa zu verstehen sey. Doch hievon mag Hr. D. Semler reden. Nun aber kommt der Apologet wieder in sein Element, darinn er sich regelmäßiger und wie ein Meister der unschuldigen und rechtmäßigsten

sten Kriegskunst, bewegen gelernt hat. II. Untersuchung über das Zeugniß und Urtheil Dionysii von Alexandrien — bis S. 198 eine überaus wichtige und lehrreiche Abhandlung. Eusebius hat im B. 7. Kap. 25. seiner Kirchenschichte ein langes Stück aus Dionysii zweyten Buche von den Verheißungen, die Offenbarung Johannis betreffend, mitgetheilt, woraus er oben B. 3. Kap. 28. nur etwas zweckmäßig abgerissenes angeführt hatte. Dies ganze weitläuftige Stück beleuchtet Hr. H. als wahrer Kritiker, wenn auch hier und dort etwas zu umständlich, doch allemal zum großen Vortheil aller, die genaue Kenntnisse lieb haben. Dionysius giebt erstlich Nachricht von einigen Aelteren, welche wie er sagt, das Buch gänzlich verworfen, von Kapitel zu Kapitel zu widerlegen gesucht — und den Cerinth für Verfasser desselben ausgegeben haben. Hierüber giebt unser Apologet einen scharf beurtheilenden Commentar in seiner Ersten Abtheilung bis S. 101. Das Resultat ist, kurz gesagt, dieses, daß erstlich des Dionysius τινὲς, einige, keine große Vielheit zu erkennen gebe, und daß unter diesen einigen Cajus von Rom, der auch sicherlich noch älter war, als diese Bestreiter, nicht gewesen seyn könne, zweytens, daß diese einige nicht aus historischen noch ältern Nachrichten, nicht einmal aus Tradition, sondern aus aufgeklaubten angeblich innern Gründen wider das Buch gestritten, und aus eben solchen angeblichen innern Gründen, die sie augenscheinlich mit vielen unverzeihlichen Einschiebseln versetzten, den Cerinth

rinth für Verfasser desselben ausgegeben haben. Demnach ist die Verurtheilung, die sie über das Buch hergeworfen haben, für uns von gar keinen Folgen. Denn über die Beschaffenheit desselben können wir im 18. Jahrhundert so gut urtheilen, als irgend ein Mensch im 3ten Jahrhundert; und, setzen wir hinzu, warum sollte es nicht auch schon in den erstern Jahrhunderten Männer von Oeders und Semlers kritischen Range in Ansehung der Apokalypse gegeben haben, ob sie gleich die Geschichte unwerth geachtet hat, ihre Namen der Nachwelt bekannt zu machen? Es gab ja tolle Ketzer genug. Schon in dieser Abtheilung sucht Hr. H. etwas gelinder und schlaffer von den gleichwohl unschlachtigen Gegnern der Offenbarung zu urtheilen, und diese merkliche Umstimmung seines Tons, die auch etwas schleppendes im Vortrage nach sich zieht, scheint er einer Erinnerung des hier und anderwärts natürlicher Weise sehr lauchen Hrn. Michaelis zu verdanken. Der Leser muß denn von selbst in so fern urtheilen, und so wird er darüber nichts verlieren. Wer die Offenbarung für eine ächte und hiemit für eine göttliche Schrift hält, kann unmöglich mit guter Ueberlegung glauben, daß es um das Christenthum eines Gegners wohl genug stehe, der dies Buch nicht nur bezweifelt oder auch verwirft, sondern zugleich wirklich lästert, wie jene, die es einem, auch nach ihrer Meynung, Erzketzer und Bösewicht beylegten. Wie kamen sie dazu, eine nach unsrer, wegen der evidentesten Gründe, unwankelhaften Ueberzeugung göttliche Schrift zu lästern? Und wer

wollte

wollte solche Männer gar entschuldigen? Die Zweyte Abtheilung handelt von dem eignen Urtheile des Dionysius über die Offenbarung, und ist sehr reichhaltig an fruchtbaren Anmerkungen, obgleich freylich die Hartwigschen Erklärungsgrundsätze mit einfließen. Der Apologet macht klar, daß Dionysius, hätten seine guten historischen Kenntnisse und sein Gewissen es zugelassen, das Buch gern verworfen hätte. Dionysius nimmt es für eine göttliche Schrift an; dennoch ist sein Urtheil über den Inhalt desselben, der im geringsten nicht weniger zu unserm von allen ältern Sentenzen darüber unabhängigen Urtheil da steht, etwas wunderlich, und besonders die Gründe, weswegen er es nicht von dem Apostel, sondern von dem Presbyter Johannes (welche Meynung man vermuthlich zuerst von dem 2ten und 3ten Briefe Johannis hegte, wie wir hinzusetzen) herleitete, ganz unstatthaft und voll πρωτου ψευδος. Dionysius meynte nämlich auch eine zu große Unähnlichkeit zwischen dem Evangelium nebst der ersten Epistel des Apostels und zwischen der Apokalypse wahrzunehmen. Wie fahrlässig diese Bemerkung, und wie nichtig das darauf gebauete Urtheil sey, zeigt Hr. H. aufs gründlichste. Dabey wußte und bedachte Dionysius ganz wohl, woher die authentischen Nachrichten von dem Ursprung der Apokalypse zu holen wären, nämlich aus Kleinasien, besonders von Ephesus, und giebt vollkommen deutlich zu erkennen, daß keine Nachricht da sey, welche einen andern, als den Apostel Johannes, für den Verfasser der Offen-

barung angebe. Hat der Hr. Verf. auch hier und dort seine Schlüsse dem Dionysius geliehen, so sind sie doch an sich gründlich und leiten zur richtigen Beurtheilung der Sache der Offenbarung. Niemand kann sichs gereuen lassen, den Hartwigschen censurirenden Commentar über das lange Dionysische Fragment gelesen zu haben, etwa nur Hrn. D. Semler und Consorten ausgenommen, die einmal nicht besser zu belehren sind. Eine Zugabe zu dieser Abhandlung von S. 193 bis 198 legt noch das Kap. 24. aus Eusebii K. G. B. 7. vor, welches von der durch Dionysius Alex. bewirkten Beylegung des Aegyptischen Chiliasmus handelt. Nun aber wieder ganz ein anderes III. Ueber die Zahl 666. Der Hr. Verf. hat einige Hebr. Worte zusammengesucht, welche das Verbrechen der ungläubigen Juden in jenen Zeiten charakterisiren, und deren Buchstaben, als Zahlzeichen betrachtet, die Summe 666 geben. Das ist denn eben die Art der kleinfügigen Berechnung dieser Zahl, womit vom 2ten Jahrhundert an so viele seynwollende Ausleger der Offenbarung ihren Witz geübt haben. Wäre die Sache auf diese Weise abgethan, und sollte nicht mehr dabey herauskommen, so könnte niemand absehen, was der vielsagende Aufruf Apok. 13, 18. wolle: Hier die Weisheit! Wer Verstand hat, berechne die Zahl des Thiers — eine deutliche Anzeige, daß mit dieser Zahl mehr anzufangen, und bey ihrer Berechnung größere Vortheile herauskommen sollen. Allemal hat die Bengelische Berechnung den Vorzug, daß sie nicht auf

eine

eine bloße und leichte Spielerey ankommt, und so wichtige Vortheile, wenn sie richtig befunden wird, an die Hand giebt, daß man absähe, wozu ein so bedeutender Aufruf! Endlich IV. Ueber die Weglassung des Stammes Dan (nämlich Offenbarung 7, 5 — 8.) von S. 225 bis 247. Die Meynung des Hrn. V. geht dahin, daß durch einen sehr alten Schreibfehler Offenb. 7, 6. Manasse an Dans Stelle gekommen, da V. 8. unter dem Stamm Joseph auch Manasse mit begriffen sey. Das heißt nach Art der neuen Kritiker über den Text des A. T., deren wir nun von Hrn. Michaelis an bis zu den Herren N. N. herunter eine nicht leicht zählbare Menge kennen gelernt haben, kritisiren. Gewiß über den Text der Griechischen Autoren und Kirchenväter kritisirt Hr. H. besser. Wäre das die Sache, so müßte man erstaunen, wie, nachdem ein Abschreiber den angeblichen Fehler gemacht hätte, alle folgenden ihn ohne Zurückdenken und Vergleichen hätten weiter fort führen können, da leicht jeder Abschreiber wissen mußte, daß Manasse ein Sohn Josephs sey, und jeder nun merken konnte, daß Dan fehle. Nachdem einmal Jakob 1 Mos. 48, 5 — die zwey Söhne Josephs für sich an Kindesstatt angenommen und dem Ruben und Simeon gleichgesetzt hatte, so wurde jeder derselben als Anherr eines Stamms angesehen. Dies konnte, wenn dennoch überall auf gewisse Weise die Zahl 12 beybehalten seyn sollte, mancherley Folgen haben, wie auch die Geschichte belegt. Hier ist freylich das besondere, daß Dan gar nicht erwähnt und

anstatt Ephraims Joseph selbst genannt wird. Soll es denn aber gar nichts besonderes geben? Etwas besonders ists auch 4 Mos. 13, 11. daß, da V. 8. der Stamm Ephraim schon erwähnt ist, der Stamm Manasse insbesondere als Stamm Josephs ausdrücklich angesetzt stehet. Hr. R. Michaelis wird vielleicht hier gleichfalls eine Correctur nöthig halten, wenn er auch nicht, anstatt des einen Josephischen Stamms den fehlenden Levi wird einsetzen wollen. Diese Abhandlung hatte Hr. H. schon im J. 1779 als eine Gratulationsschrift, an die Herren M. Diebig, Archidiak. zu Frankenberg, und Alberti, Past. zu Großbucko bey Spremberg gerichtet, drucken lassen.

b.) D. Joh. Sal. Semlers theologische Briefe. Zweyte Sammlung. Worinn besonders die neue Apologie der Apokalypsis beantwortet wird. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1781. 8. 244 Seiten.

Die erstern 8 Briefe in dieser zweyten Sammlung setzen die Censuren über die dem Hrn. Doctor aus bekannten Gründen widerlichen Freymüth. Betrachtungen ꝛc. fort, haben also auch fortlaufende Zahlen. Nachher folgen 8 Briefe Ueber die Apologie der Apokalypse von S. 133 an. In der Vorrede meldet der Hr. V. daß er die ganze dritte Abtheilung habe weglassen müssen, weil ihm nämlich unvermuthet die Apo-

Apologie der Apokalypse, die er auch nicht weiter charakterisirt, als daß er sie die neue nennt, vorkam, welche denn in aller Eil sogleich ihre Abfertigung in theologischen Briefen erhalten sollte. Diese dritte Abtheilung, wenn man Semlerische Benennungen so leicht errathen kann, scheint hier plötzlich ihren Namen daher zu erhalten, weil die Erste Sammlung, Briefe von dreyerley Inhalt enthält. S. Krit. Samml. J. 1781. St. 3. S. 524. Gleichsam also eine Fortsetzung der Briefe von der dritten Gattung sollen die Briefe der dritten Abtheilung seyn, die für die zweyte Sammlung nicht als dritte, sondern als zweyte Abtheilung bestimmt waren, und nun für die dritte Sammlung haben aufgehoben werden müssen. In Wahrheit etwas rares, daß ein Semlerisches Manuscript nicht gleich warm in die Druckerey kam. Doch wird daraus nicht folgen, daß es eine Revision erfahre, sondern was geschrieben ist, wird geschrieben bleiben und gedruckt werden. In dieser hier noch nicht zu lesenden dritten Abtheilung nun, wie die Leser im Voraus wissen sollen, um sich darauf geschickt zu machen, hat sich der Hr. Verfasser (wie er sich ausdrückt) über die ehemaligen vielen andern Urkunden besonderer christlicher Partheyen umständlicher herausgelassen — Er kann nicht anders, als dafür halten, daß nicht geringer Nutzen daraus zu erwarten seye, selbst für die historische Erläuterung des Canons der nachherigen katholischen Kirche, und für die gehörige Beurtheilung vieler moralischen Begriffe und ihrer Beschreibungen

ꝛc. Er redet noch vieles von dieser dritten Abtheilung, die doch in seiner Studierstube zurückbleiben mußte, z. B. Seite 3 folg. „Der Ausdruck, „die Schrift, scriptura, γραφη, sollte stets nach „dem tropus verstanden worden seyn, da continens „pro contento gesagt wird; der Inhalt ist es, der „die großen Prädicata von perfectio, sufficientia, „perspicuitas, efficacia, necessitas — bekommt die „forma externa, Worte, Wortfügung, geschriebe„ner Aufsatz; (wir wissen es nicht einmal, ob der „Prophet, der Apostel mit eigner Hand je dieses „geschrieben hatte) ist nicht in eben der Bedeu„tung göttlich. Diese Verwechslung hat über„aus viel Nachtheil, und sogar häufigen Aberglau„ben nach sich gezogen, von magischer oder gehei„mer Kraft der Worte ꝛc.“ Das ist also immer die alte Semlerische Weisheit unverändert, auf Naturalismus ersessen, auch wenn sie den Orthodoxen schmeicheln will. Wie schön! Contentum hat perfectionem, sufficientiam, perspicuitatem — und diese Prädicate passen gar nicht auf das continens, die Schrift. Wie tröstlich für Hrn. S. selbst, dessen Schriften denn immerhin noch so unordentlich, abgebrochen und finster hingeworfen seyn mögen. Demungeachtet werden die contenta doch perfectionem, sufficientiam und perspicuitatem — haben, vermöge des innerlichen Lichts, das sie bey sich führen. Freylich kömmt auf die eigene Hand des Verfassers desto weniger an, weil wir die Originalien nicht zu sehen bekommen, und vielleicht möchten wir durch Semlerische eigenhändige Originalien desto schlechter berathen seyn,

weil

weil der Hr. Verf. gewiß kein Kalligraph ist, und seinen Setzern viel Noth macht. So gleichgültig das nun seinen Lesern ist, so sind doch anderer Theologen Schriften vollkommner, genügender, deutlicher — wenn sie gleich eben so wenig sich auf Kalligraphie verstunden. Paulus dictirte, aber er dictirte etwas besseres, und auch besser in Worten gefaßt, als ein anderer z. B. Alexander der Schmidt dictiren oder selbst schreiben konnte; und weil er sich als einen Apostel legitimirt hatte, so weiß man sich auf ihn zu verlassen und darf nicht befürchten, daß er uns irre führe. Dies letztre erkannten die übrigen Partheyen, die Semlerischen Marcioniten und Gnostiker nicht, verachteten die Apostel des HErrn und hiemit den HErrn selbst, waren also αὐτοκατακριτοι, wie Hr. S. es ist. Er bleibt immer eben derselbe; nur daß er nun gern den Orthodoxen nach seiner Art schmeichelt. Ohne irgend etwas zu widerrufen (denn das sollen ihm weder die Orthodoxen noch die verhaßten Berliner nachsagen) schreibt er von manchen Dingen in einem andern Ton, auch wohl etwas anderes, als ehedem, besonders in den Briefen über die Freym. Betrachtungen, entweder und vornehmlich aus eben dem politischen Grunde, oder weil er einmal diesen so gröblich wider ihn angetretenen Schriftsteller übermeistern will. So schreibt er S. 53 von vielen tausend wahren Märtyrern in der lateinischen und Römischen Christenheit sehr ehrerbietig, die er sonst wohl gar in die Classe der Rebellen zählt. Doch wird er dem Dinge eine

Deutung zu geben wissen, und so frage man nicht, warum es nur in der lateinischen Kirche so viele 1000 gegeben haben solle. S. 83 scheint er gar auch die Ehre der Concilien retten zu wollen, so arg das auch ist, was der Freym. Betrachter aus dem fruchtbaren Semlerischen Auszug ꝛc. vom Gegentheil angeführt hatte. Manches zweydeutige sollen die lieben Orthodoxen dabey übersehen, wie S. 101 „Pharisäer — wollten Andacht und „Erbauung nur aus jenen Büchern entstehen las„sen, damit sie die Meister der Religion blieben; „sie entschieden über alle Worte und Zeilen, und „waren sicher, daß der gemeine Haufe die voraus „liegende Göttlichkeit der Bücher auch auf alle „Erklärungen und Aussprüche solcher Lehrer aus„dehnen und niemalen selbst denken und urtheilen „werde.“ So hätten ja denn aber doch schon jene Juden die Begriffe von Theopneustie ziemlich so gehabt, wie wir, und so wären ja diese Begriffe nicht lateinischen Ursprungs. Und daß wir hier den Semlerischen Worten keine eigenwillige Deutung geben, dafür ist uns noch eine Stelle S. 132 Bürge. Der eigentliche Streitpunkt aber zwischen Hrn. D. Semler und seinen alten Freunden, neuen Feinden, ist dieser, daß diese eine allgemeine neue Glaubenslehre einführen wollen, da hingegen Er die eine Glaubenslehre für so gut als die andere erklärt, sich an Verschiedenheit vergnügt, und nach Verschiedenheit der Localität verschiedene Symbolen durchaus beybehalten wissen will, nur daß die Lehrer selbst ihre Symbolen für nichts bedeutenderes, als andere Symbolen ansehen, ob-

gleich

gleich sich danach achten sollen. Diese Briefe sollen weiter fortgesetzt werden. Wie aber hat Hr. S. die neue Apologie der Apokalypsis abgefertigt? Er macht gleich einen frostig bittern Anfang, daß man den Unwillen leicht ahndet, der nachher regieren wird. Er nennt den Verfasser der Apologie einen Advokaten, dergleichen das Buch noch sehr wenige gehabt habe; ja, noch gar keiner sey bisher da gewesen, der mit ihm verglichen werden könnte. Er habe sich auch mehr Zeit dazu genommen; vier bis fünf Jahre habe er dran gewendet; da lasse sich freylich eine Sache mehr überdenken, als die meisten Liebhaber dieses Buchs ꝛc. Aber in den Grundsätzen der Auslegung, sagt Hr. S., weichen sie auch alle ganz und gar von diesem Verfasser ab. (Wenns doch wahr wäre!) Er wisse daher nicht, ob sie es ihm sonderlich Dank wissen würden — O ja! wir wissens ihm recht großen Dank, daß er solchen Bestreitern des Buchs, als Hr. S. ist, die ganze kritische Larve so wohl abgezogen hat, daß sie nur Kindern noch fürchterlich seyn kann. Die apokalyptische Auslegung wird sich denn auch schon finden, oder braucht ihren Gang der Hartwigschen Apologie wegen gar nicht abzuändern. Wer aber sollte meynen, daß Hr. S. auch hier Gelegenheit hätte, auf seine Berlinschen Freunde anzustechen? Er wünscht S. 136, daß doch nun mehr Lehrer sich aufmachen, und über christliche Lehrsätze (er muß wohl seine eignen Localitäts-Lehrsätze meynen) die von viel heftigern Gegnern angegriffen und ernstlich bestritten würden, eben dergleichen be-

dächtige und gründliche Apologien anfangen möchten, um die eigentlichen Grundsätze der christlichen Religion, wie sie für uns gehörten, gut und deutlich zu beschreiben und zu behaupten — Man „ist, schreibt er, offenbar nicht mehr damit zufrie„den, daß ein jeder die Freyheit hat, ein Christ zu „seyn oder nicht; man befördert den Naturalis„mus, als ausgemachte Wohlthat, die man den „Christen bald aufzwingen wird, wenn man nur „endlich auch die gesetzgebende Macht des Staats „gewinnen kann. O welche Toleranz! oder despo„tische Religion!“ Nun ja, Hr. S. mags wohl wissen, um so mehr, da er vorher zur Verbrüderung gehörte, und Schulherr der fürchterlichen Parthey war, auch ins politische Fach einspielte; conferatur die Geschichte der Absetzung des A. H. v. K. B. die weit mehr war, als die unvollendete Absetzung des Präp. Hermes in Mecklenburg, und viel Raum gemacht hat, besonders für Semlerische Schüler. Wer aber ist er nun? Immer der vorige, nur nicht mehr verbündet, und ohnmächtig. Das verdrießt ihn. Die ehemaligen Freunde aber brauchen gar nicht weiter ins Bloße gestellt zu werden, weil sie kein patristisches Raisonnement machen, den Freymüth. Betrachter ausgenommen, und nicht, wie Hr. S. eine Larve nach der andern anlegen. Es ist wider sie beynahe nichts mehr zu thun, als die Sache dem HErrn, dem alle Macht gegeben ist, zu empfehlen Bey Hrn. S. aber sind noch sehr viele historische Unwahrheiten zu rügen — Wie aber ferner? Der Apologet hat einmal die unbeschreiblich

lich große Schwachheit begangen, daß er Vertheidigung der Aechtheit des Buchs und liebgewonnene seynsollende Exegese zusammen aufstellt, und zusammen verwickelt, und zwar scheinbar noch mehr, als der Sache nach in seiner Vorstellung selbst. Wo es höchstens der Bemerkung bedurfte, daß nur Ein Engel dem Johannes im Gesicht etwas und wieder etwas gezeigt habe, behauptet er schon, daß wenn nicht die eigentlichen dem Johannes vorgebildeten Hauptbegebenheiten bald nach Verfertigung des Buchs wirklich erfolgt wären, die ganze Weißagung falsch seyn müßte. Was nun Hr. D. Semler, nach seiner Art, für ein Getöse darüber gemacht habe, ist leichter zu denken, als zu beschreiben, ob es gleich allemal nur auf eine solche Exegese zurückfallen kann. Hiemit beschäftigt er sich in 3 Briefen, da er doch mit seiner eignen historisch kritischen Reinigung genug zu thun gehabt hätte, und mischt auch nachher, um Dunst zu verbreiten, und nach zur Natur gewordenen Gewohnheit, eben dasselbe immer wieder mit ein. Freylich ists allemal eine gültige Bemerkung, daß es ganz unwahrscheinlich sey, daß gerade dasjenige, was Jesus selbst aufs klärste und umständlich geweißagt hatte, die Zerstöhrung Jerusalems und die den Juden bevorstehenden Uebel, hinterher in räthselhafte Bilder eingehüllet seyn sollten. Eben so unwahrscheinlich aber ist die Semlerische Behauptung, daß der Verfasser der Apokalypse den Untergang Roms, als nächstbevorstehend, geweißagt habe. Die verwirrte Krit. Geschichte des Chiliasmus (S. Krit. Samml. 1781 St. 3.

S.

S. 411 —) ist Hrn. S. Lieblingsbuch, das er immer citirt, ohne zu befürchten, daß die Orthodoxen, die darinn alle zu Chiliasten umgeschaffen sind, daran etwas übles riechen möchten. Denn er weiß schon aus erwünschten Erfahrungen, daß die meisten derselben nicht viel Nase haben, und unter Vorgang des Hrn. D. Seilers sich gutwillig täuschen lassen. Und dazu versteht er sich auf οἰκονομίαν, und ist ein gewandter Mann. Er legt das, was der Apologet behauptet hatte, selten nur nothdürftig so vor, daß seine Leser wahrnehmen könnten, was es denn eigentlich sey, und wirft desto trotziger seine Glossen darüber hin. Hin und wieder will er immer neuere Entdeckungen an Tag geben, die mit den Resultaten seiner vorigen sogenannten Untersuchungen auch sehr sonderbar contrastiren. S. 163 zu Anfang des dritten Briefs freuet er sich dichterisch, daß sein Correspondent ihm einen neuen Einfall meist zu Gute halte, daß nämlich schon in so vielen Stellen der Briefe aller Apostel (dis sey freylich sehr auffallend) auf solche Jüdische Geschichte, Offenbarungen und nicht unmerkliche Verunglimpfungen der Römischen Kayser sey gesehen worden. Man muß selbst Traumgesichte erhalten, um so viel zu blicken. Und die Offenbarung Johannis muß durch ein Blendglas gelesen werden, wenn Verunglimpfungen irgend eines Kaisers darinn entdeckt werden sollen. Denn das Thier Kap. 13. sollte ja nachher erst aufsteigen. Sapienti sat. Aber wie weiter? Sehr viele alte griechische Nachrichten, fährt er fort, lassen den Cerinthus schon unter denen

denen seyn, welche zur Behauptung jüdischer Gebräuche Apostg. 17. (soll heißen 15.) so viel Unruhen erregt haben — Er sieht hier auf die Hartwigsche Behauptung a priori, daß die Offenbarung schon unter dem Nero gegeben und bekannt gemacht sey, und sieht nun mit ekstatischer Zuversicht Gal. 1, 8. auf sie. Doch die eben erwähnte Aufspürung von Stellen in den Briefen aller Apostel auf solche Offenbarungen ist ganz sein eigen. Daß Cerinthus Verfasser des Buchs sey, dabey bleibt er hier immer; und daß dasselbe, wo nicht eine Montanistische Ausgeburt sey, doch von den Montanisten erst bekannt gemacht und hoch erhoben worden, namentlich auch von dem durch ihn zum Montanisten gewordenen Irenäus, dabey bleibt er eben so gut. Nun rechne man chronologisch, und denke mit Hrn. S. den Irenäus und Cerinth, quasi par fratrum, wenn auch nicht zugleich lebend, (Irenäus mag wohl interpolirt seyn, wo er von Cerinth redet) und nun auch den Cerinth als Unruhstifter Apostg. 15. so hat man das beste Semlerische Gewirre. Denn alle diese Meynungen scheint er hier, vergl. S. 182 191 — in Eins zu copuliren, und wenigstens stellt er sie alle hin, ohne zu sagen, welche derselben für nunige Zeit das Uebergewicht bey ihm habe. Durchgehends aber sieht man, daß er bey Abfassung dieser Briefe, sonderlich vom vierten an, voller Unwillen und oft wie außer sich gesetzt gewesen sey. Er schreibt darauf und drein, was aus der Feder fließen will, daß er ganz vergessen zu haben scheint sowohl, für welche Leser er schreibt,

als

als auch mit welchem Gegner ers zu thun habe, da er ihn doch oben nicht bloß in bitterm Scherz den besten Advokaten genennt hatte. Man lese z. B. S. 180 folg. und urtheile. Ohne die Stelle des Cajus bey Eusebius ganz vorgelegt zu haben, da er S. 180 eine Umschreibung derselben zu geben versprochen hatte, fährt er nach Erwähnung der Montanisten, und unter denselben, wie des Tertullians, so des Irenäus, der nur ein neugebackner Semlerischer Montanist ist, S. 182 fort: „Nun wollen wir diese Stelle des Cajus in „einzeln Sätzen darlegen. 1.) Eben derjenige „Cerinthus, der ἀποκαλυψεις, als wären sie von „einem großen Apostel geschrieben, uns (den guten „apostolischen Schülern) hat aufnöthigen wollen. „Die griechischen Worte enthalten eine ganz ent„scheidende feste Bejahung, Κηρινθος, ὁ δὲ ἀποκα„λυψεων, ὡς ὑπὸ Αποστολε μεγάλε γεγραμμενων. „Cajus also und seine Kirche zu Rom, hatten „historische Kenntniß unter sich davon, a) daß „kein Apostel eine Apokalypsin wirklich geschrieben „habe; b) daß aber Cerinthus unter dem Namen „eines großen Apostels ein solches Buch geschrie„ben; und c) die apostolischen Christen, ἡμιν, da„mit habe hintergehen wollen. ἡμιν ist eine un„streitige Beziehung der katholischen Parthey. „ὁ δὲ ist gleichsam mit Fingern gewiesen; wir ka„tholische Lehrer kennen ihn schon, den Urheber „dieser Apokalypsis, welche ihr Montanisten auf„stellet. Der besondre Zusatz unter dem Namen „eines großen Apostels, ist beym Cajus ganz au„genscheinlich eine Bezeichnung der Apokalypsis, „worinn

„worinn eines Apostels Name stund, und das ist „Johannis Name ꝛc. ꝛc. In diesem Präceptor-tone, gleich als wär es eine Lection für tertiam classem, gehts weiter fort. Für wen mag das nun geschrieben seyn? Für Hrn. Hartwig, oder für angehende Studenten, die ihr neues Testament nicht exponiren können? Welcher andre Mensch soll wohl præceptore duce et auspice aus jenen Worten den Schluß (also) ziehen, daß kein Apostel eine Apokalypsin wirklich geschrieben habe? Selbst die mehrern bekannten apokryphischen Apocalypses setzen voraus, daß zeitig eine ganz unverdächtig ächte Apocalypsis eines Apostels weit herum in großer Aufnahme gewesen sey. Woher sonst der Einfall, andere Apokalypsen zu schmieden und dafür Beyfall zu hoffen? Der Mann nun, der so schöne Schlüsse also — machen kann, sagt S. 177. „— der Historie wollen wir doch ehrlich zusehen; „denn der Apologet legt sich auf Demonstriren; „das ist allemal eine überaus mißliche Arbeit, die „immer mehr alte Historie und jetzige Historie „des lebhaften Kopfs mit einander vermischt —“ Er redet von historischem Grund und Boden darauf er fuße, von unhistorischen Erfindungen, ruft spottend dem Apologeten zu: gute Nacht Historie! Er, dessen lebhafter Kopf schon so viel Historie (dergleichen einige vorhin bemerkte) geschaffen hat, und der es ehrlicher Weise gelesen haben sollte, daß ihm der Apologet auf den Kopf schuld gebe, er mache Historie. Doch eben derselbe beschuldigt Hrn. Semler nachher, daß er seine Apologie nicht einmal ehrlich gelesen habe, und

hiemit

hiemit stimmt gar vieles in den sogenannten theologischen Briefen. S. 185 gesteht Hr. D. Semler, da er schon ehedem hätte zeigen sollen, wo und wie das alles in unsrer Offenbarung stehe, was Cajus von den Cerinthischen Apokalypsen hererzählt, er gesteht mit dem (nach Semlerischem Lobe) gelehrten Verfasser der Krit. Geschichte des Chiliasmus, Cajus möge in dem Eifer sich etwas zu stark ausgedruckt haben, und zugleich gesteht Er, Hr. D. Semler von sich, daß er selbst ein oder zweymal diesen Fehler begangen habe. Er begeht ihn aber ganz augenscheinlich, man kenne und vergleiche nur das Buch, in diesen theologischen Briefen immer wieder. So wenig nun Hr. D. Semler, in Caji Zeiten versetzt, ein tauglicher Zeuge von der Offenbarung seyn könnte, so wenig könnte Cajus bey irgend einem verständigen Kritiker dafür gelten, wenn er unsre Offenbarung gemeynt haben sollte. Ob Hr. D. Semler auch wider besseres Wissen für die Zeit, da er polemisirt, manches verunstalte, können freylich Menschen nicht wohl wissen, um so weniger, da die Passionen bey ihm augenscheinlich über den Verstand sehr viel vermögen. Die bekannte Stelle des Hieronymus in dem Briefe an den Dardanus vom Briefe an die Hebräer, den er doch nicht eben so bestreitet, und von der Offenbarung, muß ihm mehrmals herhalten, und immer führt er sie so an, als ob Hieronymus geschrieben habe, die griechische Kirche nehme Apokalypsin schlechthin nicht an, da Hieronymus mit den Worten nec Graecorum quidem ecclesiæ Apocalypsin Johannis eadem libertate

suscipiunt so viel nicht sagt. Hierin nun folgt ihm selbst Hr. H. ganz sicher, die Worte nämlich von Hieronymi Zeit verstanden. Unverzeihlich aber ist es, wenn Hr. S. sich anstellt, als wisse er wenigstens nicht, was Hieronymus noch weiter eben da geschrieben hat. Er stellt nämlich die Sache so vor, S. 187 als wär es mit der Apokalypse in der Griechischen Kirche gerade gegangen, wie, nach anderweitigen Erscheinungen, mit dem Briefe an die Hebräer in der Lat. Kirche. Er läßt den Hieronymus sagen, „die Griechische Kir„che habe eben so lange, mit eben dem Recht, „Apokalypsin nicht angenommen, als die Gewohn„heit der Lat. Kirche den Brief an die Hebräer „nicht annehme.“ Also wäre denn von Alters her die Offenbarung nicht in der Griechischen, sondern nur in der Lat. Kirche in Aufnahme gewesen, eine Sache, die weder mit andern offenbaren Gründen, noch mit Hieronymi fernern Worten bestehen kann. Dieser schreibt nämlich sogleich weiter: et tamen nos utramque suscipimus, nequaquam huius temporis consuetudinem, sed ueterum scriptorum auctoritatem sequentes, qui plerumque utriusque abutuntur testimoniis etc. Hr. S. ist ein Advokat, der alle historische Zeugnisse jedesmal so darstellt, wie seine Behauptungen erheischen, also auch verschweigt und verdeckt, was ihm ungelegen ist. Ob das nun wohl ehrliches Verfahren heißen kann, gesetzt, er thät es auch nicht mit überlegtem Vorsatz, sondern weil ihn aufgebrachte Leidenschaften und zur Fertigkeit gewordene Partheylichkeit blenden? Wer überall Ehrlichkeit (Ehrlich-

keit ist ein Semlerisches Lieblingswort) zu beweisen sucht, bezähmt auch seine Leidenschaften, weil diese gewöhnlich das ganze Gegentheil dessen bewirken, was man von der Ehrlichkeit zu hoffen pflegt. Wie voll bittern Unwillens Hr. S. diese Briefe geschrieben, wie lächerliche und befremdliche Fehler er in hitziger Eilfertigkeit begangen habe, mag nachher der Apologet auflegen. Der Schwachheiten desselben, da er nämlich die Sache weiter zu treiben gesucht hat, als in einer apologetischen Streitschrift rathsam war, weiß sich Hr. S. bestens zu bedienen, um die ganze Apologie desto füglicher abzuweisen, z. B. auch der Hartwigschen Meynung, daß Cajus den Inhalt der Cerinthischen Apokalypsen mit Cerinths eignen Worten beschrieben zu haben scheine. Aber auch über andere Sätze macht er ein elendes Aufheben, die doch leicht Jedermann für richtig, wenigstens ohne große Einschränkung erkennen wird, z. B. daß die Apokalypse unter allen das letzte Buch sey, (das man zuletzt lesen müsse) nicht das erste und vornehmste, woraus der Christ seine Religion zu schöpfen habe; daß sie die übrigen Bücher (den daraus zu nehmenden Unterricht) so sehr voraus setze, daß sie ohne dieselben weder verständlich, noch irgend etwas nütze sey. Denn was wäre mit der Offenbarung anzufangen, wenn man weder die Geschichte von Jesu Christo, noch das hauptsächlichste von dem wüßte, was aus den apostolischen Briefen zu lernen ist. Dennoch wirft Hr. S. einen krausbunten Kram S. 216 — darüber her, da er viele andere für seine Sache, wenn er sie mit im geringe-

ringsten noch scheinbarer Ehre behaupten will, nöthige Erörterungen zurückgelassen hat. Er schließt mit seiner Durchpeitschung des Cajischen Zeugnisses, ohne zur Hartwigschen Abhandlung über die lange Stelle des Dionysius fortgegangen zu seyn, sagt auch nicht, ob er noch mehr theologische Briefe über die neue Apologie der Apokalypse liefern werde. Freylich möchten wohlmeynende Freunde, die leicht sehen müssen, wie schlecht er gegen den Apologeten bestehe, sich gar gedrungen finden, ihm ein besseres zu rathen. Denn er ist einmal seines Muths, je älter, je weniger Herr, und kann keinen Streit mit Wohlstand führen. Doch eben deswegen kann er noch weniger mit Klugheit schweigen.

c.) Apologie der Apokalypse wider falschen Tadel und falsches Lob. Dritter Theil. Worinn besonders die Gegenschrift des Herrn D. Semlers beantwortet wird. Chemnitz bey J. C. Stößel. 1782. 8. 334 Seiten.

Der Apologet macht in diesem Theile sehr besondere Wendungen, vornehmlich, wie es scheint, um mit seinem ernstlichen Streit wider die Semlerische Antiapokalyptik den eben herrschenden Genius Seculi, der auch gegen die größten Confusionarier immer noch alle Milde und Achtung gebietet, nicht ganz gröblich zu beleidigen. Dennoch aber kann nun einmal die Semlerische Ehre mit keiner rechtsständigen und gelehrten Ver-

theidigung der Offenbarung bestehen, und so besteht sie auch vor unserm Apologeten nicht. Die Beantwortung der Semlerischen theol. Briefe ist das erste und größte Stück dieses Theils der Apologie, und reicht bis S. 273. Mit Recht aber bittet der Hr. Verf. schon in der Einleitung seine Leser, dasselbe nicht etwa als bloß polemisch zu überschlagen, da es sich vielmehr zugleich wie Theil zum Ganzen verhalte, wichtige Erläuterungen und Zusätze zu dem obigen beybringe — Nicht bloß zum Beweis seiner Unpartheylichkeit, sondern, wie uns scheinen will, weil ihm Irenäus als Chiliast und in Ansehung des ihm ungelegenen späten Datums der Offenbarung kein annehmlicher Schriftsteller ist, lobt er schon in eben der Einleitung S. 4. die im J. 1776 herausgekommenen Semlerischen Neuen Untersuchungen über Apokalypsin als eine der wichtigsten und besten Schriften in diesem Fache. So wenig Rechenschaft wir auch über dies besondre Lob gegeben finden, (vergl. Krit. Samml. J. 1777. St. 4. S. 684 — und J. 1778, St. 1. S. 80) bekommen wir doch durch dasselbe Gelegenheit, auch zur gutgemeynten Erinnerung unsers Hrn. Apologeten darüber etwas nachzuholen. Hr. D. Semler hatte längst vorher verschiedentlich seinen patristischen Scepticismus an den Irenäischen Büchern wider seine lieben Gnostiker geübt und zu beweisen gesucht, daß diese Bücher entweder gar nicht den bekannten Vater Irenäus zum Verfasser hätten, oder doch nachher von einer oder mehrern Händen stark interpolirt wären. Die Grün-

de

de für diese Behauptung können keinen mäßigen Kenner blenden; doch hatte schon im J. 1774 Hr. Consist. R. Walch in Göttingen sich des Irenäus wider den Hallischen Kritiker umständlich angenommen, und in einer der Königl. Gesellsch. der Wissensch. vorgelesenen Abhandlung die Authentie dieser Bücher gegen jene Einwendungen vertheidigt. Wie gründlich diese Vertheidigung sey, kann man aus einer Recension derselben in den Götting. gel. Anzeigen J. 1774, St. 100 ganz klar wahrnehmen. Hr. D. Semler hat die Gewohnheit, sich durch keine Einwendungen, durch keine noch so triftigen Widerlegungen in seinen weiten Schritten stöhren zu lassen, und läßt gern seine Leser glauben, als ob wenigstens kein Gelehrter von Bedeutung (da er ohnehin alles, was wider ihn ist, verachtet) sich dagegen geregt hätte. So hat er also in jenen Neuen sogenannten Untersuchungen S. 19 — seine Einwürfe wider die Bücher des Irenäus widergekäuet, ohne der Walchischen Ehrenrettung derselben im geringsten zu gedenken, und noch obenein den seiner Meynung nach unbekannten Verfasser der antignostischen Bücher oder den Irenäus selbst zum Montanisten umgeschaffen, und schimpft auf ihn und auf den Justinus M. u. a. als auf ganz verächtliche Schriftsteller. Hr. Prof. Rößler hatte bey Ausfertigung des Th. 1. seiner Biblioth. der Kirchenväter die Neuen Semlerischen Untersuchungen, vielleicht auch die Semlerische Ausgabe des Tertullian noch nicht gesehen, hat aber in seiner dem Artikel Irenäus vorgesetzten Einleitung ein Blatt

voll Semlerischer Zweifel, aus der Baumgart. Polemik Th. 2. S. 131 mitgetheilt, und eben so gut die erwähnte Göttingische Recension von der Walchischen Gegenschrift abdrucken lassen. Wir fanden desto mehr Ursache, diese Nachricht hier einzuschieben, weil Hr. D. Semler in Einem hin jenen Kram wiederholt, und die Schriften der Königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, da sie so mannichfaltigen Inhalts sind, in weniger Theologen Hände kommen. Recht sehr ist zu wünschen, daß so wichtige Abhandlungen, als die erwähnte Walchische ist, nicht in den Sammlungen von Gesellschaftsschriften begraben bleiben möchten. Auf das große Lob, welches Hr. M. Hartwig den Neuen Untersuchungen über Apokalypsin ertheilt, folgt gleich zu Anfang der Abhandlung selbst eine andere eben so unerwartete Wendung. Hr. D. Semler hatte den Apologeten einen Advokaten der Apokalypse genannt, ja noch mehr, einen Advokaten, der seines gleichen noch nicht gehabt habe. Mag er dabey immerhin voll bitterer Galle gewesen seyn, die nachher auch übergeflossen ist, so will der Apologet doch nun fürs erste Hrn. Semlers, als gelehrten Bezweiflers der Apokalypse, eigner Advokat werden. Das ist allerdings Großmuth, mehr, als je Hr. Semler beweisen kann, aber in Wahrheit sehr affectirte und auch in so fern sehr gesuchte Großmuth, weil der Client ja die Apokalypse nicht etwa nur bezweifelt, sondern zu wenig selbst daran habend, sie nur schlechthin zu verwerfen, sie auch ganz unentschuldbar vielfach belügt (er habe, bekennt er endlich selbst,

sich

sich zu hart ausgedruckt, und wiederholt doch eben diese Härte immer fort) und verlästert. Und wogegen vertheidigt denn der Hr. Advokat die gelehrten Bezweifler des Buchs, an den so zu nennenden Semlerischen Unfug gegen dasselbe gar nicht zu denken? Es schon zur Sünde machen, wenn Jemand daran zweifle; die dawider vorgebrachten Einwürfe und Gegengründe bloß für Frucht des Leichtsinns oder gar einer unchristl. Denkungsart ansehen; es gar zur Frechheit und Gottlosigkeit eines jetzigen Lehrers rechnen, wenn er, was ihn selbst beträfe, dieses Buch ausschlösse aus der Zahl der christlichen Apostolischen Lehrbücher (hierüber beschwert sich nämlich Hr. Semler, gleich als ob er die übrigen oder die meisten der übrigen apostolischen Schriften für göttliche Lehrbücher annähme, Er, der auf keins derselben, als auf göttlich apostolisches Lehrbuch achtet) — „Solche Behauptungen, sagt Hr. Hartwig, gehö„ren in der That unter das falsche Lob, wogegen „ich die Apokalypse zu retten übernommen, und „gegen solche Vorwürfe will ich den Hrn. D. „Semler zu vertheidigen suchen.“ Solche Behauptungen aber (wir könnten auch fragen, wer sie so, wie sie da stehen, vorgebracht habe?) passen, auch nach der Meynung derer, die sie etwa von sich geben möchten, gar nicht auf Hrn. D. Semler, können nur auf einen Gegner gemeynt seyn, der die Offenbarung verwirft, ohne zugleich den ganzen Glaubensartikel von der heil. Schrift zu verwirren und zu verwerfen. Und so ist es Schwachheit bey Hrn. H. oder ein Compliment

für den Genius Seculi, daß er Hrn. D. Semlers Advokat seyn will. Wie aber vertheidigt der Apologet die gelehrten Bezweifler der Apokalypse? Durch Hererzählung der Schwierigkeiten und Zweifelsgründe, die dem gelehrten Untersucher der Offenbarung aufstoßen, und der von D. Luther gemachten und nachher noch lange in unsrer Kirche gewöhnlich gewesenen Eintheilung der Bücher des N. T. in eigentliche Hauptbücher und in Bücher einer zweyten Ordnung, welche letztern, außer dem 2ten Brief Petri und der 2. und 3ten Epist. Johannis, der Brief an die Hebräer, Jacobi, Judä und die Offenbarung waren, daher auch bis jetzt der Brief an die Hebräer in der teutschen Bibel eine andere Stelle, als in dem griechischen N. T. und in der lat. Uebersetzung Herkommens ist, einnimmt. Die von Hrn. H. mitgetheilten gelehrten Nachrichten von dieser protestantischen Eintheilung der Bücher des N. T., da sie längst wie ganz vergessen ist, werden vielen Lesern angenehm seyn, ob man gleich mit Recht wünschen kann, daß der Hr. Verf. dies geschichtliche weniger mit dogmatischen Augen betrachtet hätte. Die Theologen unsrer Kirche sind desfalls unleugbar an Einsicht weiter gekommen, und Hr. H. beklagt sich übrigens selbst sehr empfindlich, daß wir durch so manche neutheologische Bemühungen an Erkenntniß und Wissenschaft nicht gefördert, sondern in vorige finstre Zeiten zurück geführt würden. Und was soll das alles in Beziehung auf Hrn. D. Semler? Wollte Hr. H. dessen so ganz verwirrende Lehrart, die heilige

Schrift

Schrift betreffend, und dessen Verfahren gegen die Offenbarung, wobey er alle ihm entgegenstehende auch historische Gründe unter die Füße tritt, entschuldigen? An dieser argen Semlerischen Sünde wollen wir nie Antheil nehmen, sondern, so viel wir können, unsern Abscheu bezeugen, also auch Hrn. H. erinnern, sich derselben in keinerley Wiefern theilhaftig zu machen, wenn auch damit viel Lob bey Hrn. D. Seiler und bey Hrn. D. Döderlein und bey der ganzen neuen theologischen Welt zu erwerben wäre. Insbesondere aber setzt er auch S. 48 folg. D. Luthers Denkungsart über die Offenbarung in ein helleres Licht, und was anderes kann da klar werden, als daß der große Mann je länger je mehr von diesem Buche gehalten habe, und auch ganz ernstlich auf Erklärung desselben umgegangen sey? Hr. H. treibt zwar seine sogenannte Vertheidigung der gelehrten Bezweifler so weit, daß er sogar schreibt, in des sel. D. Luthers ersten Vorrede zur Offenbarung vom J. 1521 herrsche ganz die Denkungsart des Hrn. D. Semlers; eine wahre Beleidigung für den sel. großen Mann. Wie würde Er, wenn er jetzt leben sollte, die Semlerische Denkungsart beurtheilen? Hr. H. selbst findet Bescheidenheit in dieser Vorrede. Findet er aber die geringste Bescheidenheit in dem Semlerischen unschlachtigen Geschreibe über Apokalypsin? So müßte er schon nicht mehr wissen, was Bescheidenheit sey. Das machts doch nicht aus, daß Hr. Semler,

nachdem er das Buch aufs äußerste wider alle augenscheinliche Wahrheit herunter gemacht hat, und noch weiter so fortfährt, zwischenein seine gewöhnliche Losung: es steht frey ꝛc. einschiebt. Dennoch finden wir auch S. 49. „Nur dies „scheint mir denn doch nicht recht aufrichtig und „billig gehandelt, wenn man Stellen aus dieser „Vorrede so geradeweg unter Luthers Namen hin„setzt, daß der unerfahrne Leser denken muß, dies „sey die feste und beständige Meynung Luthers ge„wesen, ohne ihm ein Wörtchen davon zu sagen, „daß Luther selbst diese Vorrede gleichsam annul„lirt, und eine ganz andre an ihre Stelle gesetzt „hat.“ Hier hätte Hr. H. noch hinzusetzen mögen: es sey schlechte Ehre für Theologen unsrer Zeiten, in Absicht auf die Offenbarung so steif bey dem durchaus bleiben zu wollen, was D. Luther in der erstern Zeit, da es ihm nach eignem Bekenntniß noch an sehr vielem fehlte, über dies Buch geäußert hat, und dessen nachherige ganz andere Urtheile, gleich als wär er offenbar an Erkenntniß zurückgegangen, zu verachten, anstatt auf D. Luthers Wege zu noch weiter reichenden Einsichten fortzugehen. Die eigentlichen Schwierigkeiten und Zweifelsgründe wider die Apokalypse aber erhöhet Hr. H. nun gar S. 16 — auch dadurch, daß er (a priori) erwiesen haben will, die Apokalypse habe Johannes schon unter Nero erhalten und bekannt gemacht. Denn wo war nun das Buch bis in die Zeiten des Justinus M. und des Irenäus, die es erst 80 bis 90 Jahr nachher erwähnen? Nothwendig macht man sich

durch

durch eigenwillige apokalyptische Erklärungsgrundsätze selbst Schwierigkeiten. Hier sieht man deutlich, wie willkommen dem Hrn. Verf. die Einwendungen sind, die Hr. D. Semler wider die beyden genannten Väter zu machen ꝛc. pflegt. Er meynt, weil sie sich in Absicht auf ihre sogenannten chiliastischen Meynungen auf ältere Jünger berufen, die dergleichen von Johannes vernommen zu haben vorgegeben hätten, und da sie doch hierinn keine guten Zeugen wären, so möge wohl folgen, daß ihrem Zeugniß auch in Ansehung anderer Punkte nicht sehr zu trauen sey. Hiedurch will sich Hr. H. der gelehrten Bezweifler annehmen, und noch haben wir nicht gefunden, daß er selbst diese Schwierigkeiten aufgelöset habe. Wir antworten also auf diese Einwürfe kurzhin so viel, daß so intricate Meynungen, als die Chiliastischen sind, die aus einer Mischung von Wahren und Falschen gewöhnlich bestehen, sehr leicht aus Mißverstand auch solchen Männern beygelegt werden, die entfernt genug davon sind. Hingegen hat es solche Mißlichkeit gar nicht mit der Frage, wer Verfasser der Offenbarung sey, und um welche Zeit sie der Verfasser erhalten und bekannt gemacht habe. Hierüber sind die beyden Väter ganz unverdächtige Zeugen, da sie der angegebenen Zeit sehr nahe waren; und weder die Bezweifler der Offenbarung, noch Hr. Hartwig, um seine Exegese, welche ein früheres datum des Buchs erfordert, durchzusetzen, sollten solchen Einwendungen das geringste Gewicht beylegen. Als Apologet führt er hiemit seine Sache schlecht,

und

und daran hat einzig die üble Exegese schuld. Doch genug von der Vertheidigung des Hrn. D. Semlers als gelehrten Bezweiflers. Endlich S. 63 fängt der Hr. Verf. an, sich selbst gegen seinen Clienten zu vertheidigen, oder vielmehr ans Publicum zu appelliren. Dasselbe soll über folgende 5 Fragen, und von dem Apologeten darauf gegebene Antworten entscheiden: 1.) ob Hr. D. Semler Ursache gehabt, gegen ihn zu schreiben? 2.) ob er ihn ganz billig behandelt, und ihm kein Unrecht gethan? 3.) ob er ihn widerlegt? 4.) ob er nicht einige Uebereilungen begangen — offenbar zu eilfertig und flüchtig geschrieben habe? 5.) ob es nöthig und Pflicht für den Hrn. Apologeten sey, Hrn. S. künftig jedesmal besonders zu antworten? Am wenigsten hätte wohl die erste Frage aufgeworfen werden sollen, vorausgesetzt, daß Hr. D. Semler Recht zu haben meynte, und einmal Semler ist, sey es auch, daß der Apologet eigentlich nicht angreifender, sondern nur abwehrender Theil ist. Denn Hr. S. ist in dem Th. 1. der Apologie so ernstlich geschüttelt, daß er seine ganze Natur hätte ändern müssen, und stillschweigend demüthig die äußerste Tadelnswürdigkeit seines Verfahrens gegen die Offenbarung eingestanden haben würde, wenn er nicht gegen den Apologeten hätte schreiben wollen. Auch hatte dieser damals ihn noch nicht als gelehrten Bezweifler vertheidigt; und diese Vertheidigung kann auch jetzt Hrn. S. nicht beruhigen. Auch dies nicht, daß der Apologet ihm zugleich wahre und große Hochachtung bezeigt zu haben

er-

erinnert, wie er ihm noch jetzt die größte Hochachtung zusichert. Bey den anderweitigen apologetischen Urtheilen über die Semlerischen Proceduren sind solche Hochachtungsversicherungen in Wahrheit lächerlich, und stoßen wider alle Psychologie an, so sehr es auch zeither Mode ist, das Eine mit dem andern in Einer Seele gewaltig vereinigen zu wollen. Instar omnium ist desfalls Hr. D. Seiler. Man kömmt in die stärkste Versuchung, solche Versicherungen für bloße Heucheley zu halten, wenn man bald nachher S. 69 lieset, wie sich der Apologet beschwert, daß ihn Hr. D. Semler seinen Gang nicht habe zu Ende bringen lassen, ihn unterwegens angefallen und um ihn eine Wolke von Staub erregt habe, die den unpartheyischen Zuschauer in Verwirrung setze — wie der Apologet S. 85 alle Semlerische Leser, auch Zuhörer bittet, ja nicht zu glauben, daß sie aus den Semlerischen Antworten sein Buch hinlänglich kennen lernten — und seine Recensenten ersucht, diese Bitte öffentlich bekannt zu machen, welches denn wir an unserm Theil hiemit gethan haben. Weil Hr. D. Semler auch die Hartwigsche Auslegung der Offenbarung bestritten hat, weitläuftiger, als seine Ehrenrettung erheischte, so ist nichts weniger der Apologet zur Vertheidigung derselben sehr weitläuftig, und schreibt dafür mit unverkennbaren Enthusiasmus. Den Plan des Buchs legt er S. 88 — sehr schön dar, doch zu umständlich, und immer mit Einmischung seiner Exegese, bey welcher die Zerstöhrung Jerusalems wie Ein und Alles ist; hiedurch

durch wird ein großer Theil der feurigen Vorstellung frostig und matt. Vieles darunter ist dennoch wider Hrn. S. sehr treffend, z. B. S. 131 — da auch nicht viel dazu gehörte, zu zeigen, daß die Semlerische Behauptung, der Verfasser der Apokalypse nehme alles eigentlich, die unbedächtigste sey, die je ein Gelehrter vorbringen kann. Nicht viel besser aber ist dagegen des Apologeten Gegenbehauptung: die Apokalypse ist ganz symbolisch. Muß man dabey nicht nothwendig denken: dum uitant uitia, in contraria currunt. Der exegetisch-apologetische Enthusiasmus geht hier so weit, daß er auch den Geist der Apokalypse eine lange Anrede an die Juden halten läßt S. 154 — 164, um zu zeigen, wie himmelweit der Geist der Apokalypse von dem Geist des Judenthums, den Hr. Semler überall sieht, wo er ihn sehen will, unterschieden sey. Zur Verwunderung aber legt sich auch dieser Enthusiasmus, sobald der Apologet wieder auf historisch-kritische Untersuchung kommt S. 164, wo sogleich wahre Nüchternheit an seine Stelle tritt. Zuerst nun der Semlerische Vorwurf, daß der A. petitionem principii begehe, und Historie mache. Daß dieser Vorwurf seinem Urheber zurückgegeben, und nachher eben demselben noch vielmal gemacht, und klar bewiesen werde, haben wir oben schon gesagt. „Daß Cajus, heißt es hier, die Apoka„lypse verworfen, war bey ihnen (den Gegnern) „ausgemachte Historie — und aus dieser Historie „wurde nun schon wieder neue Historie zusam„mengesetzt. Daß also die ganze griechische Gemei-

„meine zu Rom (die man von der lateinischen be„dächtig unterschied) als die reineste und gelehrte„ste, gleich vom Anfange an, noch vor Cajo, und „also auch nach ihm, dies Buch ebenfalls verwor„fen u. s. w. das war nun ebenfalls, seit zehn „Jahren, Historie geworden. Und nun wurde „von dieser historischen Batterie herab auf die ar„me Apokalypse, und auf ihre Liebhaber, losßka„nonirt. Denn diese gehörten nun alle zu der la„teinischen, das hieß, ungelehrtern Parthey! ꝛc. — „So fand ich die Sache —“ Das aber ist bey weitem noch nicht alle Historie, die Hr. D. Semler in seiner Antiapokalyptik gemacht hat. Nachher setzt der A. die Streitpunkte so genau und scharf auseinander, und stellt alles so lichthell dar, wie Hr. S. nie etwas darstellen kann, noch darstellen lernen wird. Um unsre Leser wenigstens merken zu lassen, worüber sie Stück vor Stück weiter historische Belehrung hier finden, zeichnen wir die Fragen aus, welche S. 171 aufgeworfen und nachher beantwortet werden! „1.) Sagt es „denn irgend ein Alter, daß Cajus die Apokalypse „verworfen? haben wir darüber ein gewisses histo„risches Zeugniß? — 2.) Bezeugen es die Al„ten, daß die Aechtheit der Apokalypse einer von „den Streitpunkten gewesen, worüber Cajus und „Proklus, Orthodoxen und Montanisten, gegen „einander disputirten? — 3.) Bezeugt es die „alte Geschichte, daß im Anfange nur Montani„sten, Chiliasten, Fanatiker dies Buch angenom„men und herumgetragen, die reinere Parthey „aber vom Anfange widersprochen habe? 4.) Ists

„hi-

„historisch richtig, daß die chiliastische Erklärungs-„art dreyhundert Jahr lang die einzige gewesen, „und erst gegen das Ende des 4ten Säculi eine „neue, geistliche, Erklärung erfunden worden. „— Das alles stellt mein Herr Gegner als Hi-„storie auf. Obs neu geschaffne oder alte ächte „sey, müssen wir doch sehen.“ Und nun zeigt Hr. H. nach der Reihe das klare Gegentheil von dem allen. Hr. S. wird es bleiben lassen müssen, dies Gegentheil nach Geziemenheit zu widerlegen. Schreyen oder schreiben wird er freylich dagegen. Dasjenige, was man in den Fragen 3 und 4 als Semlerische Behauptung angezeichnet findet, ist in Wahrheit so ausgelassen und keck, daß man denken sollte, Hr. S. müsse, so oft er diese Stückchen behauptete, allemal der Meynung gewesen seyn, Er allein in der jetzt lebenden Gelehrten-Welt gelte für einen Kirchen-Historiker und Patristiker, dürfe also nur dreust als Geschichtsache hinschreiben, was ihm zweckmäßig dünkt, Niemand werde sich unterstehen, ihm aufs Maul zu schlagen; wenn er nicht auch auf diesen Fall ein Mann von seltner Resolution wäre. S. 186 lobt Hr. H. nochmals (wir meynen errathen zu haben, in welcher Rücksicht) die Semlerischen Neuen Untersuchungen ꝛc. setzt aber hinzu, daß man freylich auch hier unbewiesene und übereilte Behauptungen, neue Historie und innere Widersprüche finde, z. E. daß das Daseyn der Apokalypse sich sehr spät und zwar außer der katholischen Kirche, unter den Montanisten zuerst anfange. „Das ist „die neue wichtige Entdeckung. Und doch hat schon „Mar-

„Marcion sie (die Apokalypse) verworfen, schon Ju„stinus sie gebraucht, schon Melito ein eignes „Buch über sie geschrieben (wir setzen hinzu, vielleicht das erste Buch unter den Christen über ein anderes Buch, nämlich über eine für apostolisch geltende Schrift). „Und das ganze Alterthum „ohne Ausnahme setzt sie in das apostolische Zeit„alter —“ Eben so erkühnt ist die Semlerische Behauptung, daß erst am Ende des 4ten Jahrhunderts die uneigentliche geistliche Erklärungsart eingeführt worden sey. Anstatt dessen hatte Hr. Stroth behauptet, eben deswegen hätten Dionysius und Cajus angefangen, das Buch zu verwerfen (eine doppelte Unwahrheit) weil sie sich nicht länger den Zwang einer allegorischen Erklärungsart hätten gefallen lassen wollen. Gewiß keiner von beyden, ob sie sich gleich widersprechen, schreibt historische Wahrheit; aber der Schüler doch diese, daß wenigstens fürs 4te Jahrhundert längst die allegorische Erklärungsart auch der Offenbarung Herkommens war. Man braucht ja nur zu wissen, daß Origenes keineswegs dies Buch verworfen habe, sondern einer der wichtigsten Gewährsmänner für dasselbe ist. Eine Semlerische Unlauterkeit bey Anführung einer Stelle des Hieronymus, welche gerade das Gegentheil der Semlerischen selbstgemachten Geschichte von einem so späten Anfange der allegorischen Erklärungsart sagt, rügt Hr. H. S. 202, führt nachher an, daß ja eben Nepos, von welchem die Aegyptischen Chiliasten gebildet waren, ein Buch wider die Allegoristen geschrieben habe, daß,

selbst nach Hrn. Stroths Bemerkung, schon Clemens Al. der Lehrer des Origenes, ein allegorischer Ausleger, auch in Ansehung der Apokalypse gewesen sey. Hr. Semler aber versteckt es lieber vor seinen blinselnden Lesern, daß Apokalypsis so gelehrte Namen aus dem 2ten und 3ten Jahrh. für sich habe, und schreibt hin, was ihm der Unwille gegen das Buch gleich einflistert. Auf der andern Seite aber schweift der A. aus, indem er meynt, Johannes selbst habe dem Buche sogleich die durchgängige allegorische Erklärungsart mitgegeben, und bedenkt dabey nicht, daß sodenn gar nicht zu erklären stünde, wie gerade die ältesten Liebhaber des Buchs, die uns bekannt sind, hätten Chiliasten werden können, welches sie freylich ebenfalls, so weit sie es waren, ohne des Apostels mündliches Zuthun geworden sind. Nachher sucht Hr. H. auch zu erklären, wie es gekommen seyn möge, daß das Buch in der Griechischen Kirche allmählig zurückgesetzt worden sey. Weiter bringt er S. 229 noch einiges zur Bestärkung seiner Exegese der Worte Caji bey — macht unter andern auch Gebrauch von dem Semlerischen Bekenntniß, daß Cajus von der Apokalypse zu hart geredet habe — und wirft ihm den gegen dies Bekenntniß augenscheinlichen Widerspruch vor, da er an einer andern Stelle geschrieben: Cajus habe die Apokalypse historisch-treu recensirt. Ferner S. 260 — werden noch einige Stückchen aus den theologischen Streitbriefen angeführt, wobey man noch zu wenig denkt, wenn man glaubt, Hr. S. habe sie auf Gerathewohl und gut

Ge-

Gedeihen so hingeschrieben. Irenäus erwähnt einer Variante bey der Zahl des Thiers Offenb. 13. nämlich anstatt 666 die Zahl 616. Der Hallische Antiapokalyptiker schreibt dafür zweymal 613 und sagt, Irenäus gebe dieser Variante den Vorzug. In Wahrheit eine ganz unverzeihliche Unwahrheit! Die Sache ist bekannt, und wie gieng es zu, daß der patristische Mann sich nicht einmal durch die ihm sehr gut erinnerliche Zuversicht, mit welcher die Apokalyptiker die Zahl 666 als unstreitig richtig annehmen, auffordern ließ, den Irenäus nachzuschlagen, bevor er eine solche Nachricht hinschrieb? Ein anderes. In dem Text des Theodoret, wo dieser Geschichtschreiber eben dasjenige von Cerinthischen Apokalypsen vorbringt, was vordem Cajus geschrieben hatte, steht das in diesem Zusammenhange unverständliche Wort ἀπειλῶν. Oeder hatte dafür ἀγγέλων gesetzt, und Hr. S. ἀποστόλων vorgeschlagen, auch damit bey Hrn. D. Ernesti gänzlichen Beyfall gefunden. Der Apologet also hatte diese vorgeschlagene und mit so hoher Genehmigung versehene Correctur angenommen und in seinen Nutzen verwandt. Hr. D. Semler aber, der einmal in der Hitze des Streits war, also auch nicht wohl lesen konnte, was der letzte deutlich genug geschrieben, meynte nun, ἀποστόλων stehe im Texte des Theodoret, und ἀπειλῶν sey seine von Ernesti für richtig erklärte Correctur und wiederholt es mehr als Einmal. Denn er mußte ja streiten; und wer will fragen, ob er nun gezeigt habe, daß ἀπειλῶν einen guten Verstand im Zusammenhange gebe? Noch andere

ähnliche Sachen, die aufs allerwenigste klar zeigen, daß er eben zu warm gewesen sey, apologetische Schriften gehörig lesen zu können, übergehen wir, und merken nur noch einiges an. In einer Stelle des Hieronymus, die er in ähnlicher Eile eben so unrichtig für eine Recension des Inhalts der Apokalypsis erklärt, kommen die Worte vor mortemque centenarii peccatoris. Wer, wenn er die Propheten kennt, wird zweifeln, daß hier an Jes. 65, 20 zu denken sey, und gewiß haben Hrn. S. ehedem mehrere andere Schriftsteller bey dieser Hieronymischen Stelle daran erinnert. Jetzt aber schrieb er flugs darüber hin: „Ich muß „dieses Wort corrigiren. Sexcentenarius muß es „heißen, es betrifft die Zahl 666 ꝛc.“ Das heiße man doch einen Kritiker, auf dessen Urtheil sich etwas rechnen läßt. So viel von der Semlerischen Antiapokalyptik für das Mal! Ein Anhang zu diesem Streit giebt S. 274 — Nachricht von einem besondern Handel, den der Hr. Apologet mit Hrn. D. Döderlein in Altorf, nun in Jena, gehabt hat. Dieser hatte in der Vorrede zur 2ten Ausgabe seiner lat. Uebersetzung des Jesaias ꝛc. (S. Krit. Samml. J. 1776, St. 4, S. 619.) dem Verfasser einer bekannten 2theiligen Schrift, genannt die neuen Propheten, die eben wider ihn gerichtet war, eine Abfertigung nach neuer Form geben wollen, und dabey als bekannt angesetzt, daß Hr. M. Hartwig Verfasser dieser Schrift sey. Dies veranlaßte Hrn. M. Hartwig zu einem Schreiben an Hrn. D. Döderlein, darinn Hr. M. Hartwig die falsche Beschuldigung von sich ablehn-

lehnte. Er erhielt eine überaus verbindliche Antwort, mit der Anzeige, daß der litter. Almanach der Deutschen vom J. 1777 den Betrug angerichtet habe. Wie es scheint, Hrn. D. Döderlein von seiner Unschuld desto mehr zu überzeugen, giebt nun Hr. H. in diesem Anhang nicht nur den wahren Verfasser aus erhaltenen Nachrichten an, nämlich den sel. M. Frisch in Leipzig, sondern sucht auch durch Beybringung und Vergleichung mehrerer Umstände glaublich und höchst wahrscheinlich zu machen, daß der sel. Frisch Verfasser sey; und wir setzen hinzu, daß wir den sel. Mann auch dieser Schrift wegen gar wohl in Ehren halten. Endlich folgt noch in diesem 3ten Theile der Apologie II. Entwickelter Plan der Apokalypse als eines symbolisch-dramatischen Gedichts. Dieser seynsollende Plan ist denn doch kein Theil der Apologie, oder könnte es nur seyn, wenn sich die Offenbarung für ein Gedicht ausgäbe. Sollte sie aber ein Gedicht seyn, wer wäre denn der Dichter? Johannes erzählt ja, darinn durchaus nur, was er gesehen und gehöret habe; und wenn er das alles nicht gedichtet, sondern, wie Hr. H. selbst glaubt, gesehen und gehört hat, so kann er nicht Dichter heißen. So folgte, daß — wir schämen uns, so zu reden, und wünschten, daß jeder christliche Lehrer so viel Empfindung von Schicklichkeit haben möchte. Für eine solche Vorstellung des Inhalts der Offenbarung Jesu Christi, wie sie sich immer noch nennt, da Hr. D. Semler die ersten Worte ihres Texts noch nicht in Correctur genommen hat,

wird wohl an jenem Tage keine Belohnung ausgesetzt seyn. Weil wir sie nicht für ein Gedicht, wie auch die Definition von einem dramatischen Gedicht lauten möge, anzusehen, noch so zu nennen wissen, so beurtheilen wir auch diesen Plan nicht. Noch ein vierter Theil dieser Apologie der Apokalypse soll erwartet werden.

Hr. M. Hartwig hat gute Freunde, die gewiß seiner ämsigen Bemühung, die vorhin beschriebene Auslegung der Offenbarung geltend zu machen, ihren Beyfall nicht geben, hoffentlich auch nicht eben vornehmlich mit Dichtergefühl für das Buch eingenommen sind. Möchten sie doch das Ihrige thun, ihren Freund wenigstens von seinem Enthusiasmus zu befreyen, der sonst den gelehrten und brauchbaren Mann sehr weit verderben könnte. Durch apokalyptische Exegese, sie sey von dieser oder andrer Art, wird jetzt Niemand in der gelehrten Welt Ehre erwerben; wer also durch Bearbeitung dieses göttlichen Buchs dem Christenthum einen Dienst thun will, muß damit Ehre nur bey dem HErrn selbst suchen. Der Hr. Apologet selbst aber wird leicht wahrnehmen, daß wir es wohl einzig sind, die den Inhalt seiner Apologie genüglich bekannt zu machen gesucht haben.

d.) M. Michael Merkels historischkritische Aufklärung der Streitigkeit der Aloger und anderer alten Lehrer über die Apokalypsis in dem zweyten Jahrhunderte nach

nach Christi Geburt, als ein Beytrag zum zuverlässigen Beweise, daß die Apokalypsis ein untergeschobnes Buch ist. Luther: Dies Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben. Frankfurt und Leipzig (Altenburg) 1782. 8. 247 Seiten und 2 B. Vorrede.

So, meynt der Hr. Verfasser, muß man sich als einen historischkritischen Helden ankündigen. Und freylich verkauft der Titel das Buch. Die Alloger sind immer für gar zu nichtiges Volk angesehen worden; daher hat man sich auch bisher in so antiapokalyptischen Zeiten geschämt, durch ihre Hülfe die Offenbarung zu bestreiten, oder hat es einem Schriftsteller überlassen wollen, der etwa die diätetische Regel gelernt hätte, sich nie zu schämen, auch über keiner Lügen roth zu werden. Das allein setzt schon Heldensinn voraus. Da dieser aber doch keinem Krieger von der Natur auf die Stirne gezeichnet ist, so hat Hr. M. Merkel lieber auch eine ausdrückliche Inschrift aus D. Luthers Heldengesange beyfügen wollen. Dieser Hr. Merkel hat sich schon vor verschiedenen Jahren durch freye Abhandlungen ꝛc. bekannt gemacht. Weil er aber in Nachahmung des großen Ernesti, seines Lehrers, der keines weitern Titels bedurfte, sich der Mühe überhob, der Welt zu sagen, was er sey, so hatten ihn fast alle gelehrte Zeitungen zum Pastor in Gospersgrün (bey Zwickau) und die Gothaische gelehrte Zeitung gar zum Superin-

tendenten gemacht, obgleich jene freyen Abhandlungen nichts weniger, als einen Superintendenten befürchten ließen. Er hat daher nun am Ende der Vorrede erklärt, daß er für jetzt weder das erste noch das letzte sey, sondern als Candidatus Ministerii privatisire, da er sich nicht, wie viele andere in Sachsen, in ein Amt eindringen wolle, und diese Vorrede ist von Gospersgrün datirt. Wir erkennen gern, daß er dennoch gar wohl, wenn es ihm sonst an nichts fehlte, ein würdiger Schriftsteller würde seyn können. Daß er aber als Candidatus Ministerii die Offenbarung Johannis bestreitet, hätte er auch weit bessere Gewährsleute, als die Aloger sind, und noch dazu so trotzig, als jenes Motto zu erkennen giebt, bestreitet, daraus wird man wohl ein mehreres schließen dürfen. Auch kann die Frage entstehen, ob in Gospersgrün alle Opera Patrum, die Hr. Merkel citirt, so leicht zu haben seyn mögen. Und wenigstens in seinen freyen Abhandlungen hatte der Hr. V. gar manches Buch citirt, ohne es bey der Hand zu haben. (S. Krit. Samml. J. 1776 St. 2. S. 368 —

Wie aber fängt ers an, vermittelst einer angeblichen Aufklärung der Streitigkeit der Aloger für unsere Zeiten gleichsam unwidersprechlich zu beweisen, daß die Apokalypsis ein untergeschobenes Buch sey? Es ist bekannt, daß diese namenlosen Leute, denen erst Epiphanius einen selbstgemachten Namen beylegte, nicht nur die Apokalypsis, sondern auch das Evangelium Johannis (ob zugleich die Briefe Johannis, weiß man nicht) ver-

verworfen, und den Cerinthus für Verfasser dieser beyden Bücher ausgegeben haben. Dies einzige, daß sie zugleich das Evangelium Johannis abwürdigten, welches doch auch nicht einmal Hr. Merkel in den geringsten Verdacht gezogen wissen will, stellt sie gleich auf den ersten Anblick als Autoren dar, die, wenn sie auch die genauesten historischen Nachrichten von dem Ursprung der Offenbarung zu haben vorgegeben hätten, dennoch kaum gehört zu werden begehren dürften. Und fast nur der Merkelsche Heroismus auf dem Titel dieser Schrift kann die Kenner solcher Sachen anlocken, dieselbe anzusehen, um doch zu wissen, quid ferat hic tanto dignum promissor hiatu. Doch sogar die Herren Buchführer müssen sehr ungläubig gegen Hrn. Merkels Wort gewesen seyn. Denn er beklagt sich in der Vorrede, sehr lange und mühsam vergeblich einen Verleger gesucht zu haben. Er schiebt die Schuld auf den elenden Geschmack unsrer Zeiten, der nur an Romanen ꝛc. Gefallen finde. Dieser Geschmack selbst aber würde ihm vielmehr baldigst einen wohl belohnenden Verleger verschafft haben, wenn nur die Aloger, selbst nach jetzigem hingeworfenen theologischen Geschmack, in irgend einem Credit seyn könnten. Doch wer weiß, was Hr. Merkel bewirkt? Es wird auf seine Aufklärungen, oder sonst noch auf einen beyhelfenden Wind aus einigen Studierstuben, ankommen.

Den ersten Faden zu diesem unregelmäßigen Gewebe hat Hr. D. Semler in seinen Neuen Untersuchungen gesponnen, und wer könnte jetzt un-

abhängig von Semlerischen Untersuchungen die Aechtheit der Offenbarung bestreiten? Hr. M. nimmt wie für ausgemachte Sache an, daß dies Buch durch die Montanisten in die Welt gekommen sey. Doch ist er uneinig mit sich selbst über den Irenäus. Bald unterscheidet er ihn als einen orthodoxen Lehrer von den Montanisten (S. 109) bald stellt er ihn als einen Verfechter des Montanismus hin (113. 114.) Was ist mit einem solchen Schriftsteller anzufangen? Wir nehmen uns die Mühe nicht, hiewider etwas mehreres zu sagen, als daß ganz notorisch die Offenbarung älter sey, als die Montanisten, und älter, als Irenäus, wie auch die Aloger selbst damit vollkommen nicht so wohl eingestehen, denn die Sache war nicht streitig, sondern von freyen Stücken angeben, wenn wirs sonst nicht wüßten, daß sie die umgereimte Meynung an den Tag brachten, Cerinthus sey Verfasser des Buchs. Wie viel das sage, ist leicht daraus abzunehmen, weil, nach mehrern historisch lautenden alten Angaben, Cerinthus nicht nur dem Apostel Johannes in seinem hohen Alter, sondern auch den übrigen früher abgegangenen Aposteln gleichzeitig gewesen ist. Hr. Merkel selbst scheint bemerkt zu haben, wie sich dieser Umstand sehr schlecht mit der Semlerischen Dichtung reime, will daher auch eben nicht behaupten, daß die Aloger Grund genug gehabt hätten, die Apokalypsis, wie das Evangelium Johannis, von Cerinth herzuschreiben. Das wäre ja denn aber schon an sich für diese Leute und ihre Bestreitung der Apokalypsis ziemlich nachtheilig.

Da-

Dafür soll nun eben diese historisch-kritische Aufklärung, wie für noch mehreres, helfen. Haben sie nun gar etwa selbst, als Vorgänger des Hrn. D. Semlers, vorgegeben, die Montanisten hätten das Buch erst ans Licht gebracht, so sind sie die elendesten Klopffechter, die es je gegeben hat. Eben dies aber meynt Hr. Merkel zeigen zu können, und das ist die Hauptsache seiner Aufklärung. Nun rathe man, welcher Zusammenhang herauskommen soll. Mit dem Epiphanius vor allen muß es Hr. Merkel freylich zu thun haben. Doch ist Recensent ziemlich ungewiß, ob er bey der Ausarbeitung seiner Schrift diesen Kirchenvater zur Hand gehabt habe. Er führt zwar nicht ganz wenig aus dessen langer Disputation wider die Aloger an, bezeigt sich aber nicht nur sehr unzufrieden damit, sondern beschreibt uns auch diesen ehrlichen Bischof öfters als einen unwissenden Menschen. Wir thun hier noch nicht einmal die Frage, woher Hr. M. von den Alogern besser unterrichtet sey, als Epiphanius? sondern protestiren nur vor dem Gericht aller Patristiker wider den Ehrentitel der Unwissenheit für den lieben Epiphanius. Man kann ihn für seine Zeit vielmehr für einen Vielwisser erklären, und vermuthen, daß bey ihm die Schärfe der Beurtheilungskraft und die Accuratesse bey seinen Ausarbeitungen eben unter der Polyhistorie gelitten habe. Oder wendete wider den Epiphanius ein, daß er kein Hebräisch verstanden habe. Dies konnte nur ein kühner Unwissender schreiben, der weder dieses Bischofs Schriften, kennt, noch weiß, wie viel

Kennt-

Kenntniß morgenländischer Sprachen Hieronymus dem Epiphanius nachrühme, mag auch Hieronymus sein Lob übertrieben haben. An Oeder schließt sich nun Hr. Merkel an. Selbst die Disputation des Epiphanius wider die Aloger enthält viel sogenannte Gelehrsamkeit, besonders auch zur Zeitrechnung gehörige — und so muß man in Wahrheit zweifeln, ob Hr. Merkel sie selbst gelesen, oder, was er daraus anführt, einem andern Autor abgeborgt habe. Diese Bemerkung allein, daß Epiphanius vielmehr eine Art von Polyhistor für seine Zeiten war, dient zur gänzlichen Abfertigung mehrerer Merkelschen Raisonnements. Nun aber das Hauptstück der Aufklärung! Nachdem Epiphanius sich sehr weitläuftig bey der Vertheidigung des Evangelii Johannis wider die von ihm sogenannten Aloger aufgehalten, auch viele hieher gar nicht gehörige Gelehrsamkeit beygebracht hat, kommt er endlich (Oper. Tom. I. edit. Petav. Coloniae 1682. p. 454) auf die Vertheidigung der Offenbarung. Hr. Merkel ist im Stande die Gründe der Aloger wider dies Buch, die Epiphanius anführt, wichtig zu nennen. Daß doch nicht einmal Hr. D. Semler davon Gebrauch gemacht hat! Sie sind aus dem Buche selbst hergenommen, (es verdient keine Antwort, wenn unser heroischer Antagonist vermuthet, daß sie gewiß auch historische Gegengründe beygebracht haben würden; die denn der unwissende Epiphanius entweder nicht gewußt, oder mit Fleiß, ohne sich vor gelehrten Zeitgenossen zu schämen, untergesteckt hätte) und von der

elen-

elendesten Art, gerade, wie sie Oeder machen und Hr. D. Semler aufstellen konnte. Was nutzt mir, sagte einer ihrer Scribenten, die Apokalypsis, welche mir von 7 Engeln und 7 Posaunen sagt? Es war kaum der Mühe werth, sich mit Heimweisung solcher Fragen abzugeben. Klingt es etwa gar schon so, als ob dieser Scribent historische Gründe wider die Aechtheit des Buchs auszukramen hätte? Ferner (p. 455) brachten die Aloger, wie es scheint, Einwendungen wider dieses und jenes in den von Jesu dictirten Briefen vor, und einige dieser Helden gaben folgendes an: „Abermals spricht er (Jesus): „Schreibe dem Engel der Gemeine zu Thya„tira, und es ist daselbst keine Christen-Ge„meine zu Thyatira. Wie hat er nun an ei„ne nicht vorhandene Gemeine geschrieben? „Und so findet man, fährt Epiphanius fort, diese „Leute, wie sie wider ihren Willen durch das, was „sie gegen die Wahrheit öffentlich reden, ein Be„kenntniß ablegen. Denn, wenn sie sagen, es ist „jetzt keine Gemeine zu Thyatira, so zeigen sie, daß „Johannes geweißagt (das zukünftige vorherge„sagt) habe.“ Er meynt die bedrohende Weißagung in diesem Briefe Offenb. 2, 22. 23. und zieht sie, wie wohl vollkommen erweislich unrichtig, auf die Montanisten. Nun folgt die eigentliche Lichtquelle der Merkelschen Aufklärung beym Epiphanius. Um sie unsern Lesern zu ihrer Erleuchtung mitzutheilen, setzen wir den Text der Stelle selbst her: Ενοικησαντων γαρ τουτων εκειθε και των κατα Φρυγας, δικην λυκων αρπαζαντων

των τας διανοιας των ακεραιων πιστων, μετηνεγκαν την πασαν πολιν εις την αυτων αιρεσιν, ὁιτε αρνεμενοι την Αποκαλυψιν τε λογε τετε, εις ανατροπην κατ' εκεινε (legend. εκεινο) καιρε εστρατευοντο. Jedweder sieht freylich das schwerfällige dieser Stelle, und daß sie einige Corruption erlitten haben könne, ist nicht unglaublich. Am ersten könnte man glauben, daß nach Φρυγας kein Komma zu setzen sey, wenn μετηνεγκαν als von den Alogern, und nicht vielmehr als von den Kataphrygiern oder Montanisten gesagt, verstanden werden könnte; welches aber mit dem weiter folgenden nicht besteht, wo ausdrücklich gesagt wird, daß die Kataphrygier die ganze Thyatirische Gemeine, für die damalige Zeit, verschlungen gehabt hätten. Um die Grammatik an diesem Orte aber hat sich Hr. M. gar nicht bekümmert, wie nachher seine in so fern offenbar irrige Uebersetzung zu erkennen giebt. Er will nur behende so corrigiren, daß er eine doch nie scheinbare Hypothese gleichsam als einen historischen Satz aufstellen könne. Und was thut er nun? Er schiebt ein οἱ μὲν vor μετηνεγκαν und verwandelt ὅιτε in οἱ δε, vermißt auch ohne Noth bey ἀνατροπὴν etwas, gleich als ob man im Zusammenhange nicht peruersio, euersio (sc. rei Christianæ s. sanæ doctrinæ) absolut sagen könne, und dies etwas, nämlich ταυτης της αἱρεσεως, wie er kühn vermuthet, schiebt er nachher in seine Uebersetzung mit ein. Diese aber ist folgende: „Denn da diese (die Aloger) so „wohl als die Montanisten daselbst (zu Thya„tira) wohneten, und [woher kömmt dies: und?] die

„die Herzen der einfältigen Christen als Wöl-
„fe an sich rissen: so erfülleten diese endlich
„die ganze Stadt mit ihrer Ketzerey; jene
„aber (die Aloger) welche leugnen, daß dieser
„Brief (an den Engel der Gemeine zu Thyatira,
„über den hier eben der Streit ist) aus göttli-
„cher Offenbarung geschrieben worden, wi-
„dersetzten sich diesen, und suchten ihre Ketze-
„rey damals auszurotten. Durch diese Ver-
„besserung, fährt Hr. M. sogleich fort, sagt es
„nun Epiphanius klar genug, wer die Aloger ge-
„wesen sind, und was sie durch diesen Streit zu
„erhalten gesucht —“ Ja! durch diese Verbes-
serung sagt ers. Schade aber, daß gerade der letzte Theil dieser Stelle gar keiner Verbesserung bedarf, und wenn er einer bedürfte, nichts weniger erweislich seyn würde, als daß Hr. M. den Sinn des Epiphanius getroffen habe. Gewiß wollte hier Epiphanius den Alogern nichts zum Lobe nachsagen. Hätte ers aber ja sagen wollen, welches doch der Zusammenhang keineswegs vermuthen läßt, da es vielmehr einer eignen ausführlichen Erläuterung, die beym Epiphanius nicht theuer zu haben gewesen seyn würde, bedurft hätte, so würde er nicht unterlassen haben, hinzu zu setzen, daß die Aloger, da sie drauf und drein wider die Montanisten gestritten, wie unverständige und leichtsinnige Disputanten gewöhnlich thun, das Kind zugleich mit dem Bade ausgeschüttet, nämlich zugleich mit den Montanisten auch das Evangelium und die Offenbarung Johannis, als auf welche Bücher die Montanisten sich vorzüglich

lich beriefen, bestritten hätten. Und wo sagt er das? Hr. M. kennt den Epiphanius nicht, als welcher mit keiner Sache kurz fertig wird, und am wenigsten hier kurz abgebrochen haben würde, wenn das, was Hr. M. ihm dictirt, seine Meynung gewesen wäre. Also die Aloger, Merkelsche Orthodoxen, sollen wenigstens damit, daß sie die Apokalypsis bestritten, eigentlich nur wider die Montanisten, und hiemit nicht wider die damaligen Orthodoxen, gestritten haben. Wenigstens meynt er doch wohl nicht, daß Epiphanius eben das bey seinen Worten gedacht habe. Daß er sich aber in Absicht auf die Aloger mehr Polyhistor dünkt, als der (nach Merkelschem Urtheil unwissende) Epiphanius es war, das ist sehr lächerlich. Doch noch etwas von den Alogern und Thyatira. Wenn Epiphanius uns ihre Einwendung nicht ganz verkehrt vorgestellt hat (und er scheint die Worte wenigstens Eines ihrer Schriftsteller selbst herüber geschrieben zu haben) so ist diese Einwendung in allem Betracht eine der allerelendesten. Ganz unleugbar lebten und schrieben sie nicht zu der Zeit, da die Offenbarung allererst bekannt wurde, oder kurz zuvor erst bekannt geworden war, und wenigstens war der Apostel Johannes, für dessen Schrift diese Offenbarung angesehen seyn wollte, längst in seine Heimath eingegangen. Anstatt nun eine Einwendung zunächst wider jenen Brief nach Thyatira aus den Zeiten des Apostels Johannis her zu machen, machen sie dieselbe aus ihrer Zeit: es ist keine Christen-Gemeine zu Thyatira. Entweder wollten

sie

sie nur Spötterey treiben, oder sie meynten, die Gemeinden, an welche im Namen Jesu Christi Briefe geschrieben wären, müßten auf immer bestehen. Es ist nur ein sonderbares Gemisch, was Hr. M. zur Vertheidigung der Aloger hierüber S. 78 — beybringt. Es läuft darauf hinaus, daß Epiphanius ihre Meynung unrecht verstanden habe. Woher mag sie Hr. M. besser verstehen gelernt haben? Gleichwohl will auch Er nicht in Abrede seyn, daß damals, als die Apokalypsis geschrieben worden, eine christliche Gemeine zu Thyatira gewesen sey. Epiphanius zeigt die mit dieser Gemeine vorgegangenen Veränderungen an, daß sie nämlich Montanistisch geworden und nun zu seiner Zeit (nach 112 Jahren, schreibt er, gerechnet entweder von der Zeit an, da der alogische Schriftsteller seine Streitschrift wider die Offenbarung zurecht gemacht hatte, oder, wenn man diesen anonymischen Scribenten hiemit zu spät leben ließe, von der Zeit an, da der Montanismus in Thyatira zu Ende war; Epiphanius aber schrieb sein Panarion wider die Ketzereyen vom J. 376 an) sey dort eine wachsende Kirche, und einige andere in der Gegend, ἐκεισε, woraus auch erhellet, daß man in der Merkelschen Hauptstelle dies ἐκεισε nicht gerade nur von der Stadt Thyatira verstehen müsse. Wie aber kommt die Merkelsche Aufklärung selbst hiebey zu recht? Wider wen war die alogische Schrift gerichtet, aus welcher Epiphanius diese Einwendung gegen die Offenbarung anführt? wider die Montanisten oder wider die Or-

thodoren? Wir meynen, jeder schlechte Menschenverstand müsse wahrnehmen, daß dieser Verfasser, wenn, wie Hr. M. dem Epiphanius glaubt, damals die Gemeine zu Thyatira Montanistisch gewesen ist, wider die Orthodoxen im Felde gelegen haben müsse, als wider solche Christen, von welchen die Montanistische Gemeine zu Thyatira nicht für eine wahrhaftig christliche Gemeine anerkannt wurde. Was wäre sonst vollends seine Einwendung, wenn er damit, insbesondere den Montanisten hätte begegnen, Montanisten hätte überweisen wollen, daß die Offenbarung ein unächtes Buch sey, weil sich in Thyatira keine Christen-Gemeine befände? da doch eine Montanisten-Gemeine da war, die ja wohl von andern Montanisten für eine Christen-Gemeine erkannt wurde, wie sie selbst sich dafür hielt? Und Epiphanius, der aus dieser antiapokalyptischen Schrift etwas anführt, und sie sogut für antiorthodox als für antimontanistisch angesehen hat, wird doch leicht besser hierüber haben urtheilen können, wenn er auch vielen Abgang an Scharfsinn litte, als Hr. M. Merkel in Gospersgrün? Hiemit aber hat denn auch die ganze Merkelsche historischkritische Aufklärung der Streitigkeit der Alloger ihr Ende. Denn dies einzige, nämlich die angebliche kritische Berichtigung und Ueberseßung der von uns mitgetheilten Stelle des Epiphanius, ist es, was der muthvolle Bestreiter der Offenbarung in dieser Schrift zur seyn sollenden Aufklärung über die Alloger aufgestellt hat, und worauf er weiter fortzubauen

en sucht. Gesetzt nun aber, dies Fundament läge oder stünde fest: wäre darauf schon ein Bollwerk wider die Offenbarung aufzuführen? Ohne die Semlerischen Materialien zu Hülfe zu nehmen, würde sich auch kein Popans darauf stellen lassen. Denn was? Die Aloger haben den Montanismus bestritten, ihm das Garaus machen wollen, und zu diesem Zweck die Offenbarung und das Evangelium Johannis verworfen und für Cerinthisch erklärt; folgt daraus, daß also nur die Montanisten die Offenbarung als eine Schrift des Apostels Johannis, als eine göttliche Schrift verehrt haben? Wenn das folgen sollte, so müßte zugleich folgen, daß auch das Evangelium Johannis nur unter den Montanisten, und nicht gleichfalls unter den Orthodoxen, in Aufnahme gewesen sey. Dies ist ganz unschwer, ohne allen Scharfsinn einzusehen. Hr. D. Semler, der bey Betreibung seiner Antiapokalyptik gewiß oft genug an die Aloger gedacht hat, scheint es vollkommen eingesehen zu haben, und ist denn so klug gewesen, die Aloger hier ganz aus seinem Spiel zu lassen. Er mußte sich ihrer bey der Stelle des Irenäus Aduerſ. Hæreſ. III. 11. (S. Krit. Samml. J. 1777, St. 4. S. 693.) aus welcher vornehmlich Er den Montanismus dieses alten Bischofs beweisen will, erinnern, weil daselbst solcher Widerwärtigkeiten gedacht wird, die das Evangelium Johannis und (wenn wir anders der Semlerischen Auslegung folgen dürfen) auch die Offenbarung verwarfen. Lieber aber sagte er darüber etwas, das Niemand versteht,

läßt lieber den Verdacht auf die damaligen Orthodoxen, als quasi Feinde auch des Evangelii Johannis fallen, als daß er hätte sagen sollen, wie Hr. Merkel: seht da die Aloger! Freylich sind es Aloger, wie man ohne allen weitern Beweis sagen kann, wenn die Definition von Alogern eben darauf ankommt, daß sie solche seynwollende Christen des 2ten oder auch noch des 3ten Jahrhunderts sind, welche die beyden genannten Bücher verwerfen. Wo also Hr. D. Semler zweckmäßig zu klug war, der Aloger zu gedenken, da ist Hr. Merkel geblendet durch seine kritische Aufklärung, so stumpfsichtig, daß er uns, wie den Montanisten, die Aloger entgegen stellt. Ja da er nun eben des Semlerischen Gedichts bedarf, daß nur die Montanisten Verehrer der Apokalypsis gewesen wären und daß eben sie das Buch erst ans Licht gebracht hätten, so nimmt er selbst diesem Gedichte den Semlerischen Beweis. Denn so ist ja nun ganz klar, daß Irenäus in dieser Stelle nicht den Orthodoxen die Offenbarung hat aufreden, sondern beyde Johanneische Bücher nur wider die Aloger hat in Schutz nehmen wollen. Womit soll nun bewiesen seyn, daß zuerst die Montanisten die Offenbarung herumgetragen und ihre Aufnahme zu bewirken gesucht haben? Ueberhaupt kann es mit nichts bewiesen werden, und hat so viel historische Gegengründe wider sich, als irgend eine Dichtung der Art wider sich haben kann. Soll es in Wahrheit (alle Kenner mögen richten!) soll es in Wahrheit Hrn. Semler und Hrn. Merkel gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf-

aufbehalten geblieben seyn, eine solche Entdeckung zu machen, da es, um nur wenig zu sagen, den alten Kirchen-Polyhistoren Origenes, Eusebius, (Epiphanius) Hieronymus, die weder Montanisten noch Chiliasten waren, nie eingefallen ist, eine solche Vermuthung aufzufassen? Diese Namen allein berechtigen uns, diese Bemühungen für irrende Ritterzüge zu erklären, möchten auch die beyden Gelehrten, außer dem Irenäus noch den Justinus M., den Melito, Hippolitus ꝛc. zu Montanisten machen, wie Hr. M. gleichfalls versucht hat. Doch sie haben dabey nicht einmal für die Chronologie gesorgt. Die Aloger schrieben die beyden Bücher Johannis von Cerinthus her. Hr. M. will ihnen hierin, daß gerade Cerinth Verfasser sey, auch in Ansehung der Offenbarung nicht sicher beystimmen, ob er wohl, aus Achtung für diese Ungenannten, glaubt, daß das Cerinthische Lehrsystem ganz ein anderes gewesen seyn müsse, als die alten Nachrichten beschreiben, weil es nämlich sonst ganz unreimisch gewesen wäre, diese Bücher beyde für Cerinthisch zu halten. Allemal aber, wenn die elenden Aloger irgend eine historische Glaubwürdigkeit haben sollen, müßte man ja doch, auch auf ihr Angeben, wenigstens für gewiß setzen, daß die Offenbarung nicht weniger, als das Evangelium Johannis, aus dem Zeitalter des Cerinth, welcher dem Apostel Johannes ganz gleichzeitig war, her sey. Wie sollen nun die so notorisch spätern Montanisten dies Buch untergeschoben haben, und zwar, wie Hr. M. ziemlich unvereinbar S. 84 —

gleichsam aus den Einwendungen der Alloger (die doch wohl nicht den Cerinth zu einem Anhänger des Montanus gemacht haben, da sie wußten, daß er vielmehr selbst Heerführer einer ganz andern Parthey war) schließen will, gerade um die Zeit, da Montanus anfieng seine Irrthümer zu Thyatira auszustreuen? Wir fragen also, wo die Chronologie bleibe, und wie die Alloger, wenn sie nur wider die Montanisten gestritten haben, in der Chronologie mit Hrn. M. und S., welche Entdeckungsmacher die Offenbarung erst durch die Montanisten ans Licht bringen lassen, zusammen stimmen. Sind sie so wichtige Zeugen, daß Hr. M. den Justinus, Irenäus ꝛc., selbst den Origines in so fern gegen sie tief verachtet, ob sie gleich ohne den Epiphanius ganz namenlos seyn würden, und wir gleich immer jetzt nicht wissen, wie ihre Schriftsteller geheißen haben, (heißen sie etwa Oeder, Merkel und Ulrich?) so hätte Hr. M. nothwendig auch chronologische Untersuchungen anstellen sollen. Er gesteht S. 79 selbst ein, daß der Montanismus wenigstens nicht eher, als im J. 126 entstanden seyn könne, da der Apostel Johannes schon lange todt gewesen sey. Dieser Anfangs-Termin des Montanismus ist der möglichst früheste, und gründet sich auf den in der Zeitrechnung gar nicht sorgfältigen und bey Hrn. M. gar auch unwissenden Epiphanius, der selbst an einem andern Orte, und zwar in der eigentlichen Abhandlung der Montanistischen Ketzerey S. 402 einen weit spätern Termin, nämlich das 19te J. des frommen Antonin, d. i. J. Ch. 156. 157.

für

für den Anfang des Montanismus angiebt; da Eusebius diese Häresie noch später, nämlich erst im J. 171. 172. entstehen läßt. S. Hrn. D. Walchs Historie der Ketzereyen ꝛc. Th. 1. S. 615. 616. Dieser Punkt trifft eben so gut wider Hrn. D. Semler. Bey dieser Gelegenheit theilen wir eine Bemerkung über das Zeitalter der Aloger mit, die wir sonst nicht gefunden haben. Versteht man unter den Alogern solche Leute, welche bey ihrem Christenthum das Evangelium sowohl als die Offenbarung Johannis verworfen haben, so hat schon Irenäus (vorausgesetzt, daß man den Irenäus mit Recht so verstehe, daß nämlich die Widersacher, von denen er redet, nicht nur das Evangelium, sondern auch die Offenbarung Johannis (propheticum spiritum) verworfen habe) am angeführten Orte Aloger gekannt. Diese Aloger gehören also etwa in die zweyte Hälfte des 2ten Jahrhunderts, und von diesen Alogern steht nicht zu behaupten, daß sie den Cerinth für den Verfasser der Offenbarung und des Evangeliums Johannis ausgegeben hätten. Irenäus meldet davon nichts, und würde, wenn sie diese Meynung geäußert hätten, desto weniger unterlassen haben, es zu melden und sich darüber zu formalisiren, weil er eben unweit vorher geschrieben hatte, der Apostel Johannes habe sein Evangelium dem Cerinthischen Irrthum entgegengesetzt, den vorher schon die Nikolaiten ausgestreuet hätten. Die thörigte Meynung von Cerinth, als Verfasser der Johanneischen Schriften, scheint diesen Alogern gar nicht haben beykommen

zu können, weil in diesen Zeiten die Cerinthischen Lehrsätze noch in ganz frischem Andenken seyn mußten, und die Unreimbarkeit derselben mit den Johanneischen Schriften nicht zu erkennen war. Sie sind ohne Zweifel Gnostiker gewesen, die ja bekanntlich im Vertrauen auf ihre höhere Weisheit auch apostolische Schriften verwarfen, ohne damit schlechthin zu leugnen, daß es Schriften von Aposteln wären; und vielleicht waren diese Aloger selbst von den Cerinthischen Behauptungen nicht weit entfernt. Irenäus gedenkt ihrer unmittelbar nach dem Marcion, von dem er sagt, er verwerfe das ganze Evangelium, d. h. er nehme von allen vier Evangelien keins an, wie es da sey; und weiter vorher (in eben dem Kap. 11. des Buchs 3.) hatte er geschrieben, Marcion beschneide das Evangelium Lucä, als welches er nach seiner Irrlehre einzurichten suchte. Aus dem allen nun folgt, daß die Aloger, die Epiphanius aus ihren Schriften kennen lernte und selbst erst mit dem Namen Aloger belegte, in späterer Zeit (wie auch seine vorhin beygebrachte Zeitrechnung zu erkennen zu geben scheint, wenn man etwas darauf rechnen will; nämlich nicht vor der Mitte des 3ten Jahrhunderts) gelebt haben müssen. Allemal geben sie damit, daß sie die beyden Bücher Johannis dem Cerinth zuzuschreiben sich nicht entblödeten, ihre Ungelehrtheit, mag sie auch Hr. M. uns als sehr gelehrte und scharfsinnige Männer beschreiben, und nicht weniger ein Zeitalter zu erkennen, in welchem man, ohne gelehrte Notiz zu haben, nicht mehr wußte, was für verkehr-

kehrte Lehrsätze, die mit den beyden von ihnen bestrittenen Büchern im geringsten nicht bestehen konnten, Cerinth ans Licht gebracht habe. Auch schon dies verräth eine spätere Zeit, daß die ihnen gleichzeitigen Montanisten von den Orthodoxen nicht für Christen erkannt wurden. Diese Schärfe hat man gegen die Montanisten im 2ten Jahrhundert noch nicht bewiesen. Etwas besonderes aber ist es, daß weder Irenäus noch Epiphanius einen Aloger mit Namen nennt. Die alogischen Schriftsteller müssen alle wohl anonymisch geschrieben haben. Eine böse Tücke ist hier weder bey dem Irenäus noch bey dem Epiphanius zu befürchten. Beyde nennen uns gern Namen, und der letzte, wenn er einen alogischen Anführer namentlich gekannt hätte, würde sich sodenn gar nicht veranlaßt gefunden haben, diesen Leuten einen selbstgemachten Namen zu geben. Doch sie sind einmal bey Hrn. M. sehr wichtige Männer; er weiß uns ihre Disputen wider die Apokalypsis, wie ein Romanschreiber, nur aber ohne Geschmack, sehr umständlich zu erzählen, und hat überhaupt in diesem Fache sehr viel von Hrn. D. Semler profitirt. Diesem sagt er unter andern nach, daß Dionysius Al. die Offenbarung verworfen habe; sie sey gleich von Anfang an bestritten worden, habe immer die gelehrtesten Männer zu Gegnern gehabt ꝛc. Ein Gelehrter, der keine Empfindung von Schaam mehr hat, ist freylich auch nicht zu bändigen. Denn womit soll man ihn züchtigen? Für ein Merkelsches Eigenthum sehe man die Bemerkung an, daß diejenigen (einige) älteren Schrift-

steller, welche nach des Dionysius Al. Bericht die Offenbarung schlechthin verworfen, von Kapitel zu Kapitel widerlegt (das könnten eben so gut im 18ten Jahrhundert alle die vielen Semlerischen Schüler; historische Gegengründe aber, wo sind sie?) und von Cerinthus hergeschrieben haben — eben die Aloger gewesen seyn sollen. Wohl gut! desto weniger ist auf diese älteren Männer zu rechnen. Denn die unhistorischen Aloger haben ja nicht weniger das Evangelium Johannis verworfen und ganz ungereimter Weise für Cerinthische Schrift erklärt. Hätte Dionysius eben diese Menschen gemeynt, so verdient er in dieser Schrift nicht die geringste Achtung, weil er denn eine hauptsächliche Urtheilsangabe zurück gehalten hätte; da er nämlich davon nichts erwähnt, daß von diesen Aelteren auch das Evangelium Johannis für eine Cerinthische Schrift ausgegeben worden sey. Bessere Kritiker, als die Aloger, sind freylich die älteren, deren er gedenkt, nie gewesen, und sind auch darinn den Alogern gleich, daß Dionysius ihre Namen nicht genennt, oder zu nennen nicht gewußt hat. Für desto gelehrter aber und scharfsinniger achtet sie, vielleicht eben deswegen, Hr. Merkel, und für würdig, allen namhaften Alten, dem Justinus, Irenäus, Melito, Theophilus ꝛc. Tertullian, der freylich ein Montanist war, Origenes ꝛc. weit vorgezogen zu werden. Hätte doch Hr. M. gleichfalls anonymisch geschrieben, mit seinem Namen ganz verborgen zu bleiben gesucht! In Wahrheit viele Recensenten würden glauben, er sey wenigstens ein Theologe vom ersten

sten Range. Nun hingegen möchte mancher gar argwöhnen, daß etwa auch die Aloger Malcontenten gewesen seyn könnten. Wir bedenken zwar, daß wir unsrer Leser schonen müssen. Doch dürfen wir noch etwas wiederholen, und nicht weniger eine Nutzanwendung machen. Unwiderlegliche und unverhüllt klare Hauptsätze in dieser Streitigkeit sind folgende: Irenäus (wie Justinus M. und trotz Hrn. D. Semler! fast alle Lehrer des 2ten und 3ten Jahrhunderts, deren Schriften noch vorhanden sind und dieses Buchs gedenken) nimmt vor aller orthodoxen christlichen Welt für bekannt und notorisch an, daß die Offenbarung ein göttliches Buch, eine ächte Schrift des Apostels Johannis sey; die Montanisten setzten dies gleichfalls ganz offenbar voraus, beriefen und steiften sich auf dies Buch, ohne zu befürchten, daß wider dessen Ansehen von Seiten der Orthodoxen etwas eingewendet werden könne oder möchte. Und von welchen Orthodoxen (Cajus muß hier abgerechnet werden) ist in der Streitigkeit mit den Montanisten die Offenbarung Johannis für unächt erklärt, oder ihr ächter Ursprung nur für zweifelhaft erklärt worden? Welcher Montanist hat Ursache gefunden, die Aechtheit dieses Buchs wider Einwendungen eines Orthodoxen zu vertheidigen? Es sollte uns nicht schwer werden, nicht viel weniger, als so viel aus sogar mehrern Stellen, die Hr. Merkel mit eingeführt hat, ganz klar vor Augen zu legen, z. B. wenn die Montanisten, auch die frühern, glaubten, die Stadt Gottes, Neu-Jerusalem, werde über Pepuza (ihren Hauptsitz

sitz in Phrygien) herabkommen, d. h. in dieser Gegend sich niederlassen: so setzten sie als überall aus der Offenbarung Johannis bekannt voraus, daß eine Stadt Gottes, Neu-Jerusalem (mochten es die Orthodoxen von einer eigentlichen oder uneigentlichen Stadt verstehen, das gilt hier gleich) einmal aus dem Himmel auf die (neue) Erde herabkommen würde; und nur die nähere Bestimmung des Orts, wo diese Stadt Platz nehmen werde, war das eigenthümlich montanistische dieser Glaubenslehre. Aehnliche Bemerkungen, die kein kritisches Tribunal scheuen dürfen, lassen sich in Menge machen. Nun noch eins von dem so vielen Alten und Neuern mit Recht oder Unrecht zur Last gelegten Chiliasmus. Die Montanisten sind Chiliasten gewesen, und zwar, wie gewiß alle, die so gern auf Chiliasten schimpfen, sagen werden, recht grobe Chiliasten. Versteht man aber unter grobe Chiliasten diejenigen, die ein tausendjähriges Reich mit allerley fleischlichen Wollüsten gehofft haben sollen (wenn es je in der Welt, und nicht bloß in den Anschuldigungen der gar oft mit der Luft kämpfenden Antichiliasten, solche grobe Chiliasten gegeben hat) so werden sogar die Montanisten vollkommen Grund haben, sich über großes Unrecht zu beklagen, womit man sie wegen ihres Chiliasmus verunglimpft habe. Die Montanisten waren, wenigstens in ihren Grundsätzen sehr finstre und in ihrer Moral über alle rechtmäßige Gränzen wegschreitende strenge Leute. Sie hielten viel auf Fasten, erklärten die zweyte Ehe wenigstens für ungeziemend, und

nenn-

nennten sich Pneumaticos zum Unterschied von den Psychicis. Bey dieser Moral sollen sie fleischliche Wollüste im tausendjährigen Reiche gehofft haben? Mit Recht wird man vielmehr sagen können, sie würden sogar die Apokalypsis verworfen haben, wenn sie darinn irgend eine Verheißung fleischlicher Wollüste gefunden hätten. Nun urtheile man, welche Achtung diejenigen Alten oder Neuern verdienen, die so indiscret auf fleischliche Chiliasten schimpfen, oder die einen solchen Chiliasmus in der Offenbarung zu sehen meynen, (nur aber ohne ihn irgend einem verständigen Richter je gezeigt zu haben) oder, wie nun neuerlich, die Zubereitung und Ausbreitung dieses Buchs, allemal wider die klare Geschichte, den Montanisten auf den Kopf Schuld geben. An dieser letztern ganz elend aufgegriffenen Meynung sind alle Alten unschuldig. Nur Hr. D. Semler konnte sie an Tag geben, und nur solche Nachtreter, als Hr. Merkel ist, sind fähig, sie nachzubeten. Die Merkelschen Aloger (die Aloger des Epiphanius können sich noch ausreden) sind so thörigt, den Cerinth mit den Montanisten zu paaren, in der Voraussetzung, daß Cerinth ein fleischlich wollüstiges 1000jähriges Reich gelehrt habe. Ob diese Lehre würklich ein Cerinthisches Lehrstück sey, kömmt am Ende bloß auf das Zeugniß des Presbyters Cajus an. Denn die Bestreiter der Offenbarung beym Dionysius Aler. verrathen das Elend ihrer Thorheit auf allen Seiten, und sind anonymische Scribenten, wie die Aloger. Demnächst verspricht Hr. M. am Ende dieser Schrift, die Streitigkeit

keit (wie er sich ausdruckt) des Cajus und des Dionysius von Alexandrien mit eben der Genauigkeit zu untersuchen; vorläufig tritt er in seiner Vorrede wider den Verfasser der Apologie der Apokalypse ꝛc. streitbar auf, und versichert seine Leser, daß Hr. Semler diesem Apologeten schon sehr gut und gründlich begegnet habe. Ein Lob von Hrn. Merkel gönnen wir Hrn. D. Semler gern.

Auf so kritische Producte wollten wir ein anderes folgen lassen, welches unter der Ueberschrift: Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannes; mit einer Lavaterschen Vignette, auch ohne Anzeige irgend eines Orts und einer Zeit auf 230 Seiten gr. 8. des weißesten Druckpapiers heraus gekommen ist. Es sind 24 Gesänge in Hexametern. Da wir aber diese Verse über die Offenbarung für uns nicht genießbar finden, auch eben etwas besseres thun können, als solche Hexameter recensiren, so sey es genug, nur ihre Existenz angezeigt zu haben. Mehr Aufmerksamkeit, selbst bey andersdenkenden, verdient.

e.) Kurze Anleitung zum Verständniß der Offenbarung Johannis nach den Grundsätzen des sel. Herrn D. Bengels. Frankfurt und Leipzig 1782. 8. 252 Seiten.

Der unbekannte Hr. Verf. schreibt in seinem Vorbericht, er sey von einer christlichen Person, gegen welche er eine besondere Verbindlichkeit

keit habe, zum öftern ersucht worden, ihr eine Anleitung zum Verständniß dieses biblischen Buchs zu geben. Zur Zeit wisse er keine bessere Erklärung desselben, als die Bengelische, die Hr. Past. Fehre weiter erläutert habe. Diese Schriften aber wären obiger Person zu weitläuftig, zu unverständlich und zu gelehrt gewesen. Das überlassen wir nun gern dem Herrn Verf. und dieser christlichen Person, sogar ohne errathen zu wollen, ob diese letztre auch des sel. Bengels 60 Reden über die Offenbarung Johannis ꝛc., die weder schwer verständlich, noch zu gelehrt heißen, obgleich etwas weitläuftig scheinen können, in den Händen gehabt habe. Genug, die gegenwärtige Anleitung hat dem Verlangen derselben ihr Entstehen zu danken, und sie ist von solcher Beschaffenheit, daß sie ihrer Absicht vollkommen entspricht, und jedem christlichen Kenner unter die Augen treten darf. Das Ganze der Erklärung ist vom sel. Bengel — doch hat sich der Herr Verfasser, nach einem unstreitigen Rechte, erlaubt, in einzelnen kleinen Stücken von diesem großen Vorgänger abzugehen, und an mehrern Orten wenigstens seine eignen Anmerkungen beyzufügen. Diese letztern sind großentheils sehr beyfallswerth und schön; in Absicht der Abweichungen aber von der Bengelischen Erklärung hätten wir gewünscht, daß allemal, wie es allerdings mehrmals geschehen ist, angezeigt worden wäre, was nicht Bengelisch sey, weil der sel. Mann öffentlich so gar dringend gebeten hat, daß man ihm nichts anderes unterschiebe. Dies selbst aber sagen wir nicht dem

Hrn.

Hrn. Verf. zum Vorwurf, sondern nur andern zur Erinnerung, damit nicht ein Unwissender, der auch einmal von Bengelscher Apokalyptik reden will, geradehin, was ihm etwa in dieser Schrift aufstößt, auf Bengels Rechnung schreibe, was, wenn es auch nicht schlechtern Gehalts seyn sollte, doch nicht dahin gehört. (Doch ist auch zu merken, daß der Hr. Verf. sich bloß an die im Jahr 1740 erschienene erste Ausgabe der Bengel. Erklärten Offenbarung einzig gehalten habe, weil er die zweyte vom J. 1746 oder eine der folgenden Auflagen nicht zur Hand bekommen konnte; da wir unsrer Seits bekennen müssen, die erste Ausgabe nicht haben vergleichen zu können.) Noch betrüglicher könnte S. 17. eine Verweisung auf Bengels Gnom. ad Apoc. 1, 10. seyn, und leicht einige sich viel dünkende Censoren überreden, der sel. Mann habe an dem angeführten Orte sich so geäußert, als ob er meyne, „die alten Christen-Gemeinen hätten in der gewissen Hoffnung gestanden, daß der liebreiche „Heiland einmal, ehe sie sich versähen, an einem „Sonntage, und etwa besonders an einem Oster„Sonntage, sichtbarlich (nicht zur Auferstehung der Todten und zum allgemeinen Weltgericht, sondern vor dieser Zeit, nur) „unter ihnen erschei„nen und seine Gemeinen besuchen würde, weswe„gen sie auch fast die ganze Oster-Nacht im Gebet „versammlet geblieben wären“ und daß er etwa selbst einen solchen Besuch des HErrn erwartet habe. Solche Erwartungen hatte der sel. Bengel nicht. Hiebey aber können wir nicht umhin,

unsre

unsre Leser wissen zu lassen, weswegen besonders diese Anleitung zum Verständniß der Offenb. Joh. uns eine sehr angenehme Erscheinung ist. Der Hr. Verf. giebt sich klar genug für ein Glied der sich so nennenden Evangelischen Brüdergemeine aus. Wer nun weiß, wie der sel. Bengel über die Eigenheiten dieser Gemeine in seinem Abriß derselben geurtheilt habe, und wie wenig dieselbe, aus ganz besondern Ursachen, ehedem von einer Hoffnung besserer Zeiten für die Kirche Christi habe wissen wollen (S. Bengels 60 Reden, Nachlese zur 49. und 50. Rede S. 1061) wird gewiß, wenn er die Offenbarung Jesu Christi lieb hat und ihre Wichtigkeit für unsre Zeiten erkennt, mit uns über diese Neuigkeit sich freuen können. Der ächten christlichen Gesinnung des Hrn. V. gereicht es insbesondere zur Ehre. Auch selbst die Vorliebe zu seiner Gemeine weiß er so weit zurück zu halten, daß sie nur selten einmal durchscheint. So etwas finden wir S. 137, wo geäußert wird, daß, wenn der liebe selige Bengel nicht mit gewissen Vorurtheilen eingenommen gewesen wäre, er sehr schöne Anmerkungen von der Nahrung des Weibes (Offenb. 12, 14.) in ihrer letzten Periode vom Jahr 1725 an, hätte beyfügen können. Wir wollen hierüber nicht streiten, sondern sagen nur überhaupt so viel, daß wir für jene Zeit und da Bengel seine Erkl. Offenb. zuerst herausgab und über diese Gemeine schrieb, desto weniger Vorurtheile in so fern bey dem sel. Manne suchen können, je geneigter wir auf so manche Versicherungen gern sind, auch nach der Liebe zu

glauben, daß die Gemeine vieles von dem, das ehedem an ihr nicht gut geheißen werden konnte, abgelegt und verbessert habe. Am wenigsten sind wir so engen Herzens, im geringsten zu zweifeln, daß in dieser Gemeine sich viele redliche und edle Seelen befinden. Für dieselben, wenn nicht anderweitige, auch etwa bloß zufällige Ursachen es hindern, wird gewiß diese Anleitung zum Verständniß der Offenbarung Jesu Christi eine gedeihliche Nahrung, und in Absicht auf die noch weiter instehenden Zeiten eine sehr heilsame Belehrung und Warnung, deren auch sonst Jedermann bedarf, seyn. Die Anleitung geht das ganze prophetische Buch kurz durch, und sagt zur Erläuterung und Deutung, was der Hr. Verf. überhaupt, und größtentheils nach des sel. Bengels Angabe, entweder für wahrscheinlich oder für gewiß erkannte. Wie besonders Kap. 13. bis 19., als beynahe das wichtigste prophetische Hauptstück vermöge seines offenbaren Inhalts, bey allen bedächtigen und nicht mit gelehrten Vorurtheilen behafteten Auslegern seine ganz unbedenkliche Deutung auf das Pabstthum und auf Rom hat, von woher die Gefahren zur Verführung bey weitem noch nicht zu Ende sind, so hat diese Anleitung eben dies Stück sehr wohl vor Augen gelegt, und führt von allem Indifferentismus und Syncretismus weit ab, auf wahren Ernst und wachsame Sorgfalt, weder durch betrügerische Lockung, noch durch ferner künftige und, selbst in Vergleichung mit den ehemaligen Verfolgungen, noch bedrückendere, ärgere und allgemeinere Zwangsmit-

mittel sich von dem ächten Glauben und der schlechterdings erforderlichen Bekenntniß desselben abwendig machen zu lassen. Man könnte denken nach S. 151, der Hr. V. habe seine Anleitung schon vor mehrern Jahren, vor Aufhebung des Jesuiter-Ordens, geschrieben, und daß er etwa die Auslegung und Deutung etwas anders gestimmt haben würde, wenn er die ganz neuen Demüthigungen des Pabstthums vor Augen gehabt hätte. Jenes glauben wir dennoch nicht, weil er an die auch dem Namen nach noch vorhandenen Jesuiten in Rußland gedacht haben kann (mögen sie am Ende es seyn oder nicht, die dem andern Thier Kap. 13, 11. sein Aufsteigen in Asien zubereiten werden); und alle neuere Begebenheiten, die das Pabstthum betreffen, sind für das Große der Offenbarung bis jetzt eine zu geringe Kleinheit, die nicht besonders bemerkt werden kann, da das Buch keineswegs, wie Jemand verhöhnend sich ausdrückte, ein Wetter-Calender seyn soll. Nach der Weißagung muß das Pabstthum mehrmals so tief herunter kommen, daß es nicht weiter bestehen zu können scheint, und doch soll sichs wieder erholen, bis es endlich vom höchsten Gipfel der Macht, nicht durch politische Operationen oder glückliche Kriege großer Potentaten, sondern ohne alles Zuthun derselben plötzlich herabgestoßen und vernichtet wird. Es hat nach Kap. 17, 8. drey verschiedene Perioden in seiner Währung. Die erste endigt sich damit, daß das Thier in eine Art von Nichtseyn kömmt. Doch ist es immer noch auf gewisse Weise vorhanden, so, daß, nach der

bildlichen Vorstellung, unterdessen die Hure (Rom) auf ihm sitzet und viel arges anrichtet. Endlich erhebt sich das Thier von Neuem, treibts nun erst aufs höchste, findet aber sodenn bald seinen Untergang, und hierauf erfolgen die erwünschten Zeiten. Die erste Periode des Thiers ist bis jetzt noch nicht zu Ende — Das alles macht der Hr. Verf. dieser Anleitung sehr wohl bemerklich, und läßt es nirgends an guten Erinnerungen, Anmahnungen und Verwarnungen fehlen. Hin und wieder haben wir etwas gefunden, worüber wir eine Anmerkung in Liebe zu machen veranlaßt werden. Kap. 5, 10. hat der sel. Luther nach seinem Texte, der an mehrern Orten einer kritischen Berichtigung bedarf, übersetzt: — und hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht; und wir werden Könige seyn auf Erden. Der sel. Bengel setzt dafür (zum Theil mit der neuern kritischen Zustimmung des Hrn. D. Griesbach): und hast sie unserm Gott zu einem Königreich und Priestern gemacht, und sie werden regieren (βασιλευσουσιν) über die Erde. Die neue Erde ist hier zu denken, vergl. 22, 5. 21, 1. 2. ingl. Matth. 5, 5. An ein tausendjähriges Reich hat hiebey auch der Hr. Verf. nicht gedacht, noch denken können. S. 40 heißt es über Kap. 5, 11. 12. „Diesem Lob„spruch der himmlischen Mächten und Aeltesten „stimmeten — nach dem Grundtext, über zwey „Millionen Engel bey“ Vermuthlich ist es ein unbemerkter Druckfehler und soll nach Bengeln heißen Zweyhundert Millionen und zwey Mil-

Millionen. S. 156 — schreibt der Hr. Verfasser: „das Römische weltliche Pabstthum soll „also 666 Jahre stehen. Der Anfang derselben „muß unstreitig ins 11. Jahrhundert kommen —“ Gewiß hat er hier, nämlich in Ansehung der Zahl 666 nicht das 11. sondern das 12. Jahrhundert in Gedanken gehabt, weil das Pabstthum sonst schon zu Ende seyn müßte; und auch übrigens wäre hierbey noch etwas zu bemerken gewesen. Der Ausruf vom Himmel Kap. 14, 13., den Johannes niederzuschreiben besondern Befehl erhielt: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun — wird auch in dieser Anleitung mit Recht, nach seiner Absicht an diesem Orte, nicht für einen Gemeinsatz angenommen, sondern für etwas besonderes, das von einer gewissen Zeit an, die auch hinlänglich bezeichnet ist, gelten soll. Er meynt aber, die Sache komme darauf an, daß diese Todten gleich ohne vorgängiges Reinigungs-Feuer in die ewige Seligkeit eingehen sollten. Eine Erläuterung dieser Art möchten wir doch nicht geben, wenn auch kein Verdacht auf den Hrn. V. fallen kann, daß er hiebey ein Fegfeuer gedacht habe. Auch eine vorläufige weitere, irgend eine merkliche Zeit wegnehmende, Reinigung der abgeschiedenen gläubigen Seelen, bevor sie zur Seligkeit bey Christo gelangen, findet nach mehrern Stellen der heil. Schrift, z. B. 2 Cor. 5, 1 — 9. nicht statt. Vielmehr bemerken wir folgendes: 1.) diejenigen, welche selig (μακαριοι) gepriesen werden, werden hiemit vor andern für beglückt erklärt, und diese

andern, mit welchen sie in Vergleichung zu denken sind, können selbst Selige (σωθεντες, Errettete) seyn. Bengel redet daher bey d. O. (wenigstens in der spätern Ausgabe) ganz wohl von einer neuen herrlichen Stufe — und sagt, wenn Jemand selig genennt werde, so bedeute es oft zugleich etwas rares. 2.) von nun an, απαρτι, ist nach unsrer Ueberzeugung nicht mit Selig, sondern mit Sterben in Construction zu denken. Dies ist, deucht uns, selbst daraus klar, daß dieser Ausruf etwas besonderes ankündigt, welches bis auf die Zeit, wohin die weißagende Vorstellung Kap. 14. geht, mit einer Allgemeinheit noch nicht statt gefunden hatte. Denn hiemit würde die Verbindung des von nun an mit selig nicht zusammenstimmen. Dieses letztre hat der sel. Bengel nicht wahrgenommen. Wir meynen also mit aller Sicherheit, dieser dem Johannes dictirte Ausruf lehre, daß diejenigen, die von nun an (von der Zeit an, da die höchstwichtige und besonders für unsre und fernere Zeit äußerst nöthige Warnung Kap. 14, 9 — 12 in der Welt erfolgt und wirklich geschieht) in dem HErrn sterben würden, einer vorzüglichen Seligkeit theilhaftig werden sollen. Das soll vornehmlich eine Ermunterung für diejenigen Gläubigen seyn, die nach dem gleichfolgenden durch eine besondre Erndte in großer Menge von der Erde weggenommen werden. Daß durch die Verwandlung des Meeres in Blut Kap. 16, 3., wie der Hr. V. meynt, S. 172. eine gänzliche und tödtliche Verderbniß des Geblüts angezeigt werde, hat für uns kei-

keinen Schein, weil eine solche Verwandlung nachher V. 4 auch die Flüsse und Wasserquellen trifft — und darüber ein Engel ausruft: — sie haben Blut der Heiligen und Propheten vergossen, und Blut hast du ihnen zu trinken gegegeben. Besser also bleibt man wohl bey der Analogie schon da gewesener Geschichte 2 Mos. 7, 17 — ungeachtet der nicht unscheinbaren Einwendung hiegegen, die der Hr. V. vielleicht im Sinn gehabt hat. S. 178 ist es wohl bloße Uebereilung, daß unter der großen Stadt Kap. 16, 19. Babylon oder das päbstliche Rom verstanden werden solle. Denn die Städte der Heiden und Babylon selbst werden ausdrücklich von der hier sogenannten großen Stadt unterschieden; und so kann es keine andre seyn, als das schon oben Kap. 11, 8. eben so erwähnte Jerusalem, obgleich auch Babylon Kap. 17, 18. gleichfalls die große Stadt genannt wird, aber doch nicht schlechthin mit einem näher bestimmenden Beysatz. Kap. 18, 10. 16. 18. reden bloße und schlechte Menschen freylich eben so schlechthin nach ihrer Denkungsart, und 18, 21. steht der Name Babylon dabey. Diese Kritiken sind keinesweges so gemeynt, als ob wir einer solchen Anleitung zum Verständniß der Offenbarung etwas in den Weg legen wollten. Wir werden uns vielmehr von Herzen freuen, wenn sie sich weit genug verbreiten und gute Aufnahme finden wird. Eins nur, was wir schon verschiedentlich geäußert haben, bringen wir auch hier noch bey. Nach der Bengelischen prophetischen Zeitrechnung ist

das J. 1836 der große Termin, auf welchen es mit der Sache Jesu Christi auf Erden ein ganz anderes Ansehen gewinnen wird. Dieser Termin gründet sich auf die Subtraction der 2 verschiedenen Tausend Jahre Kap. 20. von $7777\frac{7}{9}$, und diese Subtraction setzt voraus, daß die 2 Tausend Jahre an einander anschließen, d. i. ganz auf einander folgen. Es bleibt aber, nach unserm Ermessen und selbst nach einer Bengelischen Auslegungs-Regel, wenigstens die Möglichkeit übrig, daß die letzten 1000 Jahre, als für eine ganz andre Sache bestimmt, schon ihren Anfang nehmen könnten, ehe die erstern 1000 Jahre schon völlig zu Ende wären. Dies würde die Folge nach sich ziehen, daß der Termin für jene große Veränderung etwas, obgleich um keine große Reihe Jahre später fiele, und diese Folge würde auch einige andere von dem sel. Bengel auf gewisse chronologisch bestimmte Jahre angewiesene Perioden treffen. Diese Bemerkung geben wir für sehr wichtig an. Jederzeit aber wird des sel. Mannes Ehre vollkommen damit bestehen. Tempus docebit ac dudum docet. Von S. 225 hat die Anleitung einen Anhang, nämlich Eine kurze in der heiligen Allgegenwart des HErrn angestellte Betrachtung über den Sinn oder Verstand der erstern Worte Offenb. 21, 8. von den Verzagten. Zwar keineswegs eine einseitige, sondern weit umhersehende Betrachtung, aber eben damit zugleich besonders für unsre Zeiten treffend. Man denke nur: den Verzagten stehen die Ueberwinder V. 7. entgegen;

und

und die Ungläubigen, und Greulichen, und Mörder und Hurer und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner werden mit den Verzagten zusammen und an einen Ort hin geordnet. Wie jämmerliche seynwollende Christen sind also die Verzagten?

Alle hievor angezeigte und beurtheilte Schriften über die Offenbarung J. Ch. waren fast ungesucht bey uns zusammen gekommen; und sollten wir nicht auch einmal recht viel an Einem Orte von einem Buche reden, welches in unsern Tagen mit Recht immer noch Aufsehen macht, wenn sich auch nach und nach immer mehrere seynwollende oder wirkliche Theologen fremd dagegen stellen, oder verzagt beweisen, wo guter Muth sehr gute Gründe für sich hat? Da unser Journal wohl das einzige seyn wird, welches für dies Buch sich noch ernstlich genug verwendet, und doch übrigens apokalyptische Recensionen nicht auf einander häufet, so werden auch diejenigen unsrer überhaupt günstigen Leser uns einmal eine, wie es ihnen deucht, zu weit streichende Ausschweifung verzeihen, die etwa, vielen andern nach, alsbald eine Uebelkeit empfinden, wenn Jemand auch sogar von Erklärung der Offenbarung Johannis reden will, gleich als sollte und müßte schlechterdings selbst die Hauptsache des Buchs unverstanden und ungedeutet bleiben, welches doch der vernünftigen Präsumtion zuwider ist. Dürfen wir uns mit dem Apostel rechtfertigen, so sagen wir: ἐι ἐξεστημεν, θεω, doch wie wir meynen, immer mit Nüchternheit, ohne Enthusiasmus.

2.

2.

Georg Daniel Fuchs, Diakonus zu Stuttgart. Bibliothek der Kirchenversammlungen des vierten und fünften Jahrhunderts in Uebersetzungen und Auszügen aus ihren Akten und andern dahin gehörigen Schriften, sammt dem Original der Hauptstellen und nöthigen Anmerkungen. Erster Theil. Einleitung in die Geschichte der Kirchenversammlungen des vierten und fünften Jahrhunderts; Kurze litterarische Nachricht von den Sammlungen der Koncilienakten; Kirchenversammlung zu Nicäa. Leipzig, bey Ch. Gottl. Hertel. 1780. 8. 488 Seiten. Zweyter Theil. Von der Synode zu Tyrus im Jahr 335. bis zu der ersten Synode zu Toledo im Jahr 400. Ebendaselbst 8. 589 Seiten.

Ein nicht minder schätzbares Werk, als die Rößlerische Bibliothek der Kirchenväter, auf welche es in Beziehung steht, mit noch etwas mehr Fleiß, wie wir wahrzunehmen glauben, bearbeitet, dennoch aber den Rößlerischen Fehlern, in den Anmerkungen, ziemlich nahe kommend, zwar mit sich selbst etwas besser übereinstimmend, aber auch wohl noch mehr Genius Seculi athmend. Solchen Gelehrten, denen es nicht an Fähigkeit, selbst zu urtheilen, sondern nur an Geld, Gelegenheit

heit oder Muße zeither fehlte, die Schriften der Väter und die größern Concilienſammlungen kennen zu lernen und zu ſtudiren, wünſchen wir dieſe beyden Bibliotheken in die Hände, mögen immerhin die kleinen Nachbeter jubiliren, denen die in beyden oft unnöthigen Anmerkungen wichtiger erſchienen, als die Urtheilsangaben im Texte. Hierüber erklären wir uns nachher weiter. Der Inhalt des erſten Theils iſt genügſam auf dem Titel angezeigt. Man hat den Hrn. Verf. verſchiedentlich erinnert, nicht zu weitläuftig zu werden, und viel Grund dazu hatte die im Th. 1. voranſtehende Einleitung in die Geſchichte der Kirchenverſammlungen gegeben, welche bis S. 271 reicht. Mit dem Th. II. meynt er dieſer Erinnerung nicht ausgeſetzt zu ſeyn, weil doch dieſe Bibliothek gewiſſer Maßen die Stelle der großen Concilienſammlungen vertreten ſolle. Auch wir ſind nicht der Meynung, daß er mehrere darinn mitgetheilte Stücke habe weglaſſen ſollen. Hingegen hätten ganz füglich ohne Einbuße der Leſer viele Anmerkungen wegbleiben können. Ihre Summe in dieſem Theile ſteigt bis auf 782. Sehr viele derſelben haben allerdings ihren guten Werth. Nicht wenige aber ſind von der Art, daß ſie leicht jeder verſtändige Leſer eben ſo leicht machen kann, und nicht ganz wenige geben nur Unwillen, der freylich oft rechtmäßig genug iſt, auch bloß moderne Urtheile zu erkennen, die nicht ganz ſelten mit wirklicher Zudringlichkeit beygebracht werden, ſo leicht ſie auch jeder modern denkende Gelehrte von ſelbſt machen kann. Es iſt Hrn. F.

oft-

oftmals so gegangen, wie denen allen, welchen die Orthodoxen nichts recht machen können, wenn sie auch selbst nichts besseres anzugeben wissen. Hiemit haben wir dennoch nicht die Absicht, das Fuchsische Werk herabzusetzen. Vielmehr, wie schon gesagt, empfehlen wirs insbesondere allen denen angelegentlich, die mit ihrem Urtheil nicht von dem Hrn. Herausgeber abhangen dürfen. Selbst diejenigen, welchen große Bibliotheken zu Dienste stehen, werden den wichtigsten Vortheil daran haben, alles vornehmlich wichtige aus diesem Fache ohne großen Zeitaufwand kennen zu lernen, welches denn doch auch bedürfenden Falls in den größern Original-Concilien-Sammlungen nachgeschlagen werden kann. Zugleich erhält man aus dieser Bibliothek nähere Notiz von der großen Mansischen Collection, welche seit 1759 herausgegeben wird, und schon auf etliche und 20 Bände in gr. Fol. angewachsen ist. Hr. F. hat nämlich bey jeder Synode alle die Stücke aufgezählt, die in diesem großen Werke zusammengetragen sind. Die vornehmsten davon theilt er denn in vollständiger oder in abgekürzter Uebersetzung mit, nicht ohne nöthige historische Einleitungen ꝛc. Dies sey genug allgemeine Vorstellung von dieser Bibliothek der Kirchenversammlungen. Zur Bestätigung unsers Urtheils aber heben wir eins und das andere besonders aus. Die wichtigste Kirchenversammlung unter allen ist wohl unstreitig die Nicäische, desto unstreitiger, weil sie zu sehr vielen andern Veranlassung gegeben hat, und bis auf den heutigen Tag so verschie-

schieden beurtheilt wird. Hr. F. giebt dazu erstlich eine Einleitung Th. 1. S. 350 — 363, nachher das Verzeichniß aller in der Mansischen Sammlung befindlichen dies Concilium betreffenden Stücke, weiter den Brief Alexanders von Alexandrien aus dem Theodoret, das Glaubensbekenntniß der Kirchenversammlung, Kirchenverordnungen, Nachrichten von der Nicäischen Synode aus einigen Schriftstellern mittlern Alters, endlich (S. 416 — 488) des Gelasius von Cyzikum Geschichte der Kirchenversammlung zu Nicäa. Fast auf allen nachherigen zahlreichen Synoden bis auf die allgemeine von Constantinopel im J. 381, welche Th. II. S. 390 — 423 aufgeführt wird, ist der Streit über den Arianismus, und über das ὁμοούσιος des Nicäischen Glaubensbekenntnisses und über das von einer andern sehr gemischten Parthey entgegengesetzte ὁμοιούσιος herumgetragen worden, um so mehr, da noch andere, zum Theil aus kurzsichtigem Eigensinn, zum Theil, weil sie eigentliche Arianer waren, gar nichts von ὑσία erwähnt wissen wollten. Wer es auch nicht historisch wüßte, könnte doch leicht erachten, wie die modernen Urtheile über diese Sache lauten. Wenn sie sich nämlich auch keineswegs für den Arianismus erklären (Arianismus ist ohnehin keine Sache für den Geschmack unsrer Zeiten; besser gefällt Socinianismus, an dem es auch in jenen Zeiten nicht gar fehlte) noch geradehin für irgend eine andere Parthey, so sind sie doch allemal mit den Orthodoxen unzufrieden, selbst ohne einen Rath zu wissen, nach welchem in

jenen

jenen Zeiten sowohl der Arianismus abzuweisen, als auch Einigkeit und Verträglichkeit unter den besser denkenden zu erreichen gewesen seyn solle. Ob sie gleichfalls nur die Worte und Ausdrücke nicht billigen, wie viele von jenen, oder ob sie die Sache selbst verwerfen, wie damals nicht wenige thaten, ist oft nicht abzusehen. Hr. F. ist desfalls für die Leser seiner Anmerkungen desto dunkler, weil er mit mehrern in der Ueberredung steht, daß die Nicänischen Väter unter ihrem ὁμοούσιος nicht einmal eben das gedacht und als Glaubenslehre festgestellt hätten, was man nachher als Bedeutung des Worts und als zur Orthodoxie gehörig angenommen habe. Wir meynen, wenn er sich bemühet hätte, mit sich selbst darüber einig zu seyn, ob der Sohn mit dem Vater, so gut auch beyde unter einander würklich verschieden sind, Eines (der Zahl nach) und ebendesselben göttlichen Wesens sind, und (zugleich mit dem Heil. Geiste) Eine und dieselbe Gottheit ausmachen, so würde er nicht leicht im Stande gewesen seyn, in Zweifel zu ziehen und noch viel weniger zu bestreiten, daß die Nicäner eben das durch ὁμοούσιος haben sagen wollen. Nun hingegen, da er selbst hierüber dogmatisch wenigstens zweifelhaft zu seyn scheint, scheint er auch das Gewicht der Gründe weniger zu fühlen, welche klar zeigen, daß jene Väter bey dem Worte nichts anders gedacht haben. Und wie könnte es seinen neuern Vorgängern besser gegangen seyn, die selten in Ansehung solcher Lehrpunkte für sich dogmatische Gewißheit, welche von keinen Concilien-Sprüchen

abhängt, gesucht haben? Er übersetzt das ὁμοούσιος durch gleiches Wesens, und nennt S. 385 diese Uebersetzung die gewöhnliche. Für gewöhnlicher aber sollte doch wohl die in unsern teutschen symbolischen Büchern gebrauchte: mit dem Vater in einerley Wesen geachtet werden. Diese hat Hr. F. übersehen, und macht nur Einwendung gegen eine andere: Eines Wesens, weil es hier darauf ankomme, den Grad der Bestimmtheit in der Nicäischen Dogmatik, nicht von der nachfolgenden vorzustellen. Alle Erklärungen, fährt er fort, die man aus dem Eusebius und Athanasius zu Hülfe nehme, bewiesen wenigstens nicht völlig, daß der Begriff der Synode von diesem Worte so abgemessen und verfeinert gewesen, als er es nachher geworden sey. Noch im fünften Jahrhundert habe man ja die Nicäischen Väter eigentlich heterodox gemacht, da man die Redensart, Christus sey nach der Gottheit ομοουσιος πατρι und nach der Menschheit ὁμοούσιος ἡμιν für symbolisch erklärt habe — Hiemit hat denn Hr. F. die Sache in große Weitläuftigkeit hineingeführt, ohne sie wieder herauszuführen, in Anmerkungen zu einer Bibliothek, welche nach Art der Rößlerschen, die freylich ihre abgesteckten Gränzen gleichfalls, doch weit minder überschreitet, vornehmlich nur die Leser über ihren Text urtheilen lassen will. Und was er hier noch gewissermaßen zweifelhaft vorbringt, giebt er am andern Orte, z. B. S. 455, wie für gewiß an. Wenn er aber dort gar sagt, man habe im fünften Jahrhundert die Nicäischen Väter eigentlich heterodox gemacht, so dürfen wir

wohl

wohl erinnern, daß der Ausdruck zu witzig sey, als daß er ernsthafte Sprache heißen könnte. Gab es Leute, die im Ernst jene für heterodox erklärten, so wäre es gleichwohl gar nichts besonderes gewesen. Denn eben das ist schon im 4ten Jahrhundert in den Arianischen Streitigkeiten mehrmals geschehen. Nachdem auch das ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος so vielfach herumgeworfen worden war, und das erstre immerfort nachher gleich einem Stichblatt gebraucht wurde, so darf man sich nicht wundern, wenn viele, die es immer im Munde führten, kaum noch einen bestimmten Begriff dabey dachten, und sichs nicht einmal einfallen ließen, genau zu fragen, welchen Begriff es, philologisch betrachtet, an die Hand gebe, den denn doch wohl diejenigen Väter, aller sichern Präsumtion nach, damit verbunden wissen wollten, die es zum symbolischen Gebrauch geweihet hatten. Und eben hieran, d. i. an philologischem Nachdenken, scheint es auch unsern Kritikern über ὁμοούσιος sehr zu fehlen. Man denke doch nur an die Bestandtheile des nicht aus der schon alten philosophischen Sprache hergekommenen, sondern (wenn auch schon in unrichtiger Vorstellung zuerst, si fabula uera est, S. Hrn. D. Hegelmaiers geprüfte Freymüth. Betracht. St. 2. S. 89 — in der Streitigkeit mit Paul von Samosata zum Vorschein gekommenen) neugemachten dogmatischen Worts. Ein solches Wort will schlechterdings etymologisch betrachtet seyn. Der erste Bestandtheil bezeichnet nicht eine Gleichheit, sondern ein mit und zugleich. Was müßten nun die Nicäner

bey

bey ihrem ὁμοȣσιος τῷ πατρι, wenn sie nicht die Vorstellung, die Athanasius, Einer von ihnen, obgleich noch nicht Bischof, so oft einschärft, dabey gedacht haben sollen? So hätten sie damit sagen wollen, der Sohn habe gleichfalls und eben so gut ein Wesen, wie der Vater eins habe, nicht aber, daß sein Wesen dem Wesen des Vaters gleich sey. Jenes aber, daß der Sohn so gut ein Wesen habe, als der Vater, können sie nicht haben sagen wollen, weil das nie Arius noch ein Arianer geleugnet hat, und dieses, daß sein Wesen dem Wesen des Vaters gleich sey, liegt nicht in der etymologischen Beschaffenheit des Worts, und noch kein etwas anders willkührlich gewendeter Sprachgebrauch hatte die etymologische Bedeutung desselben verändert, weil es noch nie gänge und gäbe gewesen war. So fern man auch, ehe das Wort ȣσια eine streng bestimmte Bedeutung in der Lehre von Gott erhalten hatte, hätte sagen können, der Sohn habe ein dem Wesen des Vaters gleiches Wesen, sofern war eben das in dem Nicäischen Bekenntniß schon vorher gesagt, zugleich durch das μονογένη, τȣτ' ἐςιν ἐκ της ȣσιας τȣ πατρος, θεον εκ θεȣ — Ferner aber ist es entweder eben das homousios, wodurch in dem Nicäischen Bekenntniß zugleich die Mehrgötterey ausgeschlossen werden sollte, deren die Christen von jeher von den Juden und die Katholiker von Ketzern beschuldigt wurden, oder mit dem Nicäischen Bekenntniß könnte eine wirkliche Mehrgötterey bestehen, und nach der Erklärung des Ausdrucks, die Hr. Fuchs anzunehmen so ge-

neigt ist, würde dies Bekenntniß positiv selbst eine Mehrgötterey lehren; eine doch wider alle Präsumtion anstoßende Beschuldigung. Die Gegner des Nicäischen Bekenntnisses, die gleichwohl keine Arianer seyn wollten (ob sie gleich den Arius auf der Synode zu Jerusalem in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten), aber weder das Homousios leiden konnten, noch einen andern aus mehrern Worten bestehenden gleichgeltenden Ausdruck dafür einsetzten, haben sich daher verschiedentlich gegen die Beschuldigung der Mehrgötterey durch ausdrückliche Verdammung derselben verwahrt, z. B. in der sogenannten langen Antiochischen Glaubensformel und in den Verdammungssätzen der ersten Sirmischen Formel. Wenn sich jetzt mehrere Gelehrte erklären, daß sie an der wahren Gottheit Christi nicht zweifeln, aber doch auch nicht die Athanasische (d. i. nach unsrer Ueberzeugung die Nicäische) Vorstellung für richtig hielten, so möchten wir ein genau abgefaßtes Glaubensbekenntniß über den Vater, Sohn und heil. Geist von ihnen sehen, welches Einen Gott zu glauben angäbe, und dabey weder der wahren Gottheit noch der Persönlichkeit (wir wissen die Sache nicht anders zu nennen) des Sohnes und des heil. Geistes zu nahe träte, noch eine Dreygötterey übrig ließe, ohne die letztre bloß dadurch auszuschließen, daß sie dieselbe besonders verwerfen. Selbst aber diese Verwerfung würde sich nicht anders denken lassen, und zur unmittelbarsten Folge haben, daß der Vater, der Sohn und der heil. Geist zusammen die Ei-

ne

ne Gottheit ausmachten, oder wie man diesen Begriff ausdrücken wollte. Sagt nun das Homousios, nach Athanasius, etwas anderes? Meynt man, es sey unnöthig, sich auf diese unmittelbare Folge einzulassen, so sind hiemit, zur Beruhigung gelehriger Christen, die Einwendungen derer nicht abgewiesen, die uns der Dreygötterey beschuldigen, und da es einmal eine sich von selbst ergebende unmittelbare Folge ist, so kann sich derselben Niemand erwehren, der sich mit Ueberlegung und ohne grillenhaften Eigensinn zu einem Glaubensbekenntniß, welches so viel sagt und verneint, als wir eben angaben, verstehen will. Der Arianismus ist eine sehr bittere Wurzel gewesen, und schon dadurch, daß er so großen, weitläuftigen und lang anhaltenden Unfrieden zwischen Christen und Christen, welche auch die wahre Gottheit des Sohnes doch nicht leugnen wollten, zu Wege gebracht hat, aufs übelste gebrandmarkt. Es ist Schwachheit, wenn man glauben will, bloß das Wort ὁσια habe die Gemüther entzweyet. Irgend ein Wort oder aber eine aus mehrern Worten bestehende Redensart müßte es doch seyn, womit man unrichtige Meynungen in einer so wichtigen Sache ablehnte. Welche will man in Vorschlag bringen, die nicht gleichfalls so viel Zank zugelassen hätte? Und welche Widerlichkeit steckt denn in dem Wort ὁσια? Eben, weil man das nicht begreifen konnte, wie dies Wort eine Widerlichkeit in sich haben sollte, wenn man die damit bezeichnete Sache glaubte, deswegen wollten die Nicäi-

schen Orthodoxen ihr Homousios nicht aufgeben, aus oft sehr gegründetem Verdacht, daß die das Wort bestreitenden auch der damit angedeuteten Sache hinterlistig nachstellten. Das alles läßt sich der Länge nach auch in der Fuchsischen Bibliothek wahrnehmen. Auch der Gang der Schicksale des Athanasius erscheint in dieser Bibliothek klar genug bezeichnet. Es kam bald so weit, daß die Arianer, eigentliche — reine — ganze Arianer, oder halbe Arianer, man denke sich die letzten so oder anders, mehr wider ihn, als wider das Homousios, eingenommen waren. So schwankend man auch immer noch, ohne geradehin unbillig zu seyn, über die ihm angeschuldigten Verbrechen urtheilen will, so unleugbar ist es doch, daß weit mehr seine unbiegsame Bestreitung alles Arianismus (und wollen wir ihm diese schlechthin zur Last legen?) als jene Vergehungen, wenn sie sogar durch richtige Untersuchung in helles Licht gesetzt worden wären, ihm so viele Widerwärtigkeiten zugezogen haben. Er fand bey den Occidentalern Schutz, da ihn die Orientaler verfolgten, und diese, so viele ihrer auch von eigentlichen arianischen Irrthümern frey blieben, erscheinen schon dadurch allen unpartheyischen und in unsern Zeiten nicht modernisirenden Beurtheilern in ihrem Verhalten sehr unrein, daß sie sich sogar bewegen ließen, den Arius, ohne vorhergegangenen eigentlichen Widerruf, in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Hr. F. urtheilt zu leicht darüber Th. II. S. 28. 29. indem er dies Verhalten nur als ein Beyspiel theologischer Unbeständigkeit in dogmatischen Lehr-

Lehrbestimmungen vorstellt, weil viele Mitglieder der Synode zu Jerusalem vom J. 335 zehen Jahre vorher auch der zu Nicäa beygewohnt und den Nicäischen Schlüssen ohne Weigerung beygestimmt hatten. Möchten sie auch nicht zu Nicäa gewesen seyn, wenn sie nur selbst die wahre Gottheit Jesu zu glauben das Ansehen haben wollten, so machten sie sich durch eine solche Wiederaufnahme des Arius einer schändlichen Handlung schuldig, was auch Hr. F. noch weiter S. 31 aus bloßen Vermuthungsgründen für ihre Gewissenhaftigkeit sagt; und daraus können doch wohl für unsere Lehrbestimmungen keine mißlichen Folgen fließen? Bey allen diesen Erinnerungen, die wir über die Fuchsischen Anmerkungen machen, liegt uns immer im Sinn, wie wirs gleichwohl Hrn. F. Dank zu wissen haben, daß wir einen so großen Vorrath von Concilien-Schriften und Nachrichten ohne Zeitverlust, den uns die Durchsuchung der größern Collectionen gekostet haben würde, durchlesen konnten. Wir wissen ihm auch für seine nützliche Arbeitsamkeit herzlichen Dank. Weit größer aber würde dieser Dank seyn, wenn er nicht durch viele Anmerkungen den wahren Vortheil, den seine Arbeit gewähren kann, bey einer Menge Leser verdorben hätte. Sie bestärken die elende Art zu räisonniren, welche, auch ohne alle patristische Kenntnisse, Eigenheit unsrer Zeiten ist. Mehr als tadelhafte Schwachheit ist es, wenn er hin und wieder zu erkennen giebt, man hätte viele Lehrsätze, die alsbald Streitmaterie wurden, so genau zu bestimmen sich gar nicht bemühen sollen, gleich

als ob damit die Streitigkeiten sowohl als Aergernisse abgeschnitten seyn würden. Man muß sich kurz um sehr klug dünken, und auf der Stelle eben unbedacht lassen, oder nicht danach fragen wollen, was der Glaube an den Sohn Gottes nach der heil. Schrift sey, wie er unsre Herzen beruhigen, uns zu andern Menschen umwandeln, unser ganzes Leben regieren und uns bey freudiger Zuversicht zu Gott in allen Mühseligkeiten, unter allen Bedrückungen, bis zu dem Abschied aus dieser Welt erhalten soll, wenn man in Absicht auf die Arianischen und mit denselben zusammenhängenden Streitigkeiten einen solchen Rath für jene Zeiten geben will. S. 174 — 176 liefert Hr. F. die Schreiben der ganz offenbar unlautern und immer unruhigen Bischöfe Valens und Ursacius, an den P. Julius zu Rom und an Athanasius, welche Schreiben in der betrüglichen Absicht ihrer Verfasser, eine Reinigung von Arianischer Lehre und besonders eine Unschulds- und Ehren-Erklärung des Athanasius und der kirchlichen Gemeinschaft mit ihm abgeben sollten. Hr. F. merkt dabey an, es sey immer merkwürdig (wozu und wie merkwürdig, sehen wir gar nicht. Denn ingenium humanum ist zu allen Zeiten multiplex, wie Jedermann weiß, ohne die Kirchengeschichte studirt zu haben), daß man bey dieser Erklärung die Einstimmung in die Nicäische Unterscheidungsmerkmale nicht gefordert habe — Hernach sähe man, daß die Glaubenseinigkeit leichter herzustellen gewesen wäre, wenn man sich immer mit solchen Erklärungen begnügt hätte — An keinem

Or-

Orte kann dieser Gedanke übler angebracht seyn, als hier. Denn Valens und Ursacius traten bald nachher wieder ab, zeigten sich als die vorigen, auch gegen Athanasius, und gaben vor, durch Furcht zu jener Erklärung genöthigt gewesen zu seyn. Gerade von dem Worte Homousios braucht hier gar die Rede nicht zu seyn. Meynt aber Jemand, auch die damit bezeichnete Sache habe nicht erwähnt zu werden verdient, und so würde der Friede bald hergestellt gewesen seyn, so heißt das entweder ohne die Geschichte und mit Verleugnung derselben urtheilen, oder man müßte den ganzen bisdaherigen Apostolischen Glauben von Jesu Christo und an denselben mit der Lehre des Arius für gleichgeltend, welches doch einmal die damals lebenden Christen, auch die Arianer, nicht konnten, und für einerley zu achten haben. Seitdem Arius mit seiner Lehre öffentlich herausgegangen war, mußte in Absicht auf ihn ernstlich verfahren werden, und dies brach, weil es einmal auch bey andern Bischöfen vielen Unrath in der Vorstellungsart und schlechte Gesinnung gab, in Weitläuftigkeit aus. Ob Alexander von Alexandrien durch die Veranlassung, die er dem Arius zu seinen Widersprüchen öffentlich gab, an diesen Weiterungen schuldig sey, ob Arius mit seinen widerwärtigen Meynungen sonst im Verborgenen geblieben seyn würde, ist eine ziemlich unnütze Frage. Arius würde leicht auch auf andere Art veranlaßt worden seyn, mit Einwendungen und Widerspruch hervorzukommen. Sehr viele Betrachtungen lassen sich über die Arianischen Händel

anstellen, besonders auch über den großen Antheil, den die Kaiser, von Constantin und seiner übel prangenden Veränderlichkeit an, daran, weit mehr, als ihnen zukam, und als rechtmäßig erkannt werden kann, genommen haben. Ohne aber dabey göttliches Strafgericht und absichtliche Zulassung zur Prüfung des nun so weit verbreiteten subjectiven Christenthums nb. eben so gut bey der großen Menge und einzelnen gemeinen Christen, von welchen die Geschichte wenig Nachricht giebt und geben kann, ohne hieran, als an Hauptsache, zu denken, schwebt man bey Durchlesung aller Concilien-Acten und Zubehör in einem verwirrten undurchdringlichen Chaos 1 Cor. 11, 19. Diese eigentliche Hauptsache aber in Gesichtspunkt zu fassen, dazu giebt Hr. F. in allen seinen Anmerkungen fast keine (wir erinnern uns gar keiner Anmahnung hiezu, die er gegeben hätte) Veranlassung. Uebrigens kann man sich, je näher man diese Streitigkeiten kennen lernt, selbst in der richtig erkannten Wahrheit bestärken. Kein andrer Arianer wird sich über seinen Glauben leicht so gesetzt, ernstlich und scharf zu erklären gewußt haben, als Eunomius auf dem von Hrn. D. Walch sogenannten Friedenscongreß zu Konstantinopel im J. 385. Sein Glaubensbekenntniß Th. II. S. 465 — wogegen sich die Briefe des Arius Ebend. S. 449 — verstecken müssen, lese man bey guter Kenntniß der heil. Schrift, um sich zu freuen, daß unser Glaube so wohl und vest gegründet sey. Auf der Seite der Orthodoxen jener und der folgenden Zeiten bleibt allemal Athanasius in der

Dog-

Dogmatik von der Dreyeinigkeit der wichtigste Schriftsteller. Seine Vorstellungen sind gewöhnlich bedeutender und schärfer, als man, bey Kenntniß anderer Schriften der Väter aus diesen Zeiten, je vermuthen könnte, wie wir schon bey Anzeige der Rößlerischen Bibliothek angemerkt haben. Solche Männer sind natürlicher Weise den Anfeindungen und Lästerungen der Gegner am ersten ausgesetzt. Auch Hr. F. beschuldigt ihn wenigstens des bischöflichen Stolzes und orthodoxen Eigensinns. Leicht beleidigender Stolz aber muß denn doch wohl wenigstens sein ganz gewöhnlicher Fehler nicht gewesen seyn, weil ihm auch in seinem Elend immer die ihm, als Metropoliten von Alexandrien, untergeordneten Aegyptischen Bischöfe treu ergeben blieben; und überhaupt ist die Verehrung, womit ihm seine Diöces unausgesetzt zugethan war, die beste Widerlegung der Beschuldigungen, welche die Arianischgesinnten und die von diesen verleiteten morgenländischen Bischöfe tumultuarischer Weise auf ihn zu bringen suchten. Wenn er bey seiner Orthodoxie endlich auch wirklich eigensinnig gewesen ist, so entschuldigt ihn wenigstens guten Theils die Betrügerey, womit nicht wenige der Gegenparthey in ihren Bekenntnissen die Orthodoxen zu hintergehen suchten. Ganz gewiß ist es vornehmlich seine unbezwingliche Standhaftigkeit, weswegen die Hinterlist der Arianer, wodurch sich viele bethören ließen, nicht überall durchdringen konnte. Kaum wissen wir etwas anderes, das ihm zum Nachtheil offenbar angeschrieben werden kann,

als seine Widrigkeit gegen Meletius von Antiochien, und sagen von manchen andern Stücken seines Verhaltens nur: non liquet. Wenn die Abendländer bey den Morgenländern auf die Wiederaufnahme des Athanasius drangen, so ist das nur wenig für ihn gethan, verglichen mit der Ausschweifung der Eusebianer zu Philippopel, von welchen alle die verurtheilt wurden, welche bey ihnen als Urheber der Gemeinschaft mit dem Athanasius — angesehen waren S. Th. II. S. 167 — Die durch den Arianismus veranlaßten Bewegungen gehen in dieser Bibliothek zu Ende ebend. S. 473 und nun folgen andre Synoden, unter welchen die unter Anstiftung und Anführung Theophils von Alex. über den längst nicht mehr auf der Erde vorhandenen Origenes und wider die Origenianer, ingleichen zur Stürzung des Johannes Chrysost. gehaltenen, die vornehmsten sind. Wer wollte den argen Practicanten Theophil vertheidigen? Etwas zu warm aber wird auch Hr. F. für den Origenes, und redet von dessen verehrungswürdiger Asche ꝛc. Wir wollen sie nicht umrühren, sondern merken nur an, daß gleichwohl das Verderbliche vieler Meynungen des Origenes, besonders auch der große Nachtheil, den die richtige Erklärungsart der heil. Schrift durch seine allegorische Methode erlitten hat, sich nicht in Abrede stellen lasse; und wie hätte Theophil füglich so großen Lermen über den Origenes, so lange nach den Lebzeiten desselben, erregen können, wenn es nicht wirkliche Liebhaber ausgezeichneter und nicht viel taugender Meynungen dieses

so

so hoch verehrten und allemal wichtigen Mannes damals gegeben hätte? Als der ärgste Mensch erscheint Theophil in seinen Unternehmungen wider den Chrysostomus, dessen Leiden man hier besonders aus dem Palladius näher kennen lernt. Die Africanischen Synoden, welche in diesen Zeitraum gehören, sind für die folgenden Theile dieser Bibliothek aufgehoben. Nicht mehr, als noch 2 Theile, sollen zu erwarten seyn, und darinn denn alles noch übrige, was der Hr. Herausgeber von Synodalschriften des 4. und 5. Jahrhunderts zu liefern gedenkt.

3.

Das neu eingerichtete Freybergische Gesangbuch.

Ich habe das im vorigen Jahre von dem Ministerio zu Freyberg herausgegebene neu eingerichtete Gesangbuch mit gehöriger Aufmerksamkeit durchgesehen, und meine unmaßgebliche Meynung davon ist diese: daß dasselbe zwar gewissermaßen, nach der heutigen Mode, das ist: für Leser und Sänger, die Belesenheit haben, und Delicatesse in der deutschen Sprache lieben, folglich, etwa höchstens für vornehme Stadtleute, nicht aber für niedrigere Personen in größern und kleinern Städten, und am wenigsten für Landleute, eingerichtet sey. Jene, denen etwa ein alter und nicht nach den neuesten Regeln der deutschen Prosodie ausgefallener Reim, oder etwas hart in die Ohren fallende Elisionen, oder auch alle zwar un-

ter

ter dem gemeinen Volke noch übliche, aber unter den sogenannten gesitteten Ständen unüblich gewordene Ausdrücke (z. E. han, statt haben) äußerst anstößig und ärgerlich sind; können vielleicht bey diesem Gesangbuche ihre Rechnung finden: allein diese, ich meyne die gemeinen Leute, bey welchen man mehr auf Verständlichkeit und Erbauung als auf so gar genaue und ausgezirkelte Richtigkeit von Wortfügungen und auf die neuesten Regeln des Sylbenmaßes zu sehen hat, kommen gewiß bey diesem Gesangbuche sehr zu kurz, und es ist großentheils über ihren Horizont; wie denn z. E. eine jede aus dem Latein seit einiger Zeit ins Teutsche übergetragene Participial-Construction, womit neuere Dichter ihre Arbeit abkürzen und verschönern wollen, bey Leuten, die dergleichen im gemeinen Leben nie hören, allemal einen würklichen Nonsens verursacht. Doch ich will meine unvorgreifliche Meynung, über dieses Gesangbuch in folgenden Punkten etwas näher darlegen:

I.) Mehr als die Hälfte dieser Liedersammlung besteht aus ganz neuen Liedern, die mit einem Sternchen (*) als solche gezeichnet sind. Und auch unter den auf diese Art nicht gezeichneten Liedern finden sich viele, die man in gewisser Absicht, neu, wenigstens fremde und unbekannt nennen könnte, da sie in andern Sächsischen Gesangbüchern nicht befindlich sind; wohin ich zum Beyspiel die Schmolkischen rechne, deren Verfasser nicht immer sehr richtig, sondern öfters mit einer etwas ausschweifenden Imagination gedichtet

hat.

hat. (Siehe S. 739, in dem Liede: Ich lebe wo ich lebe ꝛc. V. 2. In eurem Zauberweine liegt Gift für Zuckerkand) Nun habe ich zwar wider die neuen Liederdichter nichts, sie mögen nun, bloß um ihr dichterisches Talent zu üben, oder auch in der guten Absicht, ihren Nebenchristen zu erbauen, gedichtet haben. Es ist indessen bekannt, daß in den neuern geistlichen Liedern bey weitem die Kraft und der Nachdruck, oder, wenn man den Ausdruck erlauben will, die Erbauung nicht liegt, die man in den ältern Liedern würklich antrifft. Daher es auch nichts ungewöhnliches zu seyn pflegt, daß man zu unsern Zeiten nicht nur in Privatgesprächen, sondern so gar in öffentlichen Blättern die nähere Ursache dieser bemerkten Wirkung zu erfahren und darüber nähere Auskunft zu haben begierig ist; wie denn z. E. in den Leipz. Int. Blättern vom vorigen Jahre S. 5. die Anfrage vorkömmt: Was mag wohl die Ursach seyn, daß unter der großen Anzahl von neuen Gesangbüchern, welche seit 10 bis 12 Jahren herausgekommen, keines die eigentliche Herzensandacht stärker befördert? Ich will mich hier in die Untersuchung der Beantwortung dieser Frage nicht einlassen, weil mich dieses zu weit von meinem Zwecke abführen würde. Dieser Umstand aber sollte, deucht mich, allein hinlänglich seyn, bey Einschaltung ganz neuer Lieder in öffentliche Gesangbücher überaus behutsam zu gehen, und höchstens etwa mit 50 oder 60 der besten und ausgesuchtesten neuen Lieder vorher Versuche und Proben zu machen, ob sie auch nach dem Geschmack

schmack des Publici (unter welchem ich hier, in Absicht der Gesangbücher, nicht etwa ein paar Kunstrichter, oder ein Stadtministerium, sondern das sämtliche gemeine Stadt- und Landvolk verstehe) seyn möchten? Es ist also gewiß etwas dreist gehandelt, in einem auch zum öffentlichen Gebrauche nach Anzeige des Tituls bestimmten Gesangbuche, als das neu eingerichtete Freybergische ist, unter 1362 Liedern 723, mithin mehr als die Hälfte, ganz neue Lieder (die anderweitig in diesen Gegenden ganz unbekannten, die sich unter dem übrigen Rest befinden, nicht mitgerechnet) einzumischen. Ich sollte meynen, es wäre doch wohl billig gewesen, daß die Freyberger Herren Geistlichen so viel Achtung für gedachtes Publikum, ihm ihren Privatgeschmack nicht sogar sichtlich aufzudringen, gehabt hätten! — Die Gellertschen Lieder sind zwar, unter den neuern, für den gemeinen Mann noch die faßlichsten, und in diesem Gesangbuche häufig angebracht, ob wohl auch manche darunter für den gemeinen Mann nicht eben sehr brauchbar sind; allein die Klopstockschen, Kramerschen ꝛc. sind für ihn gewiß größtentheils nichts mehr als ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Sie sind zwar allemal als Producte der neuern Poesie aller Ehren werth und schätzbar, und ich billige es sehr, wenn sie in eigenen Sammlungen, wie etwa andere erhabene Poesien, der Vergessenheit entrissen werden; allein sie in einem öffentlichen Gesangbuche zu verewigen, scheint mir doch wohl nicht sehr rathsam zu seyn.

II. Eben diese Häufung der neuen Lieder ist ohne

ohne Zweifel die Ursache gewesen, daß viele ältere, die von dem gemeinen Mann, der ihm einleuchtenden Brauchbarkeit und Erbauung wegen, häufig gesungen werden, demselben ganz entzogen worden, und jenen Platz machen müssen. Ich muß daraus schließen, daß diese zum Theil sehr bekannten Lieder, worunter auch einige von dem sel. D. Luther verfertiget sind, von den Freybergischen Herren Liedersammlern für ganz unnütz und schlecht, und daher des gänzlichen Ausmerzens werth, angesehen worden. Dahin gehören zum Beyspiel folgende: O Jesu süß, wer dein gedenkt ꝛc., Christe, der du bist Tag und Licht ꝛc., Christum wir sollen loben schon ꝛc., Nun freut euch, Gotteskinder alle ꝛc., Menschenkind merk eben ꝛc., Gott hat das Evangelium gegeben, daß wir werden fromm ꝛc., Danket dem Herrn, denn er ist sehr freundlich ꝛc., Dankt dem Herrn heut und allezeit ꝛc., Lasset die Kindlein kommen ꝛc., Mir ist ein geistlich Kirchelein ꝛc., O Jesu Christe Gottessohn, du Schöpfer aller Dinge ꝛc. — So sind auch unter andern alle bisher bekannte und überall gesungene Tischlieder abgeschafft, und nur ein Paar derselben, als Auswürflinge, in den Anhang verwiesen; dagegen aber 5 ganz neue und unbekannte unter die Rubrik von Tischliedern gebracht worden. Ich für mein Theil halte dafür, daß 30 bis 40 neue Lieder das einzige alte Lied: Ach wir armen Sünder (Heckelsches Dresdner Gesangbuch No. 77), welches ebenfalls, obwohl die Heilsordnung darinnen sehr schön und verständlich ausgedruckt ist, von diesen Herren des Druk-

kes

kes nicht werth geachtet worden, nicht aufwägen, und ich jene gern für dieses hingeben möchte.

III. Des Anhangs muß ich noch besonders gedenken. In der Vorrede zu diesem neueingerichteten Gesangbuche ist hiervon folgende Stelle zu finden: „Um einige alte Kirchengesänge, welche „gar zu sehr von der gegenwärtigen Art, sich deutlich und schicklich auszudrücken, abgehen, und allzumerklich hätten geändert werden müssen, gleichwohl aber hin und wieder noch gewöhnlich sind, „dem gemeinen Mann nicht ganz zu rauben, hat „man zu Ende des Buchs solche in einem besondern Anhange ganz unverändert beygefügt ꝛc.“ Dieses fiel mir Anfangs nicht auf; da ich aber den Anhang selbst genauer ansahe, und unter den ausgeworfenen Liedern so gar viele, nicht nur vom gemeinen Manne, sondern auch, möchte ich sagen, von einem jeden Kinde Gottes als erbaulich anerkannte Lieder fand, so ward mir gedachte Stelle höchst anstößig und ärgerlich. Sollten wohl folgende Lieder: Nun laßt uns Gott dem Herren danksagen und ihn ehren ꝛc., Lobet den Herren, denn er ist sehr freundlich ꝛc., Christ, der du bist der helle Tag ꝛc., Das walt mein Gott! ꝛc., Freut euch ihr Christen alle ꝛc., Lob sey dem allerhöchsten Gott ꝛc., Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc., Wir Christenleut ꝛc., Christus, der uns selig macht ꝛc., Es sey ferne von mir rühmen ꝛc., Gegrüßet seyst du, meine Kron ꝛc., Herr Jesu deine Angst und Pein ꝛc., Auf, auf, mein Herz, mit Freuden ꝛc., Erschienen ist der herrliche Tag ꝛc., Gott Lob und Dank, es ist nunmehr ꝛc., Der Herr

ist

ist mein getreuer Hirt ꝛc., Herr Christ der ein'ge Gottessohn ꝛc., Herr Gott dich loben alle wir ꝛc., O Herre Gott, dein göttlich Wort ꝛc., Vater, ach laß Trost erscheinen ꝛc., Meine Seel ist stille ꝛc., Ach lieben Christen seyd getrost ꝛc., Freu dich sehr, o meine Seele ꝛc., Herr Jesu Christ, meines Lebens Licht ꝛc. — Sollten wohl, sage ich, diese und noch mehrere Lieder, unter welchen freylich einige sind, denen man ihr respectables Alter ansieht, das harte Urtheil verdienen, daß sie gar zu sehr von der Art, sich deutlich und schicklich auszudrücken, abgiengen, daß sie keiner erträglichen Verbesserung fähig seyn und bloß, um den gemeinen Mann sie nicht gar zu rauben, mithin aus einer Art von Mitleid über den mit Vorurtheilen angefüllten Pöbel in einen sogenannten Anhang ausgeworfen und gleichsam als Spreu, vom Weizen abgesondert worden? Enthält dieses Urtheil nicht zugleich den schlechten Gedanken, daß die Vornehmern sich schämen müßten, und es unter ihrer Würde sey, gedachte Lieder zu singen, da sie nur für den Pöbel bestimmt sind? — Das Morgenlied: Das walt mein Gott ꝛc. ist deshalb vorzüglich schön, weil im V. 2. und 3. der Versöhnung Jesu und des Danks für dieselbe gedacht wird, welches in andern Morgenliedern nicht so deutlich geschiehet, und auch im V. 1. die drey Personen der Gottheit namentlich, als unser Schöpfer angegeben werden u. s. w. und diese lieben Herren unterstehen sich, dieses Lied unter die unschicklichen Auswürflinge, an deren Verbesserung desperirt werden müsse, und die bloß aus Gefälligkeit gegen

den Pöbel in ihrem Gesangbuche noch einen Platz erhalten könnten, zu rechnen? — Ich leugne indessen nicht, daß in diesem Anhange auch schlechte Lieder vorkommen, wie zum Beyspiel das letzte N. 1466, welches zu singen sich mancher mit Recht schämt, weil die Stelle des 3ten Verses: Ade o Vaterland! wer weiß wie noch die Scyten auf deine Christenheit mit Säbeln dürften wüten; doch fleh die Wolken an, eh daß ihr Donner kracht ꝛc. ganz unschicklich ist. Ich vermuthe übrigens, daß diese Anhangslieder, da ihnen einmal in der Vorrede eine Art von Nota infamiae aufgedrücket worden, auch beym öffentlichen Gottesdienste in Freyberg nicht mehr gesungen, sondern dem Pöbel zur Privat-Andacht überlassen werden, da sich die Vornehmern sonst leichtlich beym öffentlichen Singen daran stoßen und Aergerniß nehmen könnten; befürchte aber auch zugleich, daß wenn die 2te Auflage von diesem Gesangbuche gemacht werden sollte, und alsdenn noch ein paar Hundert unterdessen verfertigte neue Lieder zusammengerafft werden könnten (denn die 723 in diesem Gesangbuche befindliche sind würklich zum Theil aus Neuerungssucht nur zusammengerafft) alsdenn dem Anhange, wegen Mangel des Raums, der Abschied vollends werde gegeben werden. Dem sey indessen wie ihm wolle, so ist es doch wohl vorjetzt nicht erlaubt, dergleichen Lieder, als das: Ade du Vaterherz, ist, mit den Liedern: Herr Christ der einige Gottes Sohn ꝛc., Nun laßt uns Gott dem Herren ꝛc. in eine Classe zu setzen, diese Classe vorher in der Vorrede zu

brand-

marken, und gleichsam diese durch jene, nach dem Sprüchlein: Noscitur ex Socio &c. unehrlich oder doch lächerlich und verächtlich zu machen.

IV. Endlich muß ich noch von den Veränderungen etwas sagen, die von den Herren Freybergern in denjenigen alten Liedern, die sie noch in die Reihe mit einzunehmen beliebt haben, unternommen worden. Die Herausgeber dieses neu eingerichteten Gesangbuchs, schreiben zwar in der Vorrede, sie hätten bey ihren Veränderungen der Lieder hauptsächlich die Regel angenommen, daß die Veränderung im Singen, so viel möglich unmerklich seyn möchte; und diese letztern Worte sind die einzigen, die sie in ihrer Vorrede als die merkwürdigsten mit Schwabacher Schrift hindrucken lassen. Allein 1.) haben sie noch nicht erwiesen, daß sie die Macht haben, Veränderungen mit alten, in der sämtlichen Lutherischen Kirche eingeführten Liedern vorzunehmen, daher es auch zu frey ist, Regeln entwerfen zu wollen, nach welchen sie diese Veränderungen einzurichten und vorzunehmen gedachten, und 2.) ist auch ihre Versicherung, der von ihnen angegebenen Regel gefolgt zu haben, eine offenbare Unwahrheit. Diese Beschuldigung lautet freylich, ich gestehe es selbst, etwas hart; allein sie ist meines Erachtens gegründet, und ich will solches durch ein treffendes Beyspiel zeigen. Von dem schönen Liede: Wie schön leucht uns der Morgenstern, habe ich irgendwo gelesen, daß der Verfasser desselben, Philipp Nicolai, da er es verfertiget, eine so innige Empfindung der Liebe Jesu gehabt, daß er darüber

das Mittagsessen und Trinken stehen lassen und sich nicht eher, als bis gegen 4 Uhr Nachmittags das Lied zu Ende gebracht, ans Essen gesetzt habe. Ich fand sein Lied im Freybergischen neu eingerichteten Gesangbuche S. 272 zum Theil so gewaltig verändert, daß ich es kaum kannte. Ich will einen Vers nach dem andern durchgehen.

V. 1. die Worte: Hast mir mein Herz besessen, oder hast mein Herz schon längst in Besitz genommen, sind biblisch. Joh. 14, 23. Offenb. Joh. 3, 20. und ohne dringende Noth so verändert worden: den ich mir auserlese. Das Wort auserlese, reimt sich gewiß mit dem Worte Jesse, eben so schlecht, ja noch schlechter, als das Wort besessen; folglich ist hierbey keine Reimverbesserung vorgegangen. Die ganze Aenderung ist überdies wider den Zweck des Verfassers, der die Besitznehmung seines Herzens, Jesu selbst, nicht seiner eigenen Wahl Joh. 15, 16. zuschreiben wollte.

Der Schluß des Verses: schön und herrlich, groß und ehrlich, reich von Gaben, hoch und sehr prächtig erhaben, hätte auch immer stehen bleiben können. Was war es nöthig, dafür schön und prächtig, groß und mächtig, reich von Gaben, über alles hocherhaben, hinzusetzen? Das Wort ehrlich, heißt so viel als Ehren werth, oder vornehm S. Luc. 14, 8. in Lutheri Uebersetzung und reimt sich wenigstens zu herrlich eben so gut, als die Herren Verbesserer Jesse und auserlese zusammen gereimt haben.

V. 2. Ey meine Perl, ist biblisch Matth. 13, 45. 46. warum mußte es weggeworfen werden?

Du

Du werthe Kron! Wie schlecht ist die Veränderung: Ey meines Herzens werthe Kron, ausgefallen! Trägt das Herz Kronen? von gekrönten Häuptern spricht man wohl; aber von gekrönten Herzen zu sprechen ist wenigstens unschicklich und dunkel gesprochen. Mein Herz heißt dich ein Lilium, dein süßes Evangelium, ist lauter Milch und Honig. Ey mein Blümlein, Hosianna, himmlisch Manna ꝛc. Bey diesen Ausdrücken hatte der sel. Verfasser des Liedes ohne Zweifel den Gedanken, daß Jesus seinem Herzen oder seiner Seele, eben das sey, was eine Lilie oder eine andere angenehme Blume, z. E. ein Veilchen seinem Geruch, ingleichen Milch, Honig und Manna, seinem Geschmacke sind. Wie ist hingegen dieser Gedanke durch die Veränderung: Mein Herz besinget deinen Ruhm, dein süßes Evangelium, geht über Milch und Honig; freudig, sag ich, Hosianna ꝛc. verderbt worden? Das eingebildete Anstößige, bey dem lateinischen Worte Lilium, hat D. Hoffmann im Leipziger Gesangbuche durch die kurze drunter gesetzte Anmerkung: eine schöne Lilie im Thal, Hohel. 2. 1. hinlänglich gehoben, ohne eine so starke Veränderung im Liede selbst, für nöthig befunden zu haben.

V. 3. In diesem Verse ist überaus wenig stehen geblieben, er ist beynahe ganz und zwar eben nicht auf die geschickteste Art umgeschmolzen worden. Ich sollte meynen, wenn man ein altes Lied verbessern will, so müssen doch wenigstens die Hauptgedanken stehen bleiben, wenn sie nur einiger-

germaßen erträglich sind; oder wenn dieses nicht seyn kann, so müssen bessere an ihre Stelle gesetzt werden. Das ist gewiß bey diesem Verse nicht geschehen. Mit den Anfangsworten dieses Verses: Geuß sehr tief in mein Herz hinein du heller Jaspis und Rubin, die Flamme deiner Liebe, will der Verfasser den Gedanken ausdrücken: daß die Flamme, von welcher er hier rede, kein verderbendes verzehrendes Feuer Ebr. 12. 29. sondern eine Art von lieblicher, erquickender angenehmer Flamme sey, dergleichen etwa Edelgesteine zu spielen und von sich zu geben pflegen, und wünscht diese Liebesflamme in dem Innersten seiner Seele zu empfinden. Dieser Gedanke wird gewissermaßen auch Dichterisch schön, da er Jesum, den er im 2ten Vers seine Perle genannt hatte, nunmehr einen hellen Jaspis und Rubin nennt. Bey der Veränderung: Geuß sehr tief in mein Herz und Sinn, Du! dem ich lebe, des ich bin, die Flamme deiner Liebe — ist keine Spur von den feurigen Gedanken des alten Dichters übrig geblieben; es ist alles matt geworden: dessen zu geschweigen, daß der Ausdruck: Geuß sehr tief in mein Herz und Sinn, kein Teutsch ist; in mein Herz ist der Accusativus, aber nicht in mein Sinn; es sollte heißen in meinen Sinn. O wenn man sich doch nicht mit dem Verbessern alter Lieder, ehe man der Sprache mächtig ist, abgeben wollte! und erfreu mich, daß ich doch bleib, an deinem auserwählten Leib, eine lebend'ge Ribbe. Diese Vorstellung bezieht sich auf die Schöpfungsgeschichte der Eva und den feurigen Ausdruck Adams: das ist nunmehr

mehr Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleisch! worüber sich nothwendig Eva, da sie ihn mit anhörte, äußerst freuen mußte. 1 B. M. 2, 21 — 24 verglichen mit Ephes. 5, 30. 31. 32. Kurz: der Verfasser wünscht sich das Vergnügen, so innig mit Jesu verbunden zu seyn und zu bleiben, als es Anfangs und vor dem Falle Eva mit ihrem Adam war. Das Wort Ribbe, mag etwan von der Provinzial-Aussprache des alten Verfassers herrühren, wie denn auch z. E. die Schlesier, statt Ribbe, Riebe sprechen. D. Hofmann hat es im Leipziger Gesangbuche, seinen Landsleuten in Sachsen zu Gefallen, in Ribbe verwandelt; D. Börner aber hat es in dem Heckelschen Gesangbuche und zwar aus guten Gründen beybehalten. Denn wenn man sagen wollte, daß ein dummer Spötter oder ein einfältiger Mensch das Wort: Riebe, leicht mit der bekannten Erdfrucht verwechseln könnte, so ist ja bekannt, daß letztere mit einem ü nicht mit ie, geschrieben wird. Die Verbesserung: Erfreue mich, daß ich stets bleib, ein heilig Glied an deinem Leib und heil'ge meine Triebe, ist matter und reicht bey weitem nicht an das schöne Original. Nach dir ist mir, gratiosa coeli rosa, krank und glimmet mein Herz durch Liebe verwundet. Diese letzten Zeilen reimen sich zwar nicht sonderlich; allein der sel. Verfasser, war bey seinem innigen Genuß der Liebe Jesu über das Reimen hinweg und hatte dabey ohne Zweifel Hohe L. Sal. 5, 8. in den Gedanken, das wenige Latein, das er hier in seiner Ekstase mit untermengt, könn-

te leichtlich auch durch ein über den Vers gesetztes: angenehme Himmelsrose, verdeutscht werden. Die Verbesserung heißt: nach dir ist mir schon so lange (des Reims wegen) sehnlich bange (ziemlich pleonastisch) dich nur liebt mein Herz (zierlich verworfen und schlechtes Teutsch) das sich dir ergiebt. Wie? ergiebt erst jetzt im 3ten V. der Verfasser, Jesu sein Herz? hatte er nicht bereits im 1ten V. gesagt: hast mir mein Herz besessen! Die Herren Verbesserer hätten dieses bedenken sollen. Der Verfasser wollte hier nicht die Uebergabe seines Herzens an Jesum, denn diese war längst geschehen, sondern seine innige Seligkeit, die auf die Uebergabe seines Herzens gefolgt, und in einer herzlichen vertraulichen Sehnsucht nach ihm bestand, ausdrücken. Der Verfasser der Abänderung hat also weiter nichts gethan, als das hinterste zu vorderst gebracht, welches das Herz unterm Singen kalt macht, da es bey dem wenigen Latein des Verfassers und beym Mangel der Reime, doch immer warm bleibt.

V. 4. Von Gott kommt mir ein Freudenschein, wenn du mit deinen Aeugelein, mich freundlich thust anblicken. Der Ausdruck Aeugelein, scheint nicht sowohl des Reims wegen gesetzt zu seyn, als vielmehr sich darauf zu beziehen, daß Personen, die einander lieben, sich nicht mit freyen und offenen, sondern mit halb geschloßnen Augen oder Aeuglein einander ansehen, woher auch wohl das Wort: liebäugeln herkommt. Wollten rohe und unreine Seelen einen sündlichen Mißbrauch davon machen, so wird diesem Mißbrauche

brauche theils durch den vorhergehenden Ausdruck: Von Gott kommt mir ein Freudenschein, theils durch den folgenden: O Herr Jesu, mein trautes Gut, stark genug vorgebeugt. Die Veränderung ist indessen schlecht gerathen: Von Gott kommt mir ein Freudenlicht, wenn dein liebreiches Angesicht so freundlich auf mich blikket. Das Angesicht blickt nicht, sondern die Augen blicken, oder wie der Verfasser sagt: die Aeugelein.

O Herr Jesu, mein trautes Gut. Traut ist ein Wort, das eine sehr innige vertrauliche Liebe anzeigt. Der Verbesserer hätte nicht sollen mein höchstes Gut daraus machen, das ist Jesus allerdings auch, allein der Verfasser wollte nach seinem Zwecke dieses hier nicht sagen. Es wäre beynahe eben so, als wenn man den Spruch: Ist nicht Ephraim mein trautes Kind? so verständlicher machen wollte: Ist nicht Ephraim mein höchstes Kind? Nimm mich freudig in dein Arme, daß ich warme werd von Gnaden. Die angehängte Sylbe bey dem Worte: warm, ist wohl überflüssig und bloß des Reims wegen darzu gekommen, eigentlich aber ist der ganze Ausdruck adäquat und passend. Der Verfasser will nämlich die Umarmung Jesu recht innig gewahr werden und seine Nähe im Herzen fühlen, wie etwa ein Paar sich umarmende Freunde, eine Art von Wärme in ihrem Herzen fühlen. Wie elend und kalt ist dagegen die Verbesserung: Nimm mich freundlich in dein Arme, und erbarme dich aus Gnaden. Der Herr Verfasser

verlangt eigentlich von Jesu vorjetzt nicht Erbarmen (denn das hatte Jesus an ihm schon längst erwiesen) sondern fühlbare Beweise seiner Liebe: Erbarme dich aus Gnaden, ist nächstdem sehr pleonastisch; denn man erbarmt sich nicht aus Verdruß und Zorn; das versteht sich von selbst: Gnade ist allemal der Grund vom Erbarmen, wo von Gott geredet wird. Der Verfasser erscheint hier vor Jesu nicht als Sünder, der Zorn verdienet hat, sondern als guter Freund, das er bereits aus Erbarmen geworden.

V. 5. Er ist mein Schatz, ich bin sein Braut. Er ist, ich bin, das ist verständlich und bezieht sich eins aufs andre. Hingegen: Er ist mein Schatz, ich seine Braut, ist wenigstens für gemeine Leser und Sänger so deutlich nicht. *) Im October 1782.

*) Der Hr. Besorger dieses Lieds im neuen Freybergischen Gesangbuch scheint schon eine etwas ältere seynsollende Verbesserung, die man in einem und dem andern Gesangbuche finden kann, vor sich gehabt zu haben. Die von dem Hrn. Recensenten gemachten Kritiken passen auch auf diese vollkommen; nur daß man das schöne Lied nun noch moderner gemacht hat, wobey immer mehr auf die Worte, als auf die Sache und ächte christliche Empfindung gesehen wird. Der Herausgeber.

4.

Einleitung und Entwurf zum Versuch einer zwischen den streitigen Theilen im Römischen Reiche vorzunehmenden Religions-Vereinigung von verschiedenen Katholischen und Evangelischen Personen, welche sich zu dieser Absicht in eine Gesellschaft verabredet haben. Frankfurt und Leipzig bey Johannes Bayrhoffer. 1781. 8. 143 Seiten; ingleichen Entwurf zum Versuche einer zwischen den streitigen ꝛc. ꝛc. Ebendaselbst 1781. 8. 317 Seiten.

Wir würden uns auf eine Anzeige und Beurtheilung dieser Unternehmungen gar nicht eingelassen haben, wenn wir nicht glauben müßten, daß unsere Leser wenigstens von allen den theologischen Producten einige Nachricht erwarten, die entweder vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen oder doch wenigstens finden. Das wenige aber, das wir darüber zu sagen gut finden, wird auch zur Rechtfertigung der Kürze dienen, die wir dabey gebrauchen.

Die erste dieser beyden Schriften scheint ihren Titel zugleich über die zweyte zu verbreiten; wenn sie aber auch nur Einleitung zum Versuche ꝛc. hieße, so würde doch auch damit ihr Inhalt nicht ganz wohl angekündigt seyn. Sie ist zum Theil Apologie des Versuchs ꝛc. zum Theil zudringender Aufruf an andere, die Vereinigung

mit

mit Ernst zu versuchen. Die Veranlassung wird aus dem von uns im J. 1781. St. 1. S. 74. angezeigten Unterthänigsten Gutachten wegen der jetzigen Religionsbewegungen ꝛc. hergenommen. Dasselbe erwähnt einer Gesellschaft von Personen aus allerley Religionspartheyen, darunter auch weltliche Fürsten, Bischöfe, Domherren, Ordensleute, Professoren, Superintendenten ꝛc. welche unter den Katholischen und Evangelischen eine Einigkeit stiften, und eine allgemeine christliche Religion, in der That aber selbsten unter diesem Namen eine bloß natürliche Religion einzuführen bedacht sey ꝛc. Hiemit, glaubt die sich in diesen Schriften ankündigende Gesellschaft, sey sie gemeynt gewesen — und dadurch, außer andern Ursachen, hat sie sich bewogen gefunden, öffentlich herauszugehen und den Verdacht abzulehnen, als ob sie mit Unterdrückung des Namens Jesu alle Religionen unter einen Hut bringen wolle. Diese Absicht, solchen Verdacht von sich abzulehnen, hätte nun in Wahrheit sehr leicht zu erreichen gestanden, und wenigstens war hiezu so große Weitläuftigkeit gar nicht nöthig, als der Hr. Concipient der Einleitung deshalb, wie über mehreres andere, gemacht hat. Auch ein geduldiger Leser kann darüber leicht ermüden. Die Gesellschaft erklärt sich durchaus wider allen Naturalismus und wider die neue Reformationssache unter den Protestanten; sie trägt nicht auf bloße Toleranz, sondern durchaus auf wirkliche wechselsseitige Belehrung der verschiedenen Partheyen und wirkliche Vereinigung derselben in dem

Glau-

Glauben und in der Lehre, ernstlich an, obgleich dabey einige besondere Stücke zu bemerken vorkommen, und will diese eigentliche Hauptsache mit großer Angelegentlichkeit betreiben. Sie will auch die Bewirkung der Einigkeit nicht etwa bloß oder hauptsächlich auf ihre Arbeit und Bemühungen, so mühselig dieselben auch, wenn sie ihren eigentlichen Anfang nehmen, nach dem gemachten Plane seyn werden, rechnen, sondern auf das Gedeihen, das nur Gott geben könne. Sie redet weitläuftig von der Vernunft, von dem Gebrauche der Vernunft, und wie derselben der Glaube nicht widerstreite, sondern vollkommen gemäß sey — und erklärt sich an vielen Orten so schön und christlich, daß man sich auf der Stelle für ihre Gesinnungen eingenommen fühlt, und das thut sie doch eben nicht in einer Schreibart, die auch ohne innerliche Kraft für sich viel wirken könnte. Wie sich aber leicht versteht, vertheidigt sie ihre Sache bis zur Beleidigung aller derer, die keine Gönner derselben seyn wollen. Bekanntlich hatte Hr. Vicepräs. Jerusalem vor nicht langen Jahren, da Ganganelli Pabst war, einen Aufruf erhalten, ein Mittelsmann zwischen der Römischen Kirche und den Protestanten zu werden, und diesen Ruf von sich feyerlich abgelehnt, freylich nicht eben mit hinlänglicher Rücksicht darauf, daß wir weder ein kleines noch ein großes Geschäft dieser Art bloß auf unsre Kräfte nehmen, sondern Segen und Gedeihen von Gott erwarten, also auch nicht gerade uns alles dessen weigern sollen, was, wie wir leicht sehen, durch menschliche Kraft nicht aus-

zu-

zurichten steht. Hierüber bekommt er hier eine scharfe Weisung. Die Gesellschaft lobt ihn so hoch und allseitig, als wir ihn nie loben können, desto empfindlicher aber nimmt sie's auch, daß ein so großer berühmter Mann, der am ersten viel Eindruck hätte machen können, aus bloß menschlicher Betrachtung lieber ruhig bleiben, als den Frieden und Vereinigung zwischen den zwey großen Partheyen zu erwirken sich in Geschäftigkeit setzen wollte. So christlich diese Verweise lauten, so unrecht scheinen sie uns angebracht. Hätte Spener oder Aug. Herm. Franke bloß aus solchen Gründen, als Hr. Jerusalem anführt, sich auf keine irenischen Bemühungen einlassen wollen, so würden sie eine solche Rüge verdient haben. Hr. Jerusalem hingegen müßte erst erweckt werden, viel anderes bey sich zu berichtigen, bevor er ein erwünschter Friedensstifter werden könnte. Und mit Spenern und Franken will er gewiß selbst nicht verglichen seyn. Doch die Gründe der guten Hoffnung, daß der Handel einen guten Erfolg gehabt haben möchte, wenn Hr. Jerusalem das Geschäft nicht von sich gewiesen hätte, sind sie nicht selbst sehr eitel? Wir wollen die Geschichte, da sie doch vielen unsrer Leser nicht bekannt seyn möchte, in guter Absicht herüber tragen, wie sie hier S. 53 erzählt wird: „Ein gewisser Herr Graf, der sich eine Zeitlang in „Turin aufgehalten, hatte daselbst mit dem „Herrn Erzbischof und Cardinal de la Lance die „vertrauteste Freundschaft aufgerichtet, und sie „haben verschiedentlich, außer andern Gesprächen „über

„über die Religion, von dem überhandnehmen-
„den Deismus mit einander geredet. Der Herr
„Cardinal hatte derowegen gewünscht, daß, um
„diesem gemeinschaftlichen Feinde des Christen-
„thums desto besser widerstehen zu können, die
„protestantische Kirche mit der Katholischen
„sich wieder vereinigen möchte. Seine Eminenz
„wollten, wann die so oft abgebrochene irenische
„Versuche wieder vorgenommen würden, dabey
„selbst die Feder führen, und der Herr Graf
„möchte von Protestantischer Seite nur einen
„Theologen vorschlagen. Der Herr Graf schlug
„sogleich den Herrn Vicepräsidenten vor, und
„die Sache war so weit unter beyden, nämlich
„dem Herrn Cardinal und dem Herrn Graf,
„wie ausgemacht angenommen. Sie wurde nach
„Rom gemeldet, und unter der Hand sogar die
„Hoffnung gegeben, daß der Kelch wohl würde
„accordirt werden. Als der Herr Graf nachge-
„hends in Braunschweig ankam; that derselbe
„dem Herrn Vicepräsidenten den Antrag, welcher
„aber solchen Antrag schlechterdings von sich ab-
„gelehnet hat, und zwar aus den in folgender
„Schrift angeführten Ursachen; welche Schrift
„unter dem Titel: Von der Kirchenvereini-
„gung. Ein Bedenken des Herrn Abts Je-
„rusalem, im Druck erschienen, und noch im Jahr
„1772 in einem neuen nach dem Sinn des
„Herrn Autors, abgeändertem Druck, wieder-
„holet worden.“ Alles, was in dieser Geschichte nur einen guten Schein von weiten für die Vereinigung giebt, wird von der irenischen Gesellschaft

schaft als sehr bedeutend vorgestellt: ein Cardinal und Erzbischof — einer der größten Staatsmänner, ein Graf, der das Vertrauen aller Europäischen Höfe hatte — in Rom schon die Einwilligung gegeben und bereits zum Voraus von Nachgebungen gesprochen — damals ein Oberhaupt der katholischen Kirche, das die vollkommenste Einsicht in die Wahrheit und Geschichte der Religion und dabey die größte Weltklugheit und Mäßigung — Bestünde die irenische Gesellschaft bloß aus Katholiken, so sollte uns dies Raisonnement gar nicht wundern. Da sie aber nicht weniger protestantische Glieder hat, und ziemlich gewiß ein Protestant eigentlicher Verfasser dieser Schriften ist, der in der frömmsten Sprache auf Gottes Beystand und Segen rechnet, so muß uns dasselbe äußerst befremdlich auffallen. Mag wohl Clemens XIV. schon bereit gewesen seyn, zu erklären, er wolle nicht weiter für den Statthalter Christi auf Erden angesehen seyn, und wolle auch keinen Nachfolger in dieser Qualität haben ꝛc. ꝛc. ꝛc. Oder sollten die Protestanten, wenn ihnen nur andere Stücke nachgegeben würden, bereit seyn, sich einem seynwollenden Statthalter Christi wieder zu unterwerfen? Ist diese Frage zu hoch, so fragen wir nur: warum denn der Herr Cardinal und Erzbischof nicht den Kelch für die katholischen Laien, unangesehen einer zu hoffenden oder nicht zu hoffenden Zurückbringung der Protestanten, ausgewirkt oder auszuwirken gesucht habe? Sollte die Wiederherstellung der Vollständigkeit des Abendmahls des HErrn nur durch die Wiederkehr

der

der Protestanten erkauft werden? In Wahrheit, die besser denkenden katholischen Geistlichen, höhere oder niedere, die zum Theil jetzt mancher Aufklärung Raum geben und Aufklärung zu befördern suchen, finden genug in ihrer Kirche zu reformiren, wenn sie etwas ausrichten zu können vermeynen. Warum reformiren sie nicht, wenn sie reformiren können und dürfen, bevor sie an weitaussehende irenische Projecte denken, und ohne die Rückkehr der Protestanten zum Lohn zu begehren? Und soll dieselbe dem Römischen Stuhle für eine Reformation zum Lohne verheißen werden, so würde ja damit vorausgesetzt, daß dieser Stuhl ferner seyn und bleiben solle, was er gewesen ist oder seyn will. Ungeachtet man ihn diesseits der Alpen nicht gerade für das allseitig erkennen will, wofür er sich angiebt, hat er doch von Febronius den Widerruf erzwingen können. Fern sey es, daß die Protestanten ihn unter irgend einer Bedingung für ihr Oberhaupt wieder erkennen sollten. Können die protestantischen Glieder dieser irenischen Gesellschaft nicht so viel zusammen zählen? Warum begehrten sie nicht zuvor von ihren jetzigen katholischen Mitgliedern, daß dieselben, wenn sie in irgend einem Lehrstück nachzugeben gedächten, diese Lehrstücke erst mit ihren eignen Glaubensgenossen berichtigen möchten? Hiewider gilt die an sich richtige Ausrede nicht das geringste, das Gott zu irenischen Bemühungen (wenn sie besser und mit aufrichtigem auf Gott und Jesum Christum gerichtetem Sinn angefangen und fortgesetzt würden, als die vormaligen) vollkommen

so viel Gedeihen geben könne, daß alle wesentliche Punkte zwischen beyden Partheyen berichtigt würden, auch, wie doch nur wir anführen, die völlige Abthuung des Hofsystems zu Rom und des ganzen Pabstthums. Würde etwa der Herr Cardinal de la Lance schon darauf haben antragen wollen oder dürfen? Gleichwohl müßte zu einer, wie jeder rechtschaffene und verständige Protestant erkennen muß, gottwohlgefälligen Vereinigung beyder Kirchen dieser Punkt für einen der allererstен, ohne dessen Berichtigung wir uns zu keiner Vereinigung bereit anstellen könnten, angesehen werden. Denn was soll ein Pabst, der über den Glauben und die Gewissen derer, mit denen wir Vereinigungsgeschäfte pflegen, im geringsten herrschen wollte, etwa bis er am Ende — was? und wie? — sich gutwillig absetzen ließe, oder bey entstandener Erledigung des Stuhls kein neuer erwählt würde, nachdem der letzte auch über sich ruhig hätte irenisch tractiren lassen? Wenn wir auch vollkommen zu glauben und für gewiß anzunehmen haben, daß bey Gott kein Ding unmöglich sey, so müssen wir doch bey unsern nach vernünftiger Ueberlegung aus freyer Entschließung übernommenen Arbeiten und Bemühungen ein Ziel vor Augen haben, welches sich nach guter Wahrscheinlichkeit, nicht in bloßer Möglichkeit, mit den Umständen leicht reimen läßt. Widrigenfalls arbeiten wir auf Gerathewohl und versuchen dabey Gott. Die irenische Gesellschaft macht es beynahe jedem, der die Möglichkeit nahe hat, an dem Vereinigungsgeschäft Antheil zu neh-

nehmen und Gaben dazu besitzt, zum Verbrechen, wenn er nicht, auch wohl mit Beyseitsetzung alles andern, seine Kräfte hierauf anlegen will, und in Ansehung der mangelnden menschlichen Aussicht eines erwünschten Erfolgs weiset sie z. B. auf Moses, der auch keine menschliche Aussicht hatte, wie es möglich seyn werde, die Israeliten aus Aegypten zu führen, daher sich wider den Befehl Gottes sträubte und seine Heerde nicht verlassen wollte. Auch das nimmt uns in Absicht auf die katholischen Mitglieder nicht Wunder. Denn die Gränzen ihrer Kirche weiter auszubreiten und ihr alle Welt zu unterwerfen, wird leicht auch ein frommer Katholik für so wichtig ansehen, daß ihm schon bloße Versuche als verdienstliche Werke über alle erscheinen werden, und seine hohen Obern werden ihm desfalls leicht genug Aufträge geben, die bald sein Gewissen verbinden können. Wie aber können Protestanten, die noch bey weitem nicht denken dürfen, Seelen gerettet zu haben, wenn sie dieselben in ihre Kirche oder in äußerliche Vereinigung mit derselben gebracht hätten, so sehr von einander verschiedene Fälle zusammen wirren? Haben sie göttlichen Beruf zu irenischen Geschäften, wie Moses göttlichen Beruf hatte? Und wollen sie ohne einen solchen Ruf, oder was dem einigermaßen gleichgelten möchte, auf Gerathewohl, und Gott versuchend, ihre Heerden verlassen, oder andere ihnen zustehende nützliche Geschäfte, um an einem Vereinigungswerke zu arbeiten, dem wohl ein Ende, nicht aber ein zum Ziel führender Ausgang abzusehen ist? Wir möchten

die Umstände wohl wissen, die sie für etwas einem göttlichen Beruf gleichgeltendes ansehen könnten, haben aber in diesen Schriften nicht einmal gefunden, daß sie so etwas nur vorgäben; nicht einmal so viel, als Hrn. Jerusalem zugebracht war. Sehr viel könnten wir darüber noch sagen, auch aus den Weißagungen der heil. Schrift her, nach welchen alle Vereinigungsversuche mit der Römischen Kirche, so lange sie Römisch heißen kann, für die trübseligste Sache von der Welt anzusehen sind. Schon aber das gesagte ist zum Ueberfluß genügend. Wem wird es auch nicht sonderbar vorkommen, daß Protestanten, da die beyden protestantischen Kirchen noch nicht vereinigt sind, auch es nicht sobald werden dürften, schon die Römische mit beyden zu vereinigen gedenken; nun endlich, da, bey so großer Verwirrung der protestantischen Lehre und unleugbar schon weit verbreiteter Verachtung ihrer symbolischen Bücher, kaum noch Protestanten des einen Landes mit Protestanten des andern als vereinigt betrachtet werden können? Die jetzt herrschende Denkungsart in der Theologie läßt nichts weniger, als Vereinigung, hoffen, es müßte denn Vereinigung zum Naturalismus seyn, welche doch am Ende höchstens nur zwischen den stolzen Gelehrten und Großen, wie schon jetzt, auf eine wechselseitige Toleranz ankommen, nie aber eine so zu nennende Vereinigung seyn wird. Auch in der zweyten dieser Schriften: Entwurf zum Versuche ꝛc. wird, nach diesem Titel, Jeder etwas anderes suchen, als darinn zu finden ist. Die Gesellschaft

scheint

scheint nicht die rechten Namen der Dinge zu wissen, oder konnte nicht einmal über den richtigen Titel ihrer ersten Schriften sich gut genug vereinigen. Man denke, in diesem Buche, so sicher es auch die Ueberschrift zu erwarten giebt, sind noch keine Friedensartikel auch noch keine Präliminarien dazu, gar keine Declaration über irgend einen streitigen Lehrpunkt, aufgestellt. Eigentlich sind es bloß die Gesetze der Gesellschaft, und die Regeln, wonach sie die streitigen Punkte unter sich zu verhandeln und nachher weiter zu verfahren gedenkt, welche hier öffentlich mitgetheilt werden. Die mancherley Schwierigkeiten, die ihr aufstoßen dürften (wenn auch bey weitem nicht alle) sind von dem Hrn. Concipienten sehr umständlich bedacht, und daher mancherley Regeln bis ins kleine Detail entworfen worden. Man darf sie nur lesen, um zur ruhigen Gewißheit zu kommen, daß wenigstens das gesellschaftliche Geschäft keinen weiten Fortgang gewinnen werde, wenigstens nachdem man sich schon überzeugt hat, daß die Sache nicht von Gott sey. So menschlich methodisch hat Gott auch nie große Werke ausgeführt. Und wenn es so subtiler Methoden bedürfen soll, wird nichts draus werden, als höchstens eine Verstrickung unlauterer Gewissen und Verführung, worauf es doch, wie wir gern glauben, die Gesellschaft nicht angelegt hat. Die eigentliche Gesellschaft soll aus zwölf Personen bestehen, nämlich aus 6 katholischen, 3 lutherischen und 3 reformirten Gliedern, und sie will nur eine Privatgesellschaft seyn. Aus so vielen Glie-

dern besteht sie noch nicht, hat aber auch nicht angezeigt, wie stark sie schon sey, und scheint eben durch diese Bekanntmachung ihrer Gesetze die Completirung erreichen zu wollen. Es wäre schon äußerst zu verwundern, wenn sich 12 Personen zusammen fänden, die mit guter Entschlossenheit alle diese Gesetze unterschrieben, und sich aller der mühseligen Arbeit unterwürfen, die ihnen durch diese Gesetze, wenn die Sache in Betreib kommen soll, aufgelegt wird. Dieser sogenannte Entwurf nun ist zwiefach oder vielmehr gar dreyfach hier abgedruckt, erstlich ausführlich bis S. 208. zweytens im Auszug unter der Ueberschrift: Ausführlicher Inhalt des ganzen Entwurfs, auf engern Columnen bis S. 317 welche drittens noch auf dem breiten übrig gelassenen Rande genaue kleinere Inhaltsanzeigen bey sich haben. Wer bey erforderlicher Notiz eine Neigung hat, Verfasser anonymischer Schriften zu errathen, darf sich leicht einbilden, den Hrn. Urheber und Concipienten dieses dreyfachen Entwurfs und zugleich der vorangeschickten Einleitung errathen zu haben. Auch aber und vornehmlich dieser Entwurf, wie wir ihm vollkommen gern seine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, redet meistens sehr christlich und schreibt sehr christliche Gesetze und Bedingungen vor, wobey freylich auch immer etwas bedenkliches bemerkt werden kann. Wir wollen nur einen einzigen §. nämlich 3. aus dem Auszuge S. 211 mittheilen: „Alle Perso„nen, welche dieser Vereinigungsgesellschaft bey„treten, sollen unumgänglich die Gesinnung mit

„sich

„sich bringen, daß sie den Irrthum und das „Vorurtheil, die bisher zu den fortdauernden „Irrungen das Mittel gewesen sind, gänzlich, an „welcher Religionsparthey sie auch, bey genauerer „freundschaftlicher Untersuchung, befunden wer„den, offenbar vor Augen legen und sich bemü„hen wollen, wie sie die Mittel zu deren gänzli„chen Vertilgung ausfindig machen mögen. „Weil nun Niemand, in den seine Seligkeit be„treffenden Sachen, mit Fleiß und Vorsatz irret; „so wollen auch die, in diese Gesellschaft zusam„mentretende Glieder, einander als Personen an„sehen, deren jede alle, auch unerkannte Irthü„mer hasset, dagegen vielmehr die Wahrheit „eyfrig sucher, und sobald sie solche erkennet, sie „annehmen wird. Sie machen sich derowegen „aufrichtig und aus wohlmeynenden Herzen, vor „Gottes Augen anheischig, in Christo Jesu un„serm Heylande, einander für Brüder zu er„kennen, und allen persönlichen Haß nebst des„sen Früchten und Folgen, der sonst bey Men„schen, um des Unterschieds der Religion willen, „Statt haben kann, gänzlich abzulegen.“ Wer wollte die Ablegung des persönlichen Hasses tadeln, oder nur vermuthen, daß ein wahrhaftiger Christ unter den Protestanten sich je persönlichen Haß gegen ein Glied der Römischen Kirche zu erlauben wissen werde? Daß es auch innerhalb der Römischen Kirche, nach Gottes wirksamer Gnade und der Leitung des heil. Geistes, ungeachtet aller großen Gebrechen und Widerwärtigkeit der öffentlichen Lehre, wahrhaftige Christen gebe, die wir,

wo wir sie kennen lernen, für Brüder in Jesu Christo zu erkennen haben, werden nur Protestanten von sehr eingeschränkter Erkenntniß und Wissenschaft in Abrede seyn. Der Grund aber, der hier angegeben wird (in dem ausführlichen Entwurf ist ein wenig bedächtiger geredet) weswegen die Glieder der Gesellschaft einander für Brüder in Christo Jesu erkennen wollen, ist eben der, dessen sich zeither die reformatorischen Gelehrten so häufig bedienen, sehr seicht philosophisch erklügelt, und streicht, wie Jedermann sieht, so weit, daß danach auch alles noch so verkehrte Volk, wie es unter dem Himmel ist, für unsre Brüderschaft in Jesu Christo zu erkennen wäre, und Paulus durchaus irrig daran gewesen seyn müßte, da er Tit. 3, 10. 11. schrieb: einen häretischen Menschen, nach einer und nochmaliger Zurechtweisung, meide, und wisse, daß ein solcher verkehret ist, und sündigt, als von sich selbst verurtheilt. Hievon will diese Gesellschaft wie gar nichts wissen, redet in Ansehung derer, die sich mit ihr verbinden, von assensu præsumto mit der größten Zuversichtlichkeit, wie die sonstige Lehre der Römischen Kirche von fide implicita, und führt denn hiemit wenigstens in ihre Mitte einen Syncretismus ein, den sie doch durch Misbilligung einer bloßen, nicht auf gegenseitige Belehrung umgehende Toleranz von sich zu entfernen scheinen will. Genug man sieht auf allen Seiten, daß eine solche Gesellschaft eine gänzlich erzwungene und widernatürliche Sache sey. Wir drücken uns desto ernstlicher aus, unsrer nicht wankenden Ueberzeugung gemäß,

je

je größer die Zuversichtlichkeit ist, womit diese Gesellschaft den Beyfall aller wahren und verständigen Christen erdringen und erzwingen will. Sie meynt nämlich, daß ihr alle redliche und einsichtsvolle Christen beystimmen müßten. Nicht so! Warum hat sie nicht zuvor öffentlich angefragt? Oder hatte sie Grund zu glauben, daß alle jetzige redliche und verständige Männer unter den Protestanten ganz andre Urtheilsregeln angenommen hätten, als bey unsern redlichen und verständigen Vorfahren dafür gegolten haben? Freylich müssen wirs uns gefallen lassen, so gut wir die Gründe unsers Glaubens wissen, von ihr nicht für redlich oder verständig genug angesehen zu werden. So wenig sie aber zur Zeit für eine öffentliche, sondern nur für eine Privatgesellschaft angesehen seyn will, so hat sie doch vestgesetzt, die Gunst hoher Minister zu suchen, und nachdem sie unter sich selbst mehr oder weniger Lehrstücke berichtigt haben wird, darüber bey geistlichen Collegien, Gerichten, Consistorien und Facultäten ausführliche Gutachten auszubringen ꝛc. ꝛc. Diese Gesellschaft hat nicht erst ihr Entstehen genommen, seitdem in den Kaiserl. Erblanden in Absicht auf Duldung ꝛc. eine so große Veränderung da ist, sondern selbst diese ihre Schriften, die **Einleitung** nicht weniger, als der **Entwurf** sind noch bey Lebzeiten der Kaiserin Königin ausgearbeitet gewesen. Sie bescheidet sich, wenn sie nicht alsbald viel auszurichten im Stande seyn sollte, macht sich aber Hoffnung, nicht mit den gegenwärtigen Gliedern auszusterben, sondern auf fernere Zeiten zu bestehen.

Bey diesen zwey Piecen hatte der Verleger zugleich bekannt gemacht, daß er entschlossen sey, eine Monatsschrift herauszugeben, in welcher alle kleinere die Religionsvereinigung betreffende Abhandlungen von nicht unbedeutenden Verfassern, die ihm dieselben zufertigen würden, aufgenommen werden sollten. Auch damit ist bald genug der Anfang gemacht, und in unsere Hände sind gekommen Beyträge zu den neuesten Religions-Vereinigungs-Schriften. Erstes Stück. Im Jänner 1782. Frankfurt und Leipzig bey Johannes Bayrhoffer. 8. — Zweytes Stück. Im Februar. 8. zusammen 253 Seiten. Diese Monatsschrift will eigentlich nicht dafür angesehen seyn, daß sie die Vereinigungs-Gesellschaft etwas angehe, und dieselbe hat noch nicht bestimmen können, auf was für eine Art sie die Einrichtung mit den ihrer Seits herauszugebenden Schriften treffen werde. Da aber die gegenwärtige Monatsschrift wie ein allgemeines Magazin sey, so habe man, sagt die Vorrede, allerdings Hofnung, daß gedachte Gesellschaft sich dereinst ebenwohl mit dieser Absicht vereinigen, und diejenigen Schriften, die sie unter ihrem Namen herauszugeben für rathsam finde, in dieses Magazin hinterlegen werde. Inzwischen und bis sich hierinn gedachter Gesellschaft Entschließung näher eröffnen werde, stehe derselben und allen ihren Gliedern, wie jedem andern, dieses Magazin offen — Ohne Zweifel ist denn, auch nach den unterscheidendem Ausdruck der Vorrede zu urtheilen, von ihr selbst der Verleger auf diese Monatsschrift

ge-

geleitet worden. Die in vor uns liegenden Stükken befindlichen Abhandlungen haben nicht eben viel Schärfe der Beurtheilung in Ansehung der Hauptsache, wovon die Frage ist und die Rede seyn sollte. Hin und her sprechen — kann leicht Jedermann. Doch leugnen wir hiemit nicht, daß verschiedenes darinn gar wohl noch lesenswerth sey. Der Inhalt ist folgender I. Herrn A. K. Schreiben an Herrn D. W. über die Frage: Sollte wohl, bey den gegenwärtigen Auftritten in der Welt, eine Religions-Vereinigung rathsam seyn? Freylich verdiente diese Frage eine vorzügliche Untersuchung, bevor man auf Vereinigung arbeiten will, auch nachdem andere Hauptstücke, die auf die Entschließung großen Einfluß haben sollten, schon berichtigt wären, wenn sie berichtigt werden könnten. Hier aber ist gerade das wichtigste übersehen worden. Doch höre man S. 9 — „Erstlich aber wird man es „mich (mir) nicht verdenken, wenn ich die Frage „aufwerfe: warum die Vereinigungs-Gesellschaft Ihr vorzunehmendes Geschäfte, bloß „auf die christliche Religionen einschränken „will? — warum nicht auch die Juden mit „einbegriffen?“ Freylich ist die Frage lächerlich, und der Verfasser scheint auch übrigens an unrechtem Orte zu scherzen, so geringhaltig auch sein Witz ist. Da aber die protestantischen Glieder der Gesellschaft auf Einmal so viel umfassen, daß sie, da die Protestanten selbst noch in zwey große Partheyen getheilt noch nicht vereinigt sind, schon eine Vereinigung mit der Römischen Kirche betreiben,

so

so hat dennoch die Frage gar wohl einen Grund. Nachher erwähnt der Verfasser des so fühlbar ganz windigen und bis zur Unverschämtheit aufschneidenden Bahrdtischen Versprechens von einem herauszugebenden Compendium religionis omnibus sectis accomodatum, woran auch keine Secte für sich etwas vermissen sollte — und meynt, das sey doch wohl alles, was man fordern könne, um einen allgemeinen Frieden unter die Christen zu bringen — Da das nun ebenfalls in einer ernsthaften Sache zu scherzhaft ist, so hat der Verleger wohl mehr Vortheil von der Aufnahme dieser Abhandlung ins Magazin gehofft, als die Gesellschaft. Zwischenein fragt er auch, ob die Katholischen Glieder derselben sich vorher die Einwilligung des Päbstlichen Stuhls, welche doch zu einer solchen Untersuchung der Lehre, als dieses Geschäft voraussetze, erforderlich sey, versichert haben? Diese Frage ist etwas vorwitzig, und die Welt wird die Antwort darauf nicht wissen sollen; vielleicht sollen die protestantischen Mitglieder nicht einmal sie wissen, sondern nur dies, daß mehrere hohe Prälaten das Geschäft wohl zufrieden sind, und Vorschub dazu thun. In Absicht auf die eigentliche Hauptfrage, die dieser Abhandlung zur Ueberschrift, doch nicht auch eben so gut zur Inhaltsanzeige dient, fragen wir zwar nicht, warum nicht die protestantischen Glieder der Gesellschaft vielmehr nöthig finden, auf Beylegung der jetzigen großen Mißhelligkeiten und Aergernisse unter den Protestanten selbst, und zwar zunächst die Lutheraner unter den ihrigen, und die Reformirten

unter

unter den ihrigen, z. B. in der Schweiz, zu arbeiten? Denn wir wissen nicht, ob diese Glieder hiezu geschickt genug seyn möchten. Aber wenigstens verdienen die katholischen Glieder der Gesellschaft gefragt zu werden, ob sie sich von ihren protestantischen Mitgliedern eben diese Frage nicht vor allem zuerst haben beantworten lassen? und wie sie sich bereden können, daß es jetzt gelegene Zeit sey, die Protestanten mit der katholischen Kirche zu vereinigen, da eben gegenwärtig unter den Protestanten weit mehr Zwietracht am hellen Tage herrscht, als vorher je im Finstern schlich? Nur politische Eroberungen sind leichter, wenn die Feinde uneins sind. Nicht eben so auch geistliche — wenn wir uns nicht etwa dennoch irren. Weiter folgt II. Hat man in unsern Tagen mehr Hoffnung, daß Protestanten und Katholiken sich der Kirchenvereinigung nähern werden, als man vor noch nicht zwanzig Jahren gehabt hat? — Von einem Protestanten, der diese Vereinigung gar sehr wünscht. Der Verfasser betrachtet die Sache bloß von der Seite der Katholiken (oder meynt er stillschweigend, daß sich seit weniger als 20 Jahren auch die Protestanten dorthin genähert haben?) und spricht viel von der zeitherigen Aufklärung, die sich hier und dort in dieser Kirche wahrnehmen läßt, doch meistens nur aus katholischen Journal-Nachrichten. Für manchen Leser mag das angenehm genug zu lesen seyn. III. Anmerkungen über das Urtheil, welches von der neuerlich sich hervorgethanen Vereinigungs-Gesellschaft gefällt und hin und wieder in öffentlichen

Zei-

Zeitungen gelesen worden. — Von einem Mitgliede dieser Gesellschaft. IV. Von der Macht des Römischen Stuhls; nach den Grundsätzen der Teutschen Bischöfe. Der Verfasser des Aufsatzes II. fährt hier fort und läßt auch die Friburgenses reden. Ueberhaupt genommen aber sind denn doch die Teutschen desfalls noch nicht weiter, als die Gallicaner, und wenigstens soll denn bis jetzt noch kein Privatmann Einwendungen wider dasjenige machen, was der Pabst entschieden hat. Concilium Tridentinum bleibt, auch der Primat des Pabst, so ein unbestimmtes Ding er auch diesseits der Alpen ist. Das Beyspiel an Febronius hat obenein genugsam bewiesen, daß es auch teutsche Bischöfe noch gebe, die der Italienschen Parthey zugethan sind. V. Vermuthliche Antwort der Vereinigungs-Gesellschaft, auf das Urtheil, welches, im zehnten Stück der Giesser neuesten Religionsbegebenheiten vorigen Jahrs, über den, von gedachter Gesellschaft, herausgegebenen Plan oder Entwurf, gefället worden. Ist doch wohl auch von einem Mitgliede der Gesellschaft? So weit das erste Stück. Das zweyte ist schon sehr mager, und enthält I. Fortsetzung der vorigen Antwort auf jene Giesser Recension; II. Vorsicht, die Klagen vieler Menschen über Intoleranz, nicht, zum Nachtheil der christlichen Religion, anzuwenden: Mit Beyspielen erläutert. Ein gut gemeynter, und nicht übel gerathener Aufsatz, der aber wohl hier seinen Platz nicht gefunden hätte, wenn ein anderer von Religions-Vereinigung unterhaltender bey der Hand gewesen wäre,

dies

dies Stück nothdürftig vollständig zu machen.

Beynahe wird man denken können, von allen verschiedenen Meynungen über die Religionsvereinigungs-Sache unterrichtet zu seyn, wenn man mit den eben angeführten Schriften noch zusammen nimmt Freymüthige Briefe über das Religionsvereinigungswesen. Μηδενι μηδεν ὀφειλετε, ει μη ΤΟ ΑΓΑΠΑΝ ΑΛΛΗΛΟΥΣ ὁ γαρ ἀγαπων τον ἑτερον, νομον πεπληρωκε Paulus. Erstes Bändchen. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 8. 127 Seiten. Nämlich nur an der Semlerischen Meynung fehlte es noch; und die findet man in diesem Bändchen reichlich, obgleich nicht in Semlerischer Schreibart. Denn der Verfasser lieset den Pope zur Bildung und Nahrung seines Geschmacks. F. und R. schreiben hier an einander. F. ist ganz entzückt für die Vereinigungsgesellschaft, R. sieht alle Vereinigung, die auf Einigkeit des Glaubens geht, für eben so unnütz, als unmöglich an, und eben Er ist die Hauptperson. Für Herausgeber soll man einen dritten halten, der aber freylich nicht einmal ideel von R. verschieden ist. F. hingegen ist ein bloßes Idealwesen; und so reducirt sich alles auf Einen einzigen Semlerianer, der aber freylich nicht bis dahin Semlerisch ist, daß er in den Brandenburgischen Staaten zugleich ein Malcontente seyn sollte. Hr. D. Semler ist ja selbst nur erst seit Bahrdts Aufenthalt in Halle ein Mißvergnügter. So ist der Herausgeber auch auf Bahrdten nicht böse, sondern ruft sogar über das Reichshofrathsconclusum

gegen

gegen ihn (nur nennt er ihn dabey nicht, vielleicht um seinem Lehrer nicht die Galle zu erregen) S. 26 aus: „O Psychologie und alle Musen!“ Schon in der Vorrede schreibt er, daß die Einförmigkeit (des Glaubens) sogar dem Plan Gottes und der Mannigfaltigkeit der Schöpfung, die in der vollkommnern Geisterwelt noch unendlich viel größer seyn müsse, als in der unvollkommenern Körperwelt, schnurstracks zuwider sey. Sogar beruft er sich S. 114 auf das Beyspiel Jesu selbst. Er finde, sagt er, weder, daß Jesus die Samariter mit den Juden, noch die Juden mit den Samaritern vereinigen wolle; sondern er weise sie beyde auf die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Jesus rühme Glauben und Redlichkeit, wo er sie finde, und mache keine Proselyten — An vielen Orten schreibt er so, daß er zu glauben scheint, man suche nur einen gemeinschaftlichen Namen, unter welchem man alle Religionspartheyen vereinigen wolle. Welche duldsame Regeln er von unsern Predigern, wenn sie auch ihre Gemeinen von Katholikern umgeben und in vielen Versuchungen von denselben sähen, befolgt wissen wolle, erläutert S. 112 eine Note: „Folgendes „ist eine wahre Geschichte. Bey der Erklärung „des ersten Gebots in einer Kinderlehre kam ein „lutherischer Prediger vor ein paar Jahren auch „auf die Katholiken und besonders auf den Mari„en- und Heiligendienst, und warnte die Kinder „weitläuftig vor dergleichen Abgötterey. „Du „lieber Gott, sagte ein Hirt aus seiner Gemeine „beym Herausgehen, wenn doch die Prediger

die

„die Leute nicht noch mehr gegen einander „aufbringen wollten! Sie hassen einander ja „so schon genug.“ Wie der Prediger die Leute wider einander aufgebracht, ihnen Haß eingeflößt haben möge, wissen wir nicht. In Wahrheit aber, wenn D. Luther das erste Gebot gleichfalls für so geringhaltig angesehen hätte, als solche Schriftsteller mit diesem Kuhhirten, so könnte, seinetwegen, Teutschland immer in der dicksten Finsterniß geblieben seyn. Wozu es bey solchen Grundsätzen noch mehrerer Bändchen dieser Briefe bedürfen solle, steht nicht abzusehen.

Litterarische Nachrichten.

Noch nicht zu spät helfen wir bekannt machen Die Freymüthige Betrachtungen über das Christenthum, geprüft von Tobias Gottfried Hegelmaier, der heiligen Schrift Doctor, der Theologie öffentlichen ordentlichen Lehrer und des theologischen Seminarii Superattendenten zu Tübingen. Erstes Stück. Tübingen bey J. F. Heerbrandt. 1780. 8. — bis Sechste Betrachtung, 300 Seiten; Zweytes Stück. Siebente bis neunte Betrachtung. 266 Seiten; Drittes Stück. Zehnte bis funfzehnte Betrachtung. 271 Seiten. Ein Buch, welches wir allen denen angelegentlich empfehlen, die sich nicht mit gutem Willen von den reformirsüchtigen neuen Theologen alle beliebige Täuschung gefallen lassen. Die Freymüthi-

gen Betrachtungen (man erinnere sich, daß hiebey das Buch zu denken sey, welches der Hallischen Censur ein Anstoß war, Krit. Samml. J. 1780, St. 1.) machen ganz nach Semlerischer Art Hauptsache daraus, zu zeigen, daß die Lehrer des Christenthums von den ersten Jahrhunderten an, selbst über die allermeisten symbolischen Lehrpunkte nie überein gestimmet hätten, und ziehen eben so Semlerisch daraus überall die seynsollende Schlußfolge, daß es dieser Lehrpunkte zum eigentlichen Christenthum gar nicht bedürfe. Sie strotzen von Anführungen der mancherley Meynungen der Väter, weit mehr, als irgend eine Semlerische Schrift, und mögen damit leicht viele einfältige Leser betäuben. Hr. D. Hegelmaier hat also vornehmlich die Prüfung der meisten dieser Citaten zur Hauptsache gemacht, gar nicht auf altorthodoxe Weise, und wer es immer nicht glauben wollte, daß sich solche Männer, als der Verfasser der Freymüth. Betrachtungen ist, auf schlechten Wegen betreten lassen, der komme, sehe und bewundre hier, welcher Unlauterkeit sie fähig sind. Wie Hr. D. Semler, so scheint auch dieser Mann es darauf angelegt zu haben, sein Publicum an unserm Lehrbegriff irre zu machen, ohne nach der Wahrheit und Rechtmäßigkeit der Mittel, wenn sie nur zu dieser Absicht geschickt sind, zu fragen. Hr. D. Hegelmaier geht durchaus sehr bescheiden und sanft mit ihm um, legt den Inhalt jener Betrachtungen allemal erst umständlich vor (wer das berüchtigte Buch noch nicht kennt, kann es hier von Anfang bis zu Ende zur vollen Gnüge kennen

ler-

lernen) und prüft ihn nachher, vorn herein ziemlich umständlich, und nachher kürzer. Mehrere unsrer Leser werden diesen gesegneten Schriftsteller schon hinlänglich kennen, und ihre Erwartung, die sie danach von diesen Prüfungen fast aller möglichen in den Freym. Betr. aufgestellten Modernität fassen können, wird sich nicht betrogen finden. Wir haben uns über die Triftigkeit und Gründlichkeit derselben von Herzen gefreuet, und uns dadurch in dem Glauben gestärkt, daß, wer sich durch so mancherley Bemühungen der Gegner den richtigen Gesichtspunkt verrücken und in die Irre führen läßt, ohne bald zurück zu kehren, doch keine Entschuldigung haben werde. Demungeachtet dürfen wir uns in aller Bescheidenheit einige Anmerkungen erlauben. Hr. H. schämt sich keines biblischen Lehrstücks, also auch keineswegs der Lehre von den bösen Geistern, und vertheidigt dieselbe St. 2. S. 219 — sehr gut gegen die gewöhnlichen Einwendungen. Diese aber gehen zum Theil dahin, daß wir keinen Nutzen und Vortheil absehen könnten, den diese Lehre schaffe. Nun muß es freylich für den Glauben eines jeden geziemend gelehrigen und demüthigen Schülers der heil. Schrift schon vollkommen genug seyn, daß dieselbe die Wirklichkeit und mannichfaltige Geschäftigkeit solcher Geister mit vollkommner und einleuchtender Deutlichkeit lehrt, und daß ohne dieselbe auch der Unterricht von Jesu Christo und den Wohlthaten, die wir durch Ihn erreichen, nicht einmal genüglich verstanden werden könnte. Dies letztre ist selbst schon praktisch, weil es zur

Schätzung der Größe der göttlichen Gnade, die auf dem Sohn Gottes beruht, gehört und unsern Dank zum Preise derselben aufruft. Die Sache aber hat noch eine sehr wichtige praktische Seite, die gewöhnlich übersehen wird, und auch von Hrn. H. ganz übersehen worden ist, ob sie gleich ganz besonders für unsere Zeiten eine große Brauchbarkeit hat. Kündigt uns nämlich das Evangelium an, daß wir im natürlichen Zustande und von Herkommen unter der Gewalt des Satans und seiner Beyhelfer sind, und daß wir von derselben nur durch den Glauben an Jesum Christum Befreyung erhalten können, so muß hieraus vollkommen klar und unzweifelhaft seyn, daß alle unsre Bestrebungen nach Tugend und Frömmigkeit ohne die Gnade Jesu Christi ihres Ziels schlechthin verfehlen werden — und so soll vornehmlich diese Lehre für alle, die das Evangelium hören, einen wichtigen Bewegungsgrund abgeben, sich dem Sohne Gottes im Glauben demüthig zu unterwerfen — und eben so soll sie immerdar alle Gläubige erinnern, ihren Bestand in der Gnade Gottes wohl zu bewahren, die Abhängigkeit ihrer gottseligen Gesinnung von der Gnade Jesu Christi immerfort zu bedenken, und, ohne je sicher zu werden, des demüthigen Gebets um Erhaltung und Stärkung der guten Kräfte nie zu vergessen. Außerdem klärt diese Lehre mehrere vorkommende Begebenheiten auf, die uns sonst irre machen und unsern Glauben in Verlegenheit setzen oder wenigstens seiner Freudigkeit berauben können. Wir berufen uns hier nur auf das Buch Hiob,

dessen

dessen Bestimmung eben ist, diesortige Aufklärung und Erinnerungen zu geben, (die zeitherige Behandlung dieser göttlichen Schrift übersieht und verleugnet gerade dasjenige, ohne welches sich kaum irgend ein gottanständiger Zweck absehen läßt, wozu sie geschrieben sey) ingleichen auf 2 Thess. 2, 3 — 9 — 12. Offenb. 13, 1. 2. 11 — 18. Diese Hauptmomente der biblischen Lehre vom Satan wünschten wir nirgends übersehen. Auch die Lehrstücke von dem angebornen Verderben finden wir von Hrn. H. sehr gut vertheidigt. Doch hat man, dünkt uns immer, nicht in der Absicht, Gott wegen der Zulassung dieses Erbübels zu rechtfertigen, sich auf die von Ihm vorher versehene und verfügte Erlösung durch Christum zu berufen, weil dadurch alles wieder in den Stand gesetzt sey, daß, wer verloren geht, es nur seiner wirklich moralischen Schuld zuzuschreiben habe. Die Schrift stellt den Rathschluß Gottes von der Erlösung der Menschen durchaus als eine solche Sache vor, die wir für eine ganz und unmittelbar freye Gnade zu erkennen und mit demüthigstem Dank zu preisen haben, also eben hiemit als eine Sache, die Gott, unbeschadet seiner erhabenen Eigenschaften und Verhältnisse gegen uns, auch bey allem zugelassenen Erbübel, hätte zurückbehalten können. Ist dieses, so haben wir auch zu glauben, daß es bey Ihm keine Ungerechtigkeit gewesen seyn würde, die Menschen in dem Elend liegen zu lassen, welches von Adam her über sie gekommen war. Hier also ist und bleibt für uns immer ein undurchdringliches Geheimniß; und

dies zu bekennen, wird sicherer seyn, als, durch allemal mißliche Versuche einer Aufklärung darüber, anderweitige Lehren der heil. Schrift nicht rein genug zu erhalten. Die Lehrsätze von dem Unvermögen des Menschen zur wahren Bekehrung und Gottseligkeit und von der nothwendigen Erforderniß einer göttlichen Gnadenhülfe dazu, haben gleichfalls an Hrn. H. keinen verächtlichen Vertheidiger gefunden. Doch kömmt uns vor, als ob er St. 3. S. 61 — etwas zu viel nachgäbe. Gewiß sagt z. B. Phil. 2, 12. 13. weit mehr, als dasjenige ist, worauf der Hr. Verf. bestehen will. Freylich wird mit nichten die Bemühung des Menschen ausgeschlossen; und nichts besseres, als Unverstand ist es, wenn uns die Gegner dieser Lehren wegen beschuldigen, daß wir die menschliche Moralität aufhüben. Auch von der Wirkung der Taufe bey Erwachsnen S. 130. scheint Hr. H. zu wenig zu sagen, und sogar über einiges von dem, was er als Wirkung der Taufe angiebt, möchten sich Zweifel erheben, oder wenigstens Beweisgründe fordern lassen. Wiedergeburt bey der Taufe nach der Lehre der Schrift ist mehr, als das alles, und nicht umsonst ist zur Bezeichnung desselben ein so stark bedeutender Ausdruck gewählt. Wiedergeburt ist ganz als Wirkung des heil. Geistes anzusehen, eine Art von Umänderung der Seele, wodurch wenigstens die Kräfte derselben eine andere Richtung und Stärke erhalten, als sie natürlicher Weise hatten, und welche eben so bey Kindern, als bey Erwachsnen statt finden kann. Dieselbe kann sich auch viel weiter, als nur auf die-

diejenigen Kräfte erstrecken, auf welchen das nachherige moralische Verhalten beruhet. Auch unser Körper soll einmal, wie in einer neuen Schöpfung, dergleichen nicht weniger die Wiedergeburt unsrer Seelen ist, eine große Umwandlung erhalten, und davon wird 1 Cor. 15, 50 — ähnlich geredet, wie Joh. 3, 3 — von dem, was in der Taufe vorgeht. Dazu nun kann der beste Gebrauch der Vernunft, wie ihn die Erwachsnen haben, als wirkende oder nächstbestimmende Ursache nichts beytragen, und so kann der ermangelnde Gebrauch der Vernunft bey den Kindern keines Zubehörs der Wiedergeburt, wie sie bey der Taufe der Erwachsnen vorgeht, berauben. Sagen wir hiemit etwas richtiges, so sagen wir vielleicht zugleich, woher es komme, daß man über die Wirkung der Taufe bey den Kindern so viel Schwierigkeiten erhebt, und dieselben auf der andern Seite jetzt nur noch sehr schüchtern beantwortet, nämlich weil man auch in Ansehung der Erwachsnen der Sache nicht nahe genug kömmt. In der Betrachtung über das heil. Abendmahl meynt Hr. H., die beyden Evangelischen Partheyen würden längst näher zusammengerückt seyn, wenn die Reformirte Kirche sich mehr Calvins, als anderer, Vorstellungsart hätte leiten lassen, und theilt nachher eine lange Stelle aus Caluini Institut. Rel. Christ. L. IV. Cap. XVII. mit. Calvin selbst aber ist ja doch, ungeachtet dieser und anderer Stellen in dem angezeigten Kap. seiner Institutionen, ein heftiger Gegner unsrer Lehre vom heil. Abendmahle gewesen, und hat dadurch veranlaßt,

daß nicht wenige der Unsrigen glaubten, er sey von seiner bessern Meynung zu der geringhaltigern des Zwingli zurückgegangen, S. Buddei Isagoge histo-rico-theol. edit. 1730 p. 1115 — In Ansehung der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen wüßten wir uns den Gegnern, ungeachtet der allerdings scheinbaren Vorstellungen, die sich ihren Zweifeln und Behauptungen zum Besten machen lassen, doch nicht so gar milde zu beweisen, wie Hr. H. Ist einmal ganz klar, daß der Herr selbst diese Lehre vorgetragen und eingeschärft hat, so ist auch eben so unwiderleglich, daß dieselbe vollkommen mit den Eigenschaften Gottes vereinbar seyn müsse. Demnach giebt es auch gar keinen Grund, wodurch die wirkliche Ewigkeit dieser Strafen im geringsten unwahrscheinlich werden könnte, wenn man auch nicht zu behaupten hätte, daß Gott eben so wohl alle seine Drohungen, wie seine Verheißungen, erfüllen müsse. Denn nur aus der angeblichen Unverträglichkeit dieser Lehre mit den Eigenschaften Gottes macht man Einwendungen dagegen. Und diejenigen, welche in dieser Lehre etwas für Gott ungeziemendes und mit seinen Vollkommenheiten unreimbares zu finden meynen, stoßen damit auf Jesum Christum selbst an, weil wir diese Lehre aus seinem eignen Munde her haben, wie auch der Verfasser der Freym. Betracht. nicht in Abrede ist. Uebrigens wundern wir uns, wie man sich gewöhnlich nur auf Matth. 25, 46. berufe, und nicht eben so und noch zuversichtlicher auf Marc. 9, 43 — 48. da alles, was zur Mißdeutung dieser Stelle je vorge-

gebracht worden ist, den klaren Augenschein wider sich hat. Hier wird zu wiederholten Malen gerade die Endlosigkeit der Dauer der Strafen ausdrücklich als Bewegungsgrund zur Verleugnung alles dessen, was uns in diese Strafen stürzen könnte, wenn die Verleugnung auch noch so schmerzlich seyn sollte, aufgestellt; und wer sind die, die uns diesen dringenden Bewegungsgrund aus der Lehre Christi wegstreiten oder ihn der Gemeine Christi, deren Lehrer sie seyn wollen, auch nur stillschweigend vorenthalten wollen? und woher ist ihre Weisheit, die sie der Weisheit des Sohnes Gottes entgegen zu setzen sich nicht entblöden? Wir halten uns zu dieser Erinnerung über Hrn. H. zu große Milde in dieser Sache desto mehr berechtigt, da er selbst auch S. 210. der großen Zerrüttung und Zügellosigkeit einiger Gemeinden gedenkt, in welchen vor etwa 50 oder mehr Jahren die Meynung von der Endlichkeit dieser Strafen herrschend geworden war. Th. II. S. 236 — ist die Rede von einigen Vätern, welche den Engeln eine Ewigkeit zugeschrieben haben. Hr. H. will ihnen darüber keinen Vorwurf gemacht wissen, weil er meynt, sie hätten dabey eben so gedacht, wie mehrere christliche Weltweisen neuerer Zeit, welche in dem Lehrsatz von der Ewigkeit der Welt, oder besser, von der Existenz der Welt von unendlichen Zeiten her — nichts gefährliches gefunden, nichts, das die Abhängigkeit der Welt von Gott und ihren unendlichen Abstand von dem allein nothwendigen Wesen aufhöbe. Auch wir verdammen aus dieser Ursache weder

jene Väter, noch diese Philosophen. Aber äußerst mißbilligen müssen wir doch solche Meynungen, und denen, die sie hegen, allerdings großen Vorwurf darüber machen. Kann etwa eine solche Meynung ganz füglich mit den ganz klaren Lehren der Schrift von der Existenz aller endlichen Dinge bestehen? führt eine solche Meynung nicht auf elende und widerwärtige Auslegungen? und kann sie nicht aufs leichteste zum verderblichsten Aergerniß werden? Und auf welchen elenden Gründen, wegen welcher schon an sich man dem Philosophen Vorwurf machen kann, beruhet sie? auf welche falsche und übelartige auch anderweitige Sätze führen diese Gründe und Grundsätze? Die letzten Freym. Betrachtungen, nämlich XIII. von menschlichem Ansehen und kirchlicher Autorität, XIV. vom Protestantismus insbesondere, XV. Folgen aus dem Vorhergehenden, und den Beschluß derselbigen hat Hr. D. Hegelmaier nicht gleichfalls, wie die vorhergehenden, in Prüfung gezogen. Dennoch hat er den Inhalt auch dieser Freymüthigen Numern sehr umständlich in seinem St. 3. von 212 bis 271 seinen Lesern mitgetheilt. So gelegen dies auch etwa mehrern seyn mag, weil sie nun doch alles, was jenes berüchtigte Buch enthält, in den Hegelmaierschen Gegenschriften finden, so unangenehm fiel doch uns am Ende es auf, da wir hier den ganzen freymüthigen und zum Theil groben Wirrwar, der in den letzten Betrachtungen ausgekramt ist, nochmals durchgelesen hatten, und keine Hegelmaiersche, d. i. gründlich schöne Prüfung desselben fanden. In

der

der letzten Vorrede wird zwar noch einiges daraus kurz beurtheilt, aber des schiefvorgestellten und ärgerlichen Zeugs von S. 212 bis S. 271. ist gar zu viel, als daß wir einen solchen Beschluß der Hegelmaierschen Gegenschrift, dem guten Zwecke derselben bey vielen Lesern nicht für sehr nachtheilig achten müßten. Der Hr. V. giebt zwar in eben der Vorrede Rechenschaft darüber. Sie kommt darauf an, daß die eigentliche Hauptsache des Freym. Betrachters genüglich geprüft worden sey, daß die letzten Betrachtungen nur Conclusionen aus den vorhergehenden enthielten, daß eben diese Conclusionen seit 15 Jahren so oft herabdeclamirt worden wären, daß man ihrer müde seyn müsse — und daß diese Prüfungen mit dem St. 3. haben geschlossen werden sollen. Lieber aber hätte denn Hr. H. dem Freym. Schreiber nicht die letzten Betrachtungen so ausführlich hier nachschreiben sollen — In eben der Vorrede erwähnt Hr. H. der Ankündigung einer zweyten und vermehrten Ausgabe der Freymüth. Betrachtungen, vermuthet, daß der Verf. derselben dabey etwa auch Rücksicht auf diese Prüfungen nehmen könnte, und setzt hinzu: „Ich hoffe aber, „wann es geschehen, daß er mir auf eben die an„ständige Weise, wie ich ihm, werde begegnet „seyn. Es handeln zwar in diesem Stück unsere „größten Toleranzprediger nicht immer systema„tisch, doch diesem will ichs zutrauen.“ So wenig wir auch Hrn. H. gönnen wollen, von dem Verf. der Fr. Betr. so übel behandelt zu werden, als schon andere von ihm (wenn wir anders Hrn.

Starke

Starke in Gedanken haben dürfen) behandelt worden sind, so sehr wünschten wir doch, daß Hr. H. etwas weniger Zärtlichkeit desfalls haben, und lieber, auf alles mit guter Entschlossenheit bereit, im Voraus überall sich mit dem großen Trost begnügen möchte, den Jesus selbst giebt Matth. 5, 11. 12., wiewohl wir ihm auf alle Fälle auch dieses zuzutrauen Grund genug haben. Wer in unsern Tagen hierauf nicht gefaßt seyn will, wird leicht aus seiner Vestung fallen, wie schon viele gefallen sind. Wie übel allerley Männer auch so sanfte Prüfungen, als die Hegelmaierschen sind, aufnehmen, hat Hr. H. schon selbst erfahren, wie wir ersehen aus seinem Antwortschreiben an Hrn. F. H. zu R.... die Prüfung der Freymüthigen Betrachtungen betreffend, in demselben Verlage 1782. 8. 32 Seiten. Er verantwortet sich hier aufs sanfteste gegen den ihm in einem Briefe von unbekannter Hand gemachten Vorwurf, daß er das Lehrgebäude des Freym. Betrachters allzu hart und lieblos beurtheilt, denselben ohne Scheu für einen Deisten erklärt, und sich sogar bemühet habe den Weg zu zeigen, auf welchem derselbe auf seinen Deismus gerathen seyn solle. Es hilft also zur Abschneidung solcher Vorwürfe alle bewiesene Höflichkeit nichts.

Ohne Anzeige auch des Verlagsorts fliegen herum so betitelte Neugierden eines Weltbürgers. Oder Zweifel und Anfragen eines Menschenfreundes. Allen Staatsgrüblern zur beliebigen Prüfung und Beantwortung gewidmet. 1782. 8. 24 Seiten. So weit man ur-

urtheilen kann, ist der Verfasser von Römischkatholischem Herkommen, und scheint die Religionsverfassung der Protestanten, auch dem äußerlichen nach, gar nicht zu kennen. Desto leichter war es ihm denn, wenn er selbst für sich schon alles Gewissen unterdrückt, alles Religionsgefühl erstickt hatte, nach Voltairischer Weise, doch ohne Voltairischen Witz, wider alle Religion überhaupt ohne irgend etwas nach Gott zu fragen und mit Verkennung aller göttlichen Weltregierung, zu raisonniren. Mit der Geistlichkeit fängt er an: „Warum ist die Christkatholische, Muhammedi„sche und respective aller Orten Geistlichkeit sich „einander vollkommen gleich? überall reich, über„all müßig, überall stolz, überall Feinde des Gou„vernements? —“ Nachher ist sein Einwurf wider alle Religion dieser, daß Menschen aller Religionen, Muhammedaner, Indianer, Ketzer und Unchristen, wo sie anders arbeiten, ihren Unterhalt finden, auch reich werden können; und weiter geht es über die Wallfahrten und über alles, auch nicht bloß über Religionssachen, so viel er deren kennt, sondern eben so dreust über den Adel her, den er so gut, als die Geistlichen, abgeschafft wissen will. Auch die Regenten nimmt er in Censur. Hieraus mag man sehen, was in Katholischen Ländern, wenn nicht eine weitgehende eigentliche Reformation der Glaubenslehre nach der heil. Schrift zu Stande kommt — und doch Freyheit zu raisonniren und zu schreiben verstattet wird, für Früchte aufwachsen werden. Bey dieser Freyheit kann sich schlechterdings die Römisch-

mischkatholische Kirche mit ihrer Glaubenslehre, den Pabst ganz abgerechnet, nicht behaupten; und so kann sehr leicht etwas ärgeres daraus werden. Freylich wird eben diese Freyheit zur Folge haben, daß nun auch gute Bücher sich verbreiten können, wenn es Menschen genug giebt, bey welchen sie Eingang finden.

Von nicht besserm Gehalt, zur neuen Reformation unter uns beyhelfend, ist ein Kern der Lehre Jesu. Allen vernünftigen Bekennern derselben zur Beherzigung vorgelegt von einem Laven. Moscau, auf Kosten eines Freundes 1782. 8. 45 Seiten. Dieser Laye, wahrscheinlich von sehr wollüstiger Extraction, scheint fast schon etwas aus den Briefen über die Bibel im Volkston gelernt zu haben, und treibt mit der Sache des Christenthums, wie man nicht anders urtheilen kann, ein boshaft muthwilliges Gespötte. Dedicirt hat er seinen Wisch, zum Abscheu für alle, die wenigstens in Furcht noch Respect gegen den gebenedeyten Namen Jesu Christi haben, an diesen göttlichen Namen, und sagt Ihm am Ende dieser Dedication, daß er Ihn einst zu sehen hoffe, nicht als Richter, sondern als Freund. Was anders kann Er ihm denn seyn, als ein bloßer Mensch? Er vergleicht die Jüdische Religion mit der Christlichen, sieht die letztre als eine Correction der erstern an, peitscht mit dieser Voraussetzung die 10 Gebote durch, und giebt sogar für Lehre Jesu an, daß es keines Betens zu Gott bedürfe. Die Religion besteht bey ihm aus 2 Theilen, aus Gottesverehrung, und aus der

Kunst

Kunst glücklich zu leben. Die letztre erklärt er für den wichtigern Theil. Sie soll ganz auf die Regel ankommen, daß wir den Kindern ähnlich uns verhalten sollen; worauf ein solches Verhalten ankomme, will er zeigen; und so lauft es bey ihm thörigt wie darauf hinaus, daß wir eben so ohne Ueberlegung zu handeln uns gewöhnen müßten, wie die Kinder. Im Vorbeygehen lehret er S. 23, der einzige Nutzen der Ehe — sey der, daß man nicht Selbstmörder werde. Denn die Erfahrung lehre, daß bey einem Mann an eine Frau gebunden — das Feuer der Wollust allmählig schwächer und dadurch Ursache werde, daß er nicht der Fülle der Gesundheit so bald verlustig gehe. Bey dem Huren, (hatte er vorher, nicht im Vorbeygehen, sondern als zu seinem Kern gehörig, gesagt) sey eigentlich nur dies Sünde, wenn das unzüchtige Leben so übertrieben werde, daß man seinen Körper schwäche. Solche Brochüren nun gehen, zur Stillung der Neugierde nach Büchern von auffallenden Titeln, in gemischten Lesegesellschaften herum; und da erachte man, mit wie scharfer Kritik sie gelesen werden, und welche Gesinnungen und Sitten sie befördern.

Etwas weit ärgeres aber, als diese flüchtigen Blätter, sind die Briefe über die Bibel im Volkston, eine Wochenschrift, die, nach unsrer im vorigen Stück gegebenen Anzeige, in Halle bey Dost seit dem Anfange d. J. herauskommt. Der dritte Vierteljahrgang ist so eben in unsre Hände gekommen. Der Verfasser fährt fort, ganz offenbar ohne selbst das zu glauben, was er schreibt, alle-

allemal dem Gefühl aller Vernunft entgegen und zum Trotz, also aufs niederträchtigste alles Christenthum und Jesum selbst, auf seine frömmelnde Weise und mit den schleichendsten Wendungen, zum Gespött zu haben. Naturalismus, bloß Naturalismus ist es, den er nun Ihm und dem Johannes, nachdem er ihnen vorher durch die ausgelassensten romanischen Erzählungen denselben beygebracht hatte, in den Mund legt, und zwar vom 12ten Jahre an, gleich als zur Erläuterung der Geschichte Luc. 2, 41 — 46 —. Jesus und Johannes, nach obigem Roman schon als Knaben einverstanden, sind hier beyde im Tempel, disputiren mit mehrern Priestern — und Jesus heilt, wie er vorher schon oft im Stillen gethan haben soll, jetzt öffentlich mit der von einem Alexandriner empfangenen Arzeney einen geglaubten Besessenen, das heißt, nach hier aufgestellter Erklärung, einen durch unnatürliche Unzucht der Geisteskräfte beraubten und mit den heftigsten Paroxismen von Raserey behafteten Menschen — zum Beweis, daß es keine Geisterbesitzungen gebe, und daß die Jüdischen Exorcisten das Volk nur täuschten. Welche Täuschungen wird der Briefsteller nicht nachher einführen, wenn er mit dem Fortgang seiner Briefe die Geschichte bis in die Zeit des öffentlichen Lehrens Jesu begleitet — falls die Raserey der frechsten Verspottung des Christenthums schon im J. 1783. (bald wird es allemal so weit und noch weiter kommen) schon bis dahin gelangen soll. Um allen Verdacht des Uebertriebenen in unsern Nachrichten und Urtheilen

von

von uns abzulehnen, und den Absatz dieser Briefe nicht durch bloß erregte und unbefriedigte Neugier bey unsern Lesern zu befördern, schreiben wir einiges aus den darinn aufgestellten Disputen Jesu, der überall den Johannes bey sich hat, ab. S. 443, wo von den Geisterwirkungen die Rede ist, sagt ein Priester, die Zweifelsucht Jesu und Johannis gränze nahe an Gottesleugnung. Hierauf antwortet Jesus: „Fürchtet nichts. Eben „darum weil wir einen Gott glauben, eben darum „zweifeln wir an der von euch geglaubten Macht „der bösen Geister. Pr. Das ist mir ein Räthsel. „Je. Uns nicht. Denn wenn Gott nicht Tyrann, „sondern Vater seiner Menschen ist, so ists widersinnisch, sich einzubilden, daß er seine Kinder dem „Muthwillen eines bösen Geistes preis geben sollte.“ Gleichwohl hat doch, wie wir wissen, Jesus nachher die Juden in dem Glauben bestärkt, nur daß er solche Menschen und auch andere nicht für Gottes Kinder, sondern, so lange sie nicht Gott von Herzen ehrten und fürchteten, für Kinder des Teufels erklärte; und die Apostel haben diesen Glauben in die ganze Welt ausgebreitet. S. 458 „Nikodemus. Hältest du es also für erlaubt, „Erzählungen der h. Bücher zu bezweifeln? Je. „Im Ganzen nicht: aber einzelne Umstände können unrichtig seyn und der Vortrag selbst kan „durch den Geschmack des Erzählenden und seines „Zeitalters die Farbe des Wunderbaren angenommen haben. Pr. Das ist entsetzlich. (Wohl denn uns, die wir aus guten Gründen wissen, daß die Erzählung dem Geschmack des Erzählenden nicht so

unterworfen gewesen ist.) Nik. Woher könnte „die Unrichtigkeit einzelner Umstände gekommen „seyn? Je. Kein Geschichtschreiber in der Welt „kan sich aller Umstände so genau erinnern oder, „wenn er aus Ueberlieferungen schreibt, sie so voll„ständig und genau erfahren, daß man sich für „die Untrüglichkeit einer Geschichte, in Absicht auf „die kleinsten Nebenumstände verbürgen könnte. „Hiezu kömt, daß unsere heil. Bücher, seit so vie„len Jahrhunderten durch das Abschreiben kleine „Veränderungen, Auslassungen oder Zusätze erlit„ten haben können. — Je. Nimm dazu, daß unsre h. „Bücher in spätern Zeiten von neuem gesamlet „worden sind. Wie viel kan bei dieser Sam„lung versehen worden seyn? — — Je. Weißt „du auch, was göttliche Eingebung heist? — — „Meinst du, daß Männer von so großen und „durchdringenden Geist, deren Gedichte von der „Größe ihrer Talente zeugen, Männer, die mit „der Verfassung des ganzen Landes bekannt und „mit allen Geheimnissen des Hofes so vertraut „waren, daß diese Männer göttliche Eingebung „nöthig hatten, um vorhersagen zu können, wie „es künftig da oder dort ergehen werde? Und kanst „du mir bürgen, daß nicht selbst manche sogenann„te Weißagung in spätern Zeiten kleine Zusätze „erhalten habe, die sie bestimmter machen, als sie „war. — — Je. Der Geist Gottes ist Einsicht, „Vernunft, Entschlossenheit, kurz, Talente des „Kopfes und Herzens: und die hatten sie, einige „in großen andre in geringerm Maaße. Und wer „die hat, hat Gottes Geist. Und wer durch sie

„die

„die Welt weise und tugendhaft macht, ist ein „Prophet. Und wer durch sie dem Menschen „die Folgen seiner Thorheiten oder seiner Tugen„den vorhersagen kann, hat die Gabe der Wei„ßagung. Pr. Unerhört. Ein anderer Pr. „Aber bey dem allen — habt ihr je einen Kna„ben mit so viel Scharfsinn sprechen hören? S. „523. Gamaliel. Mein Sohn, ich bewundre „deine Einsichten. Nie habe ich so gründlich und „richtig urtheilen hören. Jezt sage mir weiter, „worauf du deine Erwartungen gründest: näm„lich daß der Messias ein Verbesserer der Religi„on und der Sitten seyn werde. Je. Wenn ich „offenherzig reden soll, so ist meine Erwartung „nichts als Wunsch und — ein mit starker Ahn„dung verbundenes Vertrauen zu Gott, daß er „unser Volk so wenig als die übrige Welt, länger „in ihrer Kindheit lassen, sondern daß er endlich „einmal eine Zeit sich ersehen werde, wo das Licht „der Vernunft die Finsternisse des Aberglaubens, „des Pfaffenbetrugs und der Laster durchdringen „und die Menschen durch Weisheit und Tugend „beseligen werde — Gam. Also nicht Glaube „an Vorherverkündigungen? Je. Ich sage nein, „wenn man darunter bestimmte Weißagungen der „Umstände, der Zeit, des Orts versteht. Denn „wie gesagt, so weit hinaus konnte kein Prophet „sehen. Und göttliche unmittelbare Offenba„rung — wozu hätte sie genüzt und — wer mag „sie erweisen? Gam. Davon hast du deine Ge„danken schon geäusert und ich finde sie unwider„leglich. — Ein alter Priester. Was lästerst

„du, frecher Knabe? Gam. (mit Nachdruck und „feurigem Blick.) Ich will nicht, daß man dieses „Gespräch stöhre. Ist er ein Knabe, und ists „Lästerung, was er sagt, so kan sie euch sehr gleich„gültig seyn. Lästerung eines Knaben muß kei„nen Mann aufbringen — — S. 546. Je. „Und noch habe ich dir das wichtigste nicht gesagt. „Wenn es auf der einen Seite an sich selbst wider„sinnisch und Gott entehrend ist, die Israeliten „ausschliessungsweise für Lieblinge Gottes zu hal„ten, so beweiset es auf der andern Seite die Ge„schichte, daß sie es nie gewesen sind, und würde „es noch deutlicher beweisen, wenn sie uns von „allen Völkern bekannt wäre. Oder weißt du ei„nen einzigen Vorzug, den unser Volk vor allen „Völkern voraus hat? Gam. Ich dächte doch. „Je. Nun welchen? Gam. Seine herrlichen „und weisen Gesetze. Je. Wie? Getraust du „dich eine Vergleichung anzustellen zwischen den „Gesetzen der Israeliten und denen, die Solon, „Lykurg und andere Griechen gegeben haben? „Gam. Solon und Lykurg waren sehr weise Män„ner. Aber die Zahl, die Abrahams Nachkom„men aufweisen können, überwiegt doch bey weiten „— Je. Du irst Gamaliel. Fremde Juden — „haben mich längst von diesem Vorurtheil geheilt. „Gegen einen unsrer Sittenlehrer und Dichter „kan Rom und Athen sechs aufstellen, die mit den „unsrigen weteifern dürfen. Gam. Ists möglich? „Je. Und ich sage dir, daß ich selbst Schriften von „einem Griechen besitze, der so gründlich und zu„gleich so schön und mit so hinreissender Bered„sam-

„samkeit von Gott, Tugend und Unsterblichkeit „spricht, als vielleicht kein Salomo und kein Si„rach gesprochen hat. Gam. Sein Name? Je. „Ist Sokrates.“ Hieran wird jeder Schamhafte genug haben. Man urtheile, wie viel von dem allen schon so mancher zeitherige Schriftsteller, reformatorischen Geschlechts, seiner Welt aufzuhängen gesucht, und darüber viel Recensenten-Lob eingeerndtet, auch dabey z. B. von Hrn. Seiler wenigstens viele niedliche Verbeugungen erhalten hat, als welcher sogar auch uns wegen unsrer unerbittlichen Strenge ernstliche Zurechtweisungen ertheilte. Beynahe nur dieses hat der Hallische Volkslehrer eigenthümlich, daß er Jesum selbst, und zwar als 12jährigen Knaben im Tempel zu Jerusalem, allen solchen elenden Kram, der keines verständigen Mannes Widerlegung verdient, mit aller erdenklichen Unwahrscheinlichkeit, vorbringen läßt. Von Solon, Lykurg — Sokrates (dessen Schriften bis jetzt den Gelehrten ganz unbekannt geblieben sind, weil nicht Er, sondern nur einige seiner Schüler, Schriften hinterlassen haben, die man ja nun zum Theil in Uebersetzungen lesen kann) kann nur ein naturalistischer Ignorant oder ein schamloser Volkstäuscher so schreiben. Wohl gut denn, daß das Christenthum auch in angeblich so aufgeklärten Zeiten sich nicht füglich anders, als mit wirklicher Niederträchtigkeit, d. h. mit wissentlichem Betrug, mit Waffen, die der selbst, der sie führt, nur bey ganz unwissenden und betrogen seyn wollenden, für fürchterlich achten kann, bestreiten läßt. Welche Denkungsart und

Gesinnung des großen Publikums aber, unter Anführung der gelehrten Zeitungen und Journale (einige Jahre nach Erscheinung der Lessingischen Fragmente), leuchtet daraus hervor, daß die Briefe über die Bibel im Volkston so ungehindert, wie ehrliche Reisende, überall passiren, und in die feinsten Gesellschaften mit schmunzelnden Achtungsbezeigungen aufgenommen werden! In Wahrheit, Bengel muß Recht haben, der auf zunächst fernere Zeiten, die er nicht erlebte, das unabtreiblich Aergere und immer Aergere vorher gesagt hat. Wie aber? Die Hallische Censur, die in Ansehung der Freymüth. Betrachtungen über das Christenthum so unerwartet zärtlich war — kann diese Censur den Briefen im Volkston ihr Vidit so ungezwungen geben? Oder hat sie nicht gewollt, ist aber, ungeachtet dagegen eingebrachter Vorstellungen, dazu genöthigt worden? Hievon haben wenigstens wir nichts vernommen, und glauben auch nicht leicht, daß gute dagegen eingebrachte Vorstellungen unerhört geblieben seyn sollten. Freylich kennen wir (Bahrdten abgerechnet) keinen neuen Reformator, der sich über die Briefe im Volkston herzlicher freuen wird, als Hr. Teller in Berlin. Diese Briefe führen zunächst eben die Sache weiter, wozu die formelle Anlage (die materielle ist von Hrn. Semler) in der Kleinen Berlinschen Bibel gemacht ist. Am Ende dieses Vierteljahrgangs sind aus derselben (wir glauben uns nicht zu irren, da wir sie nicht jetzt bey der Hand haben und nachschlagen können) einige Stücke des in schönen Versen über-

übersetzten Ps. 119 quasi dem betenden Jesu nachgeschrieben, und wenigstens bey V. 66. eine naturalistisch erläuternde Anmerkung nicht vergessen. S. Krit. Samml. J. 1780. S. 465.

Bey Schwickert in Leipzig sind in diesem Jahre herausgekommen Flavii Josephi Hebræi Opera omnia græce et latine excusa ad editionem Lugduno-Batavam Sigeberti Havercampii cum Oxonienſi Joannis Hudſonii collatam. Curavit Franciscus Oberthür, S. S. Theol. et V. J. Doctor, insignis eccleſiæ Haugenſis Canonicus Capitularis, S. S. Dogmatum in Vniverſitate Wirceburgenſi Prof. Publ. Ord. Tom. I. gr. 8. 1189 Seiten, nebst einer Epistola von dieser neuen Ausgabe des Josephus ad Reverendiſſ. et Eminentiſſ. Dominum D. Andream S. R. E. Tit. S. Pudentianæ Presbyterum Cardinalem Joannetum, Archiepiſc. Bonon. In dieser Zuschrift erzählt Hr. Oberthür, wie er auf den Entschluß gerathen sey, eine neue Ausgabe der Werke des Flavius Josephus zu veranstalten, nämlich in Rom bey oftmaliger Betrachtung der noch daselbst übrigen Denkmäler des Jüdischen Kriegs ꝛc., wünscht, daß alle die Autoren in bequemem und wohlfeilem Format herausgegeben werden möchten, welche die Theologen für Classiker anzusehen hätten, ist auf protestantische Gelehrte wohl zu sprechen, auf einige auch ohne sonderliches Verdienst, ruft die Herren Heine und Harles auf, eine vollständigere und bequemere Ausgabe von Fabricii Biblioth. Gr. zu besorgen ꝛc. und redet denn von dieser Ausgabe des Josephus. Er liefert den Josephischen Text aus der Havercampi-

schen, nach der Hudsonschen näher berichtigten Ausgabe, zunächst ohne alle Noten, aber mit der lat. Uebersetzung. So enthält dennoch der Tom. I. nur die 10 erstern Bücher der Jüdischen Alterthümer oder Geschichte. Wir können es nicht gut heißen, daß immer noch die hergebrachte schülerhafte Sitte, die griechischen Autoren mit einer Uebersetzung zu begleiten, nicht ganz herunter kommen will. Sie macht die Ausgabe dieser Denkmäler schier noch einmal so theuer, und bringt dafür keinen verhältnismäßigen Vortheil. Warum erläutert man nicht dafür schwerere Stellen des Texts bloß in einzelnen untergesetzten Anmerkungen? Und wollten ja ganz stümperhafte Gelehrte vollständige Uebersetzungen haben, so könnte man diese neben her besonders drucken lassen, daß dadurch die Ausgabe des Originals für diejenigen, welche die Uebersetzung als eine Faulheitsbrücke verachten, nicht vertheuert würde. Hr. O. will aber auch dem Griechisch-Lateinischen Josephus noch krit. und philol. Noten, auch einen Indicem aller Griechischen beym Josephus vorkommenden Wörter, und einen andern Indicem historico-criticum etc. anhängen. Wir wünschten, daß das Hauptwerk besonders, und diese Anhänge besonders zu kaufen seyn, also nicht in Ein unzertrennliches Ganzes zusammen geschlagen werden möchten. Sonst würde diese Ausgabe allemal noch um mehr, als um die Hälfte der Hudsonschen oder der Havercampischen zu stehen kommen, und außer den öffentlichen Bücherschätzen nur in wenigen Privatbibliotheken einmal gefunden werden. Druck

und

und Papier sind, wie mans wünschen kann. Schon redet Hr. O. auch von einer nachher folgen sollenden Ausgabe der Werke des Philo.

Ein nützliches und eben so unterhaltendes Lesestück für Jedermann wird seyn die Biographie des berühmten jüdischen Geschichtschreibers Flavius Josephus, von ihm selbst verfertiget. Aus dem Griechischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Johann Friedrich Eckhard. Leipzig im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1782. 8. 160 Seiten. Hr. Director Eckhard zu Eisenach hat diese Uebersetzung nach der Ittigschen Ausgabe, in Ermangelung der Haverkampischen, gemacht, und sein vornehmster Endzweck, wie er in der gleichfalls sehr lesenswerthen Vorrede sagt, ist gewesen, den Sinn des Griechischen Texts in reines Teutsch überzutragen, ohne dabey auf neumodische Worte und gekünstelte Ausdrücke zu sehen. Diese Angabe ist so bescheiden, als möglich, und desto weniger kann der strenge Richter sagen, daß in der Sache nicht so viel geleistet sey. Die Uebersetzung, ob sie gleich Uebersetzung eines nicht so ganz leicht zu übersetzenden Texts ist, läßt sich auch sehr gut lesen, wenn sie schon, wie wir meynen, hin und wieder etwas kürzer und runder abgefaßt seyn könnte. An der nöthigen Treue wird Niemand zweifeln, der Hrn. E. als einen gesetzten, nicht modisch flüchtigen Schulmann kennt. Wir haben sie an mehrern Orten mit ihrem Texte verglichen, und richtig befunden. Doch nehmen wir uns die Freyheit, einige Versehen, die wir nach unsrer

Einsicht dafür halten, anzuzeigen, in der Absicht, daß, da dies lehrreiche Stück leicht eine zweyte Ausgabe erfahren kann, der Hr. Uebersetzer eine abermalige Revision nicht für überflüssig ansehen möge. Kaum können wirs für mehr, als für einen Druckfehler ansehen, wenn wir S. 22. übersetzt finden πρόπαππος durch Großvater, da Urgroßvater, von Simon Psellus in Ansehung des Fl. Josephus noch zu wenig gesagt seyn würde. Uebrigens hätte die Genealogie des Fl. Josephus, da sie auch nach der Uebersetzung, die Hr. E. giebt, ihre Schwierigkeiten hat, eine Anmerkung verdient, in welcher wenigstens die Schwierigkeiten angezeigt würden. S. 128 lieset man: „Sie thun eben das, was die Verfälscher der Do„cumente, die sich auf einen Vertrag beziehen, thun; „weil sie aber keine ähnliche Strafe, wie jene, zu „besorgen haben, vernachlässigen sie die Wahrheit „so viel mehr.“ Der Josephische Ausdruck ist folgender: πραττουσι μεν γαρ ὁμοιον τι τοις περι συμβολαιων πλαττα γραμματα συντιθεισιν. Τῳ δεμηδεμιαν ὁμοιως τιμωριαν ἐκεινοις δεδιεναι καταφρονουσι της ἀληθειας. Das, meynen wir, sey zu übersetzen: „Sie verfahren eben so, wie die, welche von Verträgen (auch von bloß angeblichen) erdichtete Schriften aufsetzen; da sie aber nicht eben so, wie jene, sich vor Strafe fürchten, so achten sie die Wahrheit für gar nichts.“ Größer ist die Subtilität S. 129. „— denn ein Ge„schichtschreiber muß zwar der Wahrheit getreu „seyn, jedennoch ist ihm nicht erlaubt, die Bos„heit anderer mit Heftigkeit zu tadeln, nicht, als wenn

„wenn jene eine solche Nachsicht verdienten, son„dern um die eigne Bescheidenheit nicht zu ver„letzen.“ Das Original: — — ἐξεστι δ' ὁμως μη πικρως τας τινων πονηριας ἐλεγχειν, ὁ δια την προς ἐκεινους χαριν, ἀλλα δια την αὐτε μετριοτητα. Der Ausdruck ἐξεστι — μη heißt nicht: es ist nicht erlaubt — sondern: es ist erlaubt, nicht — so zu verfahren. Wir würden übersetzen: „Doch ist „ihm nicht für strafbar auszulegen, wenn er, die „Bübereyen anderer rügend, von Bitterkeit fern „bleibt, nicht aus Gefälligkeit gegen jene, sondern „aus Neigung zum Glimpf.“ S. 154 ist ein merkliches Versehen begangen, wodurch auch das Folgende zum Vorhergehenden ganz unpassend wird. Wir wollen das unrichtige unterscheidend drucken lassen, und der Kürze wegen es in einem Einschiebsel verbessern. Die Sache selbst wird uns rechtfertigen: „Eine andere Weibsperson „heurathete ich zu Alexandria. Von da wurde „ich mit dem Titus zur Belagerung nach Jerusa„lem geschickt, wo ich vielmals in Lebensgefahr ge„wesen, da die Jüden sich die äußerste Mühe ga„ben, mich in ihre Gewalt zu bekommen, um mich „nach ihrer Meynung zur Strafe zu ziehen, weil „sie dafür hielten, so oft sie von den Römern „geschlagen würden (sollte heißen: und die Römer, so oft sie geschlagen wurden, dafür hielten) daß ihnen dieses wegen meiner Verräthe„rey widerführe. Sie riefen dem Kaiser unauf„hörlich zu, daß er mich, den sie für einen Ver„räther hielten, aus dem Wege räumen möchte. „Der Kaiser Titus aber, dem das abwechselnde „Kriegsglück nicht unbekannt war, übergieng das

„ungestüme Geschrey der Soldaten mit Still„schweigen.“ Mehrere Anmerkungen, die Hr. Eckhard beygefügt hat, sind philologisch, und wenigstens ein Theil von Lesern wird ihm bestens dafür verbunden seyn. Doch haben nicht alle unsern Beyfall. S. 118 hat er anstatt des Griechischen οἱ περι τον Ἰωναθαν bloß den Namen Jonatha gesetzt, weil nachher das uerbum singulare φησι, folgt, und die beygefügte Anmerkung nennt diese Redensart eine periphrasin. Das kann doch nicht wohl gelten, wenn die Person selbst ausdrücklich genannt wird. Oder wenn es eine periphrasis ist, wovon ist es periphrasis? was wird durch diese periphrasin umschrieben? Wir wissen wohl, daß es bis auf den heutigen Tag in aufgeklärten Zeiten das gewöhnliche sey, da auch Hr. D. Ernesti seine Schüler nicht weiter sehen gelehrt hat. Allemal aber sagt der Ausdruck mehr, mag das uerbum im singulari oder plurali dabey stehen. Er kommt sehr oft in diesem Theile der Josephischen Lebensgeschichte vor, und auch wo das uerbum in plurali dabey steht, setzt Hr. E. wenigstens noch Einmal bloß Jonatha, übrigens aber: Jonatha und seine Begleiter — und seine Gefährten — und die bey ihm waren — bekennt also doch, daß die Redensart an diesen Orten keine periphrasis, sondern vielmehr ein gerades Gegentheil von Periphrase, nämlich vielmehr ein im Sprachgebrauche abgekürzter Ausdruck sey. Wie soll er nun gleich da zur Periphrase werden, wo das uerbum in singulari folgt? Vielmehr ist er offenbar daselbst (wir wollten sagen, ein noch mehr bedeutender) abgekürzter Ausdruck, und

giebt zugleich zu erkennen, daß an dem, was die genannte Hauptperson sagte oder that, die übrigen ihr zugehörigen auf irgend eine Weise Antheil genommen haben. Das uerbum macht sodenn eine sehr feine synesin. S. 119 übersetzt Hr. E. φραζω τον τοπον, ω — Ich — erzählte die Gelegenheit, bey welcher ich von —, und eine beygefügte Anmerkung sagt, das Wort τοπος könne hier nichts anders, als die Gelegenheit anzeigen, welche Bedeutung selten, und selbst in dem Thesaurus des Stephanus nicht bemerkt sey. In diesem Thesaurus ist freylich vieles nicht bemerkt, was immer weiter zu unsrer Wahrnehmung steht. Doch glauben wir nicht, daß der Punkt ganz gut getroffen sey. Die Uebersetzung selbst fließt auch nicht natürlich genug. Mit τοπος und dem lat. locus hat es eine ziemlich gleiche Bewandniß. Exponam hunc locum — ist ungefähr so viel, als exponam hanc rem, welches einmal auf eine Erzählung, ein andermal auf eine philosophische Entwickelung ankommen kann. Wir würden also übersetzen: Ich — erzählte die Sache, da ich — Der Sprachgebrauch lenkt sich vielfach. Wenn wir zergliedern und erklären wollen, so fehlt es oft an Gelenksamkeit, die wir doch haben, wenn wir die Worte nur im concreten Sinn zu verstehen suchen. Endlich noch Eins der Art. S. 145 übersetzt Hr. E. ηκειν ως αυτος ohne Bedenken: zu ihnen kommen, und warum nicht? In einer Anmerkung aber corrigirt er die Grammatiker, welche behaupten, nach der Gewohnheit der Attiker werde ως anstatt προς gesetzt, erklärt es mit Hrn. D. Erneſti bey den Memor. Socr. II. VII. für einen Irrthum, und nimmt in dessen Nachfolge lieber an, προς sey per ellipsin ausgelassen

und ὡς stehe überflüssig. Aus wirklicher Achtung gegen Hrn. Eckhard spotten wir hier nicht, da Hr. D. Ernesti mit seinen philologischen Machtsprüchen unsern Spott wohl verdient hätte. Ist es nicht sonderbar, man überlege es nur ohne Vorliebe und Abneigung, daß zwischen ἥκειν und αὐτοῖς ein Pleonasme und eine Ellypse zusammen stoßen sollen? Da ein pleonastisches oder überflüssiges Wort gar nichts bedeutet, so lasse man denn lieber einmal auch ὡς weg, und sage, ἥκειν αὐτοῖς heißt zu ihnen kommen. Oder soll ὡς eben die Anzeige geben, daß πρὸς ausgelassen sey? Möchte denn doch bey jeder Ellipse ein solcher Warnwächter stehen! Aus der Ernestischen Schule sind überhaupt besonders sehr viele Pleonasmen zum Nachtheil der wahren Philologie geboren, und durch wiederholte Machtsprüche großgezogen worden. Pleonasmen sind unleidlichere Creaturen, als Ellipsin; doch giebt es auch eine große Menge erdichteter Ellipsen, und die künftigen Herausgeber des Lamb. Bos mögen lieber abschneiden, als zusetzen, damit des unnützen Krams weniger werde. Anweisung dazu hätte Hr. D. Ernesti geben sollen. Wollte dies nun einer seiner Schüler gebührend genug thun, so wäre zu befürchten, daß das Ansehen des großen Mannes sehr leiden möchte. Denn er hat dieses Krams weit mehr gemacht, als vorher zu finden war.

* *

Bey J. E. Zeh in Nürnberg soll nächstens herauskommen ein Versuch einer umständlichen Geschichte des Königs Davids, aus den Schrifttexten harmonisch verfaßt, und mit Anmerkungen erläutert, nebst einer Vorrede Sr. Hochw.

Herrn Joh. Esaias Silberschlag, Königl. Preuß. Oberconsist. und Oberbauraths ꝛc. herausgegeben von C. G. M. in gr. 8. Wer vorausbezahlen will, kann dies Werk für 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr. erhalten. Der jetzige Herausgeber der Krit. Samml. hat die voranzuschickende Einleitung des Herrn Verfassers (der kein studirter Theologe, sondern ein wichtiger Staatsgeschäftträger ist) in das Leben Davids schon vor mehrern Jahren, und nachher auch einige vorläufig zur Probe abgedruckte Stücke dieser Geschichte Davids selbst zu lesen bekommen, und weiß es also aus guter Kenntniß und Ueberzeugung aufs beste zu empfehlen. Es wird die Stelle eines sehr auserlesenen, reichlich belehrenden, Erbauungsbuchs vertreten, um so mehr, weil alle Psalmen Davids, da, wo sie besage ihrer Ueberschriften oder wahrscheinlich hingehören, in die Geschichtserzählung eingeschoben sind. Richtige und umständliche Kenntniß des Inhalts der Bücher des A. T. wird nach und nach immer seltener, da endlich die mehresten Herren Prediger, aus eigner Unkunde oder aus sehr übelartigem Vorurtheil, welches sie von Universitäten nach Hause bringen, sich kaum noch getrauen, mehr als einzelne Sprüche daraus anzuführen; und diese Unwissenheit macht vielen verkehrten Lehrsätzen und unchristlichen Meynungen Eingang. Desto angelegentlicher ist zu wünschen, daß dieses schöne Buch sich weit verbreiten möge; und wer etwas dazu beytragen kann, wird damit der Sache des Christenthums einen nicht geringen Dienst leisten.

Eine andere hiemit ziemlich verwandte Nachricht fügen wir, eben so ungebeten, mit Vergnügen an. Herr

D. Georg Detharding, Prediger an der Jacobskirche zu Rostock, welcher schon in dem abgewichenen Kirchenjahr die lehrreichen Entwürfe seiner Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Episteln jedesmal voraus bekannt machte, hat unterm 30. Sept. d. J. eine Anzeige drucken lassen, welche folgendes enthält: „Ich bin mit Gott entschlossen, in einigen Jahrgängen meine Mitchristen mit „der Religion des Alten Testaments bekannt zu machen, „um uns zu überzeugen, daß wir eben den Gott anbeten, „den die Erzväter und die Juden nach dem Gesetze verehrten; an eben den Erlöser glauben, an den jene geglaubt; und eben die Art der Gnaden-Mittel gebrauchen, die jene nutzten; daß wir also eben den Weg betreten, auf dem jene zur Vollkommenheit gelangt sind. Ich „werde also theils die Vorbilder ins Licht setzen, und mit „dem Gegenbilde vergleichen; theils die Gebräuche und „Sitten der Erzväter und ihrer Nachkommen, in so weit „sie mit der Religion in Verbindung stehen, erklären; und „den Religions-Unterricht der Juden, mit dem unsrigen, „so wie die Sabbathsfeier mit unsrer Sonntagsfeier, zusammenhalten. (Nur die Erläuterung der Propheten „aus der Geschichte wird davon ausgenommen, als womit ich mich in den Wochenpredigten des Winterhalbenjahres beschäftige, und bis an den Ezechiel gekommen bin.) Es soll damit so abgewechselt werden, wie die „epistolischen Texte mir dazu die Veranlassung geben —" Den Verlag der diesjährigen Entwürfe, wie der vorherigen, wird der dortige Buchdrucker Hr. Christian Müller haben. Wir theilen diese Nachricht mit, theils um etwas zur Beförderung dieses guten Instituts, wo möglich, beyzutragen, da es etwa zur Ermunterung des Verlegers auch auswärtiger Abnehmer bedürfen könnte, theils um auch andere Herren Amtsbrüder, wo es sey, mit Bescheidenheit anzumahnen, zu desto reicherer Belehrung ihrer Gemeinen den vielfachen Inhalt der Bücher des A. T. in diesen Zeiten, da so manche Theologen sich nach und nach immer fremder dagegen anstellen, nicht zurücklegen, sondern nach der Anweisung Jesu Christi und seiner Apostel immer ins Gedächtniß zurufen u. bestens zu benutzen.

Gedruckt zu Neubrandenburg bey C. G. Korb.

Register

über den Jahrgang 1782.

A. Seite

Addison von der Wahrheit der christlichen Religion 245. 431
Am Ende commentatt. ad Theol. Natur. Antiqu. &c. pertinentes 318
Anmerkungen über Bahrdts Kirchen- und Ketzer-Almanach 528
Apitzsch, Wir habens nun alle gelesen 2te Ausg. 156
Apologie der Apokalypse wider falschen Tadel ꝛc. 549. 595
Arnoldi, Fortgesetzte Unterweisung für Taube und Stumme 510
Atlas, neuer, für die Jugend 506
Aufsätze über die ungegründeten Rechte der Geistlichkeit 483

B.

Baretti, Beschreibung der Sitten in Italien 135
Basedows praktischer Auszug des N. T. 267
Bauers Erklär. paraboliſcher Erzählungen unsers HErrn 452
Baumgarten, Al. Gottl. Gedanken bey den Reden Jesu 438
Becher, über die Besuchung der Kranken durch die Prediger 258
Bechtolds Apologie der Leſſischen Moral, und Streit mit Benner 262
Bedenken über das N. Preuß. Gesangbuch 92
der Berlinschen naturforsch. Gesellschaft Schriften 291
Beschäftigungen, angenehme, für kleine Kinder 509
Betrachtungen, christliche, aus dem Engl. 73
Beyträge zu den neuesten Religions-Vereinigungs-Schriften 698
— — zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion 253

Bibliothek, Allgem. Deutsche 539
—— für Kinder 500
Biel, Nouus Thesaurus philol. in LXX &c. 44
Bockiade, die neue und vermehrte 539
Brauers Abhandl. zur Erläut. des Westphälschen Friedens 303
Briefe über die Bibel im Volkston 422. 719
Bützow, neue Vortheile der dasigen Universität 158
Bulle, Sendschreiben an D. Semler 154
Burscher, de origine dogmatum et institutorum, quæ &c. 243

C.

Campe, kleine Seelenlehre für Kinder 140
Chardins Reisen nach Persien 134
Ciceronis Historia philosophiæ antiquæ ed. Gedicke 120
Eleß, Geistliches Magazin V. u. VI. Th. 71
Cludius, Wahrheit der christlichen Religion wider die Juden 442

D.

Dathii Pentateuchus 173
Detharding, Entwürfe von Predigten über die Religion des A. T. 736
Döderlein, Theol. Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion 68. 437
—— Sendschreiben über eine Stelle in Semlers Lebensbeschr. 153

E.

Erdbeschreibung für die Jugend in den K. K. Staaten 308
Evans praktische Reden über die christl. Sittenlehre 73
Exempelbuch, Beytrag dazu 129

F.

Facius, Schulstudien-Plan 490
Fischer, Scriptorum ac monument. German. collectio 124. 301

Fragmente zur Philosophie des 18. Jahrhunderts 269
Freymüthige Briefe über das Religionsvereinigungs-Wesen 703
Freymüthigkeit, ob sie gegen die neuen Reformatoren erlaubt sey 535
Frisch, Entscheidende Gründe wider das Steinbartische System 75
Frorieps Rede bey seiner Confirmation zum Pastor ꝛc. 327
Fuchs, Bibliothek der Kirchenversammlungen 650

G.

Gedicke, M. T. Ciceronis Historia philosophiæ antiquæ 120
Gesangbuch, vom N. Berlinschen 157. 541. 542
— — — — — — Bedenken darüber 92
— — neu eingerichtetes Freybergisches 667
Geschichte der Religionsmeynungen des ersten Jahrhunderts 399
— — des Königs David ꝛc. 734
— — Jesu, unsers HErrn und seiner Gesandten 85
Gillies, Betrachtung über die Griechen ꝛc. 118
Das Grab der Bettelmönche 127
Grots Petersburger Kanzelvorträge 196

H.

Hegelmaier, die freymüthigen Betrachtungen — geprüft 705
Hermanns Griechisch-Deutsches Wörterbuch des N. T. 88
von Hüpsch, Naturgeschichte des Niederdeutschlandes 101
Hume, über die natürliche Religion 3

J.

Jacobi, Sämmtliche Schriften 66. 238
Jani, Schlußantwort auf Coners Einwürfe 79
Japan und die Japaner, Bemerkungen darüber 316
Fl. Josephi Opera — edit. Oberthür 727
— — Biographie desselben übersetzt von Eckhard 729

Irrthümer und Wahrheit, oder Rückweis für die Menschen ꝛc. 276

K.

Kern der Lehre Jesu (κατ' ἀντιφρασιν) 718
der Kinderbeobachter 498
Klemms neuer Atlas für die Jugend 506
König über das akademische Studium und Leben 142
Köppens Unterricht für Schulmeister niederer Schulen 487
Küttner Hypomnemata in Nou. Test. 89

L.

Lehre und Unterhaltung für Kinder 138
de Lüc, Physikalische und moralische Briefe 335
Luthers bisher ungedruckte Briefe 250
—— an den christl. Adel deutscher Nation 486

M.

Meier, vereinigte Wünsche aller rechtschaffenen Schulmänner 492
Merkels Aufklär. der Streitigkeit der Aloger ꝛc. 614
Merkwürdigkeiten, unterhaltende ꝛc. 326
Mönchswesen, Einfluß desselben auf den Staat und Religion 531
Moldenhawers Harmonie der Evangelisten 457
Müllers Anmerkungen über die erste Weltgeschichte 359

N.

Neugierden eines Weltbürgers 716
Nichts ohne Absicht und Nutzen 103
Nonacessit zur Berlinschen Preisaufgabe 580
Nugents Reisen durch Deutschland 309

O.

Offenbarung J. Chr., Neue Schriften und Streitigk. über dieselbe 549

Offen-

Offenbarung J. Ch., kurze Anleitung zum Verstande derselben 638
Otters Reisen in die Türkey und nach Persien 134

P.

Platners Gespräch über den Atheismus 3
Plouquet, Skizze der Lehre von der menschl. Natur 111
Pope's freundschaftl. u. litterar. Briefwechsel 128

R.

Reisen durch England, Schottland und Wales 314
—— nach Persien — in die Türkey 134
Religion des Philosophen 381
Religions-Vereinigung, Einleit. u. Entwurf dazu 683
Rößlers Bibliothek der Kirchenväter 226
Rollin, Briefe zwischen ihm und dem Könige von Preußen 306

S.

Sack, die Sündfluth mit forschendem Auge betrachtet 286
Salzmanns Gottesverehrungen 94
Sander, über die Vorsehung 474
Sartorii Compendium Theologiæ dogmaticæ 161
Schmidts Geschichte der Deutschen 122
—— J. Ch. Teutsche Kaiser- und Reichshistorie 123
Semlers Lebensbeschreibnng 2ter Th. 512
—— Magazin für die Religion 205
—— Theologische Briefe 2te Sammlung 580
Steinbarts Anleitung des menschl. Verstandes ꝛc. 105

T.

Thiele, das Steinbartische System geprüft 248
Thunbergs vorläufige Nachricht von Japan 317

U.

Ungenannte Schrift eines berühmten Schulmanns 142
Ulrichs Geschichte der christl. Kirche 300

V.

Versöhnungstod Jesu, der wahre Gesichtspunkt der Lehre davon 463
Versuch einer Geschichte der Cultur des menschl. Geschlechts 292
Versuchte Auflösung der 2 größten Lavaterischen Räthsel 477
Voltaire, Recueil — de sa vie et de sa mort 329

W.

Weihe, F. A., dessen Leben 520
Es ist Weihnachten 138
Werners Anleitung allerley Prospecte zu zeichnen ꝛc. 152

Z.

Zierlein: Sagt die Vernunft in der That so viel ꝛc. 21. 288
Zimmermanns Reise um die Welt mit Cook 130



Zu verbessernde Irrungen.

S. 247. Z. 7. von unten l. Barchochba S. 267. Z. 5. v. u. Alethinien S. 330. Z. 4. u. 9. v. u. Tronchin S. 353. Z. 5. v. u. seyn, ohne S. 372. Z. 18. Alles S. 462. Z. 13. v. u. Bergpredigt, nicht aber S. 498. Z. 16. unerträglich S. 574. Z. 14. könnten S. 582. Z. 8. bekommt; S. 589. Z. 6. zieht nun S. 593. Z. 12. habe eben S. 605. Z. 7. gewaltthätig S. 627. Z. 5. v. u. Widerwärtigen S. 647. Z. 13. v. u. schlechthin, sondern mit —

wie mans wünschen kann.
auch von einer nachher folgen
er Werke des Philo.
nd eben so unterhaltendes Le-
n wird seyn die Biographie
dischen Geschichtschreibers
, von ihm selbst verfertiget.
then übersetzt und mit eini-
n begleitet von Johann
). Leipzig im Verlage der
ndlung. 1782. 8. 160 Sei-
Eckhard zu Eisenach hat diese
r Ittigschen Ausgabe, in Er-
perkampischen, gemacht, und
pzweck, wie er in der gleich-
en Vorrede sagt, ist gewesen,
ischen Texts in reines Teutsch
dabey auf neumodische Worte
rücke zu sehen. Diese Anga-
als möglich, und desto weniger
hter sagen, daß in der Sache
t sey. Die Uebersetzung, ob
g eines nicht so ganz leicht zu
st, läßt sich auch sehr gut le-
wie wir meynen, hin und
r und runder abgefaßt seyn
thigen Treue wird Niemand
. als einen gesetzten, nicht mo-
lmann kennt. Wir haben sie
it ihrem Texte verglichen, und
Doch nehmen wir uns die
rsehen, die wir nach unsrer